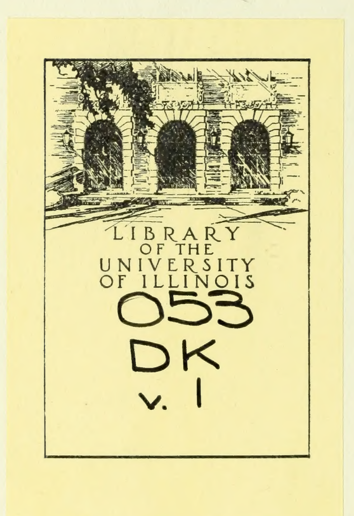
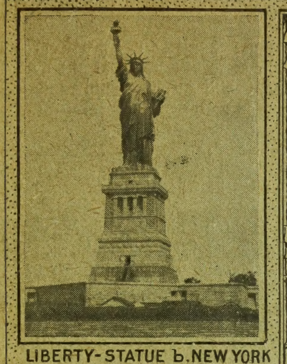
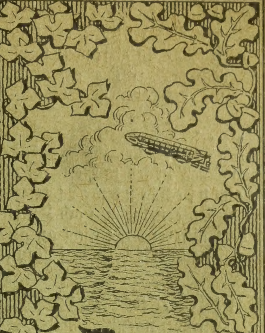



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DK
v. 1




LIBERTY-STATUE b. NEW YORK




Niederwald-Denkmal a. Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Februar. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.

An unsere Leser!

Angesichts der ungeheueren Ueberfüllung des Büchermarktes mit Minderwertigem und direkt Wertlosem ist es für das Publikum schwer, Bücher zu finden, die den Anforderungen ernster und vornehmer Menschen gerecht werden. Aus diesem Grunde und besonders auch zur Bekämpfung der demoralisierenden Schundliteratur haben wir uns zur Errichtung einer

Kulturträger-Buchhandlung

entschlossen. Unsere Leser werden in jedem Hefte an dieser Stelle eine Liste

empfehlenswerter Bücher

finden. Wir bitten, dieses Unternehmen nach Kräften fördern und auch Bücher bei uns bestellen zu wollen, die in unserer Liste nicht aufgeführt sein sollten. Wir werden diese, wie auch etwa vergriffene Werke — auf Wunsch telegraphisch — von unserer Filiale in Berlin beordern.

Empfehlenswerte Bücher:

Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen" $2.00
Schwaner, „Germanen-Bibel" (Prachteinband) $8.00
„ „Vom Gottsuchen der Völker" (Prachteinband) $2.00
? — (Von einem Deutschen) „Aufstieg und Niedergang der Völker" $1.25
Felix Dahn, „Walhall", Germanische Götter- und Heldensagen $2.50
Schlender, „Germanische Mythologie" $2.00
Chamberlain, „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" $3.00
Peter Rosegger, „Heimgärtners Tagebuch" $2.50
Wolzogen, „Edda" $1.00
Simrock, „Nibelungen" $1.00
„ „Walther v. d. Vogelweide" $0.50
Johannes Faust, „Grundzüge der ewigen einen Weltreligion" $0.50
„Der König", Friedrich der Große, in seinen Briefen und Erlassen $1.50
Ferdinand Gregori, „Lyrische Andachten" $1.00
Machiavelli, „Der Fürstenspiegel" $2.25
Karl Kniep, „Durch Sturm und Sonnenschein in vierzig Jahren" $0.50
Ferdinand H. Lohmann, „Texas-Blüten" $1.00
„ „To my Darling" $1.00
Frida Beyer, „Memento vivere" $1.00

Die Bücher sind sämtlich gebunden, mit alleiniger Ausnahme von „Memento vivere", das uns broschiert vorliegt. Die Zusendung erfolgt ohne Portozuschlag. Den Betrag bitten wir mit der Bestellung einsenden zu wollen.

Kulturträger-Buchhandlung, P. O. Box 425 Grand Haven, Mich.

Auskunfts-Büro über ländliches Grundeigentum in den Vereinigten Staaten.

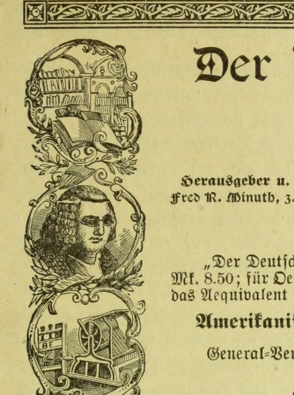
Der Everglade-Skandal in Florida unseligen Angedenkens, wie manche andere von gerissenen Landspekulanten in Szene gesetzten Betrügereien, bei denen ehrliche Leute Millionen Dollars verloren haben, hat in uns die Idee eines

Auskunftsbüro über ländliches Grundeigentum in den Ver. Staat.

angeregt. Wir haben uns zum Zwecke wahrheitsgetreuer Auskunfterteilung mit einer Reihe reeller Geschäftsleute in Verbindung gesetzt und vermögen Auskunft über alle Teile des Landes zu geben. — Wir berechnen für diese Auskünfte je 15 Cents. Das ist gerade der Ersatz der uns durch Porto und Zeitverlust entstehenden Selbstkosten.

Gelegentlich werden wir an dieser Stelle preiswürdige Objekte auf diesem Gebiete zum Kauf ausbieten.

Kulturträger Real Estate Büro, P. O. Box 425 Grand Haven, Mich.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Verlag der Kulturträger Publishing Company.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

Amerikanische Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan, U. S. A.

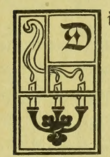
General-Vertreter für Europa, Asien, Afrika, Australien: Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. Februar 1913. Nummer 2.

Ideale und Irrtümer.

Von Pastor Dr. Johannes Schubert.



Die Geschichte der Deutschen in Amerika, wie sie uns Goebel, Faust, Cronau und v. Bosse geschrieben haben, umfaßt Jahrhunderte. — Deutsche Bewegungen und Bestrebungen in Amerika sind kaum älter als ein Jahrhundert. Eine einheitliche deutsche Bewegung hat uns erst der National-Bund gebracht — vor einem Jahrzehnt! Erst als im amerikanischen Freiheitskriege mit der politischen Unabhängigkeit der Kolonien der Grund zum Aufbau einer Nation gelegt, und im deutschen Freiheitskriege das deutsche Volk sich seiner selbst wieder bewußt geworden war, erwuchs dem deutschen Einwanderer in der neuen Welt die Pflicht, sich mit den vorhandenen Elementen dieser werdenden Nation auseinanderzusetzen und entweder ohne Rest in dieselben aufzugehen oder ihnen seinen Charakter aufzuprägen. Denn diese Elemente waren ihm fremd — nach Sprache, Sitte und Wesen englisch. Angelsächsische Beharrlichkeit und Zähigkeit, britischer Stolz und britisches Selbstbewußtsein hatten über deutsche Anpassungssucht und deutsche Nachgiebigkeit leicht triumphiert. Das englische 'I' mit dem großen Anfangsbuchstaben und dem breiten, selbstgefälligen Klange hatte das bescheidene kleingeschriebene deutsche ‚ich' allerorten zum Rückzug gedrängt. Und die Unabhängigkeitserklärung war rein politisch: sprachlich, geistig und sozial blieb die alte Abhängigkeit vom englischen Mutterlande. Der 4. Juli ward der Geburtstag eines neuen Staatswesens, nicht eines neuen Volkstums. Da kam der Strom der Einwanderung, vor allem der deutschen Einwanderung. Aber diese Einwanderung kam nicht aus einem starken Deutschen Reiche, das ihr als einiger, kräftiger Rückhalt hätte dienen können, sondern sie kam aus ein paar Dutzend Vaterländern und Ländchen, die unter dem Zeichen politischer und kirchlicher Reaktion standen. Ideale brachten diese Einwanderer wohl mit, aber ihnen fehlte die Kraft völkischen Selbstbewußtseins. Da kamen die in ihrem Glauben Bedrängten, um hier in diesem freien Lande ihrem Gott nach ihrem Gewissen zu dienen, und sie wurden die Gründer mächtiger deutscher Kirchenkörper, die mit der Väter Glauben auch der Väter Sprache lange festhielten. Aber über kirchlichen Idealen und Aufgaben entschwand ihnen das Bewußtsein nationaler Pflicht und das Verständnis für völkische Aufgaben.

Trotz aller Verdienste um die deutsche Sprache im einzelnen ist die deutsche Kirche in Amerika nicht die Trägerin deutscher Kulturmission geworden.*) Dann kamen die politisch Geächteten, die im Lande der Freiheit die Ideale der 48er Jahre zu verwirklichen hofften. Und als sie kamen, fanden sie mit Verwunderung, daß die Praxis hier ihre in der Heimat gewonnenen Theorien längst überholt hatte, und daß ein unter republikanischer Verfassung groß gewordenes, selbstherrliches Geschlecht für die deutschen Schwärmer nur ein überlegenes Lächeln des Spottes hatte. In der Pflege deutscher Gemütlichkeit, in zahllosen Vereinen entschlummerte ihr Idealismus, bis der Sturm des Bürgerkrieges kam und die Spreu vom Weizen sonderte. Da haben dann die Besten und Edelsten der 48er Leben und Blut für die Union in die Schanze geschlagen. Ihre Namen stehen unverlöschlich eingegraben in die Ehrentafeln amerikanischer Geschichte. Aber soviel diese Helden des Bürgerkrieges auch für ihren Privatgebrauch an deutscher Art festhielten, so hoch auch ihr persönlicher Einfluß und ihre Bedeutung für das Land einzuschätzen ist, bewußte Träger einer deutschen Kulturmission waren auch sie nicht. Vor allem aber kamen die Hunderttausende wirtschaftlich Schiffbrüchiger und sozial Enterbter, die der Heimat den Rücken gewandt hatten, mit dem bitteren Gefühl erlittener Unbill und erduldeter Entbehrungen. Auch sie hatten ein Ideal: Brot und Verdienst; wirtschaftliche Unabhängigkeit. Sie fanden nicht alle, was sie suchten. Und die es fanden, gaben vielfach ihr Bestes, Gemüt und Gewissen, dafür hin. Während ihr Fleiß und ihre Kraft im Schweiße ihres Angesichts Kulturwerte und Volkswohlstand schufen, blieben die ungezählten Millionen deutscher Arbeiter doch schließlich ohne dauernden Einfluß auf die geistig-sittliche Entwicklung des Volkslebens. Nur wo sie in größerer Zahl sich zusammenfanden, pflegten sie in deutschen Vereinen die Muttersprache, das deutsche Lied und der Heimat lebensfrohe Bräuche. Endlich kamen auch die verlorenen Söhne, die, mit der Vergangenheit auch des eigenen Volkes vergessend, nur ein Ideal kannten: so schnell wie möglich dem fremden Volkstum sich einzuwurzeln.

Jahrzehnte lang dauerte der riesige Strom deutscher Einwanderung fort. Mächtige deutsche Kirchengemeinden entstanden, blühende Vereine traten allerorten ins Leben, deutscher Geist und deutsche Arbeit bauten mächtige Industrien auf, aber eine einheitliche deutsche Kulturbewegung kam nicht zustande. Und wo man wirklich den Anlauf nahm, ein deutsches Ideal zu verwirklichen, wo man etwa die Gründung einer rein deutschen Stadt oder gar eines rein deutschen Staates in der Union anstrebte, da erwies sich das Ideal als ein verkehrtes: Irrung — Verirrung!

Der Strom der Einwanderung versiegte schließlich. Das geeinte, mächtig emporstrebende Deutsche Reich gab seine besten Söhne und Töchter nicht mehr her. Das ungeeinte, zerrissene Deutschtum Amerikas war sich selbst überlassen. Das heranwachsende Geschlecht, dem vielfach kein tiefgewurzeltes deutsches Empfinden eingepflanzt worden war, sah in dem Festhalten an deutscher Sprache und Sitte in Kirche und Verein nur die Schwäche einer absterbenden Generation und wandte sich dem englischen Geist und Wesen zu. Anglophile Patrioten verkündeten triumphierend den Niedergang des Deutschtums in Amerika, elende Abtrünnige in den eigenen Reihen weissagten mit heuchlerischer Trauer unser Ende, und die kleingläubigen Schwarzseher und Heulweiber beiderlei Geschlechtes machten mit betrübter Miene das Testament des Deutschtums in Amerika. **Zu früh!** In der Stunde der tiefsten Not und allgemeinster Verzagtheit ward uns der Mann geschenkt, der berufen war, dem geeinten Deutschtum Amerikas das Banner voranzutragen. Lange bevor der hohe Gedanke zur tatsächlichen Ausführung kam, brannte im Herzen jenes Mannes — Carl Johannes Hexamers —

*) Hierzu möchte ich bemerken, daß der Herr Verfasser, der sich in den Vereinigten Staaten eines ausgezeichneten Rufes als Kanzelredner und wissenschaftlich gebildeter Theologe erfreut, den Einfluß der deutschen Kirche in Amerika doch ein wenig unterschätzt. Die deutsche Kirche in Amerika ist zwar nie agitatorisch hervorgetreten, wie andere Kongregationen es leider auf Kosten des Ansehens der Kirche getan haben, aber sie war ein treuer und fester Hort für deutsches Wesen und deutsche Sitte. Sollte dies in kultureller Hinsicht ganz ohne Bedeutung sein? Wir glauben nicht.
Der Herausgeber.

das Feuer eines wahrhaftig nationalen Ideals: *Ein deutsch-amerikanischer National-Bund des gesamten Deutschtums in Amerika zur Wahrung des gemeinsamen Gutes und zur Erfüllung der gemeinsamen Aufgaben.* Einmal ausgesprochen, hat dieser Gedanke bald in vielen Herzen Wurzel geschlagen. Erst vor wenigen Monaten haben die Vertreter von 2½ Millionen Deutschamerikanern es ihrem Führer an seinem 50. Geburtstage in ergreifender Huldigung bezeugt, daß er nicht umsonst gearbeitet! Und doch ist das Erreichte nur das Angeld auf die große Zukunft, der wir hoffnungsfroh entgegenharren. Nicht daß wir das Ziel erreicht haben, *sondern daß wir auf dem rechten Wege sind, das ist unsere Freude!*

Daß wir über unseren engen kirchlichen, politischen, geselligen und persönlichen Sonderbestrebungen die gemeinsamen Güter und Aufgaben vergessen haben, das war der Irrtum, an dem das Deutschtum je und je gekrankt hat. Daß wir endlich lernen, die Sonderinteressen dem Großen und Ganzen der deutschen Sache unterzuordnen, das ist das Verdienst des „Deutsch-Amerikanischen National-Bundes“!

Aber soll diese große Bewegung nicht auf Irrwege geraten oder gar dem Fluche des Parteitreibens anheimfallen, so gilt es, das Ideal stets vor Augen zu halten und klar zu erfassen. Wohl, — *dem* Irrtum werden wir nicht leicht verfallen, nach einer politischen Abhängigkeit vom Deutschen Reich zu streben. Das dichtet nur die Verleumdungssucht des perfiden Albion uns an. Auch *der* Irrtum liegt uns fern, daß wir einen Staat im Staate, eine abgeschlossene Gemeinschaft im Gemeinwesen bilden wollen. Aber auch von dem Irrtum müssen wir mehr und mehr loskommen, als ob die Erhaltung der Muttersprache, der heimischen Sitten und Gewohnheiten, der deutschen Gemütlichkeit für uns und unsere Kinder, mit einem Wort, das „Deutsch-*Bleiben*“, das letzte und höchste Ideal unserer Bewegung wäre. Wir wollen nicht allein deutsch *bleiben*, sondern deutsch *machen*. *Das ist unsere Kulturmission.* Daß nicht nur im Kreise der deutschen Einwanderer und ihrer Kinder, *sondern im ganzen amerikanischen Volke deutsche Sprache und Literatur, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutscher Handel und Industrie in ihrer bahnbrechenden, vorbildlichen Bedeutung erkannt und anerkannt werden, daß der deutsche Volkscharakter mit seiner lebensfrohen Gemütstiefe, seinem heiligen Gewissensernst und mit seinem unbezwinglichen Freiheitsdrange zum amerikanischen Volkscharakter wird, und daß so unser amerikanisches Volk im besten Sinne germanisiert werde* — **das** *ist das Ideal, dem wir nachstreben!* —



Das Vermächtnis eines deutschen Propheten.*)

Von Prof. Dr. Julius Goebel.



Ich habe diesen Titel nicht umsonst gewählt für die Anzeige dieses wunderbaren Buches, das mir heute, fast siebzehn Jahre nach seinem Tode, den einzigen Mann in all' seiner schlichten Größe, der Tiefe seines Geistes und Gemüts, der quellenden Fülle seines schöpferischen Innenlebens und in der friedenstrahlenden Ruhe seiner harmonischen Persönlichkeit lebendig vor die Seele führt. Denn als Prophet, als Verkünder eines neuen kommenden Tages für das innerste Leben seines Volkes erschien er mir vom Augenblick an, wo ich ihn zuerst kennen lernte. Nie werde ich die Stunde vergessen, in der ich ihn als junger Student zum ersten Male hörte. Es war im Wintersemester 1879–80, jener Blütezeit des sterilen Kriticismus, den Flegeljahren der anmaßenden Naturwissenschaft, einer der traurigsten Perioden deutschen Geisteslebens, in der der große Moment der nationalen Erneuerung ein kleines, vom Pessimismus verseuchtes Geschlecht gefunden hatte. In der maßlosen Ueberschätzung formalen Wissens, wie es damals in den Schulen herrschte, aufgewachsen, hatte ich mich mit wahrem Heißhunger in theologische, philosophische und philologische Studien gestürzt, und konnte doch in Stunden stiller Einkehr das peinigende Gefühl nicht los werden, daß mir all' das stolze Alexandrinertum im Grunde nur leere Hülsen biete. Da bat mich eines Tages ein gleichgesinnter Mitstudent, dem ich meine innere Not vertraut hatte, ihn in Hildebrands Vorlesungen über Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu begleiten. Noch sehe ich die kleine Gestalt mit dem prachtvollen Haupte, den groß und edel geschnittenen Zügen auf dem Katheder stehen, noch höre ich den tiefen Klang seiner wunderbar eindringenden melodischen Stimme. Er sprach über Klopstock und seine Dichtersprache und kam auf das Wort ‚glühen'. So mußte Klopstock, so mußte später der junge Goethe im schöpferischen Augenblicke das Wort in seiner ganzen Fülle der Bedeutung gefühlt und gesprochen haben, wie es seelenvoll hier von Hildebrands Lippen klang, während ein Abglanz nachschaffender Begeisterung über sein Gesicht leuchtete und dem Hörer sich mitteilte. Es war eine Erfahrung, wie ich sie vorher nie gemacht hatte. Ich hatte ein Stück dichterischer Sprachschöpfung miterlebt.

Das war nicht der kritisch arbeitende, unausstehlich altkluge Stimmton, der damals, wie leider auch heute noch vielfach, als der allein glaubwürdige galt. Noch viel weniger war es das billige ‚Pathos' seichter Aestheten und Literaturschwätzer, das heute so oft der Menschheit Schnitzel kräuselt. Man hatte vielmehr das Gefühl, daß hier der denkbar gründlichste Kenner aus seiner Person heraus ins Ganze, Große der dichterischen Verkündigung übergetreten war, in der er lebte und webte. Die Ahnung, die in dieser Stunde über mich kam: dies ist der Mann, der dich, ja dein Volk zu einem neuen, höheren Leben führen kann, sollte sich um so mehr bestätigen, je näher ich ihn in seinen Vorlesungen über Goethe, übers Volkslied, über die Gudrun, in seinem Buche über den Sprachunterricht, in Grimms Wörterbuch und dann in längerem persönlichen Umgang kennen und lieben lernte.

Solch' neues, höheres, ja höchstes Leben, wie er es sich selbst in qualvollen inneren Kämpfen erobert hatte, in den jungen Geistern zu wecken und zu nähren, war ihm im letzten Grunde die große Aufgabe seines Lebens, der all' sein Können wie sein Riesenwissen dienen mußte. Wie eine gütige Fügung der Vorsehung empfand er es, daß seine Ernennung zum Professor im Jahre 1870 zusammenfiel mit den großen nationalen Ereignissen. Noch fühlt man den Jubel nach, der durch die Einleitung zu seinen Vorlesungen über die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts klingt, die er im Winter 1870–71 zum ersten Male hielt:

„Die Abhängigkeit von Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert dringt sprachlich selbst in den Kern unseres Stolzes, die Wissenschaft, vor; wir waren, hauptsächlich seit Ludwig XIV., von außen und innen umsponnen von Frankreich, so daß der Einbruch Napoleons nur wie eine welthistorische, notwendige Vollendung des Vorhergehenden erschien, erscheinen konnte. Jetzt endlich ist der Augenblick des Losringens, der

*) **Gedanken über Gott, die Welt und das Ich.** Ein Vermächtnis von Rudolf Hildebrand. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910, Pp. 479. 10M.

Mündigsprechung da, es heißt, wie politisch so auch in Sitte und Denken abstreifen, was schon erschüttert nur noch hängt, nicht es töricht versteckt oder naiv festhalten oder neu einführen. Die besten Geister in Italien, England (Carlyle), selbst Frankreich zum Teil (V. Hugo), sehen uns als das Volk der Zukunft an; das muß aber vor allem mündig sein und das wird man nur durch seinen Willen zuletzt. So hat sich das Verhältnis auf einmal umgekehrt, wie ein Wagebalken umkippt. Und diese Umkehr ist ohne bewußte Anstrengung unsererseits erfolgt, sie ist ein Naturereignis. Sie begann in der Wissenschaft, Gelehrsamkeit, in der Stube des einsamen Denkers — in der Philosophie, Philologie, Aesthetik, Geschichtschreibung, in denen zum Teil wir schon länger Muster unserer früheren Lehrer und Vorbilder sind, zum Teil es noch werden müssen. Und nun auch im Staatsleben. Noch 1848 zuckte die Pariser Revolution bei uns nach, mit geschichtlicher Notwendigkeit, wir waren die Unmündigen (England, wie ruhig konnte es bleiben!) und wie anders 1870! Nur die heimatlosen egoistischen Sozialdemokraten, die ‚Internationalen', hängen noch mit dem alten Wahn an Frankreich, Paris, als der Quelle alles Lebens.

„Ja, 1870 ist für Deutschland, was für den Wagebalken die Kippe ist, für den Wanderer die sauer errungene Paßhöhe eines länderscheidenden Gebirges — ein neues Leben beginnt, eine große Ferne und Weite tut sich vor uns auf, in die wir neugeboren, neugekräftigt, wie jung geworden, niedersteigen."

Diesem neuen Leben, der inneren nationalen Wiedergeburt zum Durchbruch zu helfen, d. h. in organisch geschichtlichem Geiste fortzusetzen, was unsere großen Dichter und Denker begonnen, erkennt er als heilige Pflicht. So leitet er seine berühmten Vorlesungen über Schiller und Goethe — damals sagte man noch nicht unrhythmisch Goethe und Schiller — im Winter 1871–72 mit diesen Worten ein:

„Nachdem wir äußerlich wieder hergestellt sind oder werden, daß die Kugel nun von selbst bergab rollt, ist es hoch vonnöten, daß wir die innere Herstellung kräftiger wieder aufnehmen, wie sie angebahnt ist von unsern geistigen Größen. Ganz Europa blickt jetzt auf uns, aber wir sollen und wollen nicht bloß im politischen Wesen den Ton angeben, die Arbeit des 18. Jahrhunderts für die Menschheit ist es, die man von uns zu erwarten hat, nicht mehr in abstracto bloß, sondern nun in concreto gegen die Gefahren, die der Menschheit von den ‚Schwarzen' von Rom und den ‚Roten' von Paris drohen, von dem Materialismus der exakten Wissenschaft und von dem Pessimismus und dem Abstraktivismus der Philosophie, von dem verkappten Römertum unserer rückschrittlichen Kirche und dem noch nicht ausgetriebenen Franzosentum unseres falschen Staatsbegriffs und unserer ‚Gebildeten' — ja nun auch — so fügt er 1887 hinzu — gegen die Uebertreibung des Nationalitätsprinzips.

„Der Mensch und das Menschentum, wie sie Gott gewollt hat, sind vollends wieder zu erobern und sicher zu stellen, d. h. wir müssen uns erziehen und erziehen lassen aus den Schäden der Ueberkultur heraus und des verwälschten Deutschtums.

„Ja erziehen — Erziehung, nach falschen oder richtigen Grundsätzen und Zielen, ist der Kern der Menschheitsgeschichte.

„Bekanntlich arbeiteten die besten Kräfte des vorigen Jahrhunderts an einer völligen Neugeburt des Menschen, nirgends, glaub' ich, tiefer als bei uns, niemand tiefer greifend als Schiller und Goethe.

„Nur eins war dabei vergessen: die politische Form. Die Franzosen brachten das in Fluß theoretisch — praktisch für sich selbst sind sie nun weiter zurück als wir. Nun sind wir aber politisch im Reinen, und da muß man denn darauf zurückkommen, daß ja auch der Staat nur aus Menschen besteht — und die Kirche nicht anders!

„So ist eine Erkenntnis der beiden Dichter für uns im höchsten Sinn praktisch, nicht bloß von idealem oder wissenschaftlichem Werte."

Aber noch weiter tragen die Begeisterung und der innere Jubel über die endliche Erfüllung der nationalen Sehnsucht unseren Pro-

pheten. Er, der so tief und innig im geistigen Erbe unserer großen klassischen Zeit lebt und webt, ja dem die Botschaft unserer Dichter und Denker das nationale Evangelium bedeutet, nach dem sich unser Leben gestalten soll, er steckt nun aufs neue das letzte Ziel auf, wonach unsere innerste Kulturentwickelung zu streben habe. In jenen Tagen, wo das geistlose Spezialistentum auch in den Geisteswissenschaften seine Orgien zu feiern beginnt, wo das akademische Banausen- und Kärrnertum die Philosophie als abgelebte Vettel verhöhnen durfte, und die Dichtung sich begnügen konnte, den deutschen Bildungsphilister und den Berliner Gründer zu kitzeln, da hatte Hildebrand den Mut, seine Zuhörer an das Wort der Staël zu erinnern, daß die Begeisterung (l'enthusiasme) die wahrhaft unterscheidende Eigenschaft der deutschen Nation sei, und vor ihren Augen das Bild der Vollendung deutscher Kulturentwickelung zu entrollen, wie es Goethe und Schiller ahnend geschaut hatten. So ruft er in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über Schiller und Goethes philosophische Dichtung, die so recht ins innerste Heiligtum des modernen deutschen Geistes einführen, der akademischen Jugend im Jahre 1874 zu:

„Jetzt, da die politische Jugend angebrochen ist (sie findet nur noch nicht Jünglinge genug, begeisterte Jünglinge, wie sie damals Frau von Staël in Deutschland fand)— jetzt müßte auch die neue Jugend von damals wieder aufblühen, also auch die Wissenschaft und Kunst, die Philosophie und Poesie sich wieder die Hände reichen, wie es Schiller und Goethe verlangt, geweissagt haben.*) Die Philosophie ist ja die Wissenschaft der Wissenschaften, wie die Poesie die Kunst der Künste — nicht die Plastik, wie jetzt die Tagesmeinung ist — d. h. die Poesie in der Verjüngung zu ihrem Ursprung zurück, wie sie Richard Wagner als leitendes Bild vorschwebt.

„Und ihre krönende Spitze hätten beide in der wiederbelebten Religion zu finden — darüber erschrecken aber zunächst noch viele, auch von den Besten — ohne Not: der Schreck muß und kann umschlagen in jubelnde Freude, die alle seligen Kinderahnungen wieder bringt, nur als erfaßte Wahrheiten.

„Wir müssen also, wie auf Irrwege in der Tiefe geraten, wieder anknüpfen an jene große Zeit, wieder auf die Höhe treten, auf der jene Großen — die Dichter und Philosophen — gemeinsam standen. Das tut man in der Philosophie schon mit Kant, manche mit Hegel, Schelling, das gebildete Bewußtsein tut's mit Goethe (manche, wie Müllenhoff im Vorwort zu seiner Altertumskunde, auch noch mit Schiller), und das ist so wenig ein Rückschritt wie das Zurückgehen der Musik auf Bach, Mozart, der Poesie im vorigen Jahrhundert auf Shakespeare, ja der neuen Zeit überhaupt, seit dem Humanismus, auf das Altertum, und nun unser eignes Zurückgehen auf unser Altertum."

Nur ganz wenige verstanden Hildebrand damals. Die große Masse berauschte sich an flachen Zeitphrasen, wie sie aus Frankreich und Nordeuropa hereinzubrechen begannen und im Verein mit gewissen anderen Strömungen die Papierrevolution der sogenannten ‚Moderne' heraufführen halfen. Erst heute, wo uns so vieles in jener unglaublich verrohten Zeit als knabenhafte Verirrung vorkommt, wo es den Besten immer klarer wird, wie tief wir von der hohen Kultur unserer großen Zeit abgefallen sind, während wir vergeblich versuchten, unserer vermeintlich größeren Tiefe und Intensität einen Ausdruck zu schaffen — erst heute mögen Hildebrands Prophetenworte ganz zu ihrer Wirkung kommen. Denn immer mehr empfinden wir nun, wie töricht es war, uns in einem eingebildeten Gegensatz zum 18. Jahrhundert zu gefallen, von dem wir doch in allen Fasern unseres geistigen Daseins immer noch abhängen und noch lange abhängen werden.

Den reichen Inhalt des vorliegenden Buches, das uns in die heimlichsten Gründe eines außerordentlichen Geistes blicken läßt und den letzten Aufschluß über sein ganzes Schaffen gibt, in

*) Schiller in den Schlußversen der „Künstler", Goethe z.B. in folgender Stelle: „Man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide (Philosophie und Poesie) sich freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten." Man vergleiche auch Rückerts herrliches Wort: „Was wär' ein rechter Mann? Der mit dem Kern sich nährte der ganzen Wissenschaft und den zu Kunst verklärte."

einer kurzen Anzeige auch nur anzudeuten, ist unmöglich. In tagebuchartiger Form, einen Zeitraum von nahezu sechzehn Jahren umspannend, hat Hildebrand hier sein Geheimstes und Tiefstes ausgesprochen. Wir sehen ihn mit den Auswüchsen des Zeitgeistes, dem Abstraktivismus, dem Materialismus und dem Pessimismus bis aufs Blut ringen und genießen mit ihm die Silberblicke des neuen höheren Lebens, das sein Prophetenauge schaut. Denn wie in jeder Zeile des Buches die Liebe zu seinem deutschen Volke glüht, so steht hinter seinem Ahnen und Sehnen die Forderung des ‚ganzen, gesunden Menschen', für dessen Wiederherstellung Herder, Goethe, Schiller, Klopstock, Hölderlin u. a. kämpften und rangen. Zu diesem ganzen und gesunden Menschen gehört aber als wesentlicher Teil, ja als die tiefste Lebensquelle des Ich die ‚Empfindung', für deren Berechtigung, Ausbildung und Betätigung er in einer verstandesstolzen, seichten Zeit, wie jene Großen, immer wieder kämpft. Wie jubelt er auf, als er in E. Machs Beiträgen zur Analyse der Empfindungen (1886) von naturwissenschaftlicher Seite her die Bestätigung seiner Ueberzeugung findet! Und so knüpft er an Richard Wagners Worte über K. M. von Weber: ‚Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du .... ja diese Kindlichkeit war es, die deinen männlichen Geist wie sein guter Engel geleitete, ihn stets rein und keusch bewahrte, und in dieser Keuschheit lag deine Eigentümlichkeit. Wie du diese herrliche Tugend stets ungetrübt erhieltest, brauchtest du nichts zu erdenken, nichts zu erfinden — du brauchtest nur zu empfinden, so hattest du schon das Ursprünglichste erfunden' — die bezeichnende Bemerkung:

„Das trifft denn, auf dem Boden der Kunst, genau überein mit dem ‚metaphysischen Empfinden', das ich zu zeichnen und zu begründen versuchte — mein tieferes oder höheres Denken ist von jeher kein anderes, ich habe mir's aber auch zugleich schwer genug erkämpfen müssen gegen immer wiederholte Stöße von außen, alle Ruhe und Kraft kommt mir nun aus ihm, ich glaube es aber auch bei allen den Philosophen im Grunde ihres Denkens wiederzufinden, die der Wesenheit nachstrebten, nicht einer Theorie, einem System, d. h. Menschenmache."

Wie eng das neue höhere Menschentum, die Einheit von Denken, Empfinden und Anschauung, wozu Hildebrand sein Volk erziehen möchte, der Schiller-Goetheschen Auffassung des Genies, des kindlich naiven, verwandt ist, wird der Kenner leicht sehen. Und wer möchte den Gegensatz zu Nietzsches krankhaftem ‚Uebermenschen' verkennen, dem trügerischen Irrlicht, das, sonderbar genug, fast zur selben Zeit zu erscheinen und die Jugend zu verwirren beginnt, als Hildebrand sein Vermächtnis niederschrieb.

Daß sich bei einem Manne, in dem sich schärfstes Denken mit tiefster Empfindung und klarer Anschauung zur Einheit verbanden, wie bei Hildebrand, ein ganz anderes, d. h. ein viel direkteres und treueres Verhältnis zur Wahrheit ergibt, als bei den gewöhnlichen Fach- und Schuldenkern, versteht sich von selbst. Wie könnte es auch anders sein bei einem Manne, der von der letzten Einheit von Dichtung und Philosophie durchdrungen und dessen Geisteswelt, wie die Herders und Goethes, vom Begriffe, oder besser gesagt von der Gegenwart des Lebens beherrscht und bestimmt war. Daher sein Haß gegen alle Theorie und Systeme als bloße Menschenmache. Umsonst werden daher solche, die in jedem philosophischen Buche nach dem ‚System' des Verfassers spähen, den vorliegenden Band in die Hand nehmen. Wer aber durchdrungen ist von dem tiefen Goethewort: ‚das Wahre war schon längst gefunden, hat edle Geisterschaft verbunden', wird dem Manne gern ins Haus der Wahrheit folgen, der mit den Wahrheitsuchern aller Zeiten verkehrt hat und frei von aller Einseitigkeit und falschen Geniesucht immer nur nach dem einen Wahren trachtete. „Will man mein Denken," so bekennt er, „einmal irgendwo unterbringen im Fachwerk der Schule, so stecke man mich unter die Eklektiker. Denn es ist mein entschiedener Glaube, schon seit lange, daß die Wahrheit, soweit wir sie erreichen können, am sichersten zu erreichen ist in dem, was in den verschiedensten Weltanschauungen übereinstimmt, was die verschiedensten Standpunkte überein haben, was alle von den verschiedensten Seiten

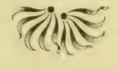


aus von der Welt gesehen haben, das also aus allen i s m u s s e n auszusuchen wäre.'

Mit diesem Durst nach Wahrheit, die, über allen Richtungen schwebend, allen gemeinsam ist, hängt denn aufs engste sein leidenschaftliches Bedürfnis zusammen, sich mit vielen, womöglich mit allen eins zu fühlen. Hier wurzelt seine heiße Vaterlandsliebe und sein Opfersinn, der ihn durchs ganze Leben begleitete, wie sein unversöhnlicher Haß gegen den Solipsismus, die schlimmste aller Zeitkrankheiten, ,die Hauptquelle von sittlichem Verderb, Zerstörung und Wahnsinn'. Unerbittlich, mit einer Schärfe und einem heiligen Zorn, die an dem friedsamen Manne überraschen, verfolgt er diesen ,Teufel oder Esel', wie er ihn nennt, in allen Erscheinungsarten: im Kriticismus, in den Knaupeleien der Erkenntnistheorie und in seiner gefährlichsten Form: ,daß man den anderen ein Inneres nicht zutraut — nur sich allein'. Wie tief hier Hildebrand in eines der Grundübel des modernen Geistes geblickt hat — schon Goethe und besonders Schiller erkannten es, — das zeigt auch folgende Stelle: „Das Trachten nach sich durch Verneinung der anderen setzt sich übrigens lange fort: auch wenn das Ich erfährt, daß es mit andern Eine Weltgegend bewohnen muß, Einen Weg teilen, also, wenn es willig zurückkehrt, sucht es doch lange, in verschiedenster Form, die anderen Iche los zu werden: durch Aufsaugen oder durch Verkleinern oder Unterdrücken. Alles noch auf dem Wege zur Vernichtung, das heißt zum Alleinbleiben des Ichs in der Welt — im Nichts."

Wie der junge Schiller sein höchstes Ziel in der Verbrüderung der Geister findet, so entdeckt auch Hildebrand aus eigenster Erfahrung die rettende Wahrheit: ,nur an und in und mit anderen Ichen gewinnt einer sein eignes Ich'. So sagt er in der wunderbaren ,Neujahrsandacht' vom Jahre 1881 (S. 104 ff.): „Was jeder Einzelne in sich als Einzelner nicht hat, nicht kennt, nicht ahnt, das tritt auf, entsteht und wirkt durch das Zusammen oder Beisammen mehrerer, vieler Einzelner, und kommt doch aus ihnen, den Einzelnen, aber nicht als Einzelnen, sondern als einander Angehörenden, einander Hingegebenen." Freilich, dies Zusammenleben mit dem Ganzen ist nur möglich, wo die allgemeine Liebe eintritt, und ohne sie ist auch der volle Fortschritt nicht möglich. „Nichts in der Welt," sagt Hildebrand an anderer Stelle (S. 284), „geht mir so nahe und liegt mir so an, als der Gang, den das Ganze, m e i n Ganzes, im Augenblick nimmt und sucht; nur in ihm ja alles Vorwärtskommen, wie alle Aufgabe zum Tun und Eingreifen."

Ja, Tun und Eingreifen, oder, wie er mir einmal schrieb, ,fürs Gute wirken, das nicht Hände genug finden kann', das wollen, lange nachdem der Verfasser verstummt ist, auch noch diese Blätter seines Vermächtnisses. Manches darin mag uns von der Zeit überholt scheinen und viele werden ihm vielleicht, wenn er allzu grüblerisch in die Tiefe gräbt, nicht folgen können. Aber die Ausbeute an bleibender Anregung, Erhebung und tiefen Einblicken wird für den Philosophen, den Historiker, den Sprach- und Literaturforscher wie für den Künstler, falls sie die ungetrübte Offenheit, die kindlich treue Stimmung der Wahrheit gegenüber sich gewahrt haben, gleich groß sein. Wer den Tiefsinn unserer deutschen Mystik kennt, der wird in diesem Buch einen Hauch ihres Geistes spüren. Vor allem aber wird der denkende Leser das Gefühl haben, einem Propheten zu lauschen, der tief aus dem Jungbrunnen deutschen Geistes getrunken hat, der ihn auf die Höhen führt, wo die Großen und Besten unseres Volkes gestanden haben, und der ihm von dort das verheißene Land zukünftiger deutscher Kultur und deutschen Menschentums weist. Zum Schlusse sei dem Herausgeber des Buches, Professor Georg Berlit in Leipzig, der Dank der Verehrer Hildebrands ausgesprochen für die Treue und Sorgfalt, mit der er das Werk ans Licht gefördert hat. Das warm empfundene und fein gezeichnete Charakterbild Hildebrands in der Einleitung wird vielen den großen Mann und sein Werk näher bringen, das von dem feinsinnigen Verleger nach gewohnter Art schön und vornehm ausgestattet ist.



Der Kaiser und die Amerikaner.

II.

(Fortsetzung: A n d r e w C a r n e g i e.)



Unter den Leuten, die es verstanden, erfolgreich die Welt zu narren, hat man den seligen Barnum bisher immer als den Größten genannt. Dies mag seine Berechtigung gehabt haben, bis Andrew Carnegie mit den Bibliothek=Schenkungen en gros auf dem Plane erschien. In jener Zeit trat Carnegie unzweifelhaft an die erste Stelle.

F ü n f z i g M i l l i o n e n D o l l a r s hat der Laird von Skibo sich während der letzten zwanzig Jahre den genialen Reklamescherz kosten lassen. F ü n f z i g M i l l i o n e n D o l l a r s! — Eine Summe Geldes, für welche dem Durchschnittsmenschen die geordnete Vorstellung fehlt, und t r o t z d e m d o c h n u r e i n k l e i n e r T e i l **d e r Z i n s e n** j e n e r b e i m S t a h l t r u s t g e s c h ä f t „v e r d i e n t e n" 519,000,000 D o l l a r s, u m d i e d e r p r o f i t s i n n i g e P h i l a n t h r o p d a s a m e r i k a n i s c h e V o l k s e i t d e m J a h r e 1899 m i t p u p i l l a r i s c h e r S i c h e r h e i t a l l j ä h r l i c h b e w u c h e r t.

Und weil dieser Mann einen verschwindend kleinen Teil des ungerechten Mammons angeblich wohltätigen Zwecken, in Wirklichkeit aber der Selbstverherrlichung widmet, singt eine gewisse Presse in Verzückung sein Lob, — preist die gedankenlose Menge einen unter Anklage gestellten Groß=Wucherer als Wohltäter der Menschheit und die amerikanischen Republiken feiern diesen Mann als Helden der Humanität durch Ueberreichung einer goldenen Medaille mit der Inschrift: "The American Republics to Andrew Carnegie. — Benefactor of Humanity."

Welchem vornehmen Menschen mögen angesichts solchen würdelosen Treibens beim Gedenken der vielen Tausende von geschundenen Arbeitern, aus deren Schweiß ein erheblicher Teil der Millionen dieses seltsamen Menschenfreundes gemünzt wurde, nicht die Worte Lessings eingefallen sein, der da schreibt:

Ei was! Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen und
Ein Menschenfreund am Einzelnen scheinen
wollen! —

Zur Ehre einer Anzahl der amerikanischen Republiken sei's gesagt, daß es jener lakaienhaften Clique, welche die Carnegie=Verherrlichung professionell betreibt, unendlich viel Mühe gekostet hat, die in jenen Republiken maßgebenden Personen soweit mürbe zu machen, daß sie ihre Zustimmung zu dem Operettenakt gaben, in welchem eine unbewußt humoristisch wirkende Persönlichkeit die Hauptrolle übernommen hatte. Daß auch ein in der Oeffentlichkeit stehender Deutsch=Amerikaner sich dem Carnegie=Kult ergeben hat, ist beschämend für uns. Bedauerlicher aber noch ist die Tatsache, daß zum Teil durch die Haltung dieses Mannes, den man in den maßgebenden Kreisen Berlins sehr überschätzt, das Urteil des deutschen Kaisers über Herrn Carnegie beeinflußt wurde. Der Deutsch=Amerikaner, der hier gemeint ist, soll übrigens, verbürgter Information zufolge, auch eine Rolle bei der Carnegieschen Stiftung des deutschen Heldenfonds gespielt haben. Sonderlich überraschen wird das nicht. Daß jenem Ehrenmanne jedes Herrenempfinden gönnerhaften Zuwendungen gegenüber mangelt, ist eine bekannte Tatsache.

Der Presse=Apparat des „weltberühmten Wohltäters der Menschheit" wird nun erklären, die Ueberreichung der Medaille an Herrn Carnegie sei ein Akt der Dankbarkeit gewesen für das der Pan American Union errichtete prachtvolle Gebäude.

Diesen Herrschaften sei die Frage vorgelegt, ob ihnen bekannt ist, wie man in mindestens zwölf bis fünfzehn der einundzwanzig „dankbaren" amerikanischen Republiken über die Pan Ameri=

can Union, der Schöpfung des gegenwärtigen Staatssekretärs Philander Knox, ehemaligen Stahltrust-Anwalts und bevorzugten Günstlings Andrew Carnegies, denkt?

Ob die Herren es wissen!? — Im Geiste sehe ich das Augurenlächeln der Biedermänner. — Sie wissen, wie jeder andere, der die amerikanische Politik seit einem halben Jahrzehnt verfolgt hat, daß jene Republiken sich erst dann für die Pan American Union zu begeistern begannen, nachdem Herr Knox den an der Spitze stehenden Leuten recht energisch einen Vers aus Goethes Erlkönig ins Ohr geflüstert hatte. — Und mit der gleichen Bereitwilligkeit beteiligten sie sich auch an dem „Dankesakt" Herrn Carnegie gegenüber. Diese Tatsache scheint Herrn Carnegies Stolzgefühl über den goldenen Knopf mit der byzantinischen Inschrift indes nicht beeinträchtigt zu haben. Gönnen wir dem alten Herrn das Spielzeug.

Aber hören wir auch einmal, was andere vornehme Leute über Herrn Carnegie zu sagen haben. Erteilen wir der vorzüglich redigierten „Chicago Abendpost" das Wort und vernehmen wir gleichzeitig die Stimme eines hervorragenden anglo-amerikanischen Zeitungsmannes über Herrn Carnegie. Vor einiger Zeit schrieb die „Chicago Abendpost":

„Undank ist der Welt Lohn." Zu den enttäuschten Erfindern, Dichtern und Reformern, die jederzeit bereit sein werden, auf die Wahrheit dieser Redensart zu schwören, mag sich jetzt kein geringerer als Herr Andrew J. Carnegie, der große Eisenmeister, Lord von Skibo, Allerweltswohltäter und Weltfriedensapostel, gesellen. Einige Ursache hätte er, so will es scheinen, wohl dazu. Er hat doch seit Jahren Wohltaten ausgestreut rechts und links und überall, diesseits und jenseits des Ozeans, und so unparteiisch wie sonst Keiner: ob man sie heischte oder nur widerwillig hinnahm, ob man ihm dafür in amerikanischem Englisch oder in Londoner Cockney oder im heimatlichen Hochlanddialekt oder auf Platt- oder Hochdeutsch, Französisch oder Spanisch oder irgend einer anderen Sprache der Erde innigst dankte oder nicht — ihn störte das nicht. Er streute seine Wohltaten dahin, wo immer ihm Wohltaten am Platze schienen, aus Lust am Wohltun; und er betätigte seine allumfassende Menschenliebe weiterhin durch die Stiftung von Heldenfonds, die Errichtung von Weltfriedenspalästen und durch schöne Reden gegen den Krieg und gegen Ausbeutung der armen Menschheit durch den Militarismus und die Trusts und die trustfördernden Hochzolltarife, im Besonderen die Eisen- und Stahltabelle des Dingley-Gesetzes. Das alles wissen wir. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Es ist Tatsache.

Jeder Mensch muß nach seinen Handlungen beurteilt werden. Von dem, was er bisher getan, darf man auf seine zukünftigen Handlungen schließen. Von einem Manne, der immer nur Gutes tat — soweit bekannt — darf man, muß man gerechterweise auch weiterhin Gutes erwarten. Bei einem Manne, der durch seine Handlungen nachwies, daß er im Besitze einiger sehr schöner Tugenden ist, darf man — sollte man von rechtswegen — auch andere schöne Tugenden voraussetzen, oder man sollte ihm doch Glauben schenken, wenn er sich des Besitzes noch nicht gerade auffällig betätigter Tugenden rühmt; oder doch wenigstens, im Hinblick auf seinen sonstigen herrlich bewiesenen Wert, solche Behauptung mit achtungsvollem Stillschweigen hinnehmen, wenn sie auch Zweifel an der Richtigkeit hegen mögen. Herr Andrew Carnegie hat dieser Tage die Erfahrung machen müssen, daß man das nicht tut. Er hatte vor einiger Zeit in New York in einer sehr schönen Rede unter anderem Folgendes erzählt: „Ich war auf einer Kutschierfahrt in Schottland, als ich ein Kabelgramm erhielt von General Tracy, Präsident Harrisons Marinesekretär. Es besagte, daß der Präsident ihn (Tracy) beauftragt hätte, mir mitzuteilen, daß es meine Pflicht als Patriot sei, für die Regierung Panzerplatten zu machen. Das genügte. Wenn immer mein Vaterland ruft — gelte es Leben oder Sterben — setze ich meinen Stolz darein, ihm zu Diensten zu sein. Wir lieferten die Panzerplatten. Der Ruf meines Vaterlandes ist für mich gleich der Stimme Gottes." So erklärte Herr Carnegie sich zugleich für einen opferwilligen, im Dienste des Vaterlandes zu jedem Opfer bereiten Patrioten und für einen gläubigen und demutvollen Christen, und er hätte doch wohl ein Recht zu erwarten,

daß diese Erklärung unbezweifelt, unbekritelt und ununtersucht als zutreffend hingenommen werden würde. Denn hatte er sich nicht durch die Gründungen von Bibliotheken und anderen großartigen Bildungs- und Erziehungsinstituten, für die er zumeist den größten Teil des benötigten Kapitals, manchmal alles und allemal seinen guten Namen hergab, genügend als Wohltäter erwiesen, und mittelbar, wie durch seine Friedensbauten und -Bemühungen, auch als Patriot? — War er nicht auf dem ganzen Erdenrund als Menschenfreund bekannt und mußte man nicht bei dem Allerweltswohltäter und Menschenfreund auch Vaterlandsliebe voraussetzen, sofern man diese als eine menschliche Tugend gelten lassen will? Herr Carnegie erntete damals, natürlich, von seinen Hörern lauten Beifall, und nichts anderes als lauten Beifall und Zustimmung wird er von allen anderen erwartet haben, die später noch von seiner Rede hören würden — und das würden viele sein, denn als guter Christ befolgt er gewissenhaft das biblische Gebot: Du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sorgt er für die weiteste Verbreitung aller seiner Reden durch Telegraph und Presse.

Es kam anders; ganz anders. Statt begeistertes Beifallklatschen löste seine Rede späterhin nur Widerspruch und unfreundliche Worte aus. Jene Aeußerung wurde in mehreren öftlichen Blättern scharf kritisiert und gab dem Abgeordneten Rainey von Illinois Anlaß zu einer scharfen Rede gegen Herrn Carnegie, und dieser Tage erschien in der Presse ein Auszug aus einem Artikel des bekannten und hervorragenden Chicagoers R. T. Crane in seiner Monatsschrift "The Vale World", in dem Herrn Carnegies „Patriotismus" mitleidslos verspottet und verhöhnt — als ganz gemeine Heuchelei und Geschäftsinteresse hingestellt wird! Was soll man davon denken?

„Selber essen macht fett" und selbst hören befähigt zu richtigem Urteil. So mag hier folgen, was Herr Crane von Carnegies Patriotismus sagt:

„Dann (nachdem Herr Carnegie die oben schon wiedergegebenen schönen Worte gesprochen hatte) geschah es, den Zeitungen zufolge, daß die Gäste sich erhoben, auf ihre Stühle kletterten und ihre Mundtücher schwenkten, während die Tränen dem geständigen Patrioten Herrn Carnegie die Wangen herabrollten. Solches Blech mag nun widerspruchslos hingenommen werden von der Klasse Leute, die an diesem Essen teilnahmen, und so geschah es offensichtlich, aber von irgend jemanden, der Herrn Carnegies Geschichte kennt, zu verlangen, daß er es glaube, das hieße das Unmögliche fordern. In deutlichem Englisch: Herr Carnegie ging ins Panzerplattengeschäft, um Geld zu machen, nicht aus patriotischen Beweggründen noch in Befolgung einer göttlichen Weisung. Patriotismus und Gott haben nichts mit Dollars und Cents zu tun. Richtiger wäre es gewesen, wenn er gesagt hätte, daß die Geldgier und der Teufel ihm befahlen, ins Panzerplattengeschäft zu gehen. Das allgemeine Publikum ist, das scheint mir gewiß, ziemlich fest überzeugt, daß er keine Opfer brachte, indem er Panzerplatten herstellte, sondern im Gegenteil aus dem Geschäft Geld machte und zwar sehr viel. Es gab damals nur eine Fabrik, die Panzerplatten walzte, die Bethlehem Steel Company, und da sie das Monopol hatte, ist es selbstverständlich, daß sie die Preise dementsprechend hoch ansetzte. Man weiß, daß wenn zwei Unternehmer in irgend einem Geschäftszweig ein Monopol haben, die Preise nicht aus Patriotismus oder irgend einer ähnlichen Regung ermäßigt werden. Natürlich, ein Patriot wie Herr Carnegie hätte sie ermäßigen können — tat er es aber? General Tracy erklärte auf jene Rede Carnegies hin: „Ich versuchte, ihn dazu zu bringen, Panzerplatten zu einem niedrigeren Preise als die Bethlehem Company zu liefern, davon wollte er aber durchaus nichts wissen." Herrn Carnegies Patriotismus und Gewissen gestatteten es ihm nicht, der Regierung Panzerplatten zu verkaufen zu einem anständigen Preis.... Sein Gewissen hinderte ihn nicht einmal daran, die Regierung zu betrügen. Es leben noch Leute, die sich des Skandals erinnern, der aus dem Panzerplatten-Geschäft herauswuchs, die es nicht vergaßen, daß die Carnegie-Leute versuchten, der Regierung blasige Platten, die schon einmal zurückgewiesen worden waren, nach oberflächlicher „Ueberklebung" wieder aufzuschwindeln. Damals wurden die Preise, die Carnegie von der Regierung forderte, ziemlich scharf kritisiert und

eine Untersuchung zeigte, daß sie ganz unverschämt hoch waren, und daß er in Wahrheit die Regierung beraubte. Kurz gesagt: Herr Carnegie machte es wie andere Leute und ging in das Panzerplatten-Geschäft des Geldes wegen, das drin war, und beraubte die Regierung, so lange er nur konnte, was manche Leute nicht tun. Als er Panzerplatten machte, da war er für den Krieg, und durchaus bereit, die Regierung zu unterstützen in ihrem verwerflichen Krieg gegen Spanien; aber seit er aus dem Panzerplatten-Geschäft heraus ist, schwärmt er für den Frieden. Wenn er jetzt behauptet, er sei in das Panzerplattengeschäft hineingegangen aus Patriotismus, so kommt er der Grenze, die die Wahrheit von der Lüge trennt, bedenklich nahe."

So schreibt Herr Crane und — ja, es ist schon so; so verhält sich die Sache. Wenn man Herrn Carnegie für einen Patrioten halten will, darf man ihn nur nach seinen Worten beurteilen, nicht nach seinen Taten. Und so muß man's auch halten, wenn man ihn als Feind der blutsaugerischen Trusts und der Raubzölle ansehen will. Denn er hat zwar schon oft recht schön geredet über die Verwerflichkeit gewisser Trustmethoden und die Ratsamkeit einer gründlichen Zollrevision nach unten, und er erklärte im besonderen die Eisen- und Stahlzölle für unnötig und unentschuldbar hoch. Aber er tat das erst, nachdem er selbst aus dem Stahlgeschäft heraus war und das Land mit dem Stahltrust beglückt hatte, der wohl der schändlichste aller Trusts ist, weil er auch verhältnismäßig viel mehr Wasser*), (wenigstens an die 1000 Millionen Dollars) zu verzinsen und durch die Erzwingung unverschämt hoher Preise so allmählich zu gutem Gold (100 Cents oder mehr auf den Dollar) zu machen sucht, bezw. die hunderte Millionen Bonds verzinsen muß, die Herr Carnegie bei seiner Gründung als Profit herausschlug: Herr Carnegie, der Allerweltswohltäter, Menschenfreund, Friedensschwärmer und Patriot!

*) „Wasser" in dieser Ideenassociation bedeutet: Aktien, für welche die materielle Unterlage mangelt und deren Zinsen durch Wucherpreise für die jeweiligen Fabrikate einer „verwässerten" Industrie aufgebracht, also vom Volke erpreßt werden.

Halt! — Patriot? — — Nein, Patriot soll man ihn nicht nennen. Er ist nicht berechtigt dazu und wenn er es zehnmal als Undank empfindet, wenn man ihm, angesichts seiner anderen Tugenden, nicht auch diese zuerkennt — unbesehen, ja unbeachtet der negativen Ergebnisse einer Prüfung. Denn von Undank kann hier im Ernste gar keine Rede sein, weil kein Anlaß zum Dank gegeben wurde. Von Undank könnte auch keine Rede sein, wenn sämtliche Wohltaten Herrn Carnegies ohne ein Wort der Anerkennung hingenommen würden. Denn wenn er all' das Geld, über das er jetzt verfügt, auch auf durchaus g e s e t z l i c h e Weise machte, oder gemacht hätte, so konnte das doch nimmermehr auf r e c h t l i c h e Weise, ohne ungebührliche Uebervorteilung und Ausnutzung anderer und der Massen, geschehen. Und wenn man sich selbst auf den Standpunkt stellt, daß er zu allem, was er „machte" (durch Schlauheit und Benutzung und Ausnutzung der Schwächen und Fehler anderer, im besonderen auch der Gesetzgeber und Gesetze), durchaus berechtigt war und ist, gleichviel wie gewissenlos er dabei vorging, so lange er nur den Buchstaben des Gesetzes nicht verletzte, bezw. sich bei solcher Verletzung nicht erwischen ließ — selbst dann kann zu irgend welcher Verpflichtung zu Dank für die ausgestreuten „Wohltaten" nicht die Rede sein. Denn wenn das CarnegiescheGeld hier und da auch Gutes tut, so wirkt Carnegie selbst — das Carnegiesche Beispiel — fortdauernd schweren Schaden. Denn Carnegie, wie er Wohltaten ausstreut und seinen Namen klangvoll ausposaunt und „verewigt", der umschmeichelte, umworbene und gefeierte Carnegie, ist doch nur eine Rechtfertigung des fatalen Wortes „es stinkt nicht", und eine Stärkung des Glaubens an die selig- und alles entschuldigende und gutmachende Macht des Geldes — an die Allmacht des amerikanischen Dollars. Und Carnegie, wie er redet, ist der Urtyp, die Verkörperung der vollendeten, erfolgreichen — niederträchtigen Heuchelei. So steht er vor allem Volk; und dazu alsWunder des Erfolges, das von Millionen angestaunt wird und zur Nacheiferung anspornt! Und — die Heuchelei und Verehrung des Scheins sind die ausgesprochensten und beklagenswertesten Wesenszüge des amerikanischen Volkes.

Carnegie mag mit seinem Gelde „Gutes" tun, so viel er will und kann, er wird durch sein Wesen und Beispiel immer noch viel mehr Schlimmeres wirken. Zu Dank sind wir ihm gewiß nicht verpflichtet, und so was wie Undank gibt's ihm gegenüber garnicht."

Und aus der Hand des Mannes, der weder die „Chicago Abendpost" noch Herrn R. T. Crane, den Herausgeber der einflußreichen Monatsschrift "The Vale World", zur Verantwortung zog, nahm der deutsche Kaiser 1¼ Millionen Dollars zum Zwecke der Belohnung deutscher Helden! —

Wer mag wohl dafür verantwortlich zu machen sein, daß solches geschehen konnte? — Denn daß der Kaiser ahnungslos handelte, dürfte wohl auch über allen Zweifel erhaben sein.

Früher trugen die Helden der Nächstenliebe als ehrendes Zeichen auf ihrer Brust das in Edelmetall geprägte Bildnis des Landesoberhauptes. Heute ist es dahin gekommen, daß manche das Bildnis des Herrn Carnegie tragen. Eine Aufwärtsentwicklung möchten wir das nicht nennen. Und nun muß die Ironie des Schicksals es noch fügen, daß eine Vereinigung New Yorker Damen jener Kreise, denen der gesunde Menschenverstand durch Langeweile abhanden kam, den Beschluß faßte, Hunde, welche Menschenleben retteten, Einbrecher verscheuchten, Diebe fingen.... durch Medaillen zu „ehren"! —

Nähern wir uns dem Millenium oder dem Narrenhause? — Im Geiste sehen wir bereits die Pinscher jener Ueberweiber dekoriert mit einer Heldenmedaille, stolz erhobenen Stummelschwanzes, Verachtung im Blicke, an ganz gewöhnlichen undekorierten Hof- und Jagdhunden vorüberschreiten! —

Eine deutsch-amerikanische Zeitung schrieb zu dem sonderbaren Beschluß jener New Yorker Damen: „Ja, ja, — die Heldenmedaille ist auf den Hund gekommen. Hoffen wir, daß deutsche Helden sich dies merken werden."

Jene Zeitung hat, unseres Erachtens, die Sache viel zu tragisch genommen, wenigstens soweit es sich um wirkliche Helden handelt. Für diese brauchte die Heldenmedaille nicht erst auf den Hund zu kommen, für sie war die Geschichte närrisch von Anfang an.

Man stelle sich doch einmal vor: — Ein aus der breiten Masse des Volkes hervorgegangener, reich gewordener Privatmann, dem in Verbindung mit dem Erwerbe seines Reichtums von der Presse und der Legislatur des Landes schwere moralische Defekte unwiderlegt zum Vorwurf gemacht werden, gegen den vom General-Anwalt der Vereinigten Staaten Anklage erhoben wurde wegen Verletzung eines Gesetzes gegen Volksauswucherung...., — dieser selbe Privatmann hält sich für qualifiziert, durch sein in Gold geprägtes Bildnis und sein auf beanstandeten Wegen erworbenes Geld Heldentum zu belohnen!

Ist das nicht peinlichst wirkender unfreiwilliger Humor? — Ist das nicht mitleiderregender, possierlich und beleidigend zugleich wirkender Größenwahn? — —

Und bringt die Tatsache, daß es Leute gibt, die diesem Größenwahne neue Nahrung zuführen, die beglückt eine Carnegie-Medaille tragen und mit Schmunzeln den Carnegieschen Mammon einstreichen, nicht einen erschrecklich großen sittlichen Tiefstand zum Ausdruck? — Und hat nicht auch hier wieder der Mammon ein Stück der Prärogative des Landesoberhauptes an sich gerissen? — Leider scheinen die Fürsten und ihre Berater dies nicht zu sehen. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der Deutsche Kaiser dem auf unebenen Wegen reich gewordenen Sohne eines schottischen Schuhmachers die ehrenvolle Befähigung zur Belohnung deutschen Heldentums zuerkannte, wie wäre es sonst zu erklären, daß der Deutsche Kaiser diesem Manne ein längeres Handschreiben sandte, in dem es am Schlusse heißt:

„Dieser weitere Beweis Ihrer in der ganzen Welt berühmten Menschenfreundlichkeit und Großzügigkeit hat Mich mit großer Freude erfüllt. Ich sehe das Ziel, welches Sie sich gesteckt haben, in diesem Falle als ein besonders gut gewähltes an. Indem Ich darauf hoffe, daß Gott Sie in seinem allmächtigen Schutze bewahren und daß sein Segen Ihren Fond begleiten werde, bin

Ich Ihr dankbarer und wohlgeneigter

Wilhelm II."

Man wird sich aus der Wolff-Metternich-Affäre entsinnen, daß den Offizieren der Berliner Garnison der Verkehr im Hause eines millionenreichen Berliner Großkaufmanns dienstlich verboten wurde, weil in jenem Hause ein Ton geherrscht haben soll, der mit der Offiziersehre nicht in Einklang zu bringen gewesen sei. Kein vornehm denkender, einsichtiger Mensch wird in jenem Verbot etwas anderes als etwas ganz Selbstverständliches erblickt haben. Denn, obschon die Offiziersehre sich von der Ehre eines anderen anständigen Mannes nicht unterscheidet, muß doch zugegeben werden, daß vor allem das Offizierskorps, — schon aus Gründen der Disziplin — über die Wahl seines Verkehrs peinlich zu wachen hat.

Sollten nun auf den an einer viel mehr exponierten Stelle, als derjenigen des einfachen Offiziers, stehenden Deutschen Kaiser, des Hüters der Ehre des deutschen Volkes und des Ansehens der Deutschen Kaiserkrone, keine derartigen gesellschaftlichen Grundsätze maßgebend sein? —

Wir meinen doch! — Wenigstens haben viele ehrenhafte, echt königstreue deutsche Männer, die aus vollwichtigen Gründen vor ihren Fürsten treten wollten, dies erfahren müssen.

Wie kommt es nun, daß reiche Fremdlinge die gesellschaftlichen Schranken anstandslos passieren, die das deutsche Volk von seinem Fürsten trennen? — Es handelt sich nicht um den schottischen Schumacherssohn allein. Es handelt sich auch um andere Ausländer, bei denen wir die moralischen Qualitäten vermissen, die sonst für den Zutritt beim deutschen Kaiser unerläßlich gewesen sind.

Hören wir einmal, wie die in den Berliner offiziellen Kreisen wohlbekannte „New Yorker Staatszeitung" über die in Rede stehenden Herrschaften urteilt. Das Blatt schreibt an leitender Stelle:

„Von bösen Wirkungen auf die Geschäftswelt des Landes, insbesondere auf die Geschäfte der Hochfinanz, der Großindustrie und anderer großen Korporationen, haben gewisse Leute anläßlich der Stahltrustuntersuchung geredet. Es kommt eben immer alles auf den Standpunkt an. Spricht der eine hier von bösen Wirkungen, so versprechen sich andere davon heilsame Folgen. Darüber dürfte jedoch das amerikanische Volk sich einig sein, daß, wenn eine Operation nottut, um jene korrupten Beziehungen zu verhüten, wie sie nachweislich zwischen diesem einen Trust und aller Wahrscheinlichkeit nach auch zwischen vielen anderen großen Korporationen und unseren politischen Machthabern und Körperschaften bestanden haben, die Operation nicht unterbleiben sollte, weil sie vielleicht den betreffenden Interessen unangenehm oder gefährlich sein könnte. Eine andere Frage wäre die, ob zu solcher Operation geschritten werden sollte, wenn sie für die Allgemeinheit mit einer zeitweiligen unliebsamen, aber keineswegs gefährlichen Störung verbunden sein könnte. Auch im letzteren Fall könnte die Frage nur mit einem Ja beantwortet werden. Worum es sich handelt, ist die Eliminierung des korrupten Einflusses der großen Finanz- und Industrie-Korporationen auf die Gesetzgebung und nicht minder auf Regierung. Gerade wollte man glauben, es sei damit in jüngster Zeit ganz entschieden besser geworden, als sich im Verlaufe der Untersuchungen, die über die Geschäftsgebahrung des Stahltrusts und über die Verwaltung des Bundesbüros zur Verhütung von Lebensmittelfälschungen geführt werden, ergeben hat, daß die Korruption nach wie vor im Schwunge ist. Wenn der Glukosentrust es vermocht hat, den ganzen weitverzweigten Regierungsapparat, der zur Unterdrückung der Nahrungsmittelverfälschung eingesetzt ist, sich in der Weise willfährig zu machen, daß seine Verfälschungen nicht nur gestattet worden sind, sondern obendrein die Regierung solchen verfälschten Waren ihren Stempel zur Empfehlung aufdrückte, so bedarf es wohl kaum noch eines Beweises von dem Obwalten korrupter Beziehungen zwischen diesem Trust und jenem Regierungsamt. Ohne verallgemeinern zu wollen und das Vorkommen der Korruption in jenem einen Regierungszweige als Beleg für korrupte Dinge in anderen Büros und Departements gelten lassen zu wollen, dürfte sich sagen lassen, daß es nach wie vor gewisse Korporationen und andere Interessen gibt, die sich in Washington ihre Vorteile zu verschaffen wissen, egal ob Gesetze dem im Wege stehen oder nicht.

D[…] streitbare Gouverneur von New Jersey hat die […]r Tage bei verschiedenen Gelegenheiten v[…]n der Korruption im öffentlichen Leben geredet u[…] von der Notwendigkeit, im Kampfe gegen di[…]elbe sich durch keinerlei Rücksichten beirren zu la[…]en. Auch nicht von dem Geschrei, das wie je[…] Mal auch dieses Mal laut geworden ist un[…] von den bösen Folgen solcher Kreuzzüge wi[…]r korrupte Korporationen und korrupte Politik[…] schwatzt. Solch' Geschrei, und würde es noch so[…]t und noch so laut erhoben, hat in Wirklichkei[…] wenig zu besagen. Wenn es wahr wäre, daß die großen Korporationen nicht ohne solche Korruption leben und gedeihen können — es ist aber durchaus nicht wahr — so könnte dies nur bedeuten, daß derartige Korporationen keine Existenzberechtigung hätten. Es könnte nur besagen, daß eine völlige Umwandlung mit ihnen vor sich gehen muß, wenn sie weiterhin bestehen sollen.

Vor einiger Zeit sind hier in New York etliche Leute, die im Geflügelhandel monopolistische Vereinbarungen untereinander getroffen hatten, zu einer Geldbuße und Gefängnisstrafe verurteilt worden. Es ist die einzige Weise, wie sich solchen Abmachungen beikommen läßt. Auch die einzige Weise, wie sich die Korruption im öffentlichen Leben, wenn nicht völlig beseitigen so doch erschweren läßt. Hätten die krummen Geschichten, die bei der Stahltrust-Untersuchung aufs neue ans Tageslicht gezerrt wurden, schon seiner Zeit, als sie zum ersten Male ruchbar wurden, ein Strafverfahren zur Folge gehabt, das mit der Einsperrung dieses und jenes Trustkönigs und Monopolmagnaten seinen Abschluß gefunden hätte, so wäre dies ein vielbesagender Schritt zur Ausrottung der Korruption aus unserem öffentlichen Leben gewesen."

Wer sind jene „Trustkönige" und „Monopolmagnaten", denen die „New Yorker Staatszeitung" korrupte Beziehungen zur Legislatur und zu Regierungsbeamten zum Zwecke des Volksbetruges vorwirft und deren „Einsperrung" sie empfiehlt? —

Was bedarf es in diesem Falle der Nennung von Namen? — Wir alle wissen ja, wer die Macher und Leiter des Stahltrusts sind, wer an der Spitze des Fleischtrusts steht, wer dem Volke alle Bedarfsartikel und selbst die Nahrung bis zur Unerschwinglichkeit verteuert! Alles Leute, gegen welche kriminelle Anklagen wegen Volsauswucherung erhoben wurden.

Und solche Leute durften mit dem Deutschen Kaiser zu Tische sitzen! Solche Leute wurden mit Orden ausgezeichnet, die bisher nur den höchsten Staatsbeamten und Militärs nach vieljähriger Dienstzeit für außerordentliche, dem Vaterlande geleistete Dienste verliehen wurden! Und solche Leute dürfen sich hier in ihren Clubs mit der Freundschaft des Deutschen Kaisers brüsten, ihn "a jolly fellow" nennen u. s. w. —

Was soll man dazu sagen?

Wahrhaftig! wir hätten manches dazu zu sagen: — eine Reihe „unverfälschter deutscher Worte"! Aber warten wir ab. Vielleicht halten die Hohenzollern rechtzeitiger als die Merowinger Musterung unter ihren Hausmeiern.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Fred. R. Minuth.



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

III.

Ernst Hexamer. †


Die Reihen der alten deutschen Kulturpioniere lichten sich. Wieder ist einer von Denen, die etwas bedeuten, von uns geschieden: Ernst Hexamer, — der liebenswürdige, urdeutsche, alte Ernst Hexamer ist nicht mehr! —

Wer den rüstigen alten Herrn, der am 29. Mai d. J. sein 86. Lebensjahr beendet haben würde, kannte, der prophezeihte ihm ohne Schmeichelei die Vollendung eines Jahrhunderts. Und darauf mochte er wohl auch selbst gehofft haben, sonst wäre er ängstlicher um seine Gesundheit besorgt gewesen. Ernst Hexamer gehörte zu jenen „80jährigen Jünglingen", die das Alter nicht fühlen; zu den Menschen, die durch vornehme Lebensart sich einen gesunden Körper und frischen Geist erhielten bis ins hohe Greisenalter.

Es war in der zweiten Hälfte des November v. J., als der alte Herr in dem hinter seinem Hause in Philadelphia liegenden Garten im Sonnenscheine sich müde und schwitzig gearbeitet hatte. Um auszuruhen, setzte er sich in den Schatten und achtete nicht des kalten Windes, der hier wehte. So'n bißchen Wind konnte einem kernigen deutschen Manne, der die 48=er Freiheitsstürme in der vordersten Reihe ohne Schaden überstanden, doch nichts anhaben! — Aber Hexamer hatte seine 85 Jahre vergessen. Er zog sich eine schwere Erkältung zu, die auf innere Organe überging, und nach etwa 10tägiger Krankheit schlummerte der alte Freiheitsheld hinüber zu jener Freiheit, die „ihren Reigen führt nur am Sternenzelt".

Was Ernst Hexamer seinem Adoptivvaterlande im allgemeinen gewesen, das erkennen wir, wenn wir uns den Einfluß der 48=er deutschen Einwanderung auf die kulturelle Entwicklung der Vereinigten Staaten vergegenwärtigen.

Was Ernst Hexamer als seinen besonderen persönlichen Anteil in kultureller Hinsicht leistete, das finden wir auf dem Gebiete der Ingenieurkunst und des Versicherungswesens. Ernst Hexamer ist wohl gestorben, aber tod ist er nicht; er lebt fort in seinen Werken.

Und was Ernst Hexamer endlich dem Deutschtume Amerikas war, wie hoch die Bedeutung seines Einflusses auf die Stärkung und Erhaltung des amerikanischen Deutschtums einzuschätzen ist, das vermögen wir erst zu bewerten, wenn wir die Erziehungsresultate an seinen Kindern betrachten.

Welcher deutsche Vater dieses Landes lehrte seinen Kindern ein vornehmeres deutsches Denken? — Welcher deutsche Vater dieses Landes erfüllte seine Kinder mit edlerem Stolze auf ihre deutsche Abstammung? — Welcher deutsche Vater dieses Landes senkte die deutschen Ideale tiefer in die Herzen seiner Kinder?

Wer weiß, ob wir ohne Ernst Hexamer heute in Amerika ein geeintes Deutschtum hätten!

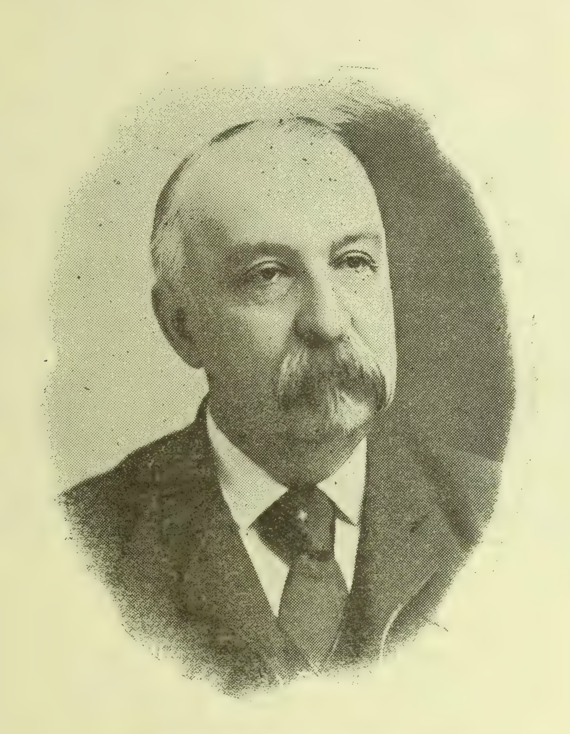
Doch weder Urteile fällen noch Schlüsse ziehen will ich in dem Momente, da Trauer um diesen herrlichen Mann meine Seele beschleicht. Aber hinweisen möchte ich auf das Familienleben Ernst Hexamers und seiner echt deutschen Gattin, mit der er in 53jähriger glücklicher Ehe vereint war, als auf ein ideales Vorbild für alle deutschen Eltern, die in ihren Kindern das eigene Volkstum neu erstehen sehen wollen. Hinweisen möchte ich darauf, daß wir den Entschlafenen nicht schöner ehren können, als wenn wir das Ideal, für welches er gelebt und gestrebt, auch zu dem unserigen machen, es stets als unseren Leitstern betrachten, es stets im Herzen tragen. —

So schlummere denn der Ewigkeit entgegen, Du Edler, Treuer, Biederer!

„Was Du errungen und was Du gelitten,
Was Du ersehnt und was Du erstritten,"

es wird fortleben wie Dein Andenken im Deutschtume Amerikas!

Fred. R. Minuth.

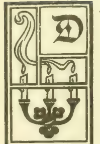


Ernst Hexamer. †

Das Nationale Deutschamerikanische Lehrerseminar.

Von Seminardirektor Max Griebsch.

Das Nationale Deutschamerikanische Lehrerseminar zu Milwaukee, Wisc., U. S. A.



Die deutsche Einwanderung war gleich der aus allen anderen Teilen der alten Welt einer beständig wechselnden Ebbe und Flut unterworfen. Während gegenwärtig unter den Einwanderern sich nur wenige befinden, deren Wiege auf deutschem Boden stand, waren Perioden vorhergegangen, in denen Tausende und Abertausende aus Deutschland jährlich im Lande der Freiheit Aufnahme suchten und fanden. Quantitativ, besonders aber qualitativ war die deutsche Einwanderung nach dem Revolutionsjahre 1848 einer Hochflut vergleichbar. Dem deutschen Vaterlande wurden damals viel edle Kräfte entzogen, die auf heimatlichem Boden unendlich segensreich hätten wirken können, mehr als sie es hier in der Fremde vermochten. Und dennoch erreichte ihre Mitarbeit an der kulturellen Entwickelung der Vereinigten Staaten einen so wegweisenden Einfluß, daß man die Spuren des Wirkens dieser Männer heute noch überall entdeckt. Die ihnen nachfolgende Einwanderung blieb an Qualität so bedeutend zurück, daß das geschaffene Kulturniveau wieder zu sinken begann. Erst seit etwas mehr als einem Jahrzehnt versuchen wir zurückzuerobern, was die von den Achtundvierzigern beeinflußte Generation schon anfangs der sechziger Jahre an geistigen Gütern besessen hatte.

Die achtundvierziger Bewegung trägt den Stempel eines auf die höchsten Ideale gerichteten Feuergeistes. Diesen Feuergeist brachten die aus der Freiheitsbewegung hervorgegangenen Männer als kostbares Gut in dieses Land. Wenn diesen Einwanderern oft auch der praktische Sinn fehlte, so ersetzten die Achtundvierziger diesen Mangel durch ihr ideales Streben, das als befruchtender Faktor auf die Veredelung des Volkscharakters wirkte. In die seichte, nur auf das Praktische, den Gelderwerb gerichtete, von puritanischer Engherzigkeit getragene anglo-amerikanische Kultur pflanzten sie höhere Werte, und unter ihrer Einwirkung sehen wir den Sinn für edlereGüter sich entwickeln. Es war die Blütezeit des Deutschtums in Amerika, das damals seiner neuen Heimat das Beste, was dieser frommte, in reichem Maße gab.

Wenn z.B. heute noch Milwaukee sich mit der Bezeichnung „Deutsch-Athen" schmückt, so kennzeichnet dies den Nimbus, der dieser Stadt durch die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit ihrer Achtundvierziger verliehen wurde.

Die amerikanische Schule war zu jener Zeit noch vom krassesten Mechanismus befangen. Der Unterricht, nach dem Muster des englischen „Tutor"-Systems erteilt, beschränkte sich auf die "Three R's", und das ganze Wissen war Gedächtniskram, der Geist und Gemüt leer ließ. Der Boden, in dem ideale Bestreben wurzeln konnten, war aber nur durch die Schule vorzubereiten. Und so sehen wir denn bald allerorten deutsch-englische Privatschulen entstehen, geleitet von Achtundvierzigern, die eine segensreiche Tätigkeit entfalteten. Es würde zu weit führen, näher auf diesen Gegenstand einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß diese Schulen bald als Muster für den Ausbau der öffentlichen Schulen dienten. Pestalozzi und sein großer Apostel Diesterweg waren die Leitsterne dieser Arbeit. Neben der Erzielung eines gründlichen Wissens war man darauf bedacht, der Jugend Liebe zur Natur und zur Menschheit, eine ehrenhafte Gesinnung und ideales Streben einzuimpfen. Vor allem aber wurde in diesen Schulen deutsche Sprache und deutsches Denken gepflegt, ohne deshalb die Heranbildung tüchtiger amerikanischer Staatsbürger zu vernachlässigen. Die Lehrtätigkeit lag in den Händen von Männern, die sich mit Begeisterung ihrem Berufe widmeten; Persönlichkeiten, deren Einfluß weit über das Schulzimmer hinausging und der in der Charakterentwickelung der ihnen anvertrauten jungen Menschen bleibende Spuren hinterließ. Es ist nicht nötig, Namen zu nennen. Einem jeden, der das Glück hatte, seine Erziehung in einer dieser Schulen zu genießen, werden beim Lesen dieser Zeilen die freundlich-edlen Gestalten seiner einstigen Lehrer vor das geistige Auge treten. Was in diesen Schulen während ihrer Blütezeit dank der verständigen Unterstützung und Mitwirkung des Elternhauses geleistet wurde, erscheint uns heute staunenswert. War das Wissensquantum vielleicht nicht ganz so groß, wie es heute den Schülern der Elementar- und Sekundarschule, in zwölf Schuljahren, übermittelt wird, so war doch die Interessensphäre der Schüler der deutsch-englischen Privatschulen nach acht Schuljahren eine größere und darum auch ihr Bildungsgrad ein höherer, als derjenige der heutigen Jugend im allgemeinen.

Es würde einer besonderen Abhandlung bedürfen, die Geschichte der deutschamerikanischen Privatschule bis zu ihrem Niedergange zu verfolgen. Der Geist der Achtundvierziger erlosch mit den Jahren mehr und mehr; die Opferfreudigkeit, die die Gründer dieser Schulen besessen hatten, fand bei deren Nachkommen weniger Uebung; das einstige ernste Interesse des Elternhauses an der Erziehung der Jugend war verflacht; die öffentlichen Schulen begannen sich rapide zu entwickeln und zeigten vermöge der ihnen fast unbeschränkt zur Verfügung stehenden Mittel nach außen hin einen bisher ungeahnten Glanz, vor dem die äußerlich bescheidenen Privatschulen verschwanden. Geblendet durch das glänzende Aeußere schlossen sich auch die Deutschamerikaner dem allgemeinen Urteil an, daß die amerikanische Volksschule nunmehr allen Anforderungen der Erziehung der amerikanischen Jugend gerecht werde. Man glaubte unamerikanisch zu handeln, wenn man seine Kinder noch weiterhin der deutschen Privatschule überließe. Als endlich in den Schulen der Gemeinwesen mit starker deutscher Bevölkerung der deutsche Sprachunterricht eingeführt wurde, war das Schicksal der deutsch-englischen Privatschulen besiegelt. Nur wenige fielen dieser

Kurzsichtigkeit nicht zum Opfer, sondern verstanden es, ihr Existenz und ihre Eigenart zu behaupten.*)

Die deutschen Privatschulen hatten noch im sechsten Dezennium des vorigen Jahrhunderts, der Zeit der Regulative in Preußen, keinen Mangel an Lehrkräften zu verzeichnen. So mancher preußische Lehrer, der dem kleinlichen Zwange des Systems Stiehl-Raumer entgehen wollte — und gewöhnlich waren es solche, die von ihrem Berufe eine höhere Auffassung besaßen — suchte auf der anderen Seite des Ozeans sein Glück. Die neu Eingewanderten fanden Anstellung an den Privatschulen, an den Kirchenschulen und auch an jenen öffentlichen Schulen, die die deutsche Sprache in ihren Lehrplan aufgenommen hatten. Was diese Lehrer dem Schulwesen der Vereinigten Staaten gewesen sind, ist ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Einwanderung. Ihnen verdanken wir auch die Gründung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerseminars.

Es war in den Augusttagen des Jahres 1870 — die ersten Nachrichten von den Siegen der deutschen Fahnen auf französischem Boden ließen auch unsere Herzen höher schlagen — als sich die deutschamerikanischen Lehrer zum Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbund zusammenschlossen. Nicht Sonderinteressen, sondern edle Begeisterung für ihren Beruf und das Streben, in demselben das denkbar Beste zu leisten, beseelten die Mitglieder des Bundes. Sie erkannten die Mängel, unter denen die amerikanische Schule zu leiden hatte, und trachteten danach, zu deren Abhilfe deutschen Erziehungs- und Unterrichtsmethoden Eingang zu verschaffen, sowie den deutschen Sprachunterricht zu festigen und zu vertiefen. Sehr bald war es ihnen klar, daß der Hebel dazu bei der Vorbildung der Lehrer anzusetzen sei. Und so hören wir bereits im Jahre 1873 Stimmen laut werden, die ein Lehrerseminar nach deutschem Muster verlangten. Die Pläne nahmen nach und nach festere Gestalt an und im September des Jahres 1878 konnte der erste Kursus des Seminars in Milwaukee eröffnet werden.

Bei der Auswahl des Seminarortes waren besonders zwei Bedingungen maßgebend. Man brauchte zunächst für das Seminar eine Elementarschule, die als Muster- und Uebungsschule dienen konnte und deren Administration sich bereit erklärte, dem Seminar ein geeignetes Heim zu gewähren. Zum anderen sollte d e r Stadt der Vorzug gegeben werden, die dem Seminar die höchste finanzielle Unterstützung gewähren würde. In beiden Punkten gewährte Milwaukee die günstigsten Bedingungen.

Die D e u t s c h - E n g l i s c h e A k a d e m i e war eine der Schulen, die von den eingewanderten Achtundvierzigern gegründet wurde. Unter der Leitung ihres genialen Gründers Peter Engelmann gelangte sie bald zu hoher Blüte. Auch Engelmanns Nachfolger, von denen hier nur W. H. Hailmann und Emil Dapprich genannt werden mögen, arbeiteten mit Erfolg an der Fortführung und weiteren Ausgestaltung der Schule. Rege unterstützt von ihren

---

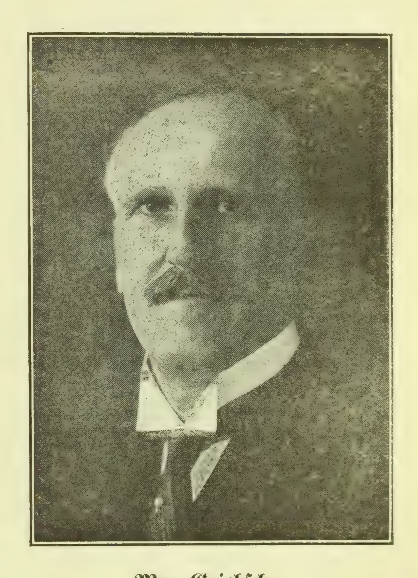
*) Der Verfasser läßt die deutschen Kirchenschulen hier absichtlich unberücksichtigt. Sie sind aus anderen Voraussetzungen entstanden und haben andere Aufgaben. An sie ist die Konkurrenz der amerikanischen Volksschule nicht in so scharfer Weise herangetreten. Ihre Existenz ist gesichert, so lange das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinschaft stark genug ist, um den Gemeindemitgliedern die oft bedeutenden Opfer für den Fortbestand ihrer Schule nicht als zu schwer erscheinen zu lassen. Sie werden sich auch den deutschen Charakter erhalten, solange die Mitglieder der Kirche, der sie dienen, sich den deutschen Geist und die deutsche Sprache bewahren. Daß dies für alle Zeit hin geschehe, ist ihnen in ihrem eigenen Interesse, wie auch dem des ganzen Deutschtums zu wünschen. Möchten sie aber auch aus ihrer gesicherten Stellung heraus sich an den allgemeinen deutschen Kulturbestrebungen beteiligen. Ihre Mithilfe zur Erzielung von Erfolgen könnte höchst wertvoll sein.

A n m e r k u n g : Diese Frage wurde bei der im Oktober 1911 in der Bundeshauptstadt Washington abgehaltenen 6ten Konvention des „Deutsch-Amerikanischen National-Bundes" von einigen Delegaten zur Sprache gebracht und ein bezüglicher Beschluß gefaßt. Desgleichen beschloß die Konvention, eine rege Propaganda für deutsche Kultur auf allen Hochschulen und Universitäten des Landes durch die an denselben tätigen deutschen Professoren zu entfalten. — Eine Anzahl deutscher Kirchengemeinden, in denen Pastoren von echt deutscher Art wirken, hat sich bereits dem „Deutsch-Amerikanischen National-Bunde" angeschlossen und bei den Hochschulen und Universitäten zeigt sich ein hocherfreuliches Interesse, das bald Resultate zeitigen dürfte.—Der Herausgeber.

Gründern und später von ihren einstigen Schülern besitzt die Deutsch-Englische Akademie ihr eigenes Heim in einem nach den modernsten Plänen ausgeführten und mit den vorzüglichsten Lehrmitteln ausgestatteten Gebäude. Ihre Turnhalle, früher dem Turnlehrerseminar des Nordamerikanischen Turnerbundes gehörig, ist eine der schönsten des Landes, in Bau sowohl wie in der Ausstattung. Der Lehrplan der Akademie schließt sich dem der öffentlichen Schulen an, ist jedoch nach Richtung eines deutschen Realgymnasiums hin durch größere und systematische Berücksichtigung der Realien und der modernen Sprachen erweitert. Der Deutschunterricht wird vom Kindergarten an erteilt. Während früher die Schule nur die acht Elementarklassen umfaßte, ist jetzt eine vierklassige High School-Abteilung angefügt worden, für die ein besonderes Gebäude errichtet worden ist, dessen Einweihung in diesen Tagen stattgefunden hat.

Diese Schule wurde im Jahre 1878 von den Gründern zum Heim für das neue Lehrerbildungs-Institut erkoren. Außerdem fiel auf Milwaukee noch die Wahl als Seminarstadt, weil die Bürger dieser deutschesten Stadt der Vereinigten Staaten sich in einer geradezu hervorragenden Weise an der finanziellen Unterstützung des Instituts beteiligt hatten. Nicht weniger als fünfundsiebenzig Prozent des gegenwärtigen Stammkapitals des Seminars ist von Milwaukee'er deutschen Bürgern gestiftet worden. Aber noch ein dritter Faktor war bei der Wahl Milwaukees als Seminarstadt von bestimmendem Einfluß: Das Deutschtum Milwaukees hat es verstanden, im Geistesleben der Stadt die unbedingte Führerrolle zu behaupten. Das deutsche Theater, die zahlreichen deutschen Gesangvereine, die deutschen Turnvereine und die öffentlichen Schulen, in denen der deutsche Sprachunterricht schon in der untersten Klasse erteilt wird, legen Zeugnis dafür ab. Ist doch auch nahezu die ganze Stadtverwaltung, der Bürgermeister an der Spitze, deutsch! — Welch' ein großer Vorteil in diesen Verhältnissen für die heranzubildenden jungen deutschen Lehrer liegt, braucht nicht noch besonders hervorgehoben zu werden.

Als im Jahre 1878 das Lehrerseminar gegründet wurde, bestand noch eine größere Anzahl der deutsch-englischen Privatschulen. Es war daher selbstverständlich, daß man in erster Linie den Bedarf dieser Schulen an Lehrern durch das Seminar decken wollte. Mit ihrem Rückgange jedoch und mit der Zunahme des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen mußte auch das Seminar sein Arbeitsfeld ändern. D i e H e r a n b i l d u n g v o n L e h r e r n d e r d e u t s c h e n S p r a c h e f ü r d a s ö f f e n t l i c h e S c h u l w e s e n i s t n u n s e i n e A u f g a b e , u n d d a r i n s t e h t e s b i s h e r n o c h e i n z i g u n t e r d e n L e h r e r b i l d u n g s a n s t a l t e n d e r V e r e i n i g t e n S t a a t e n d a.



Max Griebsch,
Direktor des Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars.

Man hat dem Seminar mitunter den Vorwurf gemacht, daß es sein Arbeitsfeld zu eng abgegrenzt hätte, indem es sich die Vorbildung von d e u t s c h e n S p r a c h l e h r e r n zur Aufgabe gemacht habe. Dieser Vorwurf zeugt, daß dem Kritiker die einschläglichen Verhältnisse unbekannt sind. Einmal herrscht Bedarf

an fachmännisch vorgebildeten deutschen Sprachlehrern und andererseits steht ein Sprachlehrer als Lehrkraft auf genau derselben Höhe als irgend ein anderer Lehrer. Ja, man könnte vielleicht sogar behaupten, daß der Sprachlehrer, der seine Aufgabe mit innigem Verständnis erfaßt und mit ganzer Hingabe zu lösen sucht, einen größeren Einfluß auf die sittliche und geistige Entwickelung seiner Zöglinge übt, als die Lehrer mancher anderen Fächer. Denn nur der Sprachlehrer wird seine Aufgabe recht erfassen, der seine Arbeit vom Standpunkt des Lehrers und Erziehers ausführt und sich selbst und sein Fach als Faktoren dabei betrachtet, die an der allgemein-menschlichen Entwickelung des Zöglings mitzuwirken haben. Gerade die deutsche Pädagogik betont diese erzieherische Aufgabe des Schulunterrichts, und es ist mit ein Grund unseres Erfolges, daß wir den Seminarzöglingen den Geist deutscher Pädagogik einzuflößen uns bemühen. Daß wir den deutschen Sprachunterricht als Spezialfach wählen, dürfte übrigens im Hinblick auf die Absicht der Gründer des Instituts als selbstverständlich erscheinen. Vom Standpunkt des Erziehers aus hat der deutsche Sprachlehrer aber mindestens soviel Gelegenheit als irgend ein anderer Lehrer, auf die Geistes-, Gemüts- und Willensbildung seiner Schüler einzuwirken. Der deutsche Sprachschatz bietet ihm dazu in Inhalt und Form ein nahezu unerschöpfliches Material.

Die Anforderungen, die wir an unsere Zöglinge zu stellen haben, sind wohl doppelt so hoch als die, die an Lehrer anderer Fächer gestellt werden. Mit Recht erwartet man von einem Lehrer des Deutschen, daß er in seiner allgemeinen Bildung den Klassenlehrern ebenbürtig sei. Die gründliche Kenntnis der englischen Sprache ist ebenso wie die der deutschen absolute Vorbedingung. Im Seminar herrscht volle Doppelsprachigkeit. Außerdem umfaßt der Lehrplan alle anderen Fächer, die in einer Lehrerbildungsanstalt verlangt werden müssen.

Der Lehrplan ist nach dem Muster der Lehrerseminare Deutschlands ausgestaltet. Auch in der pädagogischen Ausbildung folgen wir deren Vorbilde, soweit sich dies für unsere Zwecke als ratsam erweist und im Einklang mit den Tendenzen der amerikanischen Schule steht. In die praktische Lehrtätigkeit werden die Zöglinge durch Musterlektionen seitens der Seminarlehrer in den Klassen der Deutsch-Englischen Akademie eingeführt. Endlich ermöglicht ihnen ein Abkommen mit den Behörden der öffentlichen Schulen Milwaukees, ihre Lehrtätigkeit bei größerer Selbständigkeit in deren Klassen zu entwickeln und zu vervollständigen.

Das Rüstzeug, mit dem unsere Schüler beim Verlassen des Seminars ausgestattet sind, besteht in einer gründlichen allgemeinen Bildung, entsprechend den an Lehrer der amerikanischen Schule gestellten Anforderungen, einer tadellosen Beherrschung der deutschen Sprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, sowie Vertrautheit mit deren wissenschaftlichem Aufbau und der deutschen Literatur.

Unsere Zöglinge sind zwar in die Grundzüge der deutschen Pädagogik eingeführt worden, es ist andererseits aber darauf geachtet worden, daß ihnen die Sympathie für die amerikanische Volksschule, aus der sie in der Regel hervorgegangen und in der zu wirken sie berufen sind, erhalten und vertieft wurde. Mit den Methoden des modernen Sprachunterrichts sind sie theoretisch bekannt gemacht worden und haben sie praktisch erprobt. Es erübrigt sich, hervorzuheben, daß die Methoden, die den praktischen Gebrauch der Sprache zum Endziel haben, die herrschenden geworden sind. Ueber allem aber lassen wir es uns angelegen sein, in den Zöglingen des Seminars Begeisterung und Liebe zu dem von ihnen erkorenen Berufe zu erwecken und sie mit allem, was deutsch heißt, zu erfüllen. Nicht bloß die Kenntnis deutscher Geschichte, deutschen Lebens, deutscher Art, sondern auch eigenes deutsches Denken und Empfinden, unentwegtes und stolzes Einstehen für deutsche Kulturarbeit halten wir für den vornehmsten Teil des Rüstzeuges unserer Zöglinge.

Die bisher erzielten Resultate des Seminars waren in jeder Hinsicht befriedigend. Wenn die Zahl der aus dem Seminar hervorgegangenen Abiturienten auch noch nicht besonders groß ist, so legen die von ihnen bekleideten Stellungen im Lehramte doch ein ehrendes Zeugnis ab von der erfolg- und segensreichen Tätigkeit

dieses echt deutschen, aus deutschem Nationalitätsbewußtsein und deutscher Opferwilligkeit hervorgegangenen Institutes. Wir sehen Abiturienten des Seminars in Professorenstellen unserer Universitäten, in Rektoren- und Lehrerstellen an High Schools und Elementarschulen. Auch mannigfacher offizeller Anerkennungen darf das Seminar sich rühmen. Die Schulbehörden von Milwaukee, Cincinnati, Indianapolis, Toledo und anderen Städten bieten unseren Abiturienten ein höheres Anfangsgehalt als das allgemein übliche und stellen unser Reifezeugnis dem ihrer eigenen staatlichen Lehrerbildungsanstalten gleich. Die Universität des Staates Wisconsin rechnet zwei Studienjahre am Milwaukee'er Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminar als zwei Universitätsjahre an, sodaß unsere Seminarabiturienten sofort als „Juniors" die Universität beziehen. Auch die Staatsprüfungsbehörde von Wisconsin erkennt unser Diplom als gleichwertig an demjenigen der staatlichen Lehrerbildungsanstalten.

Entsprechend der philantropischen Gesinnung, aus welcher heraus das Seminar gegründet wurde, bietet die Anstalt ihren Zöglingen die Ausbildung unentgeltlich. Ja, solchen Zöglingen, denen die Mittel zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes während der Studienzeit fehlen, insonderheit denen, die sich durch Fleiß und Begabung auszeichnen, gewährt die Seminarbehörde entsprechende Vorschüsse, deren Rückzahlung zu erfolgen hat, nachdem der Abiturient durch Anstellung im Lehramte zu Einkommen gelangt ist.

Im Seminar ist das ideale Streben, das seine Gründer beseelte, lebendig geblieben. Ihm ist der Stempel deutscher Kulturarbeit in ihrer reinsten Form unvergänglich aufgedrückt. Dem Deutschtum Amerikas war Jahrzehnte hindurch das ideale Empfinden leider in bedenklichem Grade abhanden gekommen. Daraus ergaben sich Zeiten banger Sorge um die Existenz des von der deutschen Opferwilligkeit abhängigen Seminars. Diese Zeiten scheinen überwunden zu sein, denn durch das gesamte Deutschtum des Landes geht ein Wiedererwachen zum Nationalitätsbewußtsein gleich einem Frühlingssturme! —

Kulturdünger hat man die Deutschen einst genannt. Das war unzutreffend und geschmacklos. Deutsche Kultur braucht sich nicht erst zu zersetzen, um befruchtend wirken zu können. Deutsche Kultur marschiert an der Spitze der Entwickelung und wirkt überall impulsgebend und vorbildlich. Tausende von Beispielen ließen sich anführen. Ja, das ganze amerikanische Volk selbst, das ganze Land ist ein gewaltiges Beispiel dafür! Was wäre Amerika heute, was wären die Amerikaner, wenn sie fortgelebt hätten in den Sitten und im Geiste der Pilgerväter, aus deren Zeiten einzelne vernunftwidrige Ueberlieferungen von stupiden Geistern der Gegenwart mit fanatischer Zähigkeit aufgedrängt werden! — Aber auch diese Reste einer überlebten Zeit werden vergehen vor dem Lichte deutscher Kultur, das unser schönes Land befruchtend überflutet hat wie ein Frühlingsregen die erwachende Erde! —

Es ist ein herrlicher Gedanke, durch Heranbildung und Aussendung immer neuer deutscher Kulturpioniere mitzuwirken an der Lösung der gewaltigen Kulturaufgabe, die des Deutschtums in diesem Lande harrt. Und Ehre dem Andenken jener edlen deutschen Patrioten, die dieses Bildungsinstitut für geistige Kulturarbeit ins Leben riefen. Möchte doch keiner der fünfzehn Millionen Deutschen der Vereinigten Staaten je vergessen, was er dem Andenken dieser deutschen Männer, was er seiner Nationalität, was er dem in der ganzen Welt geachteten deutschen Namen schuldig ist! — Mehr als irgend eine andere deutsche Volksenklave in fremdsprachiger Umgebung sind wir Deutschamerikaner berufen, Erfüllung zu bringen dem prophetischen Dichterworte:

Am deutschen Wesen wird dereinst die Welt genesen!





Deutschland.

Betrachtungen über Deutschlands Abwehr fremder Monopolbestrebungen.

II.



Von den Bestimmungen des Gesetzentwurfs für die Bildung eines Deutschen Reichs-Petroleum-Monopols ist insonderheit diejenige bemerkenswert, die dem Reichskanzler die Befugnis erteilt, das Monopol aufzulösen, sobald die Geschäftsführung des Monopols den Interessen der Allgemeinheit schädlich werden sollte. Diese Bestimmung ist außerordentlich wichtig. Im Grunde die einzige Bestimmung von Bedeutung in Bezug auf Rockefeller. Erschöpfend ist der Gesetzentwurf in seiner heutigen Fassung aber trotzdem nicht: — im Gegenteil: — er öffnet Rockefeller und seinen Mannen Tür und Tor. Rockefellers phänomenale Erfolge basieren zum großen Teile auf der genialen Verwendung von Strohmännern. Sollte Rockefeller den Wunsch empfinden, Teilnehmer — oder richtiger: spiritus rector des Deutschen Reichs-Petroleum-Monopols zu werden, so wird ihn auf Grund des vorliegenden Gesetzentwurfs niemand daran hindern; auch die Herren Geheimräte der Berliner Wilhelmstraße nicht. Rockefeller wird seine Strohmänner plazieren, wie er sie nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch plaziert hat, — und immer mit Erfolg!

Im Jahre 1895 hat der durch die Standard Oil Co. zu Grunde gerichtete, seit Jahren im Grabe ruhende einstige Hamburger Petroleum-Importeur Theodor Duimchen die Deutsche Reichsregierung auf die von der Standard Oil Co. drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Die damaligen Herren von der Regierung nahmen keine Notiz von dieser Warnung. Heute denkt man anders in jenen Kreisen: — heute strebt man mit Eifer genau d a s an, was Duimchen im Jahre 1895 in Vorschlag brachte. Aber in diesem Streben waltet ein gefährlicher Optimismus, gepaart mit Vertrauensseligkeit. Man scheint in Regierungskreisen Rockefeller und seine Methoden entweder nicht zu kennen oder zu leicht zu nehmen.

Wir wollen auf verwandtem Gebiete dem Beispiele Duimchens folgen und auf Grund authentischer Daten, wie an authentischen Beispielen die deutsche Reichsregierung mit dem Manne der Oelkanne bekannt machen. Vielleicht finden wir heute mehr Beachtung als einst der unglückliche Duimchen. — Lehrreich ist die Geschichte. —

Es war im Jahre 1860, als ein ebenso armer wie intelligenter Mechaniker namens Samuel Andrews zu Cleveland, Ohio, sich zu dem ihm bekannten Grocer-Clerk John D. Rockefeller begab und diesem mitteilte, daß er eine neue Methode zur Behandlung des Erdöls entdeckt habe. Die Raffinade jener Zeit war außerordentlich minderwertig, in vielen Fällen direkt feuergefährlich, und die heute verwerteten 200 Nebenprodukte, die das einstige Hauptprodukt an Wert bedeutend übersteigen, warf man aus Unkenntnis einfach fort.

Rockefeller besaß an irdischen Gütern nicht mehr als sein Freund Andrews. Aber Rockefeller war als vertrauenswürdiger Mensch bekannt. Er begab sich zu dem ihm bekannten Bankier J. P. Hardy in Cleveland und bat diesen um ein Darlehen von 2000 Dollars. Hardy bewilligte das Geld. William Rockefeller, ein Bruder John D.'s, Samuel Andrews, die Brüder James und Richard Clark und ein Mann namens Morris brachten zusammen gleichfalls 2000 Dollars auf. Mit diesen 4000 Dollars errichtete John D. Rockefeller nahe Cleveland eine kleine Petroleum-Raffinerie, in der die Gesellschafter eigenhändig unter Leitung von Sa-

muel Andrews nach der neuen, keinem anderen Menschen bekannten Methode Rohöl zu reinigen begannen. Sehr bald zeigte sich, daß das Petroleum der Firma „Andrews, Clark & Co." das beste im Markte war. Reichtümer ließen sich mit der kleinen Quetsche aber nicht erwerben, nicht einmal Wohlstand. Der Betrieb war an zu enge Grenzen gebunden, die Profite blieben gering und die Konkurrenz wurde immer schärfer trotz der von ihr auf den Markt geworfenen minderwertigen Ware. Rockefeller strebte aber nach höheren Zielen, als bei schwerer, schmutziger Arbeit notdürftig das Leben zu fristen. — Indes, er hatte jetzt die Witterung weg. Er sann und sann. Und schließlich führte sein Instinkt ihn die richtigen Wege.

Die Geschäfte der Firma Andrews, Clark & Co. begannen jetzt noch schlechter als vorher zu gehen. Die Gesellschafter wurden mißvergnügt und es kam zu Zwistigkeiten. „Um des lieben Friedens willen" kaufte John D. Rockefeller im Jahre 1865 die „infolge des schlechten Geschäftsganges" fast wertlos gewordenen Anteile der anderen auf und setzte das Geschäft unter der Firma Rockefeller & Andrews fort. Die Verbindung mit Andrews hatte Rockefeller beibehalten müssen; denn ohne die Kenntnisse Andrews konnte er nichts machen. Aber Andrews, der eigentliche Schöpfer des ganzen Unternehmens, war hinfort nicht viel mehr als ein Angestellter Rockefellers.

Jetzt kam Leben in das Geschäft. Im Jahre 1866 wurde eine Zweigfirma „William Rockefeller & Co." gegründet. Noch im selben Jahre gründeten Rockefeller & Andrews im Verein mit William Rockefeller & Co. eine weitere Zweigfirma „Rockefeller & Co." mit dem Sitz in New York und der Aufgabe, den überseeischen Petroleumhandel in die Wege zu leiten. Zwei Jahre später, 1868, trat Henry M. Flagler, ein Clevelander Kapitalist, mit 50,000 Dollars in die Firma Rockefeller & Andrews ein, die sich von jetzt ab Rockefeller, Andrews & Flagler nannte. Abermals zwei Jahre später, 1870, wurde diese Firma in die „Standard Oil Company of Ohio" mit einem Aktienkapital von $1,000,000 umgewandelt. Eingezahlt waren davon etwa $100,000. —

Nun begann man großzügiger zu arbeiten. Empfindliche Verluste hatte die Firma bisher durch Leckage erlitten, weil die angekauften Fässer aus grünem Holze hergestellt worden waren. Die Firma kaufte große Holzlager auf und gründete eine eigene Faßfabrik. Diese lieferte nicht nur ein mustergültiges Produkt, sondern stellte die Fässer auch um 50 Prozent billiger her. Aber selbst trotz dieser Vorteile bewegte sich das Geschäft im allgemeinen immer noch in bescheidenen Bahnen, hatte mit einer energischen Konkurrenz und den mitunter beängstigend wirkenden Schwankungen des Marktes zu kämpfen; war abhängig von einer Reihe unkontrollierbarer Eventualitäten und beständig gezwungen zu lavieren, Klippen zu umschiffen.

Das war nicht nach dem Geschmack eines John D. Rockefeller.

Wer zu damaliger Zeit auf dem Petroleummarkte festen Boden gewinnen wollte, mußte den Transport und die Raffinade beherrschen; sonst blieb die Existenz eine schwankende und eines Tages konnte die Katastrophe eintreten.

Das mußte vermieden werden. Aber wie war diese Gefahr zu beseitigen? Welche Wege boten sich einer etwa über $100,000 verfügenden Firma, ganze Eisenbahnsysteme, das auf viele Millionen bezifferte Raffinadegeschäft und damit die immer mächtiger werdende Rohölproduktion unter Botmäßigkeit zu bringen? Jedem intelligenten Menschen wäre, obschon — oder vielleicht gerade *weil* — er nach verschiedenen Methoden rechnen gelernt hatte, angesichts der bescheidenen Mittel, die Absicht auf Verwirklichung eines solchen Planes als Wahnwitz erschienen. Anders dachte Rockefeller, der *nicht* nach verschiedenen Methoden rechnen gelernt hatte. —

Für Rockefellers Pläne kamen damals besonders die New York Central-, die Lake Shore- und die Erie-Eisenbahn in Betracht. Später gesellte sich noch die Pennsylvania-Eisenbahn dazu. Die mächtigste und für Rockefeller wichtigste der erstgenannten drei Linien war die im Hauptbesitz und unter der Leitung von W. H. Vanderbilt stehende New York Central.

Rockefeller ließ sich also eines Tages bei Vanderbilt melden. Dieser hatte von dem „smarten jungen Manne" „bereits gehört", inte-

ressierte sich für ihn bis zu einem gewissen Grade und ließ ihn vor.

Vanderbilt soll manchmal exzentrischen Scherzen nicht abgeneigt gewesen sein. In solcher Laune mag Rockefeller ihn angetroffen haben; denn bei der Begrüßung soll der Eisenbahnkönig dem „smarten jungen Manne" sehr kordial die Hand geschüttelt und den Besucher recht kameradschaftlich gefragt haben, womit er dienen könne. Historisch steht fest,—denn Rockefeller hat sich später selber darüber ausgesprochen, — daß Vanderbilt bei diesem ersten Zusammensein eine halbe Stunde lang mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus, während Rockefeller der Angstschweiß über die Stirne rann. — Diese eine halbe Stunde Angstschweiß auf Rockefellers Stirn hat Herrn Vanderbilt später Wochen und Monde lang den Angstschweiß in schlaflosen Nächten erpreßt. — —

Als für Herrn Vanderbilt die Unterhaltung mit Herrn Rockefeller an Reiz einzubüßen begann, meinte der Eisenbahnmagnat: „Das ist alles sehr schön, Mr. Rockefeller. Aber im Augenblick kann ich in der Sache nichts tun. Ich werde über die Geschichte nachdenken und Ihnen Nachricht geben."

Rockefeller fühlte den Boden unter den Füßen wanken und mit gepreßter Stimme stellte er nochmals die Frage: „Sie wollen also wirklich nicht das viele Geld verdienen?"

„Aber ganz gewiß, Mr. Rockefeller!" soll Vanderbilt losgelacht haben. „Je mehr, desto besser! — Am liebsten einen ganzen Eisenbahnwagen voll!"

„Das könnte leicht so viel und wohl auch mehr werden," meinte Rockefeller in bedeutsamem Tone. „Es kommt nur darauf an, ob Sie wollen?"

„Und ob?" antwortete Vanderbilt mit einem für Rockefeller fürchterlichen Lächeln.

„Dann helfen Sie mir, daß ich den Petroleumversand unter meine Kontrolle bekomme!"

Darauf soll Vanderbilt nichts gesagt haben, auch nicht gelacht, sondern mit der Hand nur eine vorsichtige Bewegung nach der Klingel hin gemacht haben. Ehe Vanderbilt aber die Klingel in Bewegung setzen konnte, legte Rockefellers Hand sich auf seinen Arm: „Sie verstehen mich noch immer nicht, Mr. Vanderbilt!"

„Leider nicht, Mr. Rockefeller!" antwortete Vanderbilt reserviert.

„Sie werden mich sofort verstehen, Mr. Vanderbilt. Es ist doch klar, daß ich die ganze Spedition sofort in Händen habe, wenn ich billiger befördern kann als die anderen!"

Vanderbilt lächelte und meinte, die Frachtsätze auf Petroleum seien ihm gerade niedrig genug. Wie er aber bei noch niedrigeren Sätzen eine Menge Geld verdienen könne, das sei ihm ein siebenzig mal sieben versiegeltes Buch Mose.

„Die Sache ist doch so einfach," meinte Rockefeller.

„Mir kommt die Sache garnicht einfach vor," erwiderte Vanderbilt. „Ich halte diese Sache für so kompliziert, daß ich kaum Hoffnung habe, je in die Mysterien dieser Komplikationen eindringen zu können. — Also ein andermal, Mr. Rockefeller!"

„Jetzt hören Sie mich einmal zwei Minuten lang ohne Unterbrechung an," begann Rockefeller aufs neue. „Erstens verlange ich gar nicht, daß Sie die Frachtsätze auf Petroleum herabsetzen sollen, sondern ich verlange, daß Sie dieselben bedeutend erhöhen, — sagen wir, um hundert Prozent. Zweitens verlange ich, daß Sie mir das schriftlich geben. Drittens verlange ich, daß Sie mir die Hälfte der erzielten Mehreinnahme heimlich zurückerstatten. — Dafür verpflichte ich mich, Ihnen den ganzen Versand, in den Sie sich jetzt mit zwei anderen Bahnen teilen müssen, allein zu übertragen. Wie gefällt Ihnen das?"

„Ausgezeichnet!" antwortete Vanderbilt in Ton und Geberde, als hätte er eben einen uralten Kalauer vernommen. „Nur sehe ich nicht recht ein, wie Sie die Produzenten zwingen wollen, auf der New York Central zu versenden, wenn die Lake Shore und die Erie für die Hälfte unseres Frachtsatzes befördern?"

„Das ist ebenfalls eine sehr einfache Sache," lächelte Rockefeller. „Es wundert mich übrigens, daß Sie es für möglich halten, ich hätte diesen Punkt übersehen können."

„Schön, aber — "

„Nun, wir müssen im Einverständnis mit den anderen Bahnen handeln! — Die beiden anderen Bahnen müssen veranlaßt werden, mit Ihnen einen Vertrag zu schließen, nach welchem sie sich verpflichten, gleich Ihnen den Frachtsatz auf Petroleum zu verdoppeln. Natürlich muß dieser Vertrag für eine Reihe von Jahren bindend sein. Es wird nicht ganz leicht sein, einen solchen Vertrag zu erzielen. Es wird Geld kosten. Es wird sogar viel Geld kosten. Ich erwarte nun nicht, daß Sie das bezahlen sollen. Ich will es natürlich auch nicht bezahlen, — aber da wir ohne Geld nichts beginnen können, werde ich die dafür erforderlichen Mittel vorschußweise zur Verfügung stellen."

„Alles sehr gut, Mr. Rockefeller; — w e r aber soll denn die Geschichte bezahlen?"

„Ist Ihnen das noch nicht klar, Mr. Vanderbilt?—" lächelte Rockefeller. „Wer sonst, als die a n d e r e n ? — Die sämtlichen Petroleumproduzenten, die D u m m e n , d i e bezahlen die Geschichte! — Sie lassen Sich von allen, auch von mir, das Doppelte der heutigen Sätze bezahlen und vergüten mir die Hälfte a l l e r Petroleumfrachten zurück. Auf diese Weise erhalten wir Geld für unsere Zwecke. Das Geld der Konkurrenz! Mit ihrem eigenen Gelde drücken wir die Herrschaften an die Wand! Geben Sie mir das schriftlich. Ich bringe die Sache in Ordnung."

„Hören Sie 'mal," rief Vanderbilt, „das ist ja ein genialer Trick!"

„Es freut mich, daß wir uns endlich verstehen," lächelte Rockefeller. „Was jetzt noch zu erledigen ist, wird keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Sie sehen doch ein, daß wir den beiden andern Bahnen nicht gleich von vornherein den Daumen aufs Auge drücken dürfen...."

„Sehr richtig!"

„Freut mich, daß Sie dies einsehen. Die Leute müßten vielmehr im Anfang erheblich verdienen. Jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt richten. Wir müssen eine Grundlage für die Rückvergütung schaffen, damit, wenn die Geschichte auf irgend eine Weise ruchbar werden sollte — man muß eben an a l l e s denken — wir das Abkommen nicht nur der Oeffentlichkeit gegenüber vertreten können, sondern auch vor dem Gesetz. Ich werde also auf allen Stationen Ihrer Bahn und auch an den Hafenplätzen spezielle Ladevorrichtungen für Petroleum herstellen lassen. Natürlich will ich mit der Spedition des Petroleums o f f i z i e l l nichts zu tun haben. Es wird sich eine Gesellschaft, die „South Improvement Co.", konstituieren, die nur Petroleum-Spedition betreiben soll. Ich habe, wie gesagt, o f f i z i e l l mit allen diesen Dingen nichts zu tun. Wenn ich mir nun für die Benutzung meiner Ladefazilitäten einen prozentualen Satz vom Versand zahlen lasse, so ist das ein ganz legales Geschäft. Aber diese Ladefazilitäten sind eine feine Zwickmühle: wenn wir die Zeit für günstig halten, die Konkurrenz einmal auf Kandare zu nehmen, dann verweigere ich einfach die Benutzung meines Eigentums. Wie wollen die Herrschaften dann ihr Oel versenden? — Wie wollen sie verladen? — Entweder werden sie mürbe oder sie bauen sich selber Ladevorrichtungen und lassen bis zu deren Fertigstellung das Rohöl über die Felder laufen." —

Vanderbilt nickte zustimmend.

„Meinen Sie nicht, daß die Idee der Ladefazilitäten ein sehr rentabeler Gedanke ist?" lächelte Rockefeller. —

Vanderbilt war breitgeschlagen. Er nahm ein Blatt Papier und schrieb nach Rockefellers Diktat ein "Gentleman's Agreement". Hierauf wurde ein zweites Exemplar angefertigt, beide Kontrahenten unterschrieben und dann zog Rockefeller mit einem Augurenlächeln im hageren Ledergesicht von dannen. — Hätte Vanderbilt dieses Lächeln deuten können, er würde Millionen gespart haben.

Tatsächlich kam ein Vertrag zwischen der New York Central, der Lake Shore und der Erie-Eisenbahn zur Verdoppelung der Frachtsätze auf Petroleum überraschend schnell zustande. So schnell, daß Vanderbilt stutzig wurde. Zurück konnte er nicht mehr.

Von jetzt ab bezahlte die „South Improvement Co.", mit anderen Worten, Rockefeller, aus eigener Tasche keinen Cent mehr für den Versand des eigenen Petroleums. Im Gegenteil: — Rockefeller steckte für jedes Faß, d a s d i e K o n k u r r e n z v e r s a n d t e , einen Dollar Frachtdifferenz ein. Die Tages-

produktion betrug damals ungefähr 20,000 Faß. Bald trat eine beträchtliche Steigerung ein. Nach Jahresfrist betrug die Tagesproduktion 60 bis 70,000 Barrels. In einem einzigen Jahre „verdiente" Rockefeller an Frachtdifferenzen aus den Taschen der Konkurrenz etwa $8,000,000! —

Daß eine derartige Verschiebung der Verhältnisse zugunsten einer einzelnen Firma nicht ohne Einfluß auf die gesamte Petroleum-Industrie bleiben würde, verstand sich von selbst. Zunächst machte sich dieser Einfluß in hohen und unmotivierten Kursschwankungen bemerkbar. Jeder Mensch verlor Geld im Petroleumgeschäft. Und obschon der Konsum in beiden Hemisphären sich beständig steigerte, — die Verluste hielten dauernd an: — alle Welt verlor Geld im Petroleumgeschäft, ganz gleich ob Baisse oder Hausse; — Bankerott folgte auf Bankerott; — Irrsinn und Selbstmord von Petroleumspekulanten bildeten bald eine ständige Rubrik in den Zeitungen. Nur die Leute in Cleveland verdienten, die Standard Oil Campany of Ohio schnitt immer gut ab. — —

Zu jener Zeit begann Rockefeller die in Schwierigkeiten geratenen Raffinerien, eine nach der anderen, aufzulesen, wie der Jäger mit einem tüchtigen Hühnerhunde ein zersprengtes Volk Rebhühner auflieſt. — Millionenwerte „erwarb" der Mann damals um ein Butterbrot. Mit der Zeit erregten diese systematisch betriebenen Räubereien eine so weitgehende Volkserbitterung, daß der Kongreß*) sich veranlaßt sah, eine Untersuchung über die Methoden der Standard Oil Company, im besonderen über ihre Beziehungen zu gewissen Eisenbahnen, einzuleiten. Rockefeller zuckte die Achseln und lächelte. — Eine Anzahl richtig plazierter Checks hatten den Erfolg, daß die Untersuchung k e i n e n Erfolg hatte. Die Leiter der Eisenbahnen, die Rockefeller hineingelegt hatte, schwiegen. Sie mochten sich einerseits nicht der Gefahr der Bestrafung aussetzen, andererseits fürchteten sie im gleichen Maße wohl auch den Spott. So trugen sie geduldig das Joch, in welches sie sich von dem Manne der Oelkanne hatten spannen lassen, obschon er ihnen vorher mit größter Offenheit seine Pläne darlegte. Sie sahen damals eben den Wald vor den Bäumen nicht! —

Nur einer der Eisenbahnmagnaten unternahm einmal einen Versuch zur Befreiung. Das war Vanderbilt. Er gründete nach dem Vorbilde Rockefellers eine Scheingesellschaft, die „Empire Transportation Company", zum Zwecke der Beförderung von Petroleum durch Tankwagen und Röhrenleitungen. Natürlich konnte die Gesellschaft ohne eigene Raffinerien ein ausgedehntes Geschäft nicht ins Leben rufen. Unter Aufwendung von Millionen wurden also Raffinerien gebaut und, wo sich irgend eine Gelegenheit dazu bot, solche angekauft.

Rockefeller zuckte die Achseln und lächelte.

Als Vanderbilt sich mit allem verfügbaren Gelde festgelegt hatte, trat Rockefeller in Aktion. Er spielte die Konkurrenzbahnen Vanderbilts gegen die „Empire Transportation Co." aus, die in Wirklichkeit nichts anderes war als die von Vanderbilt kontrollierte Eisenbahn. Es wär Rockefeller gelungen, die Leiter der Konkurrenzbahnen davon zu überzeugen, daß die Etablierung der „Empire Transportation Co." nichts anderes als ein gegen sie selbst gerichteter Trick Vanderbilts sei. Und nun begann zwischen den Konkurrenzbahnen einerseits und der „Empire Transportation Co." andererseits ein Ratenkrieg, wie er toller, gehässiger, vernichtender in den Vereinigten Staaten noch nicht geführt worden war und später nicht geführt worden ist. — Waren die Tanks der „Empire Transportation Co." gefüllt, sodaß sie verkaufen mußte, dann zeigte sich ein bis zur Demoralisierung des Marktes gesteigertes Angebot. Schloß die „Empire Transportation Co." Zeitgeschäfte ab, dann explodierten ihre Tanks mit verblüffender Zuverlässigkeit am Tage vor dem Fälligkeitstermin, und Vanderbilt mußte ungeheure Differenzen begleichen. — Schließlich beförderte die „Empire Transportation Co." das Petroleum umsonst. Zuletzt zahlte sie sogar den Versendern eine Prämie von 8 Cents per Faß, — nur um es der Konkurrenz zu entziehen. — In jener Zeit ereignete sich der einzig dastehende Fall, daß Rohöl an den Hafenplätzen billiger war als im Oeldistrikt. —

*) Die Volksvertretung der Vereinigten Staaten.

Um die großen Aktionäre der Rockefeller-Gruppe vor den durch den Ratenkrieg verursachten gewaltigen Verlusten zu schützen, wurden unter der Deckadresse zahlungsfähiger Makler große Baisse-Engagements in Szene gesetzt. Die Verluste wurden auf diese Weise den kleinen, der Mache ganz fernstehenden Aktionären aufgebürdet, die Hab und Gut verloren, in die Armenhäuser wanderten oder sich das Leben nahmen. Diesen Machenschaften war auf die Dauer selbst Vanderbilt nicht gewachsen. Er wurde mürbe, — sehr mürbe sogar, und bat Johnny Rockefeller um Frieden. Und der fromme John D. Rockefeller, der es im Laufe der Zeit zum Lehrer einer Sonntags-Bibelklasse gebracht hatte und seine Schüler lehrte: „du sollst nicht falsch' Zeugnis reden," „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," „du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut," — dieser selbe fromme Herr Rockefeller bewilligte seinem einstigen Gönner und Spießgesellen den.... Frieden..... Der fromme Herr Rockefeller kaufte — bewährter Uebung gemäß — der „Empire Transportation Co." alle Röhrenleitungen, Raffinerien und Tankwagen ab und legte für Objekte, deren Beschaffung zwischen 20 und 30,000,000 Dollars erfordert hatte, einen Check über drei Millionen Dollars und etwas Scheidemünze in Höhe von einigen Hunderttausend auf den Tisch.....

Ein paar Jahre später, als wieder einmal eine Untersuchung über die Methoden der Standard Oil Co. im Gange war, bekundete der fromme Herr Rockefeller unter Eid, daß er sich eines derartigen Geschäfts mit der „Empire Transportation Co." nicht entsinne..... Muß der Mann ein schwaches Gedächtnis haben... .

Nach der fürchterlichen Niederlage der „Empire Transportation Co." kam über die Leiter der Eisenbahnen des Oeldistrikts ein heilloser Respekt vor Rockefeller, der höchstens von dem geheimen Hasse gegen diesen Menschen überflügelt wurde. Niemand aber getraute sich mehr, gegen Rockefeller etwas zu unternehmen.

Nach längerer Zeit, es war im Jahre 1877, erschien eines Tages bei Vanderbilt ein mit guten Referenzen versehener, vertrauenerweckender Geschäftsmann, der sich als Vertreter eines westlichen Kapitalisten-Concerns legitimiert und die Absicht kundgibt, ins Petroleumgeschäft gehen zu wollen. Vanderbilt lächelt nervös. Petroleum ist ihm fürchterlich. Wenn nur jemand das Wort ausspricht, riecht er Schwefel.

„Lassen Sie Ihre Hände davon, lieber Herr!" warnt er. „Gegen Rockefeller kommt niemand auf."

„Es käme doch auf einen Versuch an!" meint der Herr.

„Das könnte ein kostspieliges Experiment werden!" erwiderte Vanderbilt.

„Jetzt rückt der Gentleman ganz nahe an Vanderbilt heran und spricht mit gedämpfter Stimme: „Im Vertrauen, Mr. Vanderbilt, — wir haben Geld, — sehr viel Geld, — vielleicht sogar mehr Geld als Rockefeller. Und unsere Absicht ist, den Mann zu werfen!"

„Dann müssen Sie bei Rockefeller lange in die Schule gegangen sein, — — — und auch dann werden Sie Ihren Zweck nicht erreichen!"

„Ich glaube, Mr. Vanderbilt, Sie haben keinen Grund, den Mann zu schützen?"

„Ich schütze ihn nicht; — ich mache nur den Versuch, Sie vor schweren Verlusten zu bewahren, denn ich kenne Rockefeller!"

„Wir können die möglichen Verluste tragen. Aber wir werden keine Verluste haben. Auch wir kennen Rockefeller. Und wir kennen auch Ihre Gefühle ihm gegenüber. Darauf basiert unser Plan."

In Vanderbilt steigen alle die demütigenden Ereignisse seines Verkehrs mit Rockefeller empor, — und daneben sieht er im Geiste den besiegten Imperator.... das Bild ist zu verlockend.....

„Machen Sie mir Ihre Vorschläge!" spricht er gepreßt.

„Gewähren Sie der von mir repräsentierten „American Transfer Company" gegenüber den von Rockefeller in Wirklichkeit gezahlten Frachtsätzen einen Rabatt von 22½ Cents per Faß, den Sie der „American Transfer Company" heimlich zurückvergüten. Das Uebereinkommen muß ganz unter uns bleiben. Keine der anderen Bahnen darf auch nur etwas derartiges ahnen!"

Vanderbilt bat sich Bedenkzeit aus. Es dauerte nicht lange, dann hatte der Herr das gewünschte 'Gentleman's Agreement' in der Tasche. Und mit den Direktoren der Lake Shore

und Erie schloß er dasselbe Gentleman's Agreement, von dem die anderen Bahnen nichts ahnen durften"....

Die „American Transfer Co." war im Jahre 1877 mit einem Kapital von $100,000 gegründet worden. Nach Ablauf ihres ersten Geschäftsjahres zahlte sie $3,500,000, „dreieinhalb Millionen Dollars", Dividenden!! — — Und als spiritus rector entpuppte sich .... John D. Rockefeller! — —

Der Biedermann bezog also für jedes von den Bahnen beförderte Faß Petroleum, ohne einen Finger zu rühren, einen Dollar und 22½ Cents, während die Bahnen für ihre Arbeit und ihre Betriebskosten 77½ Cents erhielten.

Nach diesem neuesten Stücklein waren die Bahnen endgültig mürbe geworden und Rockefeller trat hinfort als Besitzer oder Pächter sämtlicher Transportfazilitäten auf. Er schrieb nun den Rohölproduzenten, die in Bezug auf den Versand allein auf ihn angewiesen waren, die Preise vor. Wem die Preise nicht behagten, der hatte das Recht, sein Rohöl über die Felder laufen zu lassen und den Acker zu verderben.

In den Oeldistrikten begann es gefährlich zu gähren. In Pennsylvanien wurde ein Agent Rockefellers des Nachts aus dem Bette geholt und am nächsten Telegraphenpfahl aufgeknüpft. In anderen Gegenden begann man die Rockefellerschen Röhrenleitungen und Ladevorrichtungen zu zerstören. Um einem allgemeinen Ausbruch der Volkswut zu begegnen, lenkte die Standard Oil Co. ein und ließ ein gewisses Quantum Rohöl, etwa 40 bis 50,000 Faß täglich, befördern. Lange währte dies aber nicht. Dann traten wieder absichtlich herbeigeführte Stockungen ein. Und Rockefeller gerbte weiter die Häute der Rohölleute....

Nach zwölfjähriger Existenz wandelte die im Jahre 1870 mit einer papierenen Million Dollars begründete Standard Oil Company von Ohio sich am 2. Januar 1882 zum „Standard Oil Trust Agreement" mit einem Aktienkapital von **siebenzig Millionen Dollars!** —

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Fred. R. Minuth.



Kulturpioniere der alten Heimat.

I.

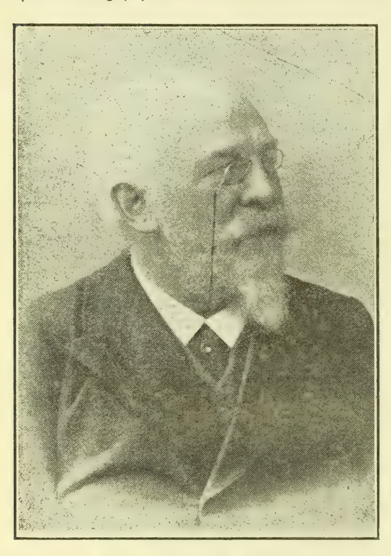
Konrad Küster.

Heute werde ich von einem Manne erzählen, der still und mit Bienenfleiß ein langes Leben hindurch uneigennützig am Menschheitswerke gearbeitet hat und der auch heute noch nicht die Hand ruhen läßt, obwohl er am 2. d. Mts. — am 2. Februar 1913 — sein 71. Lebensjahr vollendet. Seit vielen Jahren verbindet mich eine enge Freundschaft mit diesem Edelmenschen, und wie oft hat er sich als untrüglich treuer Freund erwiesen! — Zuletzt noch bei der Begründung des „Deutschen Kulturträger". Unermüdlich war er in der Umschau nach einem Verleger in Berlin. Aber ein Mann wie Küster, der die Dinge stets von hoher Warte aus zu beurteilen gewöhnt ist, überschätzte den Horizont jener Herrschaften recht sehr. Ein ganzes Jahr lang hat er unermüdlich am Kulturträgerwerke gearbeitet: — indes, gegen gewisse Erscheinungen im Menschenleben kämpfen, dem Ausspruche eines bekannten deutschen Dichters nach, selbst Götter vergebens. Und so gaben wir denn die Arbeit in Berlin als aussichtslos auf. Als aber nach kurzen Unterhandlungen mit einem als Förderer der deutschen Bewegung bekannten deutsch-amerikanischen Geschäftsmanne, — Herrn Robert Penniger zu Fredericksburg, Texas, — das Werk schnell der Verwirklichung entgegenging, da kam von Konrad Küster auf meine Anfrage, „ob er dabei sein wolle", die Antwort: „Aber selbstverständlich!" — Eigentlich eine ganz überflüssige Frage für jemand, der Küster kannte. Küster, der sein ganzes Leben lang für deutsche Ideale gekämpft, n i c h t d a b e i s e i n, wo es galt, deutsche kulturelle Bestrebungen zu fördern! — Garnicht denkbar! — Und so sehen wir ihn nun an der Spitze der Zeitschrift als Schriftleiter für Deutschland.

Dr. med. Konrad Küster, Geheimer Sanitätsrat, Oberstabsarzt 1. Kl. (Majorsrang), ist der Sohn eines Gutsbesitzers und wurde im Jahre 1842 auf der schönen Ostsee-Insel Wollin geboren. Er studierte Medizin in Bonn, Berlin und Würzburg, war aktiv bei der Burschenschaft Franconia, der auch Carl Schurz angehörte, und galt als ein gefürchteter Schläger. Trotz eines manchmal recht „überflotten" Studentenlebens machte Küster im Jahre 1865 — dreiundzwanzigjährig — das Staatsexamen mit Auszeichnung. Hierauf trat er beim Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment als Einjährig-Freiwilliger Unterarzt ein. Wenige Monate später brach der Krieg mit Oestreich aus und Küster wurde als Feld-Assistenz-Arzt einer Garde-Batterie zugeteilt. Am 3. Juli, in der Schlacht bei Königgrätz, stand er während des Tages im Granatfeuer und verband in Gemeinschaft mit dem Roßarzte Hertwig Verwundete. Als er einige Monate später — nach Beendigung des Feldzuges — sich zur Begrüßung seiner Eltern auf Urlaub befand, wurde ihm für sein Verhalten bei Königgrätz der Kronenorden 4. Kl. mit Schwertern verliehen. Eine Auszeichnung, die nur s e h r wenige Aerzte in jenem Feldzuge erhielten. — Nach absolvierter Militärpflicht ließ Küster sich in Berlin als praktischer Arzt nieder. Wenige Jahre später verlobte er sich mit Helene Schneider, einer hochgebildeten, schönen, jungen Dame der Berliner Gesellschaft. Die Hochzeit war auf den 16. August 1870 festgesetzt. Kaum vier Wochen vor der Hochzeit erfolgte Frankreichs Kriegserklärung. Küster mußte ins Feld. Zwei Stunden vor dem Ausrücken wurde er seiner schönen Braut vor der Trommel angetraut. Am 16. August, dem für die Hochzeit in Aussicht genommenen Tage, ritt er mit seinem Regiment, den Ziethen-Husaren, den weltberühmt gewordenen „Todesritt von Vionville", und zwar beide Attacken, die am Vormittag und die am Abend. Für diesen Tag erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Kl. — Ein Drittel Frankreichs wurde durchritten, schwere Schlachten und Gefechte wurden überstanden. Nach dreivierteljähriger Abwesen-

heit konnte er endlich mit seiner jungen Gattin das in Berlin eingerichtete trauliche Heim beziehen.

Bald regte sich in ihm der Drang, seine Erfahrungen im Feldzuge zum Zwecke des Hinweises auf notwendige Reformen im Feld-Sanitätswesen in Form einer Broschüre zu veröffentlichen. Die Stellung der Aerzte war eine unwürdige; die Verteilung verfehlt. Bei den Truppen ein zur Untätigkeit gezwungener Ueberschuß, bei den Lazarethen ein Mangel an Kräften. Mit großem Freimut legte er diese und mancherlei andere Schäden bloß. Man war sehr verschnupft; aber Küster hatte doch die Freude zu sehen, daß viele seiner Vorschläge als richtig anerkannt und Reformen eingeführt wurden.



Geheimer Sanitätsrat Dr. **Konrad Küster,** Berlin.

Bei seiner Vorliebe für das Soldatenleben, in dem er ein Gegengewicht gegen die auf der Schule ganz einseitig gepflegte geistige Entwicklung sah, ließ er sich bestimmen, in den Vorstand des „Deutschen Kriegerbundes" einzutreten. Hier ist er siebenundzwanzig Jahre tätig gewesen, davon zehn Jahre als zweiter Bundesvorsitzender. Das, was ihn im Kriegervereinswesen besonders anzog, war die Pflege der Liebe für Kaiser und Reich, die Pflege des Deutschtums und die Bekämpfung des Partikularismus. Ferner war ihm der demokratische Zug in den Kriegervereinen äußerst sympathisch. Alle Klassenunterschiede waren hier ausgeglichen. Ob Fabrikherr oder Arbeiter, ob ehemaliger Offizier oder Gemeiner, — im Kriegerverein war er Kamerad! — Der damalige Kriegsminister du Verdy äußerte einmal zu Küster: „Die Kriegervereine haben für uns nur so lange Interesse, als sie von unten aufgebaut werden!" Großen Einfluß hat Küster auch auf das soziale Wirken des Kriegerbundes gehabt. Eine Unterstützungs-, eine Witwen- und eine Sterbe-Versicherungskasse großen Stils wurden geschaffen und drei schöne Waisenhäuser wurden erbaut. Eine so große Organisation verlangte schließlich eine eigene ausgedehnte Kanzlei. Zur Bürotätigkeit nicht geeignet, lenkte Küster sein Wirken auf die Schaffung von Sanitätskolonnen, deren Mitglieder im Esmarchschen Sinne als Samariter ausgebildet wurden, um sich bei Unglücksfällen nützlich machen zu können. Diese Verdienste Küsters wurden durch seine verhältnismäßig sehr frühe Beförderung zum Oberstabsarzt 1. Kl. mit Majorsrang und bald darauf durch Ernennung zum Geheimen Sanitätsrat anerkannt.

Große Verdienste hat Küster sich auch auf ärztlichem Gebiete erworben. Es ist nicht gut möglich, ohne fachmännische Darlegung die einzelnen Fälle zu schildern. Nur das eine will ich anführen, daß Küster einer der ersten Aerzte war, welche die Krebswucherung am menschlichen Körper als eine bazilläre Krankheit erkannten. Dafür wurde er von den sogenannten „Autoritäten" verhöhnt, verspottet, verfolgt. — Die Frage ist in unseren Tagen über allem Zweifel erhaben im Sinne Küsters entschieden worden. Die Schreier von einst sind sehr stille geworden. —

Auch seine Anschauungen über die soziale Stellung der Aerzte, die er in einer Schrift „Arzt und Publikum" niederlegte, zogen ihm rücksichtslose Anfeindungen einer gewissen Sorte von Berufsgenossen zu. Küster vertrat den Standpunkt, daß der Arzt des Publikums wegen da sei, nicht das Publikum der Aerzte wegen. Jeder

Unbefangene wird ihm recht geben. Ganz besonders widmete Küster sich der Besserung der wirtschaftlichen Lage der Aerzte. Er war einer der Gründer der Berliner ärztlichen Standesvereine, die später unter seiner Mitwirkung zu einer gemeinsamen Organisation vereinigt wurden. Er ist ein Vierteljahrhundert hindurch Vorsitzender, dann Ehrenvorsitzender eines ärztlichen Standesvereins und Präses des Ehrenrates gewesen. Viele Jahre hindurch war er Mitglied des Zentralausschusses und später der Aerztekammer.

Tief schmerzte ihn als eifrigen Burschenschafter die nach 1870 immer stärker hervortretende Entartung der Burschenschaften. Sie nahmen die Gepflogenheiten ihrer alten Gegner, der Korps, an und sanken zum Teil zu Korps zweiter Klasse herab. Die Sportmensuren, Bestimmungsmensuren untereinander wurden der Angelpunkt. Man kapselte sich wie die Korps und andere untereinander ab und kämpfte nur noch untereinander. Die geistige freie Richtung schwand. Als 1883 die alten Burschenschafter Berlins sich zu gemeinsamer Feier vereinigten und Konrad Küster zum Leiter erwählten, benutzte dieser die Gelegenheit, eine Rede zu halten, in welcher die Abkehr der Burschenschaft klargelegt und eine Reform mit der Richtung gegen die Korps verlangt wurde. Obwohl seine Rede durch ganz Deutschland einen mächtigen Widerhall fand, verlief die Reformbewegung durch die Schuld der Burschenschaften im Sande. Zu einer tiefgreifenden Umkehr konnten sie sich nicht entschließen. Da tat sich auf Anregung des Stud. phil. Eugen Wolff, des jetzigen Professors für neuere Literatur in Kiel, eine Schar Studenten zusammen, die im Küsterschen Sinne eine neue Burschenschaft zunächst in Berlin gründeten. Leipzig, Jena, Tübingen, Greifswald, Königsberg, Gießen, Straßburg folgten. Die geistigen Führer waren Küster und Wolff, die auch dafür sorgten, daß all' die neuen Burschenschaften sich zu einem Bunde, dem Allgemeinen deutschen Burschenbunde" (A. D. B.) organisch vereinigten. Nach Ueberwindung einer Reihe von Kinderkrankheiten hat sich der Bund kräftig entwickelt und ist dauernd im Wachsen. Fast alle neuen Burschenschaften haben an Küster das Ehrenband verliehen, sodaß dieser mit etwa fünfzehn Bändern als Unikum dasteht.

Es war Küster sehr bald klar geworden, daß weniger die Studenten selbst, als die ganzen Zeitverhältnisse und unrichtige Erziehung an den mißlichen akademischen Verhältnissen schuld seien. Wolff und Küster gründeten daher 1886 die „Deutsche Akademische Vereinigung", die es sich zur Aufgabe machte, Einwirkung auf die Zeitrichtungen und auf die Erziehung zu gewinnen und besonders in die studentischen Verhältnisse Ideale zu tragen. Durch die „Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung", die zuerst von Küster und Wolff, dann von Küster allein herausgegeben und geleitet wurde und die gegen zwanzig Jahre bestanden hat, sollte dies in erster Reihe erzielt werden. Küster ist während der ganzen Zeit des Bestehens der „Deutschen Akademischen Vereinigung" deren Vorsitzender gewesen.

Die erste Frage, welche die Vereinigung in Angriff nahm, war die Schulreform. Die Anhänger der Realschulen und der Gymnasien standen sich in erbittertem Kampfe gegenüber. Küster suchte durch einen Vertrag und durch Aufstellung von Thesen diese Gegensätze zu beseitigen. Es gelang Küster auch, den Reichstagsabgeordneten v. Schenkendorff, sowie einige politische Führer Deutschlands, unter ihnen den bekannten Germanisten Dr. Friedrich Lange, den Ingenieur Peters u. a. zu einem gemeinsamen Vorgehen zu gewinnen. Es wurde von ihnen im Namen der „Deutschen Akademischen Vereinigung" eine Masseneingabe ins Werk gesetzt, die 23,000 Unterschriften aus den Kreisen der Gebildeten trug und die den jungen Kaiser Wilhelm, der damals gerade die Regierung angetreten hatte, veranlaßte, der Schulreformfrage näher zu treten und jene weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gewordene Einberufung eines Schul-Ausschusses anzuordnen. — Der Kaiser selbst hielt die Eröffnungsrede, die die Schulreformer zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Leider aber gewannen die bezopften Zunftgelehrten die Oberhand. Dem Kaiser wurden Vorträge gehalten, welche der Wirklichkeit nicht entsprachen, und die ganze so herrlich begonnene Schulreform verlief im Sande....

Rege Aufmerksamkeit widmete Küster auch der Frauenerziehung. Besonders in der „Universitäts-Zeitung" trat er für eine bessere soziale Stellung der Frauen ein und mußte dafür Spott in Hülle und Fülle über sich ergehen lassen. Trotzdem wurde eine „Frauengruppe der Deutschen Akademischen Vereinigung" gegründet, die unter Führung der bekannten deutschen Frauenrechtlerin, Frau Schulrat Cauer, Berlin, manches Nützliche geleistet und sich später zu dem selbstständigen Verein „Frauenwohl" entwickelt hat, zu dessen Ehrenmitglied Küster ernannt wurde.

Küster strebte ferner mancherlei akademische Reformen an. In seiner Absicht lag die Schaffung eines gemeinsamen studentischen Ehrengerichts, die Schaffung von Studenten-Ausschüssen mit möglichst weitgehenden Befugnissen, im Sinne der Selbstverwaltung der studentischen Angelegenheiten; Eröffnung von Lesehallen; Etablierung von Krankenkassen, Darlehnskassen u. s. w. — Manches davon hat sich verwirklicht, anderes scheiterte an der Schwerfälligkeit der Massen.

Besonders aber trat Küster für eine volkstümliche Erweiterung der Universitäten ein. Etwa in der Art wie die amerikanischen Ferienkurse. Die Wissenschaft sollte nicht Selbstzweck sein, sondern dem Wohle der Allgemeinheit dienen.

Die „Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung" entwickelte sich unter Küsters Leitung zu einem tüchtigen Organ. Sie widmete sich besonders auch den philosophischen und religiösen Fragen. Das Blatt vertrat die Ansicht, daß eine gesunde Philosophie sich nur auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrungen und der Entwicklungslehre aufbauen könne und nicht, wie früher, in spekulativen Phantastereien verlieren dürfe. Andererseits wurde der tote Materialismus bekämpft. Nur auf Grund einer empfindenden und zielbewußten Materie mit dem Zuge nach aufwärts und vorwärts lasse sich eine den Erfahrungen der Naturwissenschaften entsprechende Weltanschauung und ein befriedigender Gottesbegriff aufbauen.

In politischer Beziehung wandte die „Allgem. Deutsch. Univ.-Ztg." sich gegen das Parteidogma. Das Allgemeinwohl sollte das leitende Motiv für die politischen Entschließungen sein.

Küster hat in der genannten Zeitung eine große Anzahl hochbedeutsamer Essays veröffentlicht, die auch heute noch aktuell sind und die er nun in Broschüren erscheinen läßt. Professor Dr. Lehmann-Hohenberg äußerte sich in dem von ihm damals herausgegebenen „Rechtshort" über Küsters sozialpolitische Arbeiten in folgenden Worten: „Diese Schriften führen in die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte vortrefflich ein, weil sie selbst eine Spiegelung derselben sind, die von einer gereiften Persönlichkeit ausging."

Eine weitere Schöpfung der „Deutschen Akademischen Vereinigung" unter Küsters hervorragender Mitwirkung oder meistens unter seiner Leitung war die Errichtung von Volksunterhaltungsabenden. Auf Anregung der Vereinigung bildete sich ein Verein für Volksunterhaltungsabende, dessen Vorsitzender Küster war. Dieser Verein sorgte dafür, daß dem Volke erstklassige künstlerische Genüsse: Konzerte, Theatervorstellungen, volkstümlich-wissenschaftliche Vorträge gegen sehr geringes Eintrittsgeld geboten wurden. Die Gründung des Berliner „Schiller-Theater" ist aus dieser Bewegung hervorgegangen.

Trotz dieser vielseitigen sozialen Tätigkeit hat Küster seine Pflichten als Arzt stets mit hohem Ernste erfüllt und manches zur Förderung der ärztlichen Wissenschaft beigetragen.

Sein Familienleben ist immer ein außerordentlich glückliches gewesen. In seiner hochgebildeten Gemahlin fand er einen tätigen Kameraden und seine beiden Töchter waren gelehrige Schülerinnen der Eltern. Küsters älteste Tochter hat längere Zeit einen Berliner Kindergarten geleitet. Später verheiratete sie sich mit Albrecht Freiherrn von Wittgenstein, einem Neffen des bekannten Fürsten Wittgenstein.

Hertha Küster, die jüngere Tochter, hat sich in der Krankenpflege ausgebildet und wirkte eine Reihe von Jahren hindurch als freiwillige Schwester bei Operationen auf Unfallstationen, Polikliniken und bei Privatärzten. Küster vertritt den in unserer Zeit wieder vielseitig angeregten Standpunkt, daß die jungen Mädchen,

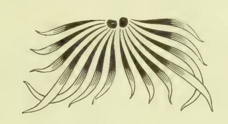
besonders die wohlhabenden, gleichsam einjährig dienen sollen, dergestalt, daß sie einen Beruf erwählen und sich dem allgemeinen Wohle zur Verfügung stellen. Das Zerrbild der unzufriedenen alten Jungfer infolge von Untätigkeit würde dann von selbst verschwinden.

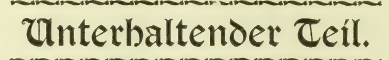
Ein eigenartiger Zug in Küsters Wesen ist seine Vorliebe für den Verkehr mit der Jugend. Noch heute, da längst der Schnee des Alters sein Haupt deckt, fühlt er sich am wohlsten in Studentenkreisen. „Ich erhalte mich jung dadurch!" sagt er. Und es muß wohl etwas Wahres darin liegen, denn Küster erscheint — wenn man sich seine weißen Haare fortzudenken bemüht — als jugendlicher Mann! Lebhaft in den Bewegungen, geistsprühend in der Unterhaltung und selbst zu harmlosen Scherzen oft noch aufgelegt!

Von seinen Veröffentlichungen möchte ich hier noch erwähnen: „Heiteres und Ernstes aus großer Zeit". Unter diesem Titel legt Küster seine Kriegserinnerungen von 1866 und 1870–71 nieder. Um unsere Leser mit diesem ausgezeichneten Manne näher bekannt zu machen, soll im März-Heft des „Deutschen Kulturträger" ein Abschnitt aus diesem interessanten Buche veröffentlicht werden.

Später werden wir noch manches Aktuelle aus seiner Feder im Interesse der Förderung des Verständnisses zwischen hüben und drüben an dieser Stelle zu Gesicht bekommen.

Fred R. Minuth.





Unterhaltender Teil.

Echoklänge aus längst entschwundener Zeit.

Von Fred R. Minuth.

Grau ist der Himmel, Regen rieselt nieder,
Die Bäume kahl und traurig rauscht der Wind.
Minuth, „Herbst und Fremde".



rau und regnerisch, blumenleer und von Schicksalsstürmen durchbraust war das Leben, das hinter mir liegt. Kahle Bäume ohne Schatten und Früchte standen an meinem Pfade. Und die Zukunft? —

Scheitel und Bart sind ergraut, aber der Kampf um die Existenz hat nichts von seinem Ernste verloren; selbst den Ruhepausen in diesem Kampfe mangelt die Erquickung. Keine liebende Hand streichelt mir die verhärmte Wange; kein Blick aus treuem Auge wirft Sonnenschein in meine Seele. Trüb und traurig, blumenleer und steinig, stürmisch und regnerisch ist auch der Pfad, der vor mir liegt. Und dennoch mangelt diesem Dasein nicht jeder Lichtblick. Wenn die Sonne am westlichen Horizont geschieden, wenn die anderen schlafen und der Nachtwind in den Wipfeln des Waldes flüstert, — dann treten heimatliche Bilder vor meine Seele, mein geistiges Auge schaut liebe Gestalten, mein geistiges Ohr vernimmt traute Töne.

Und auch jetzt kehren sie wieder, die schon oft mich erfreuten, mein Herz mit neuem Mute erfüllten, wenn Körper und Seele im Kampfe mit Mammonsgewalt und menschlicher Niedrigkeit vor Erschöpfung und Ekel dem Umsinken nahe waren. Holde Echoklänge tragen die Winde mir zu und aus den Tönen formen sich Bilder, Gestalten voller Leben. Ich sehe ihre Bewegungen; ich höre ihre Stimmen; ich bin wieder unter ihnen, wie einst vor langer, langer Zeit. — —

Junge Mädchen flechten Kränze und Guirlanden aus Tannenreisig, das wir — siebenzehn- und achtzehnjährige Primaner — am Vormittage auf Schlittschuhen fast eine deutsche Meile weit übers brüchige Eis eines Sees aus dem Stadtwalde geholt hatten. Morgen ist unseres Königs Geburtstag, der 22. März. Der Festakt an diesem Tage war stets eines unserer schönsten Schülerfeste. Unsere Königsbilder wurden bekränzt und die Aula prangte im Guirlandenschmuck.

Wir schnitten das Reisig zum Flechten zurecht und reichten die Reiser den flechtenden Mädchen. Und dazu sangen wir. Es waren keine Schullieder, die wir sangen; es waren auch keine Kirchenlieder: — Minnelieder waren es, die wir an unseren heimlichen Kneipabenden geübt hatten. Sehr laut durften wir so was in diesen Räumen nicht singen. Aber gerade in dieser leisen, verhaltenen Weise klang es um so harmonischer und inniger. Und die Augen der Mädchen glänzten dabei, — manche kleine Hand zitterte nervös, manch' Antlitz überzog liebliche Röte. —

Besonders ein Lied war es, welches auf unser Auditorium einen tieferen Eindruck übte. Wahrscheinlich seiner klangvollen Bariton- und Tenorsoli, vielleicht auch seines Textes wegen. Ich entsinne mich der ersten Strophe dieses Liedes noch sehr genau. Sie lautet:

Ich grüße dich!
Ich grüße dich bei stiller Nacht,
Bei hellem Sternenscheine,
Wenn liebend noch mein Auge wacht
Für dich, du einzig Eine.
Denkst du an mich?
Ich grüße dich!
Ich grüße, — grüße dich! —

Als der Bariton sein Solo: „Denkst du an mich? Ich grüße dich!" mit viel Innigkeit vortrug, da traf auch einen gewissen lang aufgeschossenen blonden Primaner ein blitzartiger Glutblick aus zwei blauen Augen. Und der

lange blonde Junge fing diesen Blick auf und ein wunderbar wonniges Gefühl bebte durch seine Seele.

Kaum vier Monate später trat eines Nachmittags der Direktor in die Prima. Sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. Ohne den Sitz einzunehmen, entfaltete er ein Blatt und sagte:

„Ich habe eine ernste Nachricht in der Hand: — Frankreich hat Preußen den Krieg erklärt!"

Einen Moment lang herrschte die Stille der Bestürzung; dann hub ein fürchterliches Getöse an. Alles war aufgesprungen; weiter hinten stand man sogar auf den Bänken. Alles schrie und trampelte. Kein Wort war zu verstehen; nur hier und da unterschied man einen Hurrahruf. Der Direktor winkte. Niemand nahm Notiz davon. Schließlich schrie auch er. Vergebens! Die Ruhe war nicht herzustellen. So wartete er geduldig ab.

Als wir den ersten elementaren Sturm unserer Vaterlandsbegeisterung ausgetobt, erklärte die ganze Klasse — mit Ausnahme von zwei Primanern, die mit körperlichen Gebrechen behaftet waren — sich als Kriegsfreiwillige melden zu wollen. Die Einwendungen des Direktors verhallten wirkungslos; die Bedenken der Väter wurden mit der „Wacht am Rhein" beantwortet; sogar die Tränen der Mütter verfehlten den Eindruck. Ueber Jung-Deutschland war der furor teutonicus gekommen! —

Uebrigens mangelte allen diesen Ermahnungen zur Ueberlegung der rechte Nachdruck: — im Grunde meinte man es garnicht so recht ernst damit. Alles, — Alles war aufgestanden, nicht nur Jung-Deutschland! — Alles war der Begeisterung voll: — eine Revolution war ausgebrochen in ganz Deutschland: doch nicht um den Fürstenthron zu stürzen, sondern um ihn zu schirmen mit Leib und Leben! —

So hatten wir denn einen Tag verabredet, um uns beim Militär-Ersatzkommando der Nachbarstadt zu melden. Unsere Stadt hatte keine Garnison. Dagegen wurde aber vom Direktor ernstlich Einspruch erhoben, und zwar unter einer Begründung, deren Berechtigung wir anerkennen mußten. Es handelte sich um das Abiturienten-Examen. Doch nur kurze Zeit hatten wir unseren „Patriotismus der Tat" zu beherrschen; dann wurde höheren Orts die Abhaltung von außerordentlichen Abiturienten-Prüfungen für diejenigen Primaner angeordnet, die sich als Kriegsfreiwillige zur Fahne meldeten.

Sie bestanden alle. — Allzuschwer wurde es ihnen übrigens nicht gemacht. — Mit der roten Mütze auf dem Kopfe ging es anderen Tages in corpore zur Militär-Ersatzbehörde. Alle schnitten gut ab, nur einer, ein gewisser lang aufgeschossener blonder Primaner, wurde vom alten Oberstabsarzt als „doch noch zu sehr Bohnenstange" befunden und zurückgestellt. — Das war eine schmerzliche Entscheidung für den jungen Vaterlandsverteidiger.

„Herr Oberstabsarzt, — geht es wirklich nicht? — Ich halte es aus, Herr Oberstabsarzt, — wahrhaftig!" spricht er mit zuckenden Lippen.

Der alte Oberstabsarzt legt beide Hände auf die nackten Schultern des Jünglings, schaut ihm in die tränenfeuchten Augen und erwidert:

„Nein, mein junger Freund, es geht wirklich nicht und Sie halten es wahrhaftig nicht aus. Ich würde schändlich an Ihnen handeln, wollte ich mich von Ihrer schönen Begeisterung fortreißen lassen. Aber verlieren Sie den Mut nicht! Bewegen Sie sich viel im Freien, hauen Sie Holz, graben Sie im Garten, mähen Sie Getreide. Ueberall fehlt es jetzt an Arbeitskräften. Und dann essen Sie tüchtig Fleisch, Brot, Hülsenfrüchte und dergleichen: — trinken Sie tüchtig Bier, — und in drei Monaten kommen Sie dann 'mal wieder!"

Nun, das war wenigstens nicht ganz trostlos. In drei Monaten würde „die Geschichte" ja „hoffentlich" noch nicht vorüber sein. An diesem Abend begann er mit dem Biertrinken den Rat des Oberstabsarztes zu befolgen und legte den Grund zu seinem ersten fürchterlichen Kater.

Einige Tage später gab das ganze Gymnasium unseren Kriegsfreiwilligen, zusammen mit deren Eltern und Geschwistern, das Geleite zum Bahnhof. — Es war ein Triumphzug voller Begeisterung, Abschiedsweh und Tränen. —

Für den blonden Primaner begann jetzt ein körperliches und seelisches Martyrium. Das Holzhauen war garnicht so leicht, als er es sich

gedacht. Nach der ersten halben Stunde hatte er stark schmerzende Blasen in den Händen. Er versuchte es mit dem Graben: — nach fünfzehn Minuten hatte er Kreuzschmerzen zum Umsinken. Er griff zur Sense: — das Mähen erwies sich als die Kombination des Holzhauens und des Grabens. Verzweiflungsvoll warf er die Sense zur Erde, legte sich ins Gras und begann — zu weinen.

Und nirgends zeigte sich ein Trost in dieser Herzensnot. Nicht einmal auf einen ermutigenden Blick aus den „blauen Augen" wagte er zu hoffen. Er mied diese Augen unter dem Einfluß eines Gefühls von Furcht und Scham. Er kam sich wie degradiert vor; nicht würdig, für das Höchste zu kämpfen, — und darum konnte ihm aus jenen Augen auch nur Spott oder Nichtachtung entgegenblitzen.

Mehrere Tage ging er mutlos einher und sprach zu keinem Menschen. Wurde er angeredet, dann gab er entweder keine oder eine bissige Antwort. Endlich ward es wieder klarer in seinem Innern. Das Holzhauen, Graben und Mähen hatte sich, trotz verzweifelter Wiederholungen der Versuche, als unausführbar erwiesen; wenigstens in der Art, wie er die Sache anfaßte. Jetzt unternahm er weite Fußwanderungen, turnte und schwamm stundenlang allein, und dazwischen griff er, sobald die Wunden an seinen Händen leidlich geheilt waren, immer wieder zur Axt, zum Spaten, zur Sense. Und siehe da, — die Sache machte sich! —

In dieser Zeit trafen die Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth ein. Das versetzte ihm einen schmerzhaften Stich ins Herz. Indes, nun würde ja auch er bald dabei sein. — Während die Stadtkapelle mit einem schmetternden Jubelmarsch durch die Straßen zog und die Stadt im Fahnenschmuck und Glanze einer blendenden Illumination erstrahlte, führte er auf einsamer Landstraße einen Parforcemarsch aus. Das war seine Siegesfeier. —

Etwa ein Monat war in dieser Weise vergangen; dann tat er das Vernünftigste, was unter den obwaltenden Umständen ihm zu tun übrig blieb: — er setzte sich wieder auf seinen alten Platz in die Prima, die durch Versetzung ergänzt worden war.

Die großen Siege von Mars la Tour, Gravelotte, Sedan und Metz waren erfochten und, wie im ganzen Lande, so auch in der kleinen ostpreußischen Stadt in hehrer Begeisterung gefeiert worden. Von unseren Kriegsfreiwilligen, die inzwischen ins Feld gerückt waren, hörten wir wenig.

Eines Tages erschien während des Geschichtsunterrichts, den ein Oberlehrer erteilte, der Direktor in der Klasse. Schon seine Miene deutete auf Außergewöhnliches. Er trat auf das Katheder, entfaltete ein bedrucktes Blatt und schien eine Ansprache halten zu wollen; doch er brachte nur ein paar heisere, unverständliche Laute über die Lippen. Eine Pause entstand. Dann sagte er formlos, die Hand mit dem Blatte ein wenig vorstreckend:

„Es ist die Verlustliste. Einer der Unserigen steht auf derselben: — Adolf Rohrmoser, tot; Schuß durch den Kopf!"

Lautlos erhob sich die Klasse. Der Direktor wollte weiter sprechen, doch die Stimme versagte ihm; in seinen Augen standen Tränen. Endlich sprach er leise:

„Weihen wir dem toten Helden ein stilles Gebet!"

* * *

Als der blonde Primaner an diesem Tage die Schule verließ, bewegten ihn Gefühle ganz neuer, undefinierbarer Art. In seiner Seele loderte ein mächtiges, bisher ungekanntes Feuer; in seinem Herzen stürmte es wild: bald in brausenden Akkorden, bald in klagenden Tönen der Wehmut. Und dazwischen meldete sich eine unbezwingbare Sehnsucht nach „Blauäugelein".

Zu Hause angekommen, warf er die Bücher achtlos in einen Winkel. Das Vesperbrot berührte er nicht. Nach einem unerschrockenen Griff in des Vaters Zigarrenkiste verließ er das Haus. Planlos schritt er in der Richtung nach den Anlagen vor dem Tore der Stadt, die Zukunft überdenkend.

Jetzt durfte er nicht länger säumen. Mächtig zog es ihn hinaus ins Feld an die Seite der Kameraden. Und dennoch kam eine unnennbare Traurigkeit über ihn, wenn er an das Scheiden dachte. Jawohl, es war ein Abschied für immer. Er empfand es deutlich. Nur noch

eine kurze Spanne Zeit, dann würde Frankreichs Erde ihn decken. — Und „Blauäugelein"? Was wird sie tun? — Trösten wird sie sich und einen anderen heiraten. — Ja, ja, — so wird es kommen. — Und mit einmal merkt er, daß ihm die Tränen in den Augen stehen. — Ein Gefühl unsäglichen Verlassenseins ist plötzlich über ihn gekommen. Losschreien hätte er mögen. — Aber standhaft würgte er den Kummer seiner Seele hinunter, sog wie ein Türke an der Giftnudel und suchte sehnsüchtigen Blickes die Anlagen ab nach „Blauäugelein". —

Manchmal, wenn auch äußerst selten, hat das Schicksal ein Einsehen mit den Schmerzen eines bekümmerten Menschenherzens. Einer solchen Ausnahme hatte der blonde Primaner sich heute zu erfreuen. Noch nicht weit war er in die Anlagen hineingeschritten, als an einer Biegung des Weges die Heißersehnte erschien. Eine halbe Minute später standen die beiden nebeneinander im Schatten einer hundertjährigen Linde. Und nun packte ihn eine große Verlegenheit: — er wußte keine Anrede. Endlich kam der tote Rohrmoser ihm zu Hilfe:

„Haben Sie es erfahren, Fräulein Albinus, Adolf Rohrmoser ist gefallen!"

Dora nickt nur stumm mit dem Kopfe und sieht ihn an. Jetzt steht er wieder da ohne Wort. Plötzlich gibt er sich einen Ruck: „Ich halte es hier nicht mehr aus," beginnt er. „Mir ist, als hielte man mich für feige, — und es ist doch nicht meine Schuld, daß ich nicht neben meinen Kameraden im Felde stehe!"

Und nun erlebte er einen weihevollen Moment: — Dora Albinus richtete ihre schönen Augen auf ihn, schaute ihn mit einem Blicke an, in dem für ihn des Paradieses Seligkeit lag, und sprach in warmem Tone: „Niemand hält Sie für feige, — wie kommen Sie nur darauf?" —

„Ist das Ihre Ueberzeugung, — wahr und wahrhaftig?" ruft er jubelnd.

„Das ist meine Ueberzeugung!" erwidert Dora.

„Ich danke Ihnen, Dora; — das macht mich sehr glücklich!" — Nach einer kleinen Pause fährt er fort: „Morgen stelle ich mich wieder der Ersatzbehörde. Ich bin sicher, jetzt angenommen zu werden. Aber.... ich kann nicht fortgehen, ohne Sie vorher einmal....ganz ohne Zeugen gesprochen zu haben. — ....Wollen Sie heute Abend acht Uhr nach dem Garten der Villa Rosenthal kommen?"

Dora nickt errötend, dann verabschiedet sie sich.

Die drei Stunden, die noch an acht Uhr abends fehlten, wurden ihm schier unüberwindlich lang; — länger noch sogar als jener Tag, den er viele Jahre später einmal in einem asiatischen Gefängnisse zubringen mußte, bewacht von einer unzivilisierten Horde, die sich Polizei nannte und ihn mit gezogenen krummen Säbeln umringt hielt. Aber die Zeit rastet nie. So erschien denn auch die achte Abendstunde und mit ihr Dora Albinus.

Sie hatte geweint. Und sie gab sich nicht einmal Mühe, die Spuren der Tränen zu verbergen. Eine wunderbare Symphonie von Empfindungen durchbebte bei diesem Anblick die Seele des Jünglings. — Man muß ein siebzehnjähriger Gymnasiast sein, der im Begriff steht, zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld zu ziehen, um das nachempfinden zu können. — —

Einen Moment lang schauten die beiden jungen Menschenkinder einander stumm in die Augen. Dann versank ihnen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Der blonde Primaner hielt „Blauäugelein" in seinen Armen und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Wangen, ihren Hals, ihre Stirn. Und „Blauäugelein" rührte sich nicht, — sie bot ihm willig die vollen Lippen, hielt die Augen geschlossen und preßte die Arme um seinen Nacken.

Lange saßen die beiden dann neben einander in einer von Wein überrankten Laube. Was sie gesprochen, wird jeder wissen, der in seiner Jugend ein reines, heißes, begeisterungsfähiges Herz besessen. Endlich stand Dora auf und sagte:

„Ich darf nicht länger bleiben!" Dann reichte sie ihm die Hand und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Ich werde für Dich beten!" Er streckte die Arme nach ihr aus und wollte sie umfangen, aber sie entglitt ihm und verschwand in der Dunkelheit. —

Anderen Tages zog der blonde Primaner „mit tausend Masten" zur Militär-Ersatzbehörde; — als seelisches Wrack kehrte er heim. — Er fand die kleine Stadt in hellem Aufruhr: der Telegraph hatte Kunde gebracht von einem neuen Siege. Ueberall wehende Fahnen. Schmetternde Siegesfanfaren durchhallten die Straßen. Hunderte folgen unter Hurrah der Musikkapelle.

Als der Zug das Rohrmosersche Haus erreicht hat, an dessen Fahnenstange unter der wallenden deutschen Flagge halbmast eine schwarze Schleife weht, winkt der Kapellmeister ab. Das Musikkorps nimmt vor dem Hause Aufstellung und intoniert: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht!" Das Publikum blockiert die Straße. Niemand merkt es und niemand kümmert sich um die Wagen, die von beiden Seiten passieren wollen. Alle singen: „Ich hatt' einen Kameraden!" Auch der alte, sonst bis zur Kleinlichkeit diensteifrige Polizeidiener nimmt nichts wahr, — er singt mit den anderen: Ich hatt' einen Kameraden! —

Die Eltern des Gefallenen waren an das Fenster getreten. Regungslos hält der alte Rohrmoser die lange Weichselrohrpfeife, aus der er beständig rauchte, in der Hand und blickt starren Auges auf die Straße hinaus. An seine Schulter gelehnt steht die trostlose Mutter, die Augen mit einem Taschentuche verhüllend, und weint bitterlich. —

Das Lied ist beendet; — die Kapelle nimmt wieder den schmetternden Siegesmarsch auf; — weiter wogt die Menge: „Hurrah! Hurrah!" —

* * *

Es war am 8. August 1871. — Königsberg, die alte Krönungsstadt der preußischen Könige, prangt in Gala: — die aus Feindesland heimkehrenden Sieger halten heute hier ihren Einzug! —

Die Straßen, durch welche die Truppen marschieren sollten, waren in eine via triumphalis verwandelt worden. Wo sich irgend Platz bot, hatte man Tribünen für das Publikum errichtet. Ein Sitz auf denselben kostete ein kleines Vermögen. Mancher Inhaber einer Frontwohnung in diesen Straßen schlug in wenigen Stunden durch Fenstervermieten die Jahresmiete der Wohnung heraus. — Die Blumengärtnereien machten einen öden Eindruck: — keine Blüte, kein grüner Lorbeerbaum war zu erblicken: — alles war abgeschnitten, um Kränze und Sträuße für die Sieger, Guirlanden für die Ehrenpforten und Triumphbogen zu winden. — Alle Geschäfte waren geschlossen. In den Straßen wogte ein unabsehbarer Heerwurm festlich gekleideter, freudig erregter Menschen.

Und in dieser frohen, jubelnden Menge schritt ein junger Mensch einher, dem das Weinen näher war als das Jubeln: — der blonde Primaner. Wohl trug er seit länger als einem halben Jahre des Königs Rock und hatte sich zu der verantwortungsreichen Charge eines Gefreiten und Korporalschaftsführers emporgeschwungen; aber das wollte ihm heute, dem Tage des Einzuges der Sieger, garnicht imponieren. Im Gegenteil: — er kam sich geringfügig vor bis zur Schamerregung. — Gequält von diesem Gefühl war er zu seinem Hauptmann gegangen und hatte diesen unter Darlegung der Gründe um die Erlaubnis zum Tragen von Zivil während einiger Stunden gebeten; denn er möchte doch so gern den erhebenden Anblick des Einzuges der Sieger genießen. Der Hauptmann, ein für einen Soldaten viel zu liebenswürdiger Mensch, hatte lächelnd seine Bitte gewährt, anstatt ihn gebührend anzuranzen. Und so schwamm er nun unauffällig mit dem Strome.—

Neben einer Tribüne, zu Seiten eines gewaltigen Triumphbogens, faßte er Posto. Es dauerte nicht lange, als schwache Musiklaute und dumpfes Getöse, wie ferne Meeresbrandung, das Nahen der Sieger kündeten. Immer vernehmlicher wurde die Musik, die Hurrahrufe der Menge steigerten sich zum ohrenbetäubenden Lärm und auf die nun sichtbar werdenden blinkenden Bajonette und Helme ergoß sich aus den Fenstern und von den Tribünen herab ein Blumenregen. — Hier und da fuhr ein Offiziersdegen empor, um einen fallenden Kranz aufzufangen. —

Und nun zogen sie unter klingendem Spiel vorbei am Standorte des blonden Primaners. An der Tete die Fahne. — Arg zerfetzt von Feindeskugeln. — Der von Geschossen durchbohrte und zersplitterte Schaft mehrfach geschient

und zusammengehalten durch Metallringe. — Am Adler, auf der Spitze des Schaftes, ein Lorbeerkranz und das wehende Band des Eisernen Kreuzes! — Dahinter der Oberst mit seinen Adjutanten. Alle im Lorbeerschmuck! — Und dann folgte Sektion auf Sektion der Mannschaften in der Felduniform, arg ramponiert, aber ein echtes Ehrenkleid! — Kraftvoll und stolz schritten sie dahin, geschmückt mit Blumen und Lorbeer! —

Dem jungen Menschen am Pfeiler des Triumphbogens schnürte dieser Anblick die Kehle zusammen. Und trotzdem bewegte ihn ein wunderbares Froh- und Stolzgefühl. —

Am Abend dieses Tages hatten die Eltern und Freunde unserer heimgekehrten Kriegsfreiwilligen eine Begrüßungsfeier im „Waldschlößchen" vorbereitet. Auch der blonde Primaner war dazu geladen worden. Zwar kam er sich dabei recht überflüssig vor, aber ohne zu beleidigen konnte er nicht fortbleiben. So ging er denn hin. Und zwar — wie es sich gehörte — in Uniform.

Sämtliche Heimkehrenden trugen die Tressen. Einer seiner ehemaligen Schulkameraden, Franz Rosenow, der schon im Jahre 1869 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war, hatte es sogar zum Vize-Feldwebel gebracht. Rosenow, wie die Mehrzahl der anderen, war mit dem Eisernen Kreuz dekoriert.

Bei der Begrüßung mit Rosenow nimmt der blonde Gefreite die Hacken zusammen.

„Du wirst doch am Ende hier nicht vor mir stillstehen!" lacht Rosenow und reicht ihm die Hand. Diese Kameradschaftlichkeit war seine erste und einzige Freude an diesem Tage.

„Du darfst es mir glauben, Rosenow, ich habe mir alle Mühe gegeben, — aber man ließ mich nicht zu euch ins Feld!"

„Darüber gräm' Dich nicht," antwortete Rosenow. „Schön war's nich, — nee, — wahrhaftig!"

Es wurde ein sehr amüsanter Abend, der zwischen sechs und sieben Uhr am Morgen des nächsten Tages sein Ende erreichte. — Niemand fiel ab. Auch die Damen hielten aus. Mit derselben Tapferkeit, mit der die Sieger feindliche Batterien gestürmt, tanzten sie die ganze Nacht hindurch nach den Klagetönen eines gemarterten Pianos und einer qualvoll kreischenden Geige.

Auch Dora Albinus war erschienen. Als Rosenow sie erblickte, — zum letzten Male hatte er sie vor vier Jahren als dreizehnjähriges Mädchen gesehen — wich er kaum noch von ihrer Seite. Anfangs war Dora befangen. Sie betrachtete sich als die Braut eines anderen. Aber der Anblick des Eisernen Kreuzes auf der Brust des Siegers mit dem hübschen gebräunten Gesicht und dem forschen hellblonden Schnurrbart, — der Tanz und der Wein erzeugten bald Sorglosigkeit in ihr, und der arme junge Mann mit dem Mädchengesicht, dem sie unter heißen Küssen ewige Treue geschworen, schien vergessen. — Was bedeutet denn auch der simpele Gefreite und Korporalschaftsführer, der nicht aus der Garnison gekommen war, diesen dekorierten Helden gegenüber, um deren Häupter die jungen Mädchen ganz deutlich einen Glorienschein feindlichen Pulverdampfes zu erblicken glaubten? —

Das Piano stöhnt, — die Geige kreischt, — in sorgloser Lust wogen die Tänzer durch den Saal, — ihre Wangen sind gerötet, ihre Augen glänzen ....

In einem Winkel steht der blonde Primaner in seiner Gefreitenuniform. Mit heißen Blicken verfolgt er Dora und Rosenow. Ein wildes Weh zerreißt dabei sein Herz. „Warum mußte ich zu schwach sein? — Warum, — Warum? —" seufzt er mit bebenden Lippen.

* * *

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Es ist ein wundervoller Frühlingstag; ein Tag, an dem die Lerchen über grüner Flur alle Sorgen aus den Herzen der Menschen singen.

Der ehemalige Primaner führt einen Zug Infanterie vom Schießplatz nach der Kaserne. Auf der Promenade, im Weichbilde der Stadt, fallen ihm zwei Damen auf, von denen die eine ihm bekannt vorkommt. Noch eine kurze Strecke näher, dann durchfährt ihn ein freudiger Schreck. Der Degen fährt aus der Scheide und dann hallt laut und schneidig das Kommando:

„Faßt das G'weeeeehrrrrr änn!"

Zehn Schritte vor den Damen senkt der Zugführer grüßend den Degen. Die jüngere

lächelt und ihre schönen blauen Augen blinken den Gruß zurück. Die ältere grüßt ein wenig reserviert und macht ein erstauntes Gesicht.

Zehn Schritte hinter den Damen klingt es eben so schneidig als vorhin:

„Das G'weeeeehrrrrr üb'r!"

A h ! — war d a s ein s e l i g e r Moment! — Und obschon er längst den Bereich der Wiesenflur verlassen: — um ihn, über ihm und in ihm jubeln viele tausend Lerchen, — schöner, glückseliger als er sie je in Wirklichkeit gehört. — Was die Leute ihm zutragen, konnte doch hiernach unmöglich wahr sein: — würde sie ihm s o zugelächelt haben, wenn sie Rosenows Verlobte wäre? —

Nur noch kurze Zeit, dann waren die drei Monate zur „praktischen Darlegung seinerQualifikation zum Reserve-Offizier" abgerissen. Der theoretischen Prüfung sah er mit großer Zuversicht entgegen. Seine Familie war einwandfrei und seine Zivilstellung entsprach den Anforderungen. A l s o ! — Wenn Rosenow sich jetzt nicht beeilte, dann konnte am Ende der Fall eintreten, daß er bei der nächsten Feier des Geburtstages des greisen Deutschen Kaisers in der Offiziersuniform vor Dora erschien, während Rosenow in Zivil daneben stand! —

Armer idealistischer Junge! In seines Herzens Harmlosigkeit übersah er, daß Rosenow einen Vorsprung von 150,000 Mark und drei Lebensjahren hatte. — —

An demselben Tage, an dem er Gewißheit über das bestandene Offiziersexamen erhielt, empfing er ein Billet, das also lautete:

Die Verlobung ihrer Tochter Dora
mit dem Rittergutsbesitzer Herrn Franz
Rosenow auf * * * beehren sich anzuzeigen
Theodor Albinus, Regierungsrat a. D.
und Frau, geb. Regenborn.
N. N., den 28. Mai 1873.

Das war mehr, als sein empfängliches, für alles Edle begeisterungsfähige Herz mit Gleichmut zu ertragen vermochte.Dora Albinus erschien ihm als der Inbegriff aller Schönheit und Holdseligkeit. Ihr Besitz war für ihn die Verwirklichung des höchsten Erdenglückes. Und dieses Erdenglück sich zu erringen, war sein Lebensziel geworden. Das Streben diesem Ziele entgegen und die wonnige Hoffnung, es zu erreichen, bedeutete seine Welt. — Und nun lag diese Welt vor ihm in Trümmern. — — Was nun — Sollte er sich todschießen? — Dann würde man ihn günstigsten Falles unter den Klängen eines Trauermarsches zu Grabe tragen; — sehr leicht möglich, aber auch in aller Stille. Der Pfarrer würde salbungsvolle Worte zum Troste seiner Eltern sprechen, wobei er selber kaum gut abschneiden dürfte. Dora und Rosenow legten wohl einen Kranz an seinem Grabe nieder, — gingen dann aber zur Tagesordnung über. — U n s i n n ! — Warum den Leuten überhaupt zeigen, daß man sich „die Sache" zu Herzen nahm? — Fidele Gesellschaft und eine tüchtige Quantität Gerstensaft sollten doch wohl imstande sein, über den Rummel hinwegzuhelfen? —

Und nun begann ein feucht-fröhliches Dasein. — An unterhaltenden Leuten mangelte es ihm nie; insonderheit, wenn er bei Kasse war.

Aber das Mittel bewährte sich nicht lange. Nach einem gewissen Zeitraume versagte es nicht nur, sondern es zeigten sich auch allerlei böse Nebenwirkungen. — Und die Leute begannen sich zu wundern, wie mit einmal aus dem vielversprechenden jungen Manne ein solches Sumpfhuhn geworden war. —

Nach Jahresfrist las er Doras Vermählung mit Rosenow in der Zeitung. Einer besonderen Anzeige hatte man ihn nicht mehr gewürdigt. — Und noch einmal quillt aus seiner Seele empor der ganze unsägliche Schmerz um sein verlorenes Paradies. . . .

Stumpfen Sinnes begibt er sich nach seinem Stammlokal, setzt sich in eine einsame Ecke und dreht das Licht ab, so daß er fast im Dunkeln sitzt. Zu der herantretenden Kellnerin sagt er: „Ich bin heute für niemand zu sprechen, Liesel. Merke Dir das und halte mir die Leute vom Leibe. Ich will allein sein!" —

Und dann beginnt ein einsames Zechen. Eine gemarterte Seele soll durch Fußtritte zum Schweigen gebracht werden.

Als einer seiner Bekannten ins Lokal tritt und Miene macht, sich zu ihm zu setzen, fährt er ihn an: „Hebe Dich fort, Freund — ich will

allein sein!" Kopfschüttelnd geht der andere von dannen.

Und der einsame Zecher trinkt weiter, bis die Augen gläsern blicken und der Kellnerin das verstörte Wesen des ihr wohlbekannten Gastes auffällt. Leise mahnt das Mädchen, doch nicht mehr zu trinken.

„Pfeife keinen Blödsinn, Spatz," lallt er. „Ich feiere die Hochzeit meiner Braut! — Bier her! — Hoch soll sie leben!"

Das Mädchen bringt aber kein Bier, sondern holt den Wirt. Als die beiden in der dunkelen Ecke erscheinen, ist der einsame Zecher vom Stuhle gesunken. Mit Hilfe des Kellerfaktotums bringt der Wirt den ihm bekannten Gast nach seiner eigenen Wohnung.

Am nächsten Tage war der ehemalige Primaner dienstunfähig und meldete sich krank. Als er in den ersten Nachmittagsstunden das Lokal verläßt, läuft er seinem Chef — sozusagen — in die Arme.

„Ich dachte, Sie seien krank?" sagt dieser mit der bewußten angenehmen Betonung.

„Ich war in der Tat krank und fühle mich auch jetzt noch recht elend," erwidert er, und fügt auf den zweifelnden Blick des Chefs hinzu: „Ich speise in diesem Lokal."

„Sssoooo, — sssoooo, —!" meint der Chef. Nach einer kleinen Pause fährt er fort: „Ich will Ihnen 'mal im Vertrauen 'was sagen Herr ****; — Ihre Leistungen befriedigen nicht. Seit etwa Jahresfrist sind Sie beständig am Bummel. Vorher habe ich große Stücke auf Sie gehalten. Sie waren ein außerordentlich tüchtiger Arbeiter. Ich habe gehofft und gehofft; — aber jetzt ist mein Vertrauen dahin. — Sichern Sie sich einen guten Abgang, — kommen Sie um Ihren Abschied ein!"

„Ich danke Ihnen, Herr Rat. Mein Abschiedsgesuch wird Ihnen morgen Vormittag zugehen. Bis zur Bewilligung des Abschieds bitte ich um Urlaub." Dann zog er den Hut und ging. Die Entscheidung über das Urlaubsgesuch durfte der Chef für sich behalten. —

Seinen Vater bat er um hundert Mark, die der in dieser Hinsicht schon oft gekränkte Alte nach langem Sträuben endlich knurrend bewilligte.

Anderen Tages war er verschwunden. —

Seine Mutter fand auf ihrem Nähtisch ein Blatt mit folgenden Worten:

„Mutter, daß es so gekommen, wie es kam, kann keiner von Euch so schmerzlich empfinden wie ich selber. Ich sage kein Wort zu meiner Rechtfertigung, — ich bitte Dich nur: Zürne mir nicht!—Ich konnte nicht anders. Später werdet ihr alle mich vielleicht einmal verstehen.

Und noch dies: Fürchte nichts, Mutter; ich bringe keine neue Trübsal über Dich. Sage dem Vater, meine innigsten Grüße und Empfindungen seien mit ihm. Mein Ziel ist jetzt nur noch, Euern Kummer aus der Welt zu schaffen. Und nun lebe wohl, geliebte Mutter, geliebter Vater! So Gott will, hört Ihr bald von mir.

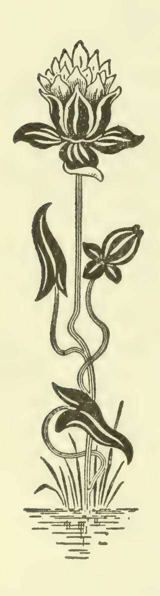
Euer Sohn."

Etwa um dieselbe Zeit las Frau Dora Rosenow, geborene Albinus:

Leb' wohl, — leb' wohl! — Und sollt' ein leises Singen
Sanftwiegend Dir in Deinem Traum erklingen,
So denk', es seien meine sehnsuchtsvollen
Gedanken, die von fern Dich grüßen wollen! —







Du bist so weit.

Du bist so weit, daß ich dich nimmer finde,
Du bist so fern, daß ich dich nimmer seh'.
Bang' ruf' ich deinen Namen in die Winde,
Vor lauter Sehnsucht tut das Herz mir weh.

Die Stunden rinnen und die Tage fließen,
Einsam und müde schreit' ich durch den Hag. —
Ich möcht' nur immer meine Augen schließen,
Ich möchte schlafen bis zum jüngsten Tag.

Doch wenn du wiederkämst, weil du es müßtest,
Und deine Stimme träfe weich mein Ohr,
Wenn du dann leise meine Lider küßtest —
Ich schreckte wohl aus tiefstem Schlaf empor

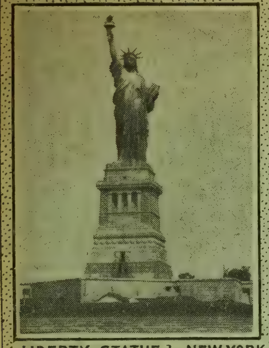
Und höb' die Hände auf, um dich zu grüßen
Noch einmal mit des Glückes Flügelschlag —
Und würde lächelnd dann die Augen schließen
Und schlafen — schlafen bis zum jüngsten Tag. —



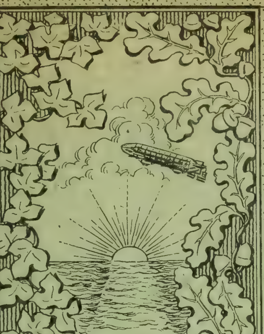


Inhaltsverzeichnis

des Februar-Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".



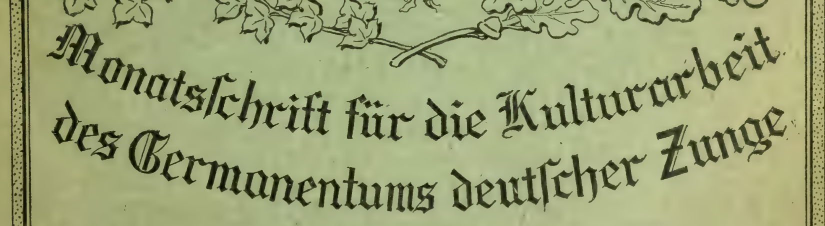
LIBERTY-STATUE b. NEW YORK





Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger



Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Maerz. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Verlag der Kulturträger Publishing Company.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

Amerikanische Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan, U. S. A.

General-Vertreter für Europa, Asien, Afrika, Australien: Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. März 1913. Nummer 3.

Die Deutschen in der amerikanischen Geschichtschreibung.

Von Professor Dr. Julius Goebel an der Staats-Universität von Illinois.



er langgehegte Wunsch von Tausenden meiner deutsch-amerikanischen Landsleute ist endlich erfüllt: zum ersten Male seit dem fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „American Historical Association" erscheint die Geschichte der amerikanischen Deutschen als gleichberechtigter Teil der amerikanischen Geschichte auf der Tagesordnung ihrer Verhandlungen. Als Vertreter des „Deutsch-Amerikanischen National-Bundes" darf ich vielleicht gerade darum, was ich über die Bedeutung der deutsch-amerikanischen Geschichte zu sagen habe, mit einer persönlichen Erinnerung einleiten.

Es war im Oktober 1883, als die Zweijahrhundertfeier der Gründung von Germantown, der ersten bleibenden deutschen Ansiedelung in Amerika, begangen ward. Noch erinnere ich mich lebhaft des mächtigen und tiefgehenden Eindrucks, den diese Feier auf mein eigenes geschichtliches Denken und das vieler Deutsch-Amerikaner machte. An der Ueberlieferung, daß uns verschiedene Generationen deutscher Einwanderer in Amerika vorausgegangen seien, hatte es unter uns Deutsch-Amerikanern ja nicht gefehlt. Aber nun entdeckten wir plötzlich als Glieder eines gewaltigen Volkstums, das in Amerika seine eigene Geschichte hatte, eine Geschichte, deren Anfänge mit der Gründung von Pennsylvanien zusammenfielen, derselben Kolonie, die den Gedanken der Religions- und Gewissensfreiheit verwirklicht hatte.

Wenige Wochen nach der Feier ward die vierhundertjährige Wiederkehr von Luthers Geburtstag festlich begangen. Das Gedächtnis an den Verkünder der Glaubens- und Gewissensfreiheit sollte den Eindruck jener ersten Feier, die uns den Blick in die geschichtliche Weite geöffnet hatte, nur noch vertiefen. Denn wer hätte den ursächlichen Zusammenhang verkennen mögen, der zwischen Luthers Tat und der Pflanzung Penns bestand, dem Vorbild aller modernen Staatswesen, die seitdem auf dem unerschütterlichen Felsen der Glaubens- und Gewissensfreiheit errichtet wurden?

Ja mit Recht dürfen wir in der kleinen Schar deutscher Ansiedler, die Penn bei der Gründung seines neuen Staates treu zur Seite

standen und, erfüllt vom Geiste wahrer Freiheit und Humanität, den ersten Protest gegen die Sklaverei erließen, die bescheidenen Vorkämpfer geschichtlicher Ideen erblicken, die seitdem alle modernen Staaten umgewälzt haben.

Das bedeutsame und erfolgreiche Erwachen des Interesses an ihrer Vergangenheit danken die Deutschen Amerikas nicht zum wenigsten der Forscherarbeit Oswald Seidensticker s. Seine Aufsätze über die frühe Geschichte der Deutschen in Pennsylvanien, die im Laufe der siebziger Jahre erschienen, dürfen noch immer als Muster wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit gelten. Und noch heute wird der Leser den warmen Hauch patriotischen Gefühls empfinden, der in diesen Aufsätzen weht. Es ist dies ein Gefühl von so eigentümlicher Klangfarbe, daß sein Ton dem Ohr des Anglo-Amerikaners nicht weniger leicht entgeht, als er von reichsdeutschen Besuchern dieses Landes gewöhnlich mißverstanden wird. Ich meine jenen wunderbaren Zusammenklang von echt amerikanischem Patriotismus und heißer Liebe zum deutschen Vaterland und seinen Kulturgütern, der in der Brust eines jeden wahren Deutsch-Amerikaners lebt, ein Gefühlston, worin zugleich das stolze Bewußtsein schwingt, daß was der Deutsche in der Welt geleistet hat und geworden ist, er sich selbst verdankt. Denn allen Schmähungen, die ein bekannter amerikanischer Politiker in grüner Unwissenheit gegen die Bindestrich-Amerikaner geschleudert hat, zum Trotz: es gibt doch ein ausgeprägtes Deutsch-Amerikanertum und ein bestimmtes deutsch-amerikanisches Gefühl. —

Bald erinnerte man sich nun auch in weiteren Kreisen, daß bereits vor Seidensticker einzelne Gelehrte und Geschichtsliebhaber sich mit der Erforschung der deutsch-amerikanischen Geschichte beschäftigt hatten. So hatte Franz Löher, der bekannte Historiker, schon im Jahre 1847 während seines Besuches in Amerika den kühnen Versuch gewagt, eine Geschichte der Deutschen in Amerika zu schreiben. So mangelhaft und unvollständig das Material damals auch war, auf das er sich stützen konnte, und so vielfach er darum auch irregehen mußte, so kann man doch nicht umhin, den historischen Blick zu bewundern, mit dem er den Wert der erreichbaren Quellen erkannte und das Ganze des geschichtlichen Stoffes ordnete. Vor allen aber verdient die deutsche Gesinnung, aus der dieser Versuch geboren wurde, höchste Anerkennung. Entrüstet gewahrt Löher, wie man damals in Amerika „der Deutschen nur als Menschen gedenkt, die ihrer Arbeit wegen etwas wert seien". Aber je mehr er sich mit ihrer Geschichte beschäftigt, um so stolzer kommt es ihm zum Bewußtsein, „daß die Deutschen in Amerika eine höhere Bestimmung haben, als zum Verzehr der Yankees und als Völkerdünger zu dienen". Auch hat Löher zuerst gesehen und ausgesprochen, warum die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber nichts von deutsch-amerikanischer Geschichte berichten: „weil sie nur danach suchen, was zur Verherrlichung ihrer eigenen Landsleute dient, weil sie nicht deutsch verstehen und von Alters her sich gewöhnt haben, das Wirken der deutschen Amerikaner in den früheren Zeiten als nicht vorhanden zu betrachten". Freilich, „auch von deutscher Seite ist kaum das Notdürftigste geleistet, um diesem Mangel abzuhelfen".

Ungefähr zwanzig Jahre nach Löhers Versuch unternahm es Friedrich Kapp, einer der geistig bedeutendsten unter den Flüchtlingen des Jahres 1848, angeregt von dem amerikanischen Historiker A. R. Broadhead, die Geschichte der Deutschen im Staate New York zu schreiben. Obwohl das Buch, das über die älteste Ansiedlerzeit nicht hinauskam, den Charakter einer politischen Tendenzschrift nicht verleugnen kann, so steht es als historische Leistung doch turmhoch über den amerikanischen Geschichtswerken jener Zeit und mit Recht darf Professor Osgood in Learneds "Literature of American History" davon sagen, daß es eine der besten sozial-historischen Studien sei, deren sich unsere Literatur rühmen könne.

Noch wertvoller, weil bedeutend reichhaltiger und historisch treuer, war das Buch von Gustav Körner: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1818—1848." Als Bericht eines Augenzeugen, des hervorragendsten Deutsch-Amerikaners jener wichtigen Periode, darf das Werk als wahre Schatzkammer von Tatsachen, gleich wichtig für

den Historiker, den Nationalökonomen und den Dichter gelten, wie Friedrich Kapp es in einer längeren Besprechung in der „Deutschen Rundschau" charakterisiert hat.

Als reichstes Vorratshaus geschichtlicher Tatsachen, aus dem sie alle ihre Weisheit holten, die in den letzten Jahren berufen oder unberufen über deutsch-amerikanische Geschichte schrieben, muß schließlich die Zeitschrift „Der Pionier" bezeichnet werden, die H. A. Rattermann, der hochverdiente Nestor deutsch-amerikanischer Geschichtschreibung, jahrelang unter großen persönlichen Opfern geleitet und mit bahnbrechenden Arbeiten geziert hat. —

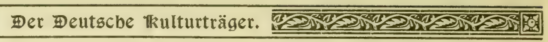
Obwohl die Bücher, die ich hier genannt habe, nur einzelne Perioden oder gewisse Episoden aus der deutsch-amerikanischen Geschichte behandeln, so weisen sie den Leser doch auf einen ausgesprochenen historischen Zusammenhang unseres Volkstums hin, der wesentlich durch die Bande einer hochentwickelten Zivilisation, durch Sprache und Gebräuche, sowie durch religiöse und sittliche Anschauungen hergestellt wurde. Ein nie versiegender Strom der Einwanderung, der nun schon seit mehr als zwei Jahrhunderten sich ergießt und den Vereinigten Staaten in dieser Zeit wohl ein gutes Drittel ihrer heutigen Bevölkerung zugeführt hat, verstärkte diese Kulturbande immer wieder von Generation zu Generation. Ja diese Bande wurden in der Umgebung eines fremden Volkstums von den Deutschen vielleicht um so stärker gefühlt, weil die Mehrzahl das Vaterland zu einer Zeit verlassen hatte, als dieses, nach Friedrich Meineckes Wort, noch eine „Kulturnation" war, d. h. seiner heutigen politischen Organisation noch entbehrte.

Die Frage erhebt sich von selbst: in welchem Umfang hat die anglo-amerikanische Geschichtschreibung dies mächtige Volkselement anerkannt, das heute mindestens ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung bildet, das am Auf- und Ausbau des amerikanischen Staatswesens so hervorragend sich beteiligt hat und das, obgleich seinem politischen Geiste nach völlig amerikanisch, doch auch heute noch im Volkskörper eine Kultureinheit darstellt, die sich im nationalen Leben kräftig geltend macht. Ich stelle diese Frage nicht, um etwa in Zukunft in unseren amerikanischen Geschichtswerken die besonderen Tugenden und Verdienste des deutschen Einwanderers gepriesen zu sehen. Wir Deutsch-Amerikaner bedürfen dieses Trinkgeldes huldvoller Anerkennung für unsere Leistungen nicht.

Ich stelle die Frage vielmehr um der amerikanischen Geschichtschreibung willen, die, sonderbar genug, eines der allerwichtigsten Probleme amerikanischer Geschichte bisher nicht einmal gesehen hat. Und doch hätte die bloße Tatsache, daß während der letzten Jahrzehnte in unserer Mitte eine Anzahl historischer Gesellschaften entstanden, die sich der Erforschung der amerikanischen Vergangenheit gewisser Nationalitäten, wie der deutschen, der irischen usw., zum Zwecke setzten, unseren Berufshistorikern sagen müssen, daß in ihrer hergebrachten Auffassung und Methode der Geschichtswissenschaft etwas falsch sei. Denn bewußt oder unbewußt fühlte man in jenen Gesellschaften, daß sich unsere amerikanischen Geschichtswerke, auch die besten, im Grunde nur mit einem Teile der Nation befaßten, den sie, wie schon Löher richtig gesehen, irrtümlich für das Ganze nahmen; daß sie mit einem eingebildeten, künstlich zurechtgemachten Menschentypus arbeiteten, den sie fälschlich den „Amerikaner" nannten; kurz, daß sie von der historischen Wahrheit weit entfernt seien.

Gewisse amerikanische Historiker haben diese Ausstellungen, wie zu erwarten war, als unwahr gescholten, ja sogar als unamerikanisch, d. h. als unpatriotisch verdammt. Es wäre ihnen, wie der amerikanischen Geschichtschreibung überhaupt, viel heilsamer gewesen, wenn sie sich bescheiden gefragt hätten, wie weit diese Kritik berechtigt sei. Oder haben meine Kinder vielleicht nicht dasselbe Recht wie die Sprößlinge der Puritaner und Holländer, in unseren Geschichtsbüchern zu lesen, was ihre deutschen Vorfahren für dieses Land geleistet haben?

Da die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit, die der Historiker zu erkennen sucht, im letzten Grunde aus Einzelpersönlichkeiten besteht, so läßt sich verstehen, wie leicht sich zwischen den



Historiker und seine Quellen ein erdichteter Typus Mensch einschleicht. Für den Geschichtschreiber einer Nation, die uns als einheitliches Volkstum gegenübertritt, mag es ein Vorteil sein, wenn er sich eines solchen künstlichen Typus bedienen darf und in diesem Sinne etwa vom „Deutschen", vom „Engländer" oder „Franzosen" als solchen redet. Für den Historiker einer Mischnation wie die amerikanische bedeutet dies Verfahren Mißverständnis, wenn nicht völliges Mißlingen.

Nicht nur wird er die psychologischen und sonstigen Eigenschaften seines künstlich konstruierten, partikularistischen Menschentypus, sagen wir des „Puritaners" oder des „Cavaliers", für die allgemein nationalen halten, sondern er wird auch gewisse Anschauungen, ja sogar ganz äußerliche Gebräuche und Gewohnheiten in einem bestimmten Teil des Landes für den typischen Ausdruck amerikanischer Zivilisation nehmen.

Hier liegt nach meiner Meinung der fundamentale Irrtum der amerikanischen Geschichtschreibung, das Resultat trügerischer Abstraktion, vor der sich der Historiker vor allem zu hüten hat. Denn er setzt damit die Existenz einer einheitlichen, fest ausgeprägten nationalen Kultur voraus, der die Wirklichkeit nicht entspricht. Wir sind wohl eine nationale Einheit so weit die politische Form unseres Staatslebens in Frage kommt, auch haben wir ja schon gewisse Ideale entwickelt, die man wohl nationale nennen kann, aber als eigentliche Nation im höchsten Sinne des Wortes befinden wir uns immer noch im Werden. Denn was eine Nation in diesem höchsten Sinne kennzeichnet, ist nicht der Körper ihrer politischen und sozialen Organisation, sondern die lebendige Seele einer höheren Kultur, die sich in der Schöpfung ursprünglicher und bleibender Werte auf den Gebieten des höheren Menschenlebens auswirkt.

Weil nun diese höhere Kultur bei uns noch immer im Werden begriffen ist, darum glaube ich, daß unsere Geschichtswissenschaft gerade hier mit dem Studium der Volkselemente einsetzen müßte, aus denen unsere werdende Nation sich bildet. Bei Völkern, die, wie das deutsche oder das griechische, wesentlich aus einer einheitlichen Rasse bestehen, ist die Entwickelung ihrer höheren nationalen Kultur das unbewußte Entfalten ihrer innersten Seele, wie es in Dichtung, Kunst und Wissenschaft erschlossen vor uns liegt. Bei einer aus verschiedenen Volksrassen gemischten Nation, wie der amerikanischen, ist der Schöpfungsprozeß einer höheren nationalen Kultur zum großen Teil ein b e w u ß t e r , ja in gewisser Hinsicht l e n k b a r e r. Sein Erfolg wird darum von der Beschaffenheit der geistigen Führer und deren Zielen abhängen.

In diesem Lichte betrachtet, lassen sich Aufgabe und Beruf des amerikanischen Historikers nicht höher und fesselnder denken. Aber wie wenig ist bisher geschehen zur Lösung der wichtigsten Probleme, die des Geschichtschreibers warten! Gewiß, wir haben eine ganze Reihe politischer und verfassungshistorischer Geschichtswerke der Vereinigten Staaten, wir haben Geschichten, die nach dem jüngsten Rezept der soziologischen oder evolutionistischen Mode verfaßt sind, und wir besitzen sogar Geschichtswerke, die uns verraten, wie sich die Geschichte des amerikanischen Volkes nach einem göttlichen Plane oder nach philosophischen Ideen im Sinne der metaphysischen Gespenster Hegels entwickelt habe. Dagegen haben wir kaum die Anfänge zu einer Geschichte der amerikanischen Zivilisation, ja wir haben bis heute nicht einmal einen Ausdruck geprägt, der dem deutschen Worte und Begriffe „Kulturgeschichte" entspräche.

Auch das wichtige ethnische Problem der amerikanischen Geschichte hat bisher kaum die oberflächlichste Beachtung gefunden. Es gibt eigentlich nur eine einzige Geschichte der Vereinigten Staaten, die der Viertelmillion deutscher Einwanderer und ihrer Nachkommen im 18. Jahrhundert mehr als bloß vorübergehend erwähnt; aber der Verfasser überschreibt das Kapitel, worin er darüber berichtet: „Die Ankunft der Ausländer" ("foreigners") und sucht den sonderbaren Titel mit dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts zu rechtfertigen.

Nichts kann den engherzigen Partikularismus unserer amerikanischen Geschichtschreibung besser illustrieren als die Art, mit der in dieser Ueberschrift ein wesentlicher Bestandteil des amerikanischen Volkskörpers als nicht ganz gleichwertig auf die Seite geschoben oder gleichsam

gezwungen anerkannt wird. Wir fragen mit Recht: Gibt es in Amerika überhaupt Ausländer? Ist nicht jeder Volksteil dieser Mischnation seiner Zeit einmal „ausländisch" gewesen? Der puritanische Yankee so gut wie der südliche „Cavalier" und der Deutsche? Dazu kommt, daß in dem erwähnten Kapitel über die Deutschen kein Versuch gemacht wird, die tieferen Ursachen zu ergründen, die den Angelsachsen und den Deutschen nach zwölfhundertjähriger Trennung zusammenführten, damit beide in Zukunft gemeinsam die Geschicke der neuen Welt gestalten möchten. Denn diese Ursachen waren nicht bloß volkswirtschaftlicher und politischer Art. Dahinter stehen die gewaltigen geistigen Bewegungen, die, im 16. Jahrhundert von Deutschland ausgehend, ganz Europa erschütterten und unter den Vertretern der neuen, weltbewegenden Ideen ein Gefühl der Brüderschaft und Solidarität schufen, das wir heute nicht mehr ganz verstehen. Der Schutz und die Unterkunft, die deutsche Städte und später Holland den flüchtigen englischen Protestanten, den Presbyterianern und Puritanern gewährten, waren in England nicht vergessen, als dieses, hundert Jahre später, verfolgte deutsche Protestanten einlud, sich in seinen amerikanischen Kolonien anzusiedeln. Und lange gedachte man in England der Tatsache, daß Deutschland die eigentliche Heimat der Kirchenreformation und der neuen Ideen gewesen war.

Im Hinblick auf die Bande der Stammes- und Rassenverwandtschaft, die den Angelsachsen und den Deutschen verknüpfen, im Hinblick ferner auf die zahllosen, geistigen und religiösen Beziehungen, die zwischen diesen beiden, numerisch fast gleichen Volksteilen in Amerika bestehen, dürfen wir wohl sagen, daß sich das ethnische Problem, daß unser deutsches Volkselement der amerikanischen Geschichte aufgibt, wesentlich in die Frage auflöst: was ist, verglichen mit der englischen, der verhältnismäßige Wert der deutschen Kultur, und was ist der Beitrag gewesen, den beide Volkselemente zur höheren amerikanischen Kultur geliefert haben und noch liefern?

Da die Zeit der Völkerwanderung ähnliche ethnische Probleme zeigt, so könnte man versucht sein, die Ansiedelungen zahlreicher Germanenstämme, wie der Franken, der Goten, Longobarden u. a. unter Kelten und Römern zum Vergleich heranziehen. Allein dieser Vergleich würde nur sehr bedingungsweise zutreffen. Denn so hoch die germanischen Völkerschaften auch an innerem sittlichen Werte namentlich über den Römern stehen mochten, so waren ihnen diese doch an äußerer Zivilisation bedeutend überlegen, was den Germanenstämmen zum Verhängnis wurde. Eins aber mögen unsere Schwärmer, die von einer überlegenen amerikanischen Bastardrasse der Zukunft träumen, aus diesen germanischen Ansiedelungen lernen. Es ist die biologische Tatsache, daß Rassenmischung streng den Gesetzen der Vererbung folgt und den Fortbestand der ursprünglichen Rassentypen aufweist. Dies gilt nicht nur physiologisch, sondern eben so sehr von dem Weiterbestand von Charakterzügen und geistigen Eigenschaften.

Da sich alle historische Erkenntnis im letzten Grunde auf Anthropologie und Psychologie gründet, so ist die Methode zur Lösung unseres ethnischen Problems eigentlich von selbst gegeben. Wollen wir genau feststellen, was die verschiedenen deutschen Ansiedelungen vom Anfang ihres Auftretens in diesem Lande an zur Entwickelung der amerikanischen Kultur beigetragen haben, dann gilt es, den Kulturstand der einzelnen Generationen deutscher Einwanderung durch sorgfältiges Studium zu ermitteln. Hierzu gehört eine intime Bekanntschaft mit der Geschichte deutschen Kulturlebens, sowie die Kenntnis des Geistes und der eigentümlichen Züge des deutschen Nationalcharakters, wie er sich in Sprache und Sitte, Literatur, Kunst und Wissenschaft ausgedrückt hat. Auch die noch wenig erforschten äußeren und inneren Ursachen, die zur Auswanderung führten und, wie im Falle der Achtundvierziger, später die Haltung und den Einfluß der Ansiedler in wichtigen Kulturfragen bestimmen, bedürfen eingehender Untersuchung. Wie sticht nicht z. B. die Behandlung der Sklavenfrage bei Männern wie Follen, Heinzen, Schurz und Kapp von allem ab, was Eingeborene über diese Frage vorzubringen hatten, in deren Seele kein Freiheitsbild glühte, wie in den Herzen jener Flüchtlinge!

Mit den Ergebnissen von Forschungen dieser Art wären dann die Resultate zu vergleichen, die

sich aus der Untersuchung des Kulturzustandes anderer amerikanischer Ansiedelungen, wie z. B. der englischen, irischen oder holländischen, gewinnen lassen. Nur so ist es möglich, den Kulturbesitz der verschiedenen Volkselemente bei ihrer Ankunft in Amerika festzustellen und dessen relativen Wert für die werdende Kultur dieses Landes zu bestimmen. So wage ich z. B. auf Grund historischer Zeugnisse, die in meinem Besitze sind, zu behaupten, daß der Bildungsstand der deutschen Einwanderer im 18. Jahrhundert dank dem besseren Schulwesen im protestantischen Deutschland weit höher war als der Bildungsstand unter den Kolonisten von Neu-England oder Neu-Holland. Und ich fürchte, daß gar vieles in der landläufigen Darstellung kolonialer Zustände als verlogene Schönfärberei aus unseren Schulbüchern und Geschichtswerken wird verschwinden müssen.

Wir haben bis jetzt nur die Anfänge zu genaueren Forschungen über die geographische Verteilung der deutschen Ansiedelungen in Amerika. Und doch ist gerade diese Frage eine der wichtigsten, weil von ihrer Beantwortung die Lösung zahlreicher anderer Probleme abhängt. Vor allem das Problem der psychischen Veränderung, die in den Kolonisten vorgeht. Manche Schriftsteller, wie Ratzel u. a., wollen die seelische Umwandlung auf den Wechsel der Umgebung, den Einfluß der neuen Landschaft und ähnliche äußere Gründe zurückführen. Daran mag etwas Wahres sein, allein die wirklichen Ursachen müssen doch tiefer gesucht werden. —

Nur wer an sich selbst erfahren hat, was es heißt, die Lebensluft einer hochentwickelten Kultur mit der dumpfen Geistesatmosphäre zu vertauschen, die bleiern und atemberaubend über den primitiven, kulturlosen Zuständen eines jungen Koloniallandes lagert, nur der wird völlig verstehen, um welche psychischen Prozesse es sich hier handelt. Dumpfe Niedergeschlagenheit, Heimweh und eine trostlose Herabstimmung aller höheren geistigen Bestrebungen ist die unausbleibliche Wirkung, die alle, besonders aber die höher organisierten Naturen ergreift, bis sich langsam die seelische Umwandlung vollzogen hat, aus der gesunde Naturen mit dem Entschlusse hervorgehen, sich in und aus der neuen Umgebung eine neue, eigene Welt zu schaffen. Daher der geistige Rückgang, die Verrostung und Verknöcherung, die wir zunächst in den jungen amerikanischen Kolonien gewahren. Nirgends zeigt sich dies klarer als in den vielgepriesenen Puritaner-Ansiedelungen Neu-Englands und ihrer ablehnenden, ja feindlichen Stellung gegen die großen fortschrittlichen Ideen, die im Mutterlande die englische Revolution heraufführten. Gar manches im amerikanischen Leben von heute läßt sich aus der geistigen Verkümmerung der Kolonialzeit erklären. Geradezu lächerlich aber erscheint in diesem Lichte der Versuch gewisser amerikanischer Historiker, das rohe, geistverlassene Grenzerleben mit einer Art Romantik zu umspinnen und den Hinterwäldler als typischen Kulturpropheten Amerikas zu preisen.

Will man die seelischen Vorgänge, von denen hier die Rede ist, und die aus ihnen entspringende Stellung der Deutsch-Amerikaner zur Entwickelung der amerikanischen Kultur verstehen, dann lese man die Aufzeichnungen gebildeter deutscher Ansiedler in der Verlassenheit des Urwaldes und studiere vor allem die deutsch-amerikanische Dichtung mit ihren ergreifenden Heimwehklagen. Nur so wird uns klar, wie es möglich war, daß Tausende unserer Volksgenossen, gleichgültig, verbittert oder müde geworden, schließlich in die niedrigstehende Kultur ihrer Umgebung versinken konnten. Aber zugleich begreifen wir, warum so viele der besseren Deutsch-Amerikaner mit allen Fasern des Herzens an den Kulturbanden hängen, die sie mit der alten Heimat verknüpfen, und wir lernen verstehen, warum sie ihre Sprache, ihre Musikliebe, ihre Sitten und Gebräuche, kurz ihr reiches Kulturerbe auf den neuen Boden verpflanzen wollen. Denn in der Erhaltung und Pflege dieser idealen Kulturgüter, in der Verpflanzung seiner ganzen Welt- und Lebensauffassung in die kommende höhere Kultur Amerikas, hat der wahre Deutsch-Amerikaner von jeher seine geschichtliche Mission gesehen und erblickt sie darin heute mehr als je.

Bedarf es wohl für den Historiker, der in der Entwickelung einer höheren nationalen Kultur das Endziel der Geschichte sieht, noch der Frage, ob all' diese Bemühungen der Deutsch-Amerikaner seiner Beachtung wert sind? Es wäre rück-

ständig mittelalterliches Denken, wollte man die jetzigen Formen der amerikanischen Zivilisation als für immer gegeben ansehen. Denn wenn das Drama der Geschichte überhaupt einen Sinn hat, so müssen wir ihn im Suchen und Entfalten unseres innersten Wesens, unseres individuellen wie nationalen, finden. Oder in Goethes Worten:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er selbst befriedigt keinen Augenblick.

Als ich vor 26 Jahren meine kleine Schrift über die Zukunft unseres Volkes in Amerika veröffentlichte, da schrieb mir Rudolf Hildebrandt, einer der größten nationalen Propheten Deutschlands: „Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, daß sich einmal im kommenden Jahrhundert das Beste deutschen Geistes bei Ihnen vermählen wird mit dem Besten des amerikanischen Geistes und eine neue Welt heraufführen auch in den höheren Gebieten des Menschheitslebens, für die wir Deutsche in neuerer Zeit mehr Kämpfer und größere ins Treffen geführt haben als andere Völker."

Möge die „Gesellschaft amerikanischer Historiker" einer der ersten Schritte werden zur Verwirklichung dieser Prophezeiung. —



Allerlei deutsch-völkische Gedanken.

Von Professor Dr. Emil Doernenburg an der Universität von Ohio, Athens, O.



Rom, die Herrin der Welt, war eine eitle, gefallsüchtige Dirne geworden, die in der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit ihre Tage fristete und mit der Tünche überfeinerter Kultur die Schäden zu bedecken suchte, die an ihrem Lebensmarke zehrten. Und als ihr Reich unter den Schwerthieben anstürmender germanischer Horden in Stücke ging, brach eine neue Epoche für die Kulturwelt herein.

Der Germane wurde der Herr der Welt und ist es bis heute geblieben. Aber er blieb nicht die „prachtvolle blondgelockte germanische Bestie", die in ihrer jungen schwellenden Kraft dem künstlerisch-berauschten Dichter-Philosophen Nietzsche Schauer des Entzückens durch die kranke Seele jagte. Gewiß hat der Germane von den Rechten des Eroberers oft auch rücksichtslosen Gebrauch gemacht und den Fuß recht derb aufgesetzt, ohne viel Obacht zu geben, wohin er trat. Aber mit dem Gefühle der Kraft verband sich bei ihm ein hohes ethisches Bewußtsein, ein weises Maßhalten der in ihm wohnenden Gewalten; Tugenden, die den von der sittlichen Verkommenheit seines eigenen Volkes angeekelten Tacitus zu Worten hohen Lobes veranlaßten. Und die Geschichte hat die tiefe, von Neid geschärfte Beobachtungsgabe jenes Römers nur bestätigen können. Während die Geschichte anderer, in sittlicher Beziehung niedrig stehender Rassen voll von Greueltaten ist, wird man in der Geschichte der Germanen vergebens danach suchen. Wohl flammte dann und wann der furor teutonicus furchtbar auf, mit rasender Gewalt alle Dämme der Kultur und Sitte durchbrechend; — suchen wir aber nach den Ursachen solcher Erscheinungen, dann wird uns klar, daß wir es hier ausnahmslos mit der Vergeltung erlittener Unbill zu tun haben. Was Mongolen und Hunnen, Ungarn und Türken an der Zivilisation gefrevelt, hat der Germane sich nie zuschulden kommen lassen. Jene verheerenden Eroberer verschwanden, schnell, wie sie gekommen, wieder spurlos, weil ihr Nationalcharakter keiner ethischen Vertiefung fähig war.

Sehen wir uns daraufhin einmal den Germanen an. Wohl führte auch sein Entwicklungsgang nach außen; vornehmlich aber — und in gewissen Epochen ausschließlich — nach innen. So wurde Deutschland das Land der „Dichter und Denker", eine glückliche Prägung, die den deutschen Geist in die Mitte trifft. Denn dieser, nicht zufrieden mit der bloßen Wesenerscheinung der Dinge, dringt von der Oberfläche in ihre Tiefen. Von den ersten, unbeholfene Buchstaben auf Pergament malenden Mönchen in den Klöstern Oestreichs und der Schweiz bis auf Luther, Schopenhauer und Nietzsche ein abgrundtiefes Schürfen, ein qualvolles Ringen nach der Erkenntnis der höchsten und letzten Dinge, dem Urgrund alles Seins, die der helle Tag immer wieder in neue Dunkelheit hüllt! Der italienischen Renaissance in Marmor folgte die deutsche des Gedankens und dem von Luther aus beengenden Banden von Tradition und Wahnwitz befreiten Individuum durfte nun die Phantasie zu Hilfe kommen, das metaphysische Dunkel zu lichten und dem aufwärtsstrebenden Sinn neue Wege und Ziele zu weisen.

Aber es kann unsere Absicht nicht sein, hier eine Entwicklungsgeschichte deutschen Geistes zu schreiben. Nicht nur dem Welträtsel ist der grüblerische Sinn des Deutschen zugewandt; — der bekannte Ausspruch der ebenso spöttischen wie geistreichen Madame de Staël, daß den Deutschen die Luft gehöre, trifft doch wohl nur deren eine Wesenhälfte. Zur deutschen Charaktereinheit gehört auch die frische, wagemutige Tatkraft, die, „von des Gedankens Blässe" keineswegs angekränkelt, auf allen Märkten der Welt ihre Triumphe feiert.

Politiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist der Deutsche nie gewesen. Die Intrigen einer verwickelten Staatsmaschine sagen seinem offenen und ehrlichen Charakter nicht zu und so konnte allmählich infolge dieses scheinbaren

Charaktermangels im Auslande das Zerrbild des täppischen „deutschen Michel" entstehen, das auch heute noch die Zielscheibe des Pöbelspottes ist, obwohl man sich ängstlich bemüht, der Faust des Michels nicht zu nahe zu kommen. Falsch wäre es aber, wirkliche Mängel verdecken zu wollen, die das Charakterbild des Deutschen unzweifelhaft aufzuweisen hat. Wie oft zog Deutschland in der Vergangenheit durch seine Kleinstaaterei und die hieraus hervorgehende politische Zerrissenheit, durch das Fehlen jeglichen Gemeingefühls, jeglicher großzügigen Staatskunst unter seinen Fürsten den Kürzeren! So macht Wilhelm Raabe im „Odfeld" auf eine Notiz im Holzmindener Wochenblatt vom 10. November 1787 aufmerksam: „Es ist also immer das Schicksal Deutschlands gewesen, daß seine Bewohner, durch das Gefühl ihrer Tapferkeit hingerissen, an allen Kriegen teilnehmen; oder, daß es selbst der Schauplatz blutiger Auftritte war, daß wenn über die Grenzen am Orinoco Zwist entstand, er in Deutschland mußte ausgemacht, Canada auf unserem Boden erobert werden."

Aber auch hier muß vor allzuschnellem Urteil gewarnt werden: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir unsere Tugenden sehen," sagt Nietzsche zutreffend. Und eine echt deutsche Tugend ist die instinktive Abneigung gegen alles, was auf krummen Wegen wandelt und das Licht des Tages scheut: Leisetreterei und Byzantinismus mit allen ihren widerlichen Begleiterscheinungen, die schon manches grade Rückgrat gebeugt und aus stolzen Menschen winselnde Hunde gemacht haben. Gerade in unserer Zeit der mammonistischen Pöbelherrschaft kann nicht eindringlich genug auf die Tatsache hingewiesen werden, daß das Heil der Völker in ihren Individuen liegt, — nicht in ihrer Masse.

Was wir brauchen, ist eine geistige Aristokratie, die in geschlossener Phalanx Front macht gegen alle Schäden, die das Deutschtum bedrohen. Eine Schar Gleichgesinnter, die den Mut und die Energie haben, das auszusprechen, was sie denken, und den redlichen Willen, die Stammesbrüder aus ihrer Lethargie aufzurütteln, um sie hinaufzuführen auf die überragenden Höhen freien Menschentums.

Die deutsche Nation hat ihren Platz an der Sonne gefunden, aber viele ihrer Kinder hat die alte angeerbte Wanderlust aus der Heimat in fremde Länder getrieben. Ueberall ist ihr Erscheinen von impulsgebendem Einfluß auf die Kulturentwicklung des Adoptivvaterlandes gewesen. In goldenen Lettern steht der deutsche Name eingegraben in den Annalen Nord=Amerikas. Was das Deutschtum für die innere und äußere Entwicklung dieses Landes geleistet, was seine Denkarbeit vollbracht, was sein Fleiß, seine Ausdauer in Urwald, Sumpf und Prairie gestaltet, was seine Ethik dem Volkscharakter eingeimpft, das zeigen uns auf Grund historischer Daten die Buchwerke der Universitäts=Professoren Dr. Julius Goebel und Dr. A. B. Faust, letzterer ein Schüler Goebels —, ferner die Buchwerke Rudolf Cronaus, Dr. Bosses u. a. in gedrungener Form. In Wirklichkeit füllen die Berichte über die Kulturtaten der Deutschen in Amerika Archive und Bibliotheken. Dort schimmeln die Berichte über deutsche Großtaten, während Ignoranten über den "Dutchman" spotten und unsere Kinder in ihrer Unwissenheit sich schämen, deutschen Stammes zu sein, ihre Muttersprache verleugnen und die teils hündischen, teils weibischen oder frechen Gewohnheiten der Anglo = Amerikaner niederer Qualität annehmen. —

Warum wird dem Deutschtume Amerikas sein höchstes Gut, — seine Geschichte, vorenthalten? — Warum?? —

Wir wissen es wohl alle: — es fehlt an Geld, um diese Schätze deutscher Kultur zu heben und sie zum Gemeingut zu machen zur Ehre des deutschen Namens!

Es fehlt an Geld! — Sind wir Deutsch=Amerikaner wirklich so arm, daß wir unser Heiligstes der Vergessenheit überantworten müssen? — Jawohl, — Millionen unter uns sind zu arm, als daß sie imstande wären, für ideale Zwecke bedeutende Opfer zu bringen, denn mit wenigen Tausenden wäre hier nichts zu erreichen. Aber wo sind unsere deutsch=amerikanischen Millionäre, unsere deutsch=amerikanischen Multimillionäre??? — Hatten diese Herren nur Sinn

für Gelderwerb, — haben sie keine völkischen, keine deutschen idealen Interessen? — Wollen sie sich von einem Rockefeller, von einem Carnegie beschämen lassen? — Pfui Teufel! wenn es so wäre. Aber wir glauben es nicht. Wir glauben vielmehr, daß es nur an einer geeigneten Anregung und Leitung gefehlt hat. Diese Anregung wird seiner Zeit von autoritativer Seite erfolgen. Und dann wollen wir einmal sehen, ob es unter den deutsch-amerikanischen Millionären Sitte geworden ist, ihr Deutschtum zu verleugnen, wie einer unter ihnen es einmal getan, als er um eine Beisteuer für deutsch-ideale Zwecke angegangen wurde: „Lassen Sie mich doch mit diesem öden deutschen Rummel in Ruhe." Sprach's und wandte sich ab. — Wir würden uns freuen, wenn dieser Kerl seinen Namen anglisieren möchte.

Leider ist dieser Typus auch in anderen Schichten der deutschen Bevölkerung Amerikas zu finden. Wenn schon diese Art Menschen bei jedem denkenden Deutschen höchstens Mitleid auszulösen vermag, so darf doch nicht vergessen werden, daß allein das Vorhandensein einer solchen Kategorie als Gefahr für alle kulturellen Bestrebungen der Deutschen dieses Landes und als Schädigung des deutschen Ansehens betrachtet werden muß. Manches Edle und Erhabene ist schon am starren Felsen des Stumpfsinns gescheitert; auch ist zu bedenken, daß Leute dieser Art ihre vergifteten Pfeile nicht nur im Dunkeln abschießen. Manche von ihnen nehmen einflußreiche Stellungen im Unterrichtswesen und in der Gesetzgebung des Landes ein. Diesen Elementen gegenüber wird der Zusammenschluß aller Deutschfühlenden zur Notwendigkeit. Ein allgemeiner Zusammenschluß des Deutschtums würde dem deutschen Element dieses Landes aber einen unberechenbaren Aufschwung verleihen. Ich erinnere nur an das Wahljahr 1896: — wie buhlte man damals von beiden Seiten her um das deutsche Votum! — In der Tat gaben die vereinigten Deutschen damals den Ausschlag. Heute steht das amerikanische Deutschtum ziffernmäßig und organisatorisch günstiger als im Jahre 1896. Damals gab es noch keinen „Deutsch-Amerikanischen National-Bund". —

Das Deutschtum als leitender Faktor im öffentlichen Leben Amerikas! — Kühner Gedanke, — schönes Ziel! — Und durchaus erreichbar! — Ungeahnte Möglichkeiten erschließt uns diese Perspektive! — Aber das Streben nach diesem Ziele hin erfordert den ganzen ungeteilten Menschen; erfordert Erhebung über alles niedere Parteigetriebe; erfordert Lossagung von allen kleinlichen Sonderinteressen. — Nur sittlich hochstehende Männer und Frauen werden sich um das Banner dieser Bewegung scharen dürfen. Männer und Frauen mit kühlem Kopfe und warmem Herzen: — die Edlen des Volkes !—

Der deutsche Geist ist bei aller ausgeprägten Eigenart universell, und darum findet alles Große in ihm ein freudiges Echo. Aber trotzdem zeigen sich überall Hindernisse von bedenklicher Größe. Der rastlos hastende Drang des öffentlichen Lebens, die immer auf dem qui vive stehende exponierte Stellung des Individuums läßt diesem leider allzuwenig Zeit, sich der Muße und inneren Beschaulichkeit zu widmen, die in ihrer Wirkung das geistige Leben der deutschen Nation so unendlich bereichert hat. Auch an dieser Stelle möchte ich dem großen Menschen und Lebenskünstler Wilhelm Raabe das Wort lassen, hinter dessen ironischen Ausführungen sich der bitterste Ernst verbirgt: „Für die Innerlichkeit hat die Menschheit niemals ein scharfes Auge gehabt, und wir wollen ihr keinen Vorwurf daraus machen; denn der Winter wird kalt, die Kartoffeln mißraten sehr häufig, und man hat seine liebe Not mit den Regierungen, den Weibern und Kindern. Achtung, oder du erfrierst! Achtung, oder du hungerst! .... Zum Teufel mit der Innerlichkeit, die arme Menschheit hat wenig Zeit, sich mit ihrem eigensten Wesen zu beschäftigen."

Hand in Hand mit der Gefahr der Veräußerlichung geht die Gefahr der Gleichgültigkeit. Bände ließen sich über diesen Punkt füllen. Verhunzte deutsche Familiennamen sind überall im Lande zu finden. Ja, es wirkt geradezu wie eine Offenbarung, wenn wir einen Lehmann und Hoffmann finden, der seinen Namen noch mit zwei n am Ende schreibt, wenn der alte ehrliche deutsche Neumann noch kein Newman, der Buchmann noch kein Buchanan geworden ist! — Wie

niederträchtig und verächtlich solche Leute durch Namensveränderung gegen ihre eigenen Eltern handeln, scheint den wenigsten auch nur zum Bewußtsein zu kommen. Jeder Versuch zur Schönfärberei auf diesem Gebiet erscheint mir als ein neues Verbrechen. Hier gilt es eine Renaissance des Nationalgefühls zu erstreben im Sinne des alten Weimarer Geheimrats, da er mahnt:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Aber Hindernisse, wie groß und schwer sie auch immer gewesen sind, haben den deutschen Geist nur zu größerer und erneuter Tätigkeit angespornt. Nie hat er herrlicher emporgeflammt als in den Zeiten äußerer und innerer Not, wo es für die deutsche Nation Sein oder Nichtsein galt. Und die Befürchtung, daß diese Frage auch einmal an das Deutschtum dieses Landes herantreten wird, ist wohl kaum von der Hand zu weisen. Die Zeiten von 1848, wo der deutsche Gelehrte, der sich dann oft zum „lateinischen Farmer" entwickelte, seinem Adoptivvaterlande frische Kraft zuführte und später die Prinzipienfrage zwischen Nord und Süd entscheiden half, sind endgültig vorüber und die aufblühende, auch in politischer Beziehung unendlich erweiterte, alle Kraft absorbierende alte Heimat gibt ihren Söhnen keine Veranlassung mehr, den heiligen Boden der Väter gegen fremdes Land zu vertauschen. So sind wir denn auf unsere eigenen Reihen angewiesen, und damit erwächst uns eine Aufgabe, die eben so schwer wie lohnend und erhebend ist: die deutsche Jugend unseres Landes in den deutschen Geist einzuführen, — sie zu bewegen, d i e Waffen aufzunehmen, die in den Händen ihrer Väter so viel Segen gestiftet und den geistigen Horizont Amerikas erweitert haben.

Als vornehmstes und mächtigstes Rüstzeug in diesem Streben steht die deutsche Sprache an erster Stelle, denn durch sie wird uns die unvergleichliche deutsche Literatur kund. In der Literatur eines Volkes ist sein Leben und sein Empfinden niedergelegt, und wer da glaubt, in dieses Leben und Empfinden eindringen zu können, ohne die Sprache des Volkes zu beherrschen, der befindet sich in einem bedauerlichen Irrtum. — Wir Lehrer wissen, wie viel ein Dichterwerk durch Uebersetzung in eine fremde Sprache an geistigem Gehalt, an Feinheiten, an Schönheit und Glanz des Ausdrucks verliert. Ganz abgesehen davon, daß vieles sich garnicht übersetzen läßt. —

Darum ist das Streben des „Deutsch=Amerikanischen National=Bundes" auf Einführung des deutschen Unterrichts in die Volks= und höheren Schulen garnicht zu überschätzen. Zu bedauern ist dabei allein, daß dieses Streben vielfach falsch verstanden wird; andererseits, daß es in unzähligen Fällen an geeigneten Lehrkräften für den Deutsch=Unterricht mangelt. — Aber auch hierin wird wohl einmal Wandel kommen, wie im Allgemeinen seit Bestehen des „Deutsch=Amerikanischen National=Bundes" ein gar gewaltiger Wandel im ganzen Deutschtum der Vereinigten Staaten sich vollzogen hat. —

Es ist wohl nicht nötig, besonders darauf hinzuweisen, wie traurig es um das Deutschtum Amerikas vor 15, 20 oder 25 Jahren bestellt war. Jeder deutsche Mann dieses Landes, der sich jener Zeit entsinnen kann, weiß es. Was galt des Deutschen Stimme damals, — wie behandelte man seine Wünsche? — Im allgemeinen war man klug genug, überhaupt gar keine Wünsche zu äußern, um sich nicht auslachen zu lassen. Nun, — heute lacht man nicht mehr, wenn das geschlossen dastehende Deutschtum, verkörpert durch den „Deutsch=Amerikanischen National=Bund", den leitenden Kreisen Washingtons seine Wünsche kund tut. — Trotzdem, — wir sind noch lange nicht am Ziel. Wer die Hände in den Schoß legen und auf den errungenen Lorbeeren ausruhen wollte, wäre ein schlimmer Feind deutschen Strebens. Nicht nur mangelt es noch vielfach am Ausbau des National=Bundes, — sondern die Blicke des auf hoher Warte Stehenden reichen weiter; sie richten sich auf den geistigen Zusammenschluß des gesamten Deutschtums der Erde! —

Was immer auch in dieser Hinsicht geschehen ist und wird: es soll und darf uns nicht entmutigen! Unsere Kraft wächst mit unserer Aufgabe. Und über die letztere sind wir nie im Zweifel gewesen. Es gilt eine Propaganda der Tat, eine Erweckung und Wiederbelebung matter und ver=

zagter Seelen, die den Kampf um ihre deutschen Ideale als aussichtslos aufgeben, vielleicht zu schnell, um nicht gegen den Strom schwimmen zu müssen. Solchen möchte ich mit dem Dichterwort begegnen: „Wahrlich! es gibt keine Müdigkeit über die der Starken und Tapferen!" — Am Deutschtum verzweifeln heißt sich selbst aufgeben, seinen Kindern das Beste rauben, was eine deutsche Mutter zu geben hat: — die Muttersprache, und damit den ganzen Schatz deutschen Fühlens und Denkens. Wohin der Deutsche auch immer gehen mag: es ist die Sehnsucht, die ihm folgt, — immer und überall. Sie ist das festeste und innigste Band, das ihn an die alte Heimat knüpft. Und diese Sehnsucht, die uns nie verläßt, das Heimweh, das uns überall hin folgt, ist fruchtbar, ringt nach Verwirklichung und findet Ausdruck nicht nur in Ausgüssen eines dichterisch-bewegten Gemüts, als künstlerisches Leitmotiv unserer ganzen deutsch-amerikanischen Dichtung: — nein, überall, wo der deutsche Geist sich auf sich selbst besinnt, klingen Sehnsucht und Heimweh in tausend Variationen wieder! Und stolz wollen wir auf unser Deutschtum sein im Sinne des Dichters, wenn er sagt: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, Deutsch zu verstehen!" Und das letzte Wort in seiner höchsten und tiefsten Bedeutung: — Die Berge sind den Göttern heilig; — hebe das Haupt und blicke auf aus der dumpfen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den höchsten Gipfeln, welche alle anderen überragen; auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchem deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen" unseres Volkes neu geschmiedet wurde; — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in der die Raben nicht mehr fliegen um den Berg, — jener Stunde, da ein allumfassendes, einiges, geistig eng verbundenes Deutschtum rings um die Erde erstehen wird! —

Brüder, — reicht euch die Hände! —



Kunstwart und Dürerbund.

Von Professor Dr. O. E. Lessing an der Staats-Universität von Illinois.



Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund hat bewiesen, daß er mit seiner Organisation etwas leisten kann, wenn er seinen Willen auf ein bestimmtes Ziel richtet. Wir wissen von imposanten Festen, von Denkmälern, von Einwirkungen auf Schulbehörden, Landtage und Kongreß. Gesteigertes Stammesgefühl, wachsendes Verlangen vorwärts zu schreiten auf dem Weg, den völkischer Instinkt andeutet, das sind die Segnungen, die der Nationalbund uns bisher gebracht hat. Jeder Deutsche kann sich aufrichtig darüber freuen und den Eifer der tüchtigen Führer anerkennen. Und doch muß gesagt werden, daß das Wichtigste noch ungeschehen ist.

Mit dem periodischen Widerstand gegen pseudo-amerikanisches Muckertum ist nichts getan; noch auch mit der Pflege deutscher Sprache in den Volksschulen; noch mit der aufflammenden Begeisterung am „deutschen Tag" für Goethe und Schiller, für Idealismus und persönliche Freiheit. — Die Sprache dient vorwiegend den praktischen Zwecken des Verkehrs und Geschäfts. Die Begeisterung für unsere Heroen ist unfruchtbare Feststimmung, die mit dem Fest wieder verrauscht. Unsere schönen Gefühle verdichten sich nicht zum stetigen Tun. Es fehlt uns in der Gesamtheit an dem vollen Bewußtsein unserer weltgeschichtlichen Aufgabe: im natürlichen Zusammenhang mit der Kultur der alten Heimat zu bleiben und sie hier selbständig auszubauen. Statt der sporadischen Kraftäußerungen von Einzelnen und Gruppen brauchen wir dauerndes, allumfassendes, organisches Leben. Solches Leben wachzurufen und großzuziehen, haben immer wieder einsichtige Männer versucht. Versumpften die tausend Vereine im Philistertum, verhallte so manches wackere Wort der Zeitungen im Lärm des Tages, so konnte vielleicht die Zeitschrift zum Mittelpunkt geistiger Arbeit werden. Hier konnten die Besten zu Wort kommen; hier konnte sich der Unerfahrene auf den verschiedensten Gebieten Rats holen; hier floß jedem zugänglich die Quelle deutschen Lebens.

Doch immer wieder sind solche Bemühungen an der Gleichgültigkeit der Landsgenossen gescheitert. Noch ist das Schicksal der „Glocke" in aller Erinnerung. Hätte der Nationalbund hier eingegriffen, so wäre es anders gekommen. Und nun ist hier über alles Erwarten noch einmal die Gelegenheit geboten, das Notwendige zu tun, dem Deutschtum Amerikas ein führendes Organ zu schaffen. Möge der Nationalbund durch die kräftigste Unterstützung des „Kulturträgers" die Sünde wieder gutmachen, die er an der „Glocke" begangen! Pekuniäre Hilfe zur Sicherung ist wünschenswert. *Sehr viel wichtiger jedoch ist die Heranziehung eines festen Leserkreises.* Das bezieht sich auch auf Sattlers „Junge Erde", das Organ der „Gemeinschaft für Kultur", die in ihrem kurzen Dasein bereits viel Gutes geschaffen hat, ohne daß sich der Nationalbund um sie bekümmern würde. Bei energischem Willen könnte der millionengroße Bund das Publikum sehr leicht dazu erziehen, den Blick über die Tagesneuigkeiten, über Bierfrage und Sonntagsfreiheit zu erheben und Fühlung zu suchen mit dem bedeutsamen Geschehen in Politik, Religion, Volkswirtschaft, Literatur, Kunst, Musik usw. Das Erbe der Väter kann zum wirklichen Besitz werden, indem wir aus der faul-bequemen Rückschau in die Vergangenheit uns aufraffen zur Umschau in der Gegenwart, zur Vorschau in die Zukunft. Die passive Betrachtung muß sich zur aktiven Arbeit im täglichen Leben jedes Einzelnen umwandeln. Man ist kein Deutscher, wenn man deutsch spricht und liest und Schillers Glocke und Goethes Faust zitiert. Es gilt jenen Großen nachzueifern; deutsch zu handeln.

Man sage nicht, Volkserziehung in diesem Sinne sei vergebliches Bemühen, sei vollends in Amerika ein Ding der Unmöglichkeit. Haben wir denn schon einen ausgedehnten Versuch gemacht, aus dem philiströsen Schlendrian der letzten Jahrzehnte zu einer deutschen Kultur zu gelangen? Ist die Arbeitsleistung von Einzelnen, auch eine so außerordentliche wie die Kuno Franckes, nicht immer fast allein den Anglo-

Amerikanern zugut gekommen, weil die dem Volk nahestehenden Vereinsdeutschen ihre Pflicht versäumten? Was zielbewußte Erziehung vollbringen kann, das ist am Dürerbund zu ersehen, der in Deutschland zu einer Kulturmacht ersten Ranges geworden ist. Wir in Amerika haben nichts dergleichen aufzuweisen. Aber es steht uns frei, die Früchte dieser in der Welt einzig dastehenden Organisation zu pflücken.

Fünfzehn Jahre bestand der „Kunstwart" und hatte sich aus bescheidenen Anfängen zu einem tonangebenden Faktor in Sachen künstlerischer Lebensgestaltung entwickelt. Unbeirrt vom Modegeschmack, vorurteilslos das gute Alte übernehmend, das gute Neue aufnehmend, trat der „Kunstwart" ein für das Echte, Wahre, Urwüchsige, Innerliche, Charaktervolle; bekämpfte er das Falsche, Gemachte, Gekünstelte, Gleißende, Spielerische: sei es in Kleidung und Wohnungseinrichtung oder in Literatur, Kunst, Musik, Theater. Es gab außerdem noch Zeitschriften mehr als genug. Aber keine war bei allem Fortschritt so durch und durch, so unveränderlich deutsch. Das kam daher, daß hinter dem „Kunstwart" ein Mann stand, der aus der besten Schicht deutschen Bürgertums hervorgegangen, mit festem Willen sein reiches Wissen und Können in den Dienst seines geliebten Volkes stellte; eine freie und große Persönlichkeit; schöpferischer Dichter, feinfühliger Kritiker und ordnendes Genie zugleich: Ferdinand Avenarius. Ohne daß die Reklametrommel zu lärmen brauchte, wie von selbst um den magnetischen Pol, kristallisierte sich um den „Kunstwart" eine Gemeinde, nicht sowohl von zahlenden Abonnenten, sondern von Gebildeten aller Stände und Glaubensbekenntnisse, die über die trennenden Verschiedenheiten hinweg dem gemeinsamen Ziele zustrebten — nationaler, deutscher Kultur.

Der „Dürerbund" entstand aus der Kunstwartbewegung im Jahre 1902. Von Avenarius gegründet, mit Hilfe eines erlesenen Kreises Gleichgesinnter geleitet, hat er sich über ganz Deutschland und darüber hinaus in die Schweiz, nach Oestreich und Belgien ausgedehnt. Große Körperschaften haben sich ihm angeschlossen; so der Deutsche Schillerbund, der Verein deutscher Zeichenlehrer, der rhein-mainische Verband für Volksvorlesungen, Kosmos, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Dazu kommen zahlreiche Ortsvereine in fast allen größeren Städten. Mit berechtigtem Stolz konnte der Bund unlängst auf seine fruchtbare, zehnjährige Arbeit zurückblicken. Eine Werbeschrift vom November 1911 beantwortet die Frage „Was wollen wir?": Eine gesunde bodenwüchsige Kultur, deren Erscheinung wahr, klar und erfreulich ausdrücke, was ist, und eben durch ihre flitter- und schminklose Wahrhaftigkeit beständig nachprüfen lasse, ob das, was ist, auch gut ist.... An unzähligen Punkten und auf unzähligen Wegen hat die Eintwicklung eingesetzt, die alle Lebensäußerungen unserer Volkskultur ästhetisch läutern, also zu stammkräftiger natürlicher Schönheit führen will, zu herzhaftem, sicherem und sicherndem Empfinden alles dessen, was Protzentum, Nachäfferei, oberflächliches Scheinwesen oder albernes Zeittodschlagen in irgend welcher Gestalt ist. Dieses gesunde Wollen ist die Aufgabe.... Bestreben wollen wir uns, den Echten, die da ringen, im Kampf mit den Falschen zu helfen, und deshalb vor allem die Zahl derer zu mehren, die Echtes genießen können. Damit aus Bilderrahmen und Noten- und Buchpapier wieder ins Leben trete, was lebt. Damit der Auszug edelster Lebenskraft derer, die waren und sind, wieder Blut werde in denen, die sind und sein werden, Gefühl in ihrem Herzen, Gedanke in ihrem Kopf und Wille in ihrem Arm. Damit der feinsten und stolzesten Blüten so viele reifen, wie ihrer reifen können. Damit unser Volk dessen würdig werde, in dessen Namen wir arbeiten sollten, Albrecht Dürers des Großen, dem ja in seinem Volk und in seiner Heimat nichts zu klein war, und im Irdischen wie im Ewigen nichts zu groß, Albrecht Dürers, der nach Goethes jugendkräftigem Wort „nichts verlindert noch verwitzelt, nichts verzierlicht noch verkritzelt hat".

In dem erwähnten Rückblick („Zehn Jahre Dürerbund", Kunstwart, 26. 1) heißt es dann noch prägnanter: „Gegenstand seines Wirkens ist Ausdruckskultur, also nicht nur „künstlerische", nicht nur „schöne". Sondern ein Erstreben sittlicher

Werte durch ästhetische, eine Mehrung an Gesundheit, Kraft und Glück durch das Miterleben echter Kunst, durch edle Gestaltung der Heimat, die sie lieben läßt, durch wahrhaftige und gesunde Gestaltung aller Erscheinungen unserer Kultur und unseres gesamten Lebens überhaupt."

Was hat nun der Bund tatsächlich geleistet? Er hat in zahlreichen Städten unmittelbar auf Behörden, Verbände und Einzelne bestimmend eingewirkt. Er hat eine Zeitungskorrespondenz eingerichtet, die von etwa 1000 Zeitungen kostenlos benützt wird und auf diese Weise guten Aufsätzen über Fragen der Ausdruckskultur weiteste Verbreitung verschafft. Er hat Deutschland im „Gesundbrunnen" den besten Volkskalender geschenkt. Er bringt, hier mit der Dichtergedächtnisstiftung, den Wiesbadener und den Schweizerischen Volksbüchern wetteifernd, im Schatzgräber „gute Literatur zu billigsten Preisen in Massen unters Volk, Vergessenes und Neues, auch mit guten Bildern geschmückte Heftchen, die Nummer meist zu 10 Pfennig." Vom „Schatzgräber" sind bis jetzt 860,000 Hefte verbreitet. Ein Büchlein „Heb mich auf" (276,000 Exemplare) hilft der schulentlassenen Jugend zu gesunder Weiterbildung. Eine Schrift, „Am Lebensquell", dient sexueller Aufklärung. Eine andere, „Hellmut Harringa", (bis jetzt 75,000 Exemplare) dient der Lebensreform überhaupt. „Wanderausstellungen, z. B. drei gegen Schundliteratur, zehn über Wandschmuck, eine über Jugendbücher, eine über Kinderliederbücher, ferner Ausleihversendungen von Lichtbildern bemühen sich um Verbreitung von Gutem in kleine Städte und aufs Land." Durch eigene Meßbuden auf Jahrmärkten wird auch dem Aermsten Gutes um niederen Preisen zugänglich. Ferner gibt es eine allgemeine Auskunftsstelle, eine Beratung über wertvollen Feuilletonstoff an kleine Zeitungen. „Eben begründet ist die Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit in Dresden-Hellerau. Ein Versuch mit dreierlei Zwecken: den Abnehmern gute Arbeit billigstmöglich zu vermitteln, auf den Hersteller im Sinne des Gediegenen und Geschmackvollen einzuwirken und den Ertrag aus unserer Vermittlung nicht einem Einzelnen, sondern wieder restlos gemeinnützigen Zwecken zuzuführen."

Die eine oder andere dieser Einrichtungen kommt für Amerika den verschiedenen Verhältnissen gemäß nur indirekt in Betracht, durch die Vorbildlichkeit des Unternehmens selbst. So wirkt in New York, unabhängig vom Dürerbund, die „Gemeinschaft für Kultur" durch Vorträge, Ausstellungen, Beratungen für Hebung des Geschmacks. Von außerordentlicher Wichtigkeit für unser Land wäre aber die Verbreitung des Kunstwart selbst und seinem reichen Inhalt an Text, Kunst und Musikbeilagen, ferner die vom Kunstwart herausgegebenen Künstlermappen und Meisterbilder, die zu erstaunlich billigem Preise mit den Werken Dürers, Holbeins, Böcklins, Uhdes, Liebermanns, Thomas usw. usw. bekannt machen, ferner für unsere Jugend der „Schatzgräber", „Heb mich auf" und „Hellmut Harringa", ferner die Flugschriften des Dürerbundes, die alle (zu Preisen von 10 bis 30 Pfennig!) einschneidende Lebensfragen behandeln und von anerkannten Sachverständigen verfaßt sind. Einige Titel mögen einen Begriff von dem Reichtum des Gebotenen geben: „Wohnungskultur" von H. Muthesius (10 Pf.), „Volkskonzerte" von E. Thari (10 Pf.), „Wie gewöhnt man an guten Lesestoff" von Franz Diederich, „Vom Luxus" von Wilhelm Bode (10 Pf.), „Die Verbreitung guter Literatur" von Ernst Schultze (10 Pf.), „Reklame und Kultur" von F. Avenarius (10 Pf.), „Gedanken über Schulfeiern" von Hermann Lorenz (30 Pf.), „Christliche Kunst" von Gustav Langen (15 Pf.). — Hunderte solcher Hefte sind bisher erschienen. Bei Massenbezug stellt sich der Preis noch viel niedriger. Wie alle Kunstwart- und Dürerbund-Veröffentlichungen sind die Flugschriften durch Georg D. W. Callwey, Verlag, Finkenstraße 2, München, zu beziehen.

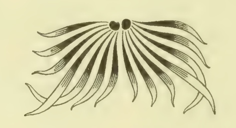
Noch ist vom anspruchvollsten Unternehmen des Dürerbundes zu reden, vom Literarischen Ratgeber. Man kann dieses alle paar Jahre neuerscheinende Werk als einen kritisch-interpretativen Universalkatalog der deutschen und vornehmsten nicht-deutschen Literatur bezeichnen. Es ist ein Führer durch das Wirrnis

des immer mehr anschwellenden Schrifttums: nicht zum Zweck buchhändlerischer Geschäftsspekulation, sondern einzig und allein zum Besten des Lesers, der wirklich Gediegenes sich auswählen will und meist nicht kann, weil ihm außer dem zweifelhaften seines Sortimenters kein Rat zur Verfügung steht. Hier ist der Ratgeber. Alle möglichen Gebiete, Lyrik, Roman, Drama, Jugendschriften, Pädagogik, Sozialwissenschaften, Psychologie, Philosophie, Theologie, sind von Spezialisten kritisch bearbeitet und von der Redaktion (Avenarius und Wolfgang Schumann) einheitlich gestaltet. Jeder Abschnitt besteht aus einer Einführung in das betreffende Gebiet und einer praktisch angeordneten Bücherliste mit Angabe des Preises und Verlages. Der Ratgeber wird ergänzt durch den jährlich erscheinenden Jahresbericht und, heuer zum erstenmal, durch den Weihnachtskatalog. Diese Ratgeber sind selbst so billig zu haben (1 bis 3 Mark), daß niemand mehr sich durch Unkenntnis entschuldigen kann, wenn er um sein gutes Geld sich Schundromane u. dergl. hat aufschwatzen lassen. Ich selbst lasse mich seit Jahren vom Ratgeber bei meinen Anschaffungen bestimmen und habe noch nie einen Mißgriff getan, wo ich ihm folgte. Wie wertvoll wäre dies Buch erst für unsere deutschen Schulen, unsere Volksbibliotheken, unsere Vereine! Wie ließe sich unser ganzes Leben auf den deutschen Ton stimmen, wenn wir im Sinne des Dürerbundes zusammenstehen, wenn wir unsere Kinder und uns selbst zur deutschen Kultur im ganzen Umfang erziehen würden, wenn wir Ernst machen wollten mit unserem Deutschtum!

Soll uns im Dürerbund der Weg gezeigt, die Ausrüstung gegeben sein, ohne daß wir zur Tat schreiten?

Was wird der Nationalbund tun?

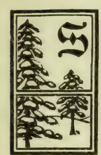
Anmerkung: Wer dem Dürerbund beitreten will, sendet einfach den von ihm selbst, jedoch nicht unter einer Mark, zu bestimmenden Jahresbeitrag mit der Beitrittserklärung an unseren Kassenwart Georg D. W. Callwey in München, Finkenstraße 2. — Vereine, die dem Bund als Körperschaft beizutreten wünschen, werden ersucht, deswegen mit dem Arbeits-Ausschuß (Adresse: Dürerbund, Dresden-Blasewitz) in Verbindung zu treten. Der Dürerbund ist rein gemeinnütziger Art. Wer eine Mark das Jahr bezahlt, ist lediglich genießendes Mitglied; wer mehr gibt, trägt zur Förderung der Bestrebungen positiv bei. Auskunft für Amerika erteilt kostenlos O. E. Lessing, Urbana, Ill. Einige Flugblätter des Dürerbundes stehen zur Verfügung.



Der Kaiser und die Amerikaner.

III.

(Schluß: Andrew Carnegie.)



So lange haben wir uns mit dem Geschäftsmanne Carnegie beschäftigt; jetzt wollen wir uns einmal den Philanthropen Carnegie ansehen, der versprochen hat, arm zu sterben und dem der Deutsche Kaiser nachsagt, er besitze Weltruhm.

Herrn Carnegies erste philanthropische Bestrebungen richteten sich auf die Vermehrung der öffentlichen Bibliotheken. Man sagt, Herr Carnegie habe ein besonderes Büro unterhalten, dem die Pflicht oblag, Gemeinwesen zu ermitteln, die bereit waren, sich von Herrn Carnegie eine Bibliothek schenken zu lassen. Tatsache ist es, daß Herr Carnegie einer großen Anzahl von Gemeinwesen Bibliotheken schenkte und daß die Zeitungen der Erde darob in Entzücken gerieten. Zuletzt bemächtigten sich sogar die Witzblätter der Angelegenheit und zeigten Herrn Carnegie mit einem Hausiererkasten voll Bibliotheken, wie er von Tisch zu Tisch geht und fragt: „Bibliothek gefällig?"

Jahre hindurch ging das Bibliothek-Schenken recht flott. Dann fiel die Konjunktur. Und eines Tages konnte Herr Carnegie keinen Menschen mehr finden, der bereit gewesen wäre, eine Bibliothek anzunehmen. In Deutschland verwunderte man sich gar sehr über den „Unverstand" der amerikanischen Zeitgenossen. In Deutschland zeigte sich von jeher eine ausgesprochene Neigung zur Ver- und Bewunderung, wenn es sich um etwas Ausländisches handelte. — Fragte man aber an der Quelle nach über den Grund der Ablehnung der Geschenke des Herrn Carnegie seitens der Städte- und Gemeinde-Verwaltungen, dann erfuhr man sonderbare Dinge: — Dinge, von denen die Lob und Preis singenden Zeitungen nichts bekannt gegeben hatten. Man erfuhr, daß Herr Carnegie — abgesehen von einigen Ausnahmen — den Gemeinwesen leere oder halbleere Häuser schenkte, während die „beschenkten" Gemeinwesen für die Beschaffung der Bücher ganz oder teilweise zu sorgen und die Kosten der Unterhaltung des Instituts zu tragen hatten. Allmählich ergab sich aus diesem Bibliothekstiftungsbetriebe, daß Herr Carnegie den Ruhm, — die beschenkten Gemeinwesen die Lasten hatten; Lasten, die in keinem Verhältnis standen zu den Vorteilen einer unvollkommen ausgestatteten Bibliothek. Außerdem machte man die unangenehme Erfahrung, daß allerlei Tagediebe beiderlei Geschlechts die Carnegie-Bibliotheken als Zuflucht oder als Treffort bevorzugten. — Kurz, — die Stadtverwaltungen verhielten sich durchaus ablehnend allen weiteren Schenkungsangeboten gegenüber.

Diese Erfahrung hätte nun eigentlich genügen sollen, Herrn Carnegie die Einsicht zu vermitteln, daß das Bibliothek-Schenken nicht die richtige Betätigung zur Volksbeglückung sei. Herr Carnegie hat aus diesen Erfahrungen aber keine Lehre gezogen, denn er offerierte in unseren Tagen wieder der Stadt San Francisco eine bedeutende Summe zur Errichtung einer Bibliothek. Am 4. Januar d. J. ging folgende Depesche durch die amerikanischen Abendblätter:

> „San Francisco, Cal., 4. Januar.—Ohne sich um die Diskussion um die Frage zu bekümmern, ob es sich gezieme, Gelder unlauteren Ursprungs für öffentliche Zwecke anzunehmen, teilte heute Abend Andrew Carnegie dem früheren Mayor James D. Phelan, Mitglied des Bibliotheks-Verwaltungsrates, mit, er werde von dem Betrage von $750,000, welche er der Stadt für die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek zugesagt, demnächst die Hälfte übermitteln und den Rest folgen lassen, sobald es erforderlich sei. — Die Stadt hat für die Bibliothek bereits $126,000 beisammen und wird auch die noch fehlenden $900,000 aufbringen."

Das ist deutlich. Ob es Herrn Carnegie genügen wird, ist fraglich.

Als Herr Carnegie vor Jahren die Wahrnehmung machen mußte, daß die Bibliothekangebote immer weniger Beifall fanden, legte er den Schwerpunkt seines volksbeglückenden Wirkens auf das Gebiet der Schule. Ein neues, diesmal fast ungeteiltes Hosiannah hub an. — Wer aber den Dingen auf den Grund zu gehen verstand, der erblickte in diesen Schulstiftungen gar bald eine ins Auge zu fassende Gefahr für das Land. Herr Carnegie ging übrigens in dieser Richtung zielbewußt noch ein gutes Stück weiter: — er stiftete einen Lehrer-Pensionsfond in Höhe von $20,000,000! — Ist es notwendig, die Gefahr, die aus solchen Stiftungen dem Lande droht, näher zu bezeichnen? — Ein altes Sprüchwort sagt: „Wer die Jugend für sich hat, dem gehört die Zukunft!" —

Es ist doch wohl selbstverständlich, daß in den von Herrn Carnegie geschaffenen Schulen nur im Sinne des Herrn Carnegie unterrichtet wird. Und noch näher liegt es, daß Lehrer, die auf den Carnegie-Pensionsfond spekulieren, sich dem Gönner ganz besonders ergeben zeigen werden. Ein Gegenstück zu den Carnegieschen Schulstiftungen finden wir in der eine Reihe von Jahren hindurch vergeblich angebotenen Rockefeller-Spende zu „Bildungszwecken" in Höhe von hundert Millionen Dollars. Wir erinnern an das Gutachten des Generalanwalts Wickersham, der eingehend auf die Gefahren einer solchen Stiftung für das Land hingewiesen und die Ablehnung empfohlen hat. Vor einigen Wochen hat der Senat trotzdem für die Annahme gestimmt; — nun, — die Eingeweihten wissen, durch welche Mittel. —

Warum sollte zwischen der Carnegieschen Schulstiftung und der Rockefeller-Spende ein Unterschied bestehen? — Dieselben Gefahren, die der Generalanwalt der Vereinigten Staaten in der „Bildungszwecken" bestimmten Rockefeller-Spende entdeckt und dargelegt hat, sind unzweifelhaft auch in den Carnegie-Stiftungen zu „Schulzwecken" enthalten. Dort heißt es zu „Bildungszwecken", hier heißt es „für Schulen". Das ist der einzige Unterschied. Und weil diese Stiftungen Gefahren bergen, so bedeuten sie für das Land und Volk der Vereinigten Staaten keine Vergünstigung, keine Förderung des Allgemeinwohles; sondern sie bedeuten nur die Stärkung des Einflusses eines wegen Volksauswucherung unter Anklage gestellten Multimillionärs auf das öffentliche Leben, und zwar auf den wichtigsten Zweig des öffentlichen Lebens, den der Erziehung der heranwachsenden Generation! — Was das bedeutet, kann im ganzen Umfange nur Der beurteilen, der den fremden, undeutschen Einfluß an seinen eigenen Kindern zu beobachten und täglich dagegen anzukämpfen hat! —

Das Schulwesen ist Sache des Staates. Auf diesem Gebiet sollte man keiner Privatperson einen absoluten Einfluß einräumen. — Etwas anderes ist es mit den Kirchenschulen und den Vereinsschulen. Hier scheidet der absolute Einfluß der in den Händen eines einzigen Mannes ruhenden, alles zertretenden mammonistischen Gewalt unausdenkbarer Riesenvermögen aus. — Hier waltet, wie bei den Public Schools, die unbeeinflußte Tendenz des Gemeinwohls. —

Herrn Carnegies Ehrgeiz fand aber auch in der Betätigung auf dem Gebiete des Schulwesens noch nicht die erhoffte Befriedigung. Ihn gelüstete nach dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde. Um hier Anschluß zu finden, hieß es, den Schritt nach höheren Gefilden zu lenken, — und siehe, es fand sich die Weltfriedensidee!— Herr Carnegie baute Friedenstempel, gründete Friedensgesellschaften, und der Verkehr mit gekrönten Häuptern war angebahnt. Zwanzig Millionen Dollars hat diese Laune des Herrn Carnegie gekostet. Den Erfolg haben wir in Rußland und Japan gesehen; wir sahen ihn in Tripolis; gegenwärtig sehen wir ihn auf dem Balkan und die Zukunft zeigt ihn uns vielleicht in ganz Europa! —

Dem Weltfriedenssport gesellten sich die Heldenfonds-Stiftungen zu. Ueber die Heldenzüchtung des Herrn Carnegie haben wir uns bereits geäußert.

Vierzig Millionen Dollars haben diese beiden Steckenpferde verzehrt, ohne satt geworden zu sein, ohne das geringste Stücklein ethischen Bodens urbar gemacht zu haben! — Wo bleibt da der gesunde Menschen-

verstand? Gibt es gar kein menschliches Elend auf Erden, das nach Beseitigung schreit? — —

Herr Carnegie verkündete vor mehreren Jahren, der Millionär, der reich stürbe, beginge ein Unrecht an der Allgemeinheit, weil er sich des Zuviels nicht entäußerte. Ehe er — Herr Carnegie — sterbe, wolle er seinen Reichtum bis auf 25,000,000 Dollars, die seiner Familie verbleiben sollen, der Allgemeinheit zurückgeben. — Dieses Wort des Herrn Carnegie wurde von der gesamten Presse der Erde wie ein neues Evangelium aufgenommen. Sehen wir einmal zu, wie Herr Carnegie im Sinne dieses neuen Evangeliums handelte, — wie seine Taten sich mit seinen Worten decken.

Im Januar-Heft dieser Zeitschrift haben wir dargetan, daß Herr Carnegie am 31. Dezember 1899 an seinen, laut eidlicher Bekundung des obersten Betriebsleiters Charles M. Schwaab auf $75,000,000 zu bewertenden Stahlwerken, beim Verkauf dieser Werke an den Stahltrust, $519,000,000 „verdiente". Mit anderen Worten, wie Herr Carnegie im Schutze des Hochzolltarifs und der Vertrustung des amerikanischen Marktes dem Volke der Vereinigten Staaten die Verzinsung dieser durch Realitäten garnicht gedeckten, sondern willkürlich in Gestalt von Aktien und Bonds geschaffenen papierenen $519,000,000 aufzwang. —

Herr Carnegie hat aus diesem weder rechtlich noch moralisch zu rechtfertigenden Wertzuwachs in den dreizehn Jahren seit 1899 an Zinsen gezogen:

für $304,000,000
in Bonds, verzinslich zu 5 Prozent jährlich, $15,200,000 per Jahr; in dreizehn Jahren $197,600,000

für $195,000,000
in Vorzugsaktien, die nie weniger als 8 Prozent Dividenden brachten, in der Regel aber bedeutend mehr; $15,600,000 per Jahr; in dreizehn Jahren $202,800,000

für $20,000,000
in Stammaktien, deren Dividende gleichfalls in der Regel eine bedeutende Höhe erreichte, aber nur mit 6 Prozent in Anschlag gebracht werden soll, per Jahr $1,200,000; in dreizehn Jahren .... $ 15,600,000

Summa $416,000,000

Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß die Zinsen für die den reellen Wert der Stahlwerke des Herrn Carnegie repräsentierenden $75,000,000 hier nicht angeführt worden sind.

Dieser unausdenkbar großen Summe ungerechter Einkünfte sind die folgenden, gewissermaßen als Sühnegeld zu betrachtenden Stiftungen gegenüber zu stellen.

Bibliotheken	$50,000,000
Carnegie-Institut in Pittsburgh ...	22,000,000
Carnegie-Institut in Washington ...	22,000,000
Lehrer-Pensionsfonds	20,000,000
Colleges in den Vereinigten Staaten und Canada	20,000,000
Heldenfonds für die Vereinigten Staaten von Amerika, Deutschland, Frankreich und Norwegen	19,000,000
Für Errichtung des Friedenstempels im Haag	10,000,000
Internationale Friedensstiftung ..	10,000,000
Trust für schottische Universitäten ..	10,000,000
Carnegie-Korporations-Fonds	25,000,000
Colleges in England	7,000,000
Dumfernline Trust	5,000,000
Bureau of American Republics ...	1,500,000
Unterstützungs-Fonds für Stahlarbeiter	4,000,000
Hinzu kommen noch eine Reihe von ausländischen Bibliothekstiftungen, die wir momentan mit absoluter Sicherheit nicht feststellen konnten. Dieselben werden uns als ziemlich genau auf $75,000,000 angegeben; um keine Unterschätzung zu begehen, führen wir diesen Posten an mit	100,000,000

Ergibt an Stiftungen in Summa $325,500,000

Vergleichen wir damit die Einkünfte des Herrn Carnegie, soweit sie kontrollierbar sind, so finden wir, daß allein die Zinsen

des beim Stahltrustgeschäfte eingeheimsten ungerechten Mammons während der verflossenen dreizehn Jahre die ungeheure Summe von

	$416,000,000 brachten.
Ziehen wir hiervon die Summe der Stiftungen mit	$325,500,000 ab, so
verbleibt Herrn Carnegie noch immer ein	———————
Wertzuwachs von ...	$ 80,500,000 während

der kurzen Zeit von dreizehn Jahren aus ungerecht erworbenen, fiktiven Werten. — Wir sehen hier das alte Sprüchwort: „Wohltun trägt Zinsen" im Carnegieschen Sinne betätigt und Herr Carnegie täte vielleicht besser, der Mitwelt die Legende vom Sterben als armer Mann nicht mehr zu verkünden. —

Die neueste Volksbeglückungsidee des Herrn Carnegie, die von ihm beabsichtigte Pensionierung der ausgedienten Präsidenten der Vereinigten Staaten, wollen wir als einen gegen die Bundesgesetzgebung gerichteten ironischen Scherz betrachten, der vielleicht garnicht einmal unzeitgemäß ist. —

Resumieren wir unsere Betrachtungen über Herrn Carnegie, so kommen wir zu dem Schluß, daß wir es mit einem Manne zu tun haben, den der Gelderwerb, die Sucht nach Macht, die Befriedigung seines bis zur Eitelkeit gesteigerten Ehrgeizes die ethischen Gesetze der Menschheit vergessen ließ. Wir finden, daß dieser Mann sich seiner Verpflichtung der Allgemeinheit gegenüber bewußt geworden ist und daß er versuchte, seine Verpflichtungen wenigstens teilweise einzulösen. Leider blieb es ihm verborgen, daß er in dem Streben, der Allgemeinheit gerecht zu werden, falsche Bahnen beschritten, daß viele seiner angeblichen Wohltaten vom Volke nicht als solche empfunden werden, andere nur einzelnen Individuen zugut kamen, denen durch sie fette Pfründen zufielen.

Und dennoch gibt es eine Betätigung, durch welche Herr Carnegie sich vor dem Volke der Vereinigten Staaten vollauf rehabilitieren könnte, ohne deshalb als armer Mann sterben zu müssen; — es harrt seiner ein Werk, dessen Segen *weit* in die kommenden Geschlechter hineinreichen, *dessen Vollbringung seinem Namen einen hehren, unvergänglichen Klang sichern würde!* —

Worin dies Werk besteht, werden wir im April-Heft dieser Zeitschrift durch ein

„Offenes Schreiben an Herrn Andrew Carnegie"

in englischer und deutscher Sprache dartun. Gleichzeitig werden wir Herrn Carnegie diejenigen Artikel dieser Zeitschrift übersenden, in denen wir uns mit ihm beschäftigt haben. —

* * *

Wir sind mit den Herren aus amerikanischen Finanzkreisen, die sich als „Freunde" des Deutschen Kaisers gerieren, noch nicht fertig. Aber wir wollen — um der Monotonie vorzubeugen— die Reihenfolge unterbrechen und uns auf das wissenschaftliche Gebiet begeben, das in Verbindung mit dem Professorenaustausch einige interessante Ereignisse gezeitigt hat.

Ueber das Wettkriechen zweier amerikanischer Austausch-Professoren am Berliner Hofe wollen wir mit einem Achselzucken hinweggehen. Peinlich, ja beschämend für Amerika war aber die aus der höfischen Bevorzugung eines dieser Herren hervorgegangene gegenseitige Befehdung vor aller Oeffentlichkeit. Leute, welche über die einfachsten Gesetze des Anstandes im Unklaren zu sein scheinen, sollte man nicht nach Deutschland schicken. Desgleichen sollte man auf die wissenschaftlichen und moralischen Qualitäten solcher Herren, die in irgend einer offiziellen Mission nach Deutschland gehen, mehr Gewicht legen; — der amerikanischen Wissenschaft würden dadurch schwere Bloßstellungen erspart bleiben. Andererseits muß gegen die verantwortlichen Kreise in Berlin auch hier wieder der Vorwurf erhoben werden, Ausländern kritiklos Zutritt zum Deutschen Kaiser gestattet zu haben, die vermöge ihrer Qualitäten keinen Anspruch auf diese Ehre erheben durften. Immer wieder zeigt sich in Berlin eine starke Neigung, allerlei Talmi für Gold zu nehmen; ausländische literarische Clowns durften in Berlin ihre Mätzchen machen, um eine „zwei-Welten-Blamage" zu ernten; allerlei Leute von ungewisser Herkunft versuchen sich in Hintertreppenpolitik; allerlei Mischmasch von der krummen und der graden Nase bemüht sich,

Weltpolitik auf Tantieme zu machen; kleine Gernegroße drängen sich heran, bereit zur Uebernahme der schmutzigen Arbeit — und auf das reinigende Donnerwetter wartet man vergebens...

Es gibt in der Heimat viele, die bereits die Hoffnung auf Wandlung zum Besseren aufgegeben haben. Dies erscheint uns kleinmütig. Aber es muß zugegeben werden, daß die Verhältnisse in Deutschland anders liegen als in Amerika. Von den Höflingen Wahrheitsmut zu erwarten, wäre naiv. Und die Zeitungen versagen. Zwar hat Kaiser Wilhelm II. den „Majestätsbeleidigungs = Paragraphen" aufgehoben; das trifft jedoch nicht den K e r n der Sache. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik der Handlungen des Monarchen, sondern es handelt sich um eine Kritik des Verhaltens derjenigen amtlichen Kreise, denen die Prüfung der Qualifikationen solcher Personen obliegt, die dem Kaiser vorgestellt werden sollen. Und hierin versagen die deutschländischen Zeitungen erst recht. Manche versagen aus Byzantinismus; die Mehrzahl versagt aber aus Furcht vor dem Staatsanwalt. In Deutschland steht hinter jedem Beamten ein Staatsanwalt, der mit Argusaugen darüber wacht, ob irgend jemand sich erdreistet, in unverfälschten deutschen Worten Kritik zu üben an der geheiligten Person eines Dieners des Staates. Ja, es ist im Deutschen Reiche schon so weit gekommen, daß man dort nicht mehr ungestraft die deutsche Sprache anwenden darf. Einen Spitzbuben darf man nicht mehr „Dieb" nennen, wenn man sich nicht der Gefahr der gerichtlichen Bestrafung aussetzen will. Einen Verleumder darf man nicht mehr „Lügner" nennen; höchstens darf man von einer solchen Persönlichkeit im klassischen Juristen-Deutsch sagen, „sie habe unwahre Tatsachen behauptet"; und einen Schwindler darf man nicht mehr „Betrüger" nennen, sondern dieser hat sich „der Vorspiegelung falscher Tatsachen" schuldig gemacht. Die in dieser Ausdrucksweise enthaltene Vergewaltigung der Logik scheinen die Herren Juristen drüben noch immer nicht erkannt zu haben, denn sonst wäre doch der Unsinn aus den Gesetzbüchern längst entfernt worden.

Unter solchen Umständen ist es natürlich riskant, Pflichtverletzungen von Beamten öffentlich zur Sprache zu bringen, — und s e h r riskant sogar, wenn es sich um Pflichtverletzungen einflußreicher Personen handelt. Daß auf dem Wege der Petition oder der Beschwerde nichts zu erreichen ist, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Es bleibt also nur der Appell an die Oeffentlichkeit.

Wir glauben aber, daß die erfolgreiche Festnagelung derartiger „passiver Unwahrhaftigkeiten" von höheren Staatsbeamten, angesichts der aus denselben hervorgehenden Gefahren für das Ansehen der Krone und des deutschen Volkes im In- und Auslande, mit einigen Monaten Festungshaft, oder sei es auch Gefängnis, nicht zu teuer erkauft wäre. —

Die Kollegenschaft von der deutschländischen Presse könnte mir nun vorwerfen, ich hätte gut reden, denn ich stände weit vom Schuß. Dazu möchte ich ausdrücklich bemerken, daß ich mich den Herrschaften, die sich etwa beleidigt fühlen sollten, nicht nur in Deutschland zur Verfügung stellen, sondern auch auf das Verjährungsrecht verzichten und hier sogleich einen klassischen Fall erzählen will.

Zur Hundertjahrfeier der Berliner Universität war der „Präsident" der Columbia-Universität, Nicholas Murray Butler, New York, zum Vertreter der amerikanischen Wissenschaft designiert worden. In dieser Eigenschaft hatte Herr Butler eine Rede zu halten. Dem Charakter der Feier entsprechend, konnte diese Rede nur in lateinischer Sprache gehalten werden. Dazu war Herr Butler aber nicht imstande, denn er hatte sich in seiner Jugend für die Sprache des Tacitus nicht begeistern können, sintemalen „Unregelmäßige" und Syntax Schwierigkeiten bieten, deren Ueberwindung nicht jedermanns Sache ist. Herr Butler hielt sich schon damals für einen zu Karriere prädestinierten Mann, der nicht nötig hatte, sich mit einer toten Sprache zu quälen, während man draußen Fußball spielte.

Ein Universitäts-Präsident — es gibt nur a m e r i k a n i s c h e Universitäts-Präsidenten, in anderen Ländern kennt man diese Institution nicht — kann durch ein bißchen Unwissenheit überhaupt nicht in Verlegenheit geraten. Wozu

wären denn „seine" Professoren da? Die müssen alles wissen und im Bedarfsfalle zur Verdeckung der kleinen Lücken im Wissen manches Herrn Universitäts-Präsidenten bereit stehen. Herr Butler hat das selbst behauptet, also muß es wahr sein.

Herr Butler ließ darum „seinen" Latein-Professor antreten. — Der Wunsch eines Universitäts-Präsidenten ist den „ihm unterstellten" Professoren stets Befehl. Denn das Schicksal jedes Professors ruht in der Hand des allmächtigen, wenn mitunter auch unwissenden Universitäts-Präsidenten, der das Recht besitzt, je nach Laune, „seine" Professoren anzustellen oder zu entlassen, — sie zu chikanieren oder zu begünstigen. —

Dr. Harry Thurston Peck, Professor der klassischen Sprachen an der Columbia-Universität, New York, ein Mann von hervorragendem Wissen, arbeitete dem unfähigen Präsidenten der Universität die lateinische Rede aus, die dieser in Berlin halten sollte. Als Professor Peck das Manuskript niedergeschrieben hatte, begann der Herr Universitäts-Präsident zu büffeln, wie einst wir auf Quarta Genus-Regeln gebüffelt haben.

Zu jener Zeit begab es sich, daß Professor Peck von seiner Stenographistin wegen angeblichen Bruchs des Eheversprechens verklagt wurde. Gilt im allgemeinen schon der Grundsatz, daß in einem Rechtsstreite beide Teile gehört werden sollen, so empfiehlt sich dies in erhöhtem Grade im Falle der Klage einer amerikanischen Dame wegen Bruchs des Eheversprechens. Auch der Gerichtshof huldigte der Anschauung, daß eines Mannes Rede keines Mannes Rede sei. — Nachdem man die „Rede" beider Parteien vernommen, wurde der Professor glänzend freigesprochen und der männertollen Dame die Zahlung der Kosten des Verfahrens auferlegt.

Recht wesentlich von der Behandlung dieser Angelegenheit seitens des Gerichtshofes unterschied sich die Auffassung des Ereignisses und das Verhalten des Herrn Nicholas Murray Butler gegenüber seinem Retter aus der lateinischen Not. In der Stunde der Einschiffung nach Berlin — noch ehe dem angeschuldigten Professor Gelegenheit zur Rechtfertigung geboten worden war — sandte der Universitäts-Präsident Butler dem Professor Peck das Entlassungsdekret! — Ueber die in der Art dieser Handlungsweise liegende Feigheit wollen wir kein Wort verlieren.

Schon am nächsten Tage verbreitete sich in New York das Gerücht von der plötzlichen Entlassung des Professors. Professor Peck erfreute sich als Mensch sowohl wie als Gelehrter eines so vorzüglichen Rufes, daß man der Nachricht — insonderheit in Pressekreisen — ohne weiteres keinen Glauben zu schenken vermochte. Man sandte also einen Berichterstatter zu Peck. Mit Staunen und Entrüstung vernahm der Mann der Feder die Bestätigung des Unwahrscheinlichen und daneben auch die Entstehungsgeschichte der für Berlin bestimmten lateinischen Rede des Herrn Nicholas Murray Butler, der um diese Zeit auf dem Atlantischen Ozean und im Vorgefühl der zu feiernden Triumphe schwamm. —

Wer wollte es dem Zeitungsmanne verargen, daß er ohne Zeitverlust die nächste Telegraphenstation aufsuchte und die interessante Neuigkeit nach Europa kabelte?

Höchlichst — wenn vielleicht auch nicht freudig — erstaunt war Herr Butler, als er beim Betreten europäischen Bodens von einem Berichterstatter mit der Frage begrüßt wurde, ob es wahr sei, daß er — der Präsident einer Universität — sich von einem ihm unterstellten Professor die lateinische Rede habe ausarbeiten lassen, die er — der Herr Präsident — in Berlin zu halten gedenke? —

Was Herr Butler in dem Moment empfunden haben mag, ist uns nicht bekannt. Wohl aber ist uns bekannt, was er dem Zeitungsmanne antwortete. — Er sagte, es verstände sich ganz von selbst, daß einer der untergebenen Professoren sowas zu machen hätte, wenn der vorgesetzte Präsident dazu nicht imstande sei. — —

„Echt amerikanisch;" mag der Berichterstatter gedacht haben, und wir können es leider nicht in Abrede stellen; denn sowas ist sonst nirgends in der Welt möglich.

Naheliegend war es, daß Herr Butler nach dieser Erfahrung die lateinische Rede nicht halten, sondern in englischer Sprache seine eigenen Gedanken zum Ausdruck bringen würde. — Wer

dies gehofft, überschätzte das Zartgefühl des Herr Butler recht beträchtlich. Mit der ganzen, einem Durchschnitts-Yankee anhaftenden Unverfrorenheit trat dieser Herr vor den Deutschen Kaiser und vor die europäischen Koryphäen der Wissenschaft hin und — sagte auf, was Professor Peck ihm vorgeschrieben hatte! — —

Herr Butler interessiert uns hier nicht weiter. Wohl aber scheint die Frage ein erhöhtes Interesse zu heischen, ob es nicht die Pflicht der in Betracht kommenden amtlichen Kreise Berlins war, den Deutschen Kaiser vor den Mätzchen eines ausländischen Talmi-Gelehrten zu bewahren; ob es nicht die Pflicht jener Kreise war, einer Auszeichnung dieses Mannes durch den Monarchen vorzubeugen! —

Es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß die Herren Kenntnis hatten von der mehrere Tage alten Kabeldepesche des New Yorker Zeitungsmannes, die überdies auch noch von der Associierten Presse übernommen worden war. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Amerikanische Botschaft in Berlin über die peinliche Angelegenheit unterrichtet war. Es wäre nun in erster Linie Pflicht des Amerikanischen Botschafters gewesen, Herrn Butler auf das Ungehörige und Würdelose des Schmückens mit fremden Federn bei so ernster Gelegenheit aufmerksam zu machen. Da er dies offenbar nicht tat, hätten die verantwortlichen deutschen Behörden einschreiten und dem amerikanischen Botschafter die fragliche Kabeldepesche vorlegen müssen. Dadurch würde der Amerikanische Botschafter gezwungen worden sein, die Angelegenheit mit Herrn Butler zu ordnen. Aber was auf der amerikanischen Seite an Takt- und Zartgefühl mangelte, das war bei den Berliner Herren Geheimräten und Hofmarschällen bis zum beschämenden Ueberfluß vorhanden: — Niemand rührte einen Finger, niemand sprach ein Wort, um den Deutschen Kaiser vor der Charlatanerie eines taktlosen Ausländers zu bewahren! —

Für ein solches Verhalten der verantwortlichen Stellen haben wir keinen anderen bezeichnenden Ausdruck als „passive Unwahrhaftigkeit"! — Und wir fügen hinzu, daß durch derartige „passive Unwahrhaftigkeiten" der in Betracht kommenden Ratgeber des Kaisers Schäden gezüchtet und Situationen geschaffen werden, die das monarchistische Prinzip untergraben. Wir möchten denjenigen sehen, der imstande wäre zu behaupten, daß das Ansehen der Krone nicht sinke durch Berührung ihres Trägers mit allerlei Volk von defekten Qualifikationen! —

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Fred. R. Minuth.



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

IV.

Konrad Krez.

Zum Gedächtnis seines Todestages, 10. März.



Seit einem Vierteljahrhundert studiere ich das Deutschtum Amerikas an der Quelle. Einen besonderen Reiz übten auf mich immer die „Hochverräter" aus Deutschlands Vorfrühling, dem Jahre 1848. Welch' prächtige Gestalten erstehen doch beim Gedenken jener Männer vor meinem geistigen Auge; — wie höre ich im Geiste wieder manche feurige und doch von inniger Heimatsliebe getragene Rede, aus der das Weinen der vom Heimweh gemarterten Seele zittert und die begeisterungsvolle Sehnsucht nach einem großen, schönen, mächtigen All-Deutschland! — —

Manch' einen dieser Männer sah ich im Laufe der Jahrzehnte ins Grab sinken. Viele starben verhältnismäßig früh, und nicht wenige von ihnen siechten dahin am Heimweh. —

Unter allen diesen Erscheinungen hebt Konrad Krez sich ab wie eine Idealgestalt. Auch er ist langsam am Heimweh zu Grunde gegangen, kaum 69 Jahre alt. Das Heimweh und eine glühende Vaterlandsliebe waren seine treuesten Begleiter bis zur letzten Stunde. Inniger hat wohl kein Mensch seine Heimat geliebt, — ergreifender hat wohl kein Mensch der Heimat gedacht als Konrad Krez, der Dichter der Heimat-Sehnsucht! —

Aber ein Träumer war Konrad Krez darum nicht. Im harten Kampfe mit dem Schicksal hat er sich emporgerungen und den deutschen Namen zu Ehren gebracht. Bei großer Gemütstiefe und einem reichen Innenleben hatte Konrad Krez doch einen genialen Blick für die praktischen Ziele des Lebens und für gangbare Wege zur Erzwingung von Achtung vor dem Deutschtum Amerikas! —

Konrad Krez wurde am 27. April 1828 zu Landau in der Rheinpfalz geboren. Sein Vater, Jean Baptist Krez, war Offizier der Bayerischen Armee. Seine Mutter war die Tochter eines deutschen Arztes in der Armee Napoleons I. — Jean Baptist Krez nahm bald nach der Geburt Konrads Dienste in der griechischen Armee. Bald darauf starb er im Jahre 1832 zu Athen.

Konrad Krez besuchte zunächst die Schule in Landau, dann absolvierte er das Gymnasium zu Speier, machte das Abiturium mit Auszeichnung und bezog die Universität Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren. — Im Jahre 1848 schloß er sich der Revolution in Baden an. Bei der Niederwerfung der Bewegung wurde er gefangen genommen und mit einer Reihe anderer Freiheitsidealisten zum Tode verurteilt. Der dräuende ruhmlose Untergang zeitigte entsetzliche Gefühle im Herzen des freiheitsdürstenden Jünglings. Aber die allerhöchste Not spornt an zum allerhöchsten Wagen. Ein kühner Fluchtplan, dessen Einzelheiten einen besonderen Artikel bedingen würden, wurde im Verein mit einigen Leidensgenossen ersonnen und mit Erfolg zur Ausführung gebracht.

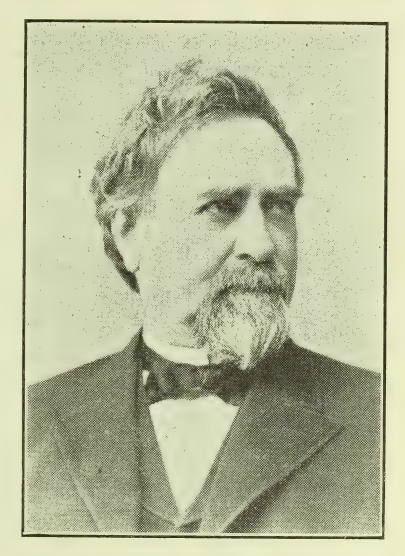
Zunächst wandte Konrad Krez sich der Schweiz zu. Dann ging er nach Frankreich, wohnte eine Zeit lang in Straßburg und zog später nach Paris.

Bei Ausbruch des Schleswig-Holsteinschen Krieges im Jahre 1849 nahm er Dienste unter dem Kommando v. d. Tanns. Nach Beendigung des Feldzuges nahm er wieder Aufenthalt in Paris und im Jahre 1850 zog er übers Meer zum Lande der Freiheit. In Amerika lernte er, wie manch' einer vor und nach ihm, die Not in ihrer furchtbarsten Gestalt kennen. Bald aber wandelte sich sein Geschick. Im Hause des deutschen Advokaten Adam Stammler zu New York fand er gastliche Aufnahme, während Harpers Verlag, der damals gerade eine Serie griechischer Klassiker herausgab, ihm Beschäftigung als Korrektor bot, denn Konrad Krez besaß umfassende Kenntnisse im Griechischen und in Latein.

Während dieser Zeit vervollständigte er seine juristischen Studien, und nicht lange

währte es, bis er zur Anwaltspraxis in den New Yorker Gerichten zugelassen wurde. Im Jahre 1851 verheiratete er sich mit Adolphine Stammler, der einzigen Tochter seines väterlichen Freundes. Drei Jahre später zog Konrad Krez nach Wisconsin, wo viele seiner Freunde sich angesiedelt hatten. In Sheboygan begann er die Advokaten-Praxis und begründete—gewissermaßen als Nebenbeschäftigung — zusammen mit einem anderen achtundvierziger Flüchtling die Zeitung „Der Deutsch-Amerikaner". Bald aber sah er sich infolge zunehmender Berufsgeschäfte genötigt, von diesem Unternehmen zurückzutreten. Im Jahre 1858 wurde Konrad Krez zum Distrikts-Anwalt in Sheboygan erwählt, in welcher Stellung er bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges verblieb. In jener Zeit — 1862 — organisierte er das 27. Wisconsiner Freiwilligen-Regiment, in das er selbst als Gemeiner eintrat, aber zum Führer ernannt, als dessen Oberst ins Feld zog und Heldentaten vollbrachte. Das Regiment machte unter seinem Kommando den ganzen Feldzug in Arkansas und Mississippi mit, nahm teil an der Red River-Expedition, sowie an der Belagerung von Vicksburg und der Operation gegen Mobile. Nach Niederwerfung des Generals Lee wurde Konrad Krez nach Texas an die mexikanische Grenze beordert, woselbst er bis Anfang September 1865 verblieb. Während der letzten anderthalb Jahre kommandierte Krez als Oberst eine Brigade. Gegen Ende des Krieges wurde er vom Präsidenten Lincoln zum Brigade-General befördert.

Nach dem Friedensschluß nahm Krez in Sheboygan wieder die Advokaten-Praxis auf. Sehr bald wurde er indes zum zweiten Male zum Distrikts-Anwalt erwählt. Nach einer Reihe von Jahren vertauschte er dieses Amt mit dem Amte des Stadtanwalts von Sheboygan. Im Jahre 1885 ernannte Präsident Cleveland ihn zum Hafenkollektor von Milwaukee. Nach Ablauf seines Termins nahm er — 1889 — die Advokatenpraxis in Milwaukee auf. Um jene Zeit entbrannte dort ein heftiger politischer Kampf, an welchem Konrad Krez sich in führender Rolle mit solchem Erfolge beteiligte, daß die Erwählung des Wisconsiner Gouverneurs Peck im Jahre 1890 zum großen Teil auf seine Mitwirkung zurückzuführen ist. Aus diesem Wahlkampfe ging Krez selbst als Stadtanwalt von Milwaukee hervor. Bald darauf wurde er in die Staatslegislatur von Wisconsin gewählt. Hier verblieb er nur während eines Termins von zwei Jahren. Das politische Getriebe reizte ihn nicht mehr. Er sehnte sich nach Ruhe. Aber weil er ein ehrlicher Mann geblieben war, weil er alles verabscheute, was auch nur in die leiseste Verbindung mit Graft zu bringen gewesen wäre, sah er sich noch im Alter genötigt, eine Berufstätigkeit aufzunehmen. Er kehrte wieder



Konrad Krez.

zu seiner alten Beschäftigung, der Advokatenpraxis, zurück, der er bis zum Ende treu blieb.—

Das Familienleben Konrad Krez' war ein überaus glückliches. Der Ehe entsprossen acht Kinder, von denen sechs, drei Söhne und drei Töchter, noch am Leben sind. Alle befinden sich in angesehener und gesicherter Lebensstellung. Der älteste Sohn, Paul T. Krez, ist der bekannte Countyrichter in Sheboygan, Wis. — Im Jahre 1872 starb eine Tochter, Hildegard, drei Jahre alt. Es war ein herber Kummer, aber erschütternd war die Trauer, die ihm zwei

Jahre vor seinem Tode beschieden war, als im Jahre 1895 seine 20jährige Tochter Gertrud, ein blühendes Mädchen, plötzlich starb. — Diesen herben Verlust hat er nie überwunden.

In seinen Mußestunden war Konrad Krez Dichter. Leider sind nur wenige seiner Werke veröffentlich worden, von denen wir einen Band Jugendgedichte „Dornröschen" und den weit über die Grenzen der Vereinigten Saaten hinaus bekannt gewordenen Band Gedichte „Aus Wisconsin" erwähnen wollen. Unter den unveröffentlichten Werken befinden sich besonders zwei, die sehr wahrscheinlich noch in Druck erscheinen werden: Ein unvollendetes Drama „Marie Antoinette" und seine epische Dichtung „Karl der Kühne von Burgund".

Ein Vielschreiber war Konrad Krez nicht. Was wir aber an Quantität bei ihm vermissen, das ersetzt er uns an Qualität. Und hier tritt uns ein typischer Charakterzug des Verewigten entgegen: — so, wie er dichtete, so war er; so lebte er in seinen Liedern und so offenbarte er uns sein Innenleben. Auf diesem Wege erfahren wir von fortgesetzten materiellen und seelischen Kämpfen, von Heimweh und tränenlosem Kummer.

Und überall, wohin ich ging und kam,
Fand ich ein Weh; so einsam lag kein Land,
Daß nicht zu ihm den Weg die Sorge fand,
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.
Und magst du ziehn nach Süden oder Nord,
Gen Osten oder West, nach allen Winden,
So wirst du stets dasselbe Losungswort,
Die Arbeit und des Lebens Mühsal finden. —

Was aber ein ganzer Band von diesem Manne nicht erzählen vermöchte, das kommt zum Ausdruck in seinem unvergänglich schönen Gedichte

„An mein Vaterland".

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb' ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
Nie war die Braut dem Bräutigam so teuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Mannah nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel dich gesegnet,
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist, als Palmen und Zitronen,
Der Apfelbaum in meinem Vaterland!

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O, würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland!

Am 10. März 1897 tat dieses von heiliger Vaterlandsliebe erfüllte Herz den letzten Schlag. —

Was Konrad Krez dem Deutschtume Amerikas gewesen, das zeigte sich in Kundgebungen aus allen Teilen des Landes bei seinem Tode.—

Konrad Krez ist eine jener Gestalten, die im Deutschtume Amerikas fortleben; er gehört zu jenen Männern, denen Deutsch-Amerika eine Stätte in der Ruhmeshalle seines Herzens einräumte für alle Zeiten. —

Fred. R. Minuth.





Deutschland.

Betrachtungen über Deutschlands Abwehr fremder Monopolbestrebungen.

III.



Freude herrscht in Israel!

Das Deutsche Reichs-Petroleum-Monopol ist gesichert! —

Eine Abordnung „unabhängiger" amerikanischer Oelproduzenten hat der das Monopol beratenden Reichstags-Kommission die Versicherung gegeben, die unabhängigen Oelproduzenten Amerikas seien imstande und gewillt, den ganzen Bedarf Deutschlands zu decken, wenn das Reich die für den Transport des Oels erforderlichen Tankdampfer stellen wolle. Natürlich w i l l das Reich. — Das Reich will sogar noch manches mehr: — es will 20 Prozent des Grundkapitals zeichnen und wünscht dafür 52 Prozent der Stimmen, also die vollkommene Kontrolle über das Unternehmen. Der Reichstag ist einverstanden damit. — Ganz außer Frage steht auch die Passierung der Vorlage in der zweiten und dritten Lesung.

Was will man also mehr? — Alles ist in schönster Ordnung .... leider nur auf dem Papier. Doch das stört die Herren in Berlin nicht....Freude herrscht in Israel! —

Es wäre ja prächtig, wenn sich das alles verwirklichen möchte. Aber ich muß immer an die merkwürdigen Fähigkeiten denken, die John D. während seiner 50jährigen Petroleum-Karriere entwickelt und — wo es ihm dienlich schien — betätigt hat, und an die grausamen Scherze, die er an Freund und Feind übte. — Und bei der Erinnerung an diese Ereignisse steigt eine Vision vor meinem Geiste auf: — ich sehe die dreiunddreißig „unabhängigen" „ehemaligen" „Tochter"-Gesellschaften der „aufgelösten" Standard Oil Company von New Jersey heranmarschieren; — sehe, wie sich aus der über den Marschierenden schwebenden Wolke ein Bild entwickelt, erst in verschwommenen Umrissen, allmählich deutlicher werdend, — sehe, wie sich das Bild zum Menschenantlitz formt, in dem die eckigen, mageren Züge John D. Rockefellers erscheinen, — sehe das Augurenlächeln seines Ledergesichts, — sehe das Blitzen der scharfen, listigen grauen Aeuglein, ... sehe, wie sich ein wohlgefälliges Schmunzeln um die dünnen Lippen legt ....als ob der Mann sich freue über den Eifer, mit dem deutsche Reichs-Tankdampfer „unabhängiges" Petroleum über den Atlantic führen „zur Bekämpfung des Standard-Produktes"! — — Und nun hebt Rockefeller den Zeigefinger der linken Hand....Was ist das? — — Die marschierenden „unabhängigen" „ehemaligen" „Tochter"-Gesellschaften der „aufgelösten" Standard Oil Company von New Jersey sind plötzlich stehen geblieben!....Im nächsten Augenblick erschallt ein gellendes und wieherndes Gelächter .... und dann beginnt ein toller Tanz .... alles verschwindet in Staub und Qualm.... Die Herren Geheimräte in Berlin schauen sich verblüfft an....

In den Häfen von New York, Philadelphia und Baltimore liegen seit Wochen viele deutsche Reichs-Tankdampfer und warten vergeblich auf Ladung....Endlich kabelt man nach Deutschland um Instruktionen .... Heimkehren unter Ballast .... Leicht gesagt, heimkehren .... Die Schiffe sind nur für Oelfeuerung eingerichtet und haben kein Faß Rohöl, kein Faß Raffinade an Bord....Die „unabhängigen" „ehemaligen" „Tochter"-Gesellschaften der „aufgelösten" Standard Oil Company von New Jersey erklären unter Jammern, außer Stande zu sein, ihren Verpflichtungen nachzukommen.... Sie zahlen

mit Grazie die Konventionalstrafe.... Die Schiffe verbleiben auf dem toten Punkt....Keine Möglichkeit, die Heimreise anzutreten.... Sie liegen weiter still.... Die Kosten steigen ins Ungeheure....Man will Feuerung von Deutschland aus senden....aber siehe: — man hat kein Oel mehr für die Lampen, und zu der einstigen Finsternis in einigen Köpfen gesellt sich eine allgemeine physische Finsternis, bei der es verbleibt, denn auch in Rußland, Rumänien, China ist weder Rohöl noch Raffinade zu haben, und allmählich beginnt es selbst in den dunkelsten Hirnen zu dämmern, daß der Petroleumhandel der Erde „verrockefellert" ist.... trotz des Deutschen Reichs-Petroleum-Monopols ...

Das ist — alter, bewährter Uebung gemäß — der Zeitpunkt, in dem der „Menschenfreund" auf dem Plane erscheint. Er bietet der hart bedrängten „Deutschen Reichs-Petroleum-Monopol-Gesellschaft" für ihre nutzlos in fremden Häfen rostenden Tankdampfer 10 Prozent der Herstellungskosten; und da die Gesellschaft das Angebot ablehnt, bietet er nach sechs Wochen 8 Prozent, und nach weiteren sechs Wochen 6 Prozent....

Eine Vision! — Ja. — Heute nur eine Vision! — Aber wäre es, nach den in Rockefellers geschäftlichem Leben vorgekommenen Ereignissen zu urteilen, so ganz und gar unmöglich, daß etwas ähnliches sich nicht vielleicht einmal ereignen könnte? — Darf man bei einem Manne, der den Petroleumhandel der Erde nahezu unter seine Kontrolle gebracht hat und der unter den Leuten des „Geldtrusts", welcher 42,000 Millionen — „Zweiundvierzigtausend Millionen" Dollars „kontrolliert", eine der Hauptpersonen ist, sich nicht auf allerlei gefaßt machen? — — —

Jedenfalls betrachten wir es als eine ernste Pflicht, die Entwicklung der Rockefellerschen Weltmonopolbestrebungen in allen Phasen zu verfolgen und aus den Ereignissen Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Zur Zeit der Gründung des „Standard Oil Trust Agreement", — also in der ersten Hälfte des achten Dezenniums des vorigen Jahrhunderts, — beherrschte Rockefeller etwa 70 Prozent des amerikanischen Petroleummarktes und seinen Einfluß auf den europäischen Markt begannen alle diejenigen mit Bangen zu empfinden, die in Petroleum engagiert waren.

Es ist interessant und zum Verständnis der Rockefellerschen Methoden notwendig, auf die Organisation und den weiteren Ausbau dieses merkwürdigsten aller Trusts näher einzugehen.

Der Standard Oil Trust setzte sich aus drei verschiedenen Interessentengruppen zusammen. Den Stamm bildeten selbständige Firmen, die ihren ganzen Besitz dem Trust überschrieben hatten und nunmehr als Zweiggesellschaften des Trusts nach den vom Trust vorgeschriebenen Methoden das Geschäft betrieben. Eine zweite Gruppe bestand aus Kapitalisten, die, vertrauend auf Rockefellers Stern, ihr Geld in Standard Oil anlegten. Die dritte Gruppe bestand aus Leuten, welche im Besitz von Aktien unabhängiger Petroleum-Produktions-Gesellschaften, also Konkurrenten des Trusts, waren und diese dem Trust überschrieben, wofür sie Anteilscheine des Trusts erhielten. Der Trust hatte auf diese Weise, je nach der Anzahl der in seinem Besitz befindlichen Aktien, mehr oder weniger Einfluß auf die Geschäftsführung solcher Gesellschaften gewonnen, die ihre Selbständigkeit beizubehalten wünschten. Naturgemäß ging das Streben des Trusts in der entgegengesetzten Richtung: denn je mehr unabhängige Firmen im Geschäft blieben, um so unvollkommener blieb das vom Trust angestrebte Monopol im Petroleumhandel. Für die Entwicklung des Trusts war es aus diesem Grunde von der größten Wichtigkeit, alle nennenswerten unabhängigen Gesellschaften, deren Direktoren sich nicht „kaufen" ließen, auf anderen Wegen unter Kontrolle zu bekommen. Börsenfähige Wertpapiere einer größeren Industrie-Gesellschaft sind selten durchweg in festen Händen. Solche Papiere kann man täglich an der Börse erstehen. Eine Reihe an den verschiedenen Börsen des Landes plazierter Strohmänner des Standard Oil Trusts kaufte unauffällig von den Papieren der aufs Ziel genommenen Gesellschaft so viele Stücke, bis der Trust im Besitz von 50 Prozent und mindestens einer Aktie war. Zeigten sich Hindernisse, so wurden geschickte Kesseltreiben gegen die in Frage kommenden Aktionäre in Szene gesetzt. Man operierte mit Baisse und

Hausse und in der Regel gelangen die Manöver. Hatte der Trust die für die absolute Kontrolle erforderliche Anzahl Aktien in seinem Besitz, dann wurde eine Generalversammlung der betreffenden Gesellschaft einberufen, die alten, bewährten Beamten entließ man und an ihre Stelle traten die Kreaturen des Trusts, denen es oblag, möglichst schlechte Geschäfte zu machen, damit die andere Hälfte der Aktionäre es mit der Angst bekam und froh war, wenn es ihnen gelang, 10 bis 20 Prozent ihrer Einlage zu retten. — Nach diesem Rezept hat der Standard Oil Trust eine große Anzahl von Firmen aufgesogen. Tausende und Abertausende haben dabei Hab und Gut verloren, sind in die Irrenhäuser oder Armenhäuser gewandert oder sie begingen Selbstmord. — Dem Trust war das so gleichgültig, wie der Fortbestand oder das Eingehen einer Gesellschaft, deren Aktien er besaß. Das Vermögen der Gesellschaft war ihm zugefallen, — was kümmerte ihn der Name? — Das Geld der anderen, d a s war das Ziel des Strebens des frommen Kirchengängers John D. Rockefeller. — Und das Streben diesem Ziele entgegen war in der Regel von Erfolg begleitet. Schließlich hatte der Oil Trust es bis auf etwa 85 bis 90 Prozent der Kontrolle über das gesamte amerikanische Petroleumgeschäft gebracht. Auffallend gering war angesichts dieser Tatsache der Besitz der Standard Oil Company an Oelquellen. Und das aus feiner Berechnung.— Hätte Rockefeller sich in den Besitz der Rohölproduktion gesetzt, so würde er sich einerseits einer ergiebigen Einnahmequelle und andererseits einer guten Deckung für seine unsauberen Manöver beraubt haben. — Rockefellers Stärke lag auf dem Gebiete der Raffinerie, des Transports und des Großhandels. — Er war der allein gebietende Mittelsmann zwischen Produzent und Konsument. — Und hier jonglierte er in wahrhaft virtuoser Weise mit den Preisen. — Ganz egal, ob Petroleum hoch oder niedrig im Preise stand, — Rockefeller verdiente i m m e r ! — Hatte er die Lager der ausländischen Importeure und der inländischen Großhändler zu guten Preisen gefüllt, dann fielen die Preise für Raffinade langsam, aber beständig. Die natürliche Folge davon war, daß das Fallen der Preise des raffinierten Petroleums auf die Preise des Rohöls drückte. Rockefeller wartete dann, bis alle Tanks und verfügbaren Barrels mit Rohöl gefüllt waren, sodaß die Produzenten verkaufen oder das Oel über die Felder laufen lassen mußten, dann kaufte er zu dem Preise, den e r bestimmte, und die unglücklichen Produzenten mußten stille halten. — Hatte Rockefeller seine Tanks mit Raffinade gefüllt, was immer um die Zeit geschah, wenn die Tanks der Lageristen hüben und drüben begannen leer zu werden, dann setzte eine kurze, scharfe Hausse in Raffinade ein und Rockefeller verkaufte zu den höchsten Preisen, was er zu ruinösen Preisen angekauft hatte. — Hierauf begann das alte Spiel von neuem. — Auf diese Weise war Rockefeller immer gedeckt: — er hatte stets zu den T a g e s - p r e i s e n ge- und verkauft. — Den Kulissenschieber sah leider niemand, oder er war den Sehenden unerreichbar. — —

Durch diese Methoden ermöglichte Rockefeller dem Standard Oil Trust nicht nur Wucherprofite unter dem Deckmantel des einwandfreien Geschäfts, sondern er ebnete dem Trust auch die Wege für die Weltherrschaft. Durch findige Agenten war er immer über das europäische Geschäft auf das Zuverlässigste unterrichtet. Den Anforderungen des europäischen Marktes entsprechend, regelte er allmählich das amerikanische Geschäft; denn auf beiden Hemisphären mußte in d e r Hinsicht Harmonie walten, wenn die Marionetten, die er an seinen Fäden hatte, richtig tanzen sollten. Auf beiden Hemisphären mußte der Markt taktmäßig auf- und niederwogen. Dies zu ermöglichen, konnte einem Manne, der etwa 90 Prozent des amerikanischen und einen großen Teil des europäischen Marktes bereits kontrollierte, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten. Immerhin rief die russische Konkurrenz zeitweilig empfindliche Störungen hervor. Die Quellen von Baku wurden immer ergiebiger und mit der Zeit konnten sie zu einer Gefahr werden. Hier mußte etwas geschehen. —

Der Name Rockefeller durfte aus diplomatischen Gründen in Baku nicht genannt werden. Wäre Rockefeller dort offen aufgetreten, so würde sich sehr wahrscheinlich in ganz Europa ein ungeheueres Geschrei und eine gewaltige Konkur-

renz erhoben haben. Rockefeller setzte sich also im Geheimen mit dem Pariser Rothschild in Verbindung. Bald darauf gründete Rothschild in Baku die ,,Societé Anonyme Commerciale et Industrielle de Naphte Caspienne de Bacou''. Das Vermögen der Gesellschaft betrug 25,000,000 Franks. Diese Gesellschaft betrieb, genau nach amerikanischem Muster, Raffinerien und Handel mit raffiniertem Petroleum. Nebenbei belieh sie aber auch Raffinerien, die in finanzielle Schwierigkeiten geraten waren. Dies geschah nicht aus Nächstenliebe, auch nicht um der Zinsen willen, — sondern diese Beleihungen hatten einen tieferen Sinn . . .

Nach der Eröffnung des Betriebes der Transkaukasischen Eisenbahn bemühte sich die ,,Societé Anonyme etc.'', genau nach Rockefellerschem Vorbilde, unter der Hand durch allerlei den leitenden Persönlichkeiten geleistete „Gefälligkeiten" maßgebenden Einfluß auf den Petroleumtransport zu gewinnen. Dieses wohlgemeinte Bemühen scheiterte ebenso merkwürdiger wie löblicher Weise an dem Widerstande der russischen Regierung und an einigen anderen Zufälligkeiten. Man sagt, daß Nobel hierbei eine besondere Rolle gespielt haben solle, weil er — wohl sehr mit Recht — eine nachteilige Beeinflussung seiner Interessen in Baku befürchtet habe. Es begann nun in Baku eine Zeit toller politischer und geschäftlicher Intrigen. Die für Bakschisch empfänglichen Ehrenmänner hielten reiche Ernte. Aber, so eigentümlich das für russische Verhältnisse auch klingen mag, die Grafter erreichten ihren Zweck nicht. Es ging die Sage, die russische Regierung hätte Witterung von den Rockefellerschen Winkelzügen gehabt und sie wollte den Amerikaner im eigenen Hause nicht dominieren lassen. Beweise dafür sind nicht vorhanden. —

Zur Regelung des Versands wurde nunmehr eine aus Eisenbahnbeamten und Industriellen zusammengesetzte Kommission ernannt. Diese Kommission bestimmte, daß die wenigen vorhandenen Tankwagen auf die einzelnen Raffinerien nach Maßgabe ihrer Kapazität zu verteilen seien. — Rothschild erbot sich, um dem Tankwagen-Mangel abzuhelfen, eigene Tankwagen auf der russischen Staatsbahn laufen zu lassen. Die Offerte wurde abgelehnt. Und diese Tatsache weist wieder darauf hin, daß wohl jemand der russischen Regierung einen „Tip" gegeben haben mußte. —

Jetzt hieß es für Rothschild-Rockefeller, zur Erlangung der Kontrolle über den Versand auf andere Wege sinnen: denn ehe man den Versand nicht kontrollierte, war die Aussicht auf Erlangung des Weltmonopols im Petroleumhandel nicht sonderlich günstig. — Zwar hatte man ein Dutzend Raffinerien durch die vorgestreckten Darlehen in der Hand, aber hier durfte man die Strippe noch nicht anziehen: — das hätte die anderen kopfscheu gemacht und das ganze Geschäft verdorben. — Es wurde dann eine Anzahl gerissener Burschen auf die kleinen Raffineure losgelassen, die ihnen unter der Maske des Biedermannes Darlehen aufhängen mußten. Damals begann ein sehr vergnügtes Leben in Baku. Andere Rohölproduzenten und Raffineure wurden zu anscheinend günstigen Kontrakten mit der ,,Societé Anonyme etc." verleitet usw. — Rothschild-Rockefeller verstanden es schon damals, Flauheit im Markte zu erzeugen. Die Folge davon waren neue Anleihen seitens der kleineren Rohölproduzenten und Raffineure. Die Darlehen wurden jetzt schon nicht mehr mit dem früheren Entgegenkommen bewilligt. Rothschild-Rockefeller stellten die Bedingung, daß ihnen „im Bedarfsfalle" die den beliehenen Raffinerien zugesprochenen Tankwagen abgetreten werden müßten. Die Leute befanden sich in einer Zwangslage: — sie unterschrieben den Kontrakt und damit war für Rothschild-Rockefeller „der Bedarfsfall", der ihnen die Tankwagen überantwortete, geschaffen. — Nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatte die ,,Societé Anonyme etc." einen überwältigenden Einfluß auf die Transportfazilitäten. Und nun vollzog sich hier im Kleinen, was sich vor etwa einem Jahrzehnt in Amerika in größeren Dimensionen ereignet hatte. Rothschild begann, genau nach Rockefellerschem Muster, den Transport zu monopolisieren und mit den Preisen zu jonglieren. — Aber hohe Profite aus den kleinen Leuten in Baku herauszuschlagen, war nicht der Zweck der Uebung; dieser lag auf viel bedeutenderem Felde: die westeuropäische Konkurrenz im Großhandel sollte geworfen werden. Was in Westeuropa an

unabhängigen Importeuren noch vorhanden war, das stand hauptsächlich mit Baku in Verbindung. Hatte die Konkurrenz bedeutende Lieferungen auf Baku-Petroleum abgeschlossen, dann entstand regelmäßig Wagenmangel in Baku und die Ware konnte nicht befördert werden. Als Resultat ergaben sich ungeheuere Verluste für die westeuropäischen Importeure. Die einzigen noch unabhängigen Raffinerien in Baku gehörten dem Schweden Nobel. Das Nobel-Produkt deckte aber nur einen verschwindend kleinen Teil des Bedarfs. Von einer Konkurrenz Nobels konnte keine Rede sein. Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf. Unter dem Schutze von Landesregierungen und Behörden stellten die verbündeten Großräuber die Gesetze der Entwicklung auf den Kopf und plünderten nach Belieben! —

Nachdem in Amerika der Standard Oil Trust und in Rußland die „Societé Anonyme etc." den dominierenden Einfluß auf das Petroleumgeschäft an sich gerissen hatten, begannen, allen Gesetzen der Volkswirtschaft zum Trotz, bei verminderter Produktion und steigender Nachfrage die Preise zu sinken. — Gibt es einen Geschäftsmann, der bei steigender Nachfrage und beschränkter Produktion à la Baisse spekulieren möchte? — Wir glauben kaum! — Der Konjunktur entsprechend, spekulierte damals alle Welt à la Hausse. Und alle Welt verlor ihr Geld, — nur die Standard Oil Company verdiente. —

Zwei große Kesseltreiben dieser Art hat Rockefeller unternommen. Im Jahre 1882 betrug die Produktion dreißig Millionen Barrels. Dann sank sie beharrlich, bis sie im Jahre 1885 auf zwanzig Millionen Barrels gefallen war. Trotzdem sanken die Preise beständig bis zum Spätjahr 1883. Im Winter 1883—84 setzte eine kurze, scharfe Hausse ein. In Deutschland waren dabei eine Reihe angesehener Firmen zu Fall gekommen. — Im Jahre 1891 begann die Produktion wieder zu sinken, von vierundfünfzig Millionen Barrels auf siebenundvierzig Millionen Barrels im Jahre 1894. Dabei fielen die Preise genau wie ein Jahrzehnt vorher. Wer die Baisse von 1882 bis ende 1883 überwunden oder aus der Niederlage sich wieder emporgearbeitet hatte, der erlag endgültig der Baisse von 1891 bis 1894. — Die Petroleumbörsen von Bremen, Hamburg, Antwerpen und Rotterdam waren verödet. Die gewaltige, allen Gesetzen der natürlichen Entwicklung widersprechende, beinahe vier Jahre währende Baisse hatte gründlich aufgeräumt.

Jetzt erschien der „Menschenfreund" auf dem Plane. In Bremen wurde die „Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft" gegründet. In Rotterdam erstand die „Amerikanische Petroleum-Gesellschaft", in London die „Anglo American Petroleum Company". — Hamburg hatte sich am längsten gehalten. Zwei Firmen waren es, „G. H. Siemers & Co." und „August Sanders & Co.", die sich wie Helden wehrten. Als sie ihren Untergang vor Augen sahen, kapitulierten auch sie.

In der „Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft" wurden die bis zuletzt im Felde verbliebenen deutschen Petroleum-Import-Firmen zum deutschen Ableger des Standard Oil Trust vereinigt. Die Gesellschaft verfügte über ein Kapital von zwanzig Millionen Mark. Mitglieder der Gesellschaft waren die beiden Schütte in Bremen, August Sanders & Co.-Hamburg, G. H. J. Siemers & Co.-Hamburg und Wilh. A. Riedemann, der von vornherein mit dem Oil Trust gegangen war und nun an der Spitze der Gesellschaft stand, während die beiden Hamburger Firmen, die sich bis zuletzt gewehrt, nur Anteilscheine, aber kein Stimmrecht besaßen! —

Herr W. A. Riedemann, der einst ein Reisender war, — meistens ohne Stelle, und von dem man erzählte, daß er wenig Kredit, viel freie Zeit und ein phänomenales Glück im Skatspiel gehabt hätte, — begann seine Petroleum-Karriere mit einigen tausend Mark geborgten Geldes als Rockefellerscher Lagerhalter in Geestemünde. — Sein Anteil an der „Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft", die in Bremen ihren Hauptsitz und in Hamburg eine Filiale hatte, betrug 3,825,000.00 Mark! —

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die pekuniäre Entwicklung des Standard Oil Trust, der im Jahre 1893 in die „Standard Oil

Company von New Jersey" umgewandelt wurde. —

Im Jahre 1882 betrug das Vermögen der Gesellschaft rund $70,000,000. Im Jahre 1908 verzeichnete die Gesellschaft als Kapital $591,000,000 und Reserven in Höhe von $300,000,000. — Das Gesamtvermögen der Standard Oil Co. war also in 16jähriger Geschäftsführung von $70,000,000 auf $891,000,000 gewachsen; — außerdem hatte die Gesellschaft in den acht Jahren von 1899 bis 1907 einen Reingewinn von $570,000,000 zu verzeichnen. Abgesehen von den Gewinnen in den Jahren von 1882 bis 1888, über die wir keine authentische Information erlangen konnten und die wir darum nicht erwähnen, hat die Standard Oil Company während der Dauer von 16 Jahren 1391 Millionen Dollars aus dem Volke gezogen! — Beinahe hundert Millionen per Jahr!!! Und mit den für uns nicht nachweisbaren Gewinnen aus der Zeit von 1882 bis 1888 werden es w e i t über hundert Millionen Dollars per Jahr sein!

Hiergegen verblaßt selbst das Geschäftsgenie eines Andrew Carnegie!

Sollte nun dieser Mann, — wenn ihn gerade die Lust dazu anwandelte, — nicht imstande sein, sich einen seiner beliebten Scherze selbst mit dem „Deutschen Reichs-Petroleum-Monopol" zu leisten? Sicherer dürfte es immer erscheinen, mit einer solchen Möglichkeit zu rechnen, als sie zu verlachen. Wohl hat der Mann der Oelkanne sich seit Jahren „offiziell" von allen Geschäften zurückgezogen, wohl ist die Standard Oil Company „aufgelöst",....doch....der Geist Rockefellers schwebt über den Wassern....

(Ein weiterer Artikel folgt.)

F r e d. R. M i n u t h.



Das Deutsche Wehrbuch.*)

Von Philipp Stauff.

I.

Die Wehrhaftmachung.


Jedes Volk ist eine mehr oder weniger organisch verbundene Gemeinschaft von Familien und einzelnen. Je mehr diese Familien einander innerlich verwandt sind . . . nach Herkunft, Vergangenheit, Art und Denkweise . . ., desto besser ist die Volksgemeinschaft gebunden, desto mehr ist sie ein eigener Organismus. Als solcher aber erstrebt das Volk Dauer; es fühlt sich als Einheit und will alles abwehren, was sein Einheitsgefühl stört und was ihm als Benachteiligung seines eigenen Daseins erscheint. Unser Deutsches Reich ist in hohem Sinne ein Organismus zu nennen; es beruht auf der deutschen, germanischen Volksart, wenn diese auch nicht restlos in ihm vereinigt ist. Die einzelnen Stämme sind in der Hauptsache verwandter Urherkunft; sie haben große Zeitperioden gleicher Geschichte durchlebt, und wenn diese Geschichte in bezug auf den Glauben auch eine Spaltung herbeiführte, so hat doch die gemeinsame Art immer wieder diesen Riß zu überbrücken vermocht, bis schließlich in den Jahren 1870 und 1871 die deutschen Krieger von Nord und Süd gemeinsam das neue große Reich auf ihren Schultern aus dem Kampfe trugen. Da ist das reichsdeutsche Volk erst zu einem staatlichen Organismus geworden; das Reich ist ein Siegespreis. Den Sieg aber verdanken wir der Wehrhaftigkeit. Wir können dies Reich, können die geschlossene Lebensgemeinschaft von 65 Millionen Menschen ohne Wehrhaftigkeit nicht bewahren. Denn alle Völker streben naturgemäß nach einer Erweiterung ihres Lebensraumes; jeder Organismus will wachsen. Ein Blick in die Natur lehrt, daß jeder solcher Zusammenstoß zwischen zwei Organismen auf dem Wege des Wachstums den Kampf bedeutet, und der obsiegende Teil wächst dann auf Kosten des Unterlegenen. Auch unser Einzelleben ist ein steter Kampf; wir müssen um unsere Nahrung ringen, um unsere Wohnmöglichkeit, um die Geltung unseres Denkens, um die Bewahrung unserer Eigenart. Im Volke steht es nicht anders. Zwar ist auch da nicht aller Kampf ein Kampf mit den Waffen des Krieges. Die Völker ringen auch mit ihrer Geistigkeit, mit ihren wirtschaftlichen Fähigkeiten gerade wie die einzelnen. Aber wenn unter einzelnen ein Kampf damit nicht entschieden werden kann, so wenden sie sich an das Gericht, das ihnen vom Volksganzen, vom Staate, bestellt ist. Den Staaten selber ist das unmöglich. Denn über ihnen gibt es kein Gericht. Es kann auch gar keins geben, dessen Entscheide verpflichtend wären; denn es gäbe keine Gewalt dahinter, welche die Ausführung des Spruches verbürgen könnte. Wollten sich die Staaten selbst zu solchem Zwecke vereinigen, so könnten sie immer nur gegen den widerstrebenden Staat gemeinsam Krieg führen. Aber auch das würde vielen unmöglich sein; denn dabei müßten die Truppen des einen Staates durch das Gebiet des anderen ziehen, um an den Gegner zu kommen, und das ergäbe Gefahren für den durchzogenen Staat. Ganz abgesehen davon, daß manche Staaten solche Gelegenheiten sehr gerne nützen würden, um ihre eigenen Interessen gegen andere wahrzunehmen.

Man darf sich also darüber nicht täuschen lassen, daß Kriegsnöte niemals aus der Welt verschwinden werden, so lange es überhaupt Völker gibt, die eigene Organismen darstellen und sich nach Art und Denkweise von einander unterscheiden. Das wissen auch die führenden Leute der Friedensbewegung selber, und sie streben danach, die Eigenarten der verschiedenen Völker auszulöschen durch Begünstigung der Rassen-

---

*) Wir geben hier das 1. Kapitel dieses ausgezeichneten echt deutsch-nationalen Werkes aus der Feder des bekannten deutsch-völkischen Schriftstellers Philipp Stauff, um auch weiteren Kreisen einen Einblick in dieses jedem Deutschen warm zu empfehlende Werk zu gewähren. Das im Verlage von A. Ziemsen, Wittenberg, (Halle) erschienene Buch kann von A. Kroch & Co., 49 East Monroe Str., Chicago, Ill., zum Preise von $1.10 bezogen werden.

mischung, durch Ersetzung der gewachsenen Sprachen mittels künstlich gebauter „Weltsprachen", durch möglichste Steigerung des internationalen Verkehrs und endlich (in der Sozialdemokratie) durch Herbeiführung eines Einheitsstaates über die ganze Erde. Nun ist aber jedes Wesen dieser Erde berufen, gerade seine Eigenart auszuprägen und darin das Höchste zu erreichen; wir arbeiten ja auch im Wirtschaftsleben, ob gewollt oder ungewollt, auf immer weitergehende Arbeitsteilung und Herausbildung von Sonderbefähigungen hin. Der nicht durch eine Besonderheit seines Seins und Könnens unterschiedene Mensch gilt uns als geringwertig, und er wird überall weniger verdienen als andere. Auch die Besonderheiten der Völker sind nicht lästige Dinge, die beseitigt werden müßten, sondern es sind Eigenschaften, auf denen letzten Endes die Weltentwicklung beruht und die somit gottgewollt sind. Wo sie ein Volk abzustreifen sucht, verliert es seinen Wert; es ist dann nicht mehr ein notwendiges Glied der Menschheit, sondern eines, dessen die Menschheit nicht bedarf. Die völkischen Eigenschaften aber beruhen gerade in der rassischen Herkunft, in der Denkweise, in der Auffassung der letzten Dinge, in der Sprache, in der Art des Empfindens.

Wir Deutschen erkennen danach unsere Aufgabe. Nicht in eine allgemeine verwaschene Menschheit hinein zu verflachen, ist uns gesetzt, sondern gerade unsere Sonderart zu entwickeln, um so mehr, als die Wissenschaft längst festgestellt hat, daß das Blut, dem wir entstammen, durch alle geschichtlichen Zeiten das edelste war, daß alle Weltführung und Menschheitsförderung selbst unter den Völkern des fernsten Ostens durch Germanen bewirkt worden ist, und daß auch die alten Hellenen und Römer arischer Abkunft gewesen sind. Selbstverständlich kann die deutsche Eigenart aber nur in einer gewissen Abgrenzung gegenüber anderen, fremden Völkerschaften entwickelt werden, und das wieder ist nur möglich, wenn wir gewillt und befähigt sind, unsere Staatsgrenzen und unsere Eigenkultur gegenüber allen irgendwie feindlichen Mächten zu verteidigen. Wir müssen also wehrhaft sein, wehrhaft in jedem Sinne. Und das erfordert mehr, als gewöhnlich bedacht wird, wenn man von der Wehrhaftigkeit spricht. Es genügt dafür keineswegs, Säbel, Flinten und Kanonen zu haben und geschulte Leute. Man muß vor allen Dingen einen Volksbestand haben, in dessen Geist die Wehrhaftigkeit von Hause aus beschlossen ist. Dazu reicht auch wiederum nicht der körperliche Mut, den die Gegner so gerne den „brutalen Mut" oder gar die Roheit zu nennen lieben. Dieser Mut reicht heute überhaupt nicht so weit im Kriege, wie viele glauben, obwohl er niemals zu entbehren sein wird; er spielte eine sehr große Rolle in den alten Zeiten, in denen der Nahkampf alles war. Mancher hat viel natürlichen Mut, wenn er den Gegner unmittelbar vor den Fäusten hat; aber wenn aus der feindlichen Schützenkette, die man nicht sieht, irgend einer von Hunderten auf uns zielen kann, ohne daß wir wissen, welcher das sein wird, und ohne daß wir ihn selber vorher aufs Korn nehmen können, dann fühlen wir uns Zufälligkeiten preisgegeben, die jenen natürlichen Mut stark ducken können. Da muß etwas anderes den Ausgleich schaffen, nämlich ein durchgebildetes, nie versagendes Pflichtbewußtsein, eine Opferfähigkeit, die nicht auf ihre eigenpersönliche augenblickliche Ueberlegenheit pochen kann, und vor allen Dingen das Bewußtsein, wofür man kämpft.

Wofür man kämpft! Also man muß die Werte kennen, für die man ficht, für die man sich mit seinem Leben einsetzen soll. Wie ist das zu machen? Dem einzelnen Menschen werden sie kaum bewußt; denn je besser das Vaterland, der Staat, geordnet ist und je richtiger und selbstverständlicher sich Volkskultur, der eigenen Erbanlage gemäß, im Innern entwickelt, desto weniger wird der einzelne vom Ganzen überhaupt gewahr. So ist es denn auch erklärlich, daß kaum jemand dem Volke, dem Staate, für all' dasjenige dankt, was ihm dient: für den Lebens- und Rechtsschutz, für all' die Sicherungen, mit denen der Staat als Vertreter der Volksgesamtheit den einzelnen von der Wiege bis zur Bahre umgibt, für die Aufwendungen zu seinem Unterricht, für die Schaffung von Erwerbsmöglichkeiten usw. usw. All' diese Dinge werden gewöhnlich als selbstverständlich hingenommen, und niemand spricht davon. Aber was dem einzelnen nicht gefallen will, wodurch er sich beschwert fühlt,

was er gern anders haben möchte (auch wenn er nicht weiß, wie es zu machen ist), das tritt immer wieder hervor und darum wird immer wieder gestritten. Man kann sich diese Dinge gut an Beispielen begreiflich machen. Wo eine Brücke ist, da fährt der Fuhrmann hinüber und beachtet kaum, daß es eine Brücke ist, über die er fährt. Daß die Brücke von der Allgemeinheit gebaut worden ist auch zu seinem Nutzen und daß er der Allgemeinheit dafür dankbar zu sein hätte, an solche Dinge denkt er garnicht. Aber wenn er irgendwo über den Fluß möchte und es ist da k e i n e Brücke, dann schilt er, daß die Allgemeinheit für garnichts sorge und daß man seine Steuern rein umsonst zahlen müsse.

Diese Dinge sind menschlich, und es soll niemanden ein Vorwurf daraus gemacht sein. Aber sie dienen natürlich nicht dazu, daß der einzelne erkennt, was er vom Staate überhaupt hat, was die Volksgemeinschaft auch zu seinem Besten tut. Und wenn er das nicht verspürt, so kann er sich auch nicht freudig für das Ganze einsetzen, wo es um Ehre, Blut und Leben geht. Die Wehrhaftmachung ist darum in erster Linie eine geistige Sache; es gilt, dem einzelnen den Wert der Gesamtheit, des Staates, für ihn selbst wie für alle anderen begreiflich zu machen, damit er sich mit diesen Erkenntnissen durchtränke und versteht, wie es wohl aussehen möchte, wenn der Staat nicht vorhanden wäre, wenn sich die Gesamtheit nicht um ihn bekümmerte und sich nicht um ihn sorgen würde, und wenn er nicht wüßte, auch seine Kinder und Enkel werden von der Volksgemeinschaft mit durch das Leben getragen werden wie er selber. Vaterländisches Verständnis und Vaterlandsliebe müssen im Menschen geweckt werden; das ist das erste Erfordernis der Wehrhaftigkeit. Wie sie zu erzeugen sind, darauf soll weiter unten eingegangen werden.

Lassen sich aber vaterländisches Verständnis und Vaterlandsliebe in allen Menschen wecken? Das ist schwerlich möglich; denn die Menschen haben ein ganz verschiedenes geistiges, seelisches und körperliches Erbgut in sich. So sehen wir, daß es Leute gibt, die mit voller Absicht den Staat lächerlich machen, das Vaterland und die Vaterlandsfreude verspotten; die sich über das lustig machen, was uns von Natur aus heilig ist, und die heute unser Volk mit der oberflächlichen Regel durchtränken: „Wo mir's gut geht, ist mein Vaterland!" Wohlgemerkt, solche Leute sehen nicht darauf, daß es a l l e n, daß es der Gesamtheit wohlergehe, und zwar nicht nur heute, sondern auch morgen und in Jahrhunderten. Sie zeigen nur dem einzelnen, was ihm nach ihrer Meinung am besten behagen müßte, und hetzen ihn so zum Kampfe gegen die Notwendigkeiten seiner Volksgemeinschaft und zur Verachtung seines Volkes und Staates. Wenn man näher zusieht, findet man in der Regel, daß die Leute, die so handeln, keine Deutschen sind, daß sie ein fremdes Gepräge tragen und daß eine fremde Geistesart in ihnen waltet. Wenige ahnen, wie systematisch und zweckbewußt da oft durch Umgang, Zeitungen und Parteiwesen das Gift der Vaterlandsverachtung in die Seelen geträufelt wird, wie systematisch die verführten Leute gegen andere, bessere Einwirkung abgeschlossen werden, damit sie ganz dem undeutschen Geiste verfallen sollen. Solche Leute begünstigen auch um ihrer Ziele willen die Auffassung, daß uns alle Menschen gleich nahe stehen müßten, und wo ein rechter Volksmischmasch entsteht, in dem jede Eigenart ausgewischt scheint, da ist ihnen am wohlsten, denn da haben sie das leichteste Spiel. Sittliches, gesundes Denken verspotten sie; die Familie schildern sie als etwas Rückständiges, die Ehe als etwas Ueberlebtes; sie lehren das Luxusleben und die Nachwuchsverhütung und tun so alles, was geeignet erscheint, unser Volk zu schwächen. Der Leser kennt die Leute, von denen hier die Rede ist. Tapferkeit und Mut, Heimat und Ehre sind ihnen leere Begriffe, die sie nicht selten hassen. „Bodenständig und rückständig" sagte einer, der zu ihnen gehört.

Solche Leute unterwühlen nicht nur das Herz unseres Volkes, nicht nur unsere Volksliebe und Staatstreue von innen heraus, sondern sie unterwühlen auch den Staat selber so lange, bis sie seine Herren sind und sie ihn nach ihrem Gefallen, nach ihrer Art nützen können. Darum gehört zur Schaffung der Wehrhaftigkeit, daß der Deutsche die Erbunterschiede unter den Menschenrassen kennen lernt, daß er sich über seine eigene Anlage und deren Wertigkeit recht klar werde, und daß er wohl empfinde, was ihm und seinem

Volke und seinem Staate nicht taugt. Rassenbewußtsein und Verständnis für die Rassengemeinschaften muß in ihm wohnen, damit er alles abzuwehren vermag, was seine eigene Entwicklung und die seines Volkes hemmt. Er muß erfahren, daß die Betonung des Geistigen, daß die seelischen Hochziele allezeit der Stolz der germanischen Rasse und des daraus hervorgegangenen Deutschtums waren, daß aber der Germane niemals Knecht des Geldes, Knecht des Luxus, Knecht seiner Sinne war. Gerade Ehrlichkeit, Treue und Tapferkeit, hohe Gottinnerlichkeit hat schon Tacitus vor zweitausend Jahren unseren Vätern nachgerühmt: der stolze, hochgebildete Römer den angeblich so tiefstehenden „Barbaren". Unsere Vorfahren hielt dieser Mann seinen Römern als Muster vor! Das ist der Kern des deutschen Wesens! Und der Mensch ist in eine Ewigkeit gespannt, er steht zwischen Vergangenheit und Zukunft. Klarer Weltwille ist es, daß er die Reihe fortsetze. Darum ist das Familienleben heilig. Die Ehe war die „Rauhwurzel" der Germanen, und die deutsche Frau war allezeit die Priesterin am Herde. Hohe Achtung vor der Frau und der Frauentugend lebte durch Jahrtausende in der deutschen Art. Wir wissen, daß es bei anderen Völkern nicht allerwegen so war, und sie sind untergegangen. Aus der Familie entspringt der Nachwuchs. Er verleiht dem Menschen erst die rechte Wertigkeit, denn damit ist der Mensch erst an die Zukunft angeschlossen, und seine Anteilnahme an der Gestaltung der Zukunft ist persönlich geworden. Diese Zukunft wieder braucht ganze Menschen, wenn sie ihre Aufgabe verbringen soll. In unseren Kindern und Enkeln will das Volk weiterleben! So muß der Nachwuchs tüchtig sein. Rasserein vor allen Dingen! Sonst hat er unstete Instinkte und ist seiner selbst nicht Herr, wird von widerstrebenden Eigenschaften in seinem Blute hin- und hergezerrt. Darum darf kein fremdes Reis an den Familienbaum gelangen und kein Mischlingsblut entstehen! Wer je gegen diese ewige Wahrheit, die unseren germanischen Vorfahren hochheilig gewesen ist, gesündigt hat, der mußte es erkennen, daß sein Tun ein Frevel war gegenüber seinen Ahnen und an seinen Kindern, oft Jahrhunderte durch bis in eine ferne Zukunft hinein. Gerade auch die schon eingetretene Mischung von Volksarten, die nicht zusammen taugen, hat unseren inneren Wert und unsere Sicherheit so stark erschüttert, daß man heute kaum noch weiß, ob eigentlich die aufbauenden oder die zerstörenden Kräfte im deutschen Volkskörper überwiegen. Das Beste, was der Deutsche in die Zukunft hineinvererben kann, ist sein unvermischtes deutsches Blut; das müssen alle deutschen Jünglinge und Jungfrauen lernen, damit es künftigen Geschlechtern wieder zur Selbstverständlichkeit wird!

Also: rassische Wehrhaftigkeit.

Es genügt jedoch nicht, Nachwuchs zu haben, sondern er muß auch gesund heranwachsen und gut — im Hinblick auf das Ganze — erzogen sein. Auch deshalb sind die Familie und das schlichte, bescheidene Familienleben so ungeheuer wichtig. Der Nachwuchs muß nicht allein geistig und seelisch frisch sein, sondern auch körperlich kernhaft, fest und gewandt. Gerade in der neuesten Zeit machen sich in bezug auf die Erziehung Bestrebungen geltend, die auf Verweichlichung abzielen und dem Kinde am liebsten jede ernste Anforderung fern halten möchten. Davor ist das Deutschtum zu warnen! In harter, straffer Zucht wuchsen unsere Alten auf und wurden ganze Männer und tüchtige Frauen, die dem Leben nicht erlagen, auch wenn das Schicksal einmal bittere Leiden brachte. Das Schicksal haben wir hier in diesem Sinne nicht in der Hand, daß wir bestimmen könnten, es dürfe dem Menschen zeit seines Lebens nur Freude bereiten. Wer weichlich erzogen ist, wird später leicht erliegen. Im Sturme wird die Eiche fest und wetterhart. Da ist keiner Ungerechtigkeit oder zwecklosen Härte gegenüber dem Kinde das Wort geredet. Aber auch nicht dem Päppeln und Schonen, das heute mehr und mehr einreißt. Also die Wehrhaftigkeit erfordert auch eine erzieherische Vorbereitung, und in bezug auf diese ist gar noch mancherlei zu sagen, woran selten genug gedacht wird. Auch der Unterricht nämlich hat im Dienste dieser erzieherischen Vorbereitung zur Wehrhaftigkeit zu stehen. Er muß darauf abzielen, alle in der deutschen Art wurzelnden Kräfte des Kindes zu wecken und zur Höhe zu entwickeln, die eben die

naturgegebene Grenze für das betreffende Wesen bedeutet. Kenntnisse sind wertvoll, aber wertvoller ist die ausgebildete Fähigkeit, sich Kenntnisse anzueignen. Nur zu häufig wird heute die Herausbildung der letzteren Fähigkeit auf Kosten der Wissensvermittelung versäumt. Da ist zu bessern, und wir wollen bessern, wo eben zu bessern ist. Wir leben nicht der Auffassung, daß der heutige Staat etwa ein unantastbares Ideal bedeute. Aber wir wollen bauen, nicht zerstören, und was wir an ihm bessern wollen, soll seine Stärke und Sicherheit und seinen innern Wert vermehren!

Und nun erst käme der Punkt, in dem man für gewöhnlich alle Wehrhaftigkeit beschlossen meint: die militärische Wehrhaftigkeit. Heerestauglichkeit ist eine der Fragen, die über den Wert eines Menschen mitentscheidet, und ein Volk, das nicht militärtüchtigen und militärfreudigen Nachwuchs hat, befindet sich in seiner Entwicklung sehr auf dem absteigenden Aste. In der militärischen Tat erweist sich die Abwehrfähigkeit eines Volkes, welche die Folge des inneren Gesundheitszustandes und dessen Barometer ist. Die Gegner des „Militarismus" und der entschlossenen vaterländischen Verteidigung sind darum mit gutem Grunde darauf bedacht, eben diese geistige, sittliche und körperliche Gesundheit des Volkes zu untergraben, und wo ein Volk diese Vernichtungsarbeit dauernd ruhig geschehen läßt, da sieht es sich eines schönen Tages am Abgrunde stehen und erschrickt. Dann hilft aber meist keine militärische Anstrengung mehr; denn es fehlt der Nachwuchs oder dieser ist nicht mehr waffendienstfähig und es fehlt ihm der vaterländische Sinn. Hat in solchem Falle ein Volk den mannhaften Willen zur Selbstbewahrung, so wird es alle Kräfte anspannen, um sich wieder zu erheben; aber in der Regel erweisen sich die angewendeten Mittel als nutzlos und das Verderben geht seinen Gang. Das alte Rom erließ schließlich auch, als es sich auf dem Endpfade sah, Speise- und Luxusgesetze, um das Volk für eine natürliche Lebensweise zu gewinnen; es rottete den Bachuskult aus, den man als die Ursache der allgemeinen Unsittlichkeit ansah; man begünstigte die kinderreichen Familien mit allen Mitteln, die sich boten; aber es half alles nichts mehr. Endlich zog man Germanen in das entkräftete Land, damit die Grenzen gegen die Feinde gewahrt werden konnten, und eben diese Germanen wurden als die Gesunden, als die Wehrleute, zu Herren des alten Rom, bis das Weltreich dem Ansturm späterer, vom Norden kommender germanischer Kriegerscharen völlig zum Opfer fiel. Mit dem großen Römervolke und seiner in unseren Schulen so viel gepriesenen Kultur war es zu Ende.

Und erleben wir nicht heute bei einem unserer kriegslüsternen Nachbarvölker eine gleiche Entwicklung? Es hatte nicht darauf acht, daß es seine von Hause aus sehr wertvolle Art sorglich wahrte. Fremde Einflüsse machten sich geltend und zermürbten den alten germanischen und römischen Adel im Land, bis er schließlich in der großen Revolution ausgerottet ward. Nun siegte der Volksmischmasch und bestimmte seine eigenen Geschicke. Alle innere Zersetzung durfte sich ungestört breit machen. Als wir diesem Volke in den Jahren 1870 und 1871 mit den Waffen gegenüberstanden, war seine Zahl so groß wie die unsere — rund 40 Millionen Volks war auf beiden Seiten. Heute haben wir 65 Millionen Seelen, und unser einstiger Gegner hat deren 38 Millionen. —

Das Problem der Wehrhaftigkeit hat zu allen anderen Seiten auch noch eine wirtschaftliche. — Die fortschreitende Industrialisierung zwingt immer mehr Menschen in ihren Bann, und sie ist der Volksgesundheit bei weitem nicht in dem Maße günstig wie die landwirtschaftliche und die kleingewerbliche, freie Betätigung. Der Mann, der zeit seines Lebens jahraus jahrein an der gleichen Maschine die gleiche Schraube macht, wie kann er Freude an seiner Arbeit haben? Er hat ja fast nicht einmal die Möglichkeit, die Arbeit besser oder schlechter zu machen; er sieht kaum das Ganze, weil er nur einen Teil macht. Jeder schlichte Handwerker kann sich seiner ganzen Arbeit freuen; er bessert daran und versucht, stets auf besondere Bedürfnisse und Vorteile zu achten. Er erfährt, wie sich seine Arbeit bewährt; er wird darum geschätzt. So ist, während er arbeitet, Freude und Anteilnahme in seiner Brust. Der

Landmann klügelt emsig, wie er die Fruchtfolge auf seinen Feldern gestaltet; er versucht immer wieder Neues und freut sich, wenn ihm das Feld die Arbeit dankt. Da lernt er, indem er schafft, und ist voll innerer Teilnahme an seiner Hände Werk. Alles das kommt beim Industrie-Arbeiter in Fortfall; darum läßt ihn seine Arbeit kalt und leer und die Unzufriedenheit schleicht in seine Seele. Eilt er aus den Arbeitsräumen, so sucht er sich nur allzu leicht durch äußere Genüsse schadlos zu halten, und in der Familie kehren Unfrieden und Not ein. Das alles zehrt an der Kraft und am Werte des Menschen, des alten und des jungen. So entsteht der Raubbau an der Kraft. Man denkt gemeinhin viel zu wenig an diese Dinge, weil man in der Industrialisierung einen großen Kulturfortschritt zu sehen gewohnt ist. Aber ein Beispiel mag die Wirksamkeit dieser Faktoren erklären. Nördlich von Berlin schuf sich vor Jahren eine Gruppe sozialistischer, beinahe anarchistisch gesinnter Industrie - Arbeiter eine Landkolonie auf der Grundlage der Eigenwirtschaft auf gemeinschaftlich erworbenem und besessenem Boden. Heute sind diese Leute gut national geworden und beschäftigen sich in ihren Erholungsstunden gemeinschaftlich mit den bedeutendsten Fragen der völkischen Kultur und Wirtschaft. Selbst in der Umgegend dort kann die Sozialdemokratie nicht aufkommen, weil das Beispiel jener Leute die Werbekraft der Hetzer lähmt. Unter gesunden Verhältnissen, unter denen die Freude an der eignen Arbeit einzieht und der Mensch den Segen des Fleißes in redlicher Müdigkeit gewahr wird, ist für Staatsfeindlichkeit und Umsturz kein Boden, und blühende Kinder wachsen heran, an denen jeder Freund seines Volkes seine Freude haben mag.

Aber nicht allein in diesem Sinne hat die Wehrhaftigkeit ihre wirtschaftliche Seite. Man bedenke die Bodenknappheit und Bodenverteuerung in den Industrie-Orten, die durch die Bodenspekulation noch verstärkt wird! Nicht selten muß eine Arbeiterfamilie den vierten oder gar den dritten Teil ihres Einkommens für die Wohnung aufwenden, und wie ist dann die Wohnung beschaffen, die sie hat! Eng und klein, ohne einen freien Ausblick in die Natur, ohne ein Gärtchen! Ueber einander wohnen die Leute alle; regt sich im oberen Stockwerk ein Kind (und gesunde Kinder können sich nicht immer ruhig verhalten), so jammern die darunter wohnenden Leute über den Lärm und beschweren sich beim Hausinhaber. Die Straße vor dem Hause ist für Kinder voll Gefahren infolge des starken Verkehrs. Wo sollen sie ihren Lebensdrang betätigen? Darum ist es auch eine ziemlich allgemeine städtische Sitte geworden: die Hausbesitzer wollen nur Mieter ohne Kinder haben. Eine Familie mit mehreren Kindern kann tagelang oder noch länger von Straße zu Straße pilgern, bis sie zu erhöhtem Preise eine Wohnung bekommt! Sollen da die Leute zu einer anderen Auffassung kommen, als daß Kinder eine Strafe sind? Und der Junggeselle zieht oft genug schon selber die Folgerung daraus und vermeidet die Heirat.

Vermeidet er sie nicht, so ehelicht er in den meisten Fällen eine Fabrikarbeiterin, die ebenfalls Tag für Tag an ihrer Maschine steht oder stand und all' die innere Unzufriedenheit mit sich schleppt, die schon dem Manne eigen. Woher soll den Leuten die Sonne kommen ins Haus? In vielen Fällen muß die Frau auch in der Ehe noch ihre Arbeit fortsetzen, damit das Notwendige erworben wird. Da kann man natürlich keine Kinder brauchen; denn um sie während der Arbeitszeit der Eltern in den Kindergarten oder dergleichen zu bringen, hat man kein Geld. Zu Hause aber kann man sie allein nicht lassen, ohne daß man in steter Angst um sie leben müßte. Der Breslauer Universitätsprofessor und Volkswirtschaftler Julius Wolf hat unlängst festgestellt, daß die Vermeidung des Kindersegens gerade in sozialistischen Gegenden und Bezirken am größten sei. Ja, das ist aber kein Wunder nach dem vorstehend Gesagten! Hier sitzen mit die schwerwiegendsten Fragen unserer völkischen Zukunft, die mit bloßer politischer Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie niemals gelöst werden können. Vielfach hat man ja Ansätze gemacht, um die Verhältnisse in etwas dem Leben günstiger zu gestalten; aber man ist selten bis auf den Grund der Erscheinungen gedrungen, und selbst die vorhandenen Erkenntnisse haben noch nicht allenthalben Früchte gezeitigt. An späterer Stelle

dieses Buches wird verzeichnet werden, was etwa bisher in dieser Richtung geschehen ist.

Indes ist damit die wirtschaftliche Seite der Wehrhaftigkeit noch keineswegs erschöpft. Der östreichische General Montecuculi sagte bekanntlich: „Zum Kriegführen gehört Geld und abermals Geld und nochmals Geld." Der Krieg ist aber die Probe auf die Wehrhaftigkeit eines Volkes, und wenn ein Staat nicht auch finanziell kriegsbereit ist, so nützt ihm im praktischen Falle die ganze übrige Wehrhaftigkeit nicht viel. Nach dieser Seite hin ist also ein Staat nur dann wehrhaft zu nennen, wenn er in jedem Augenblick der Mittel sicher ist zur Kriegführung. Und da ist unsere Wehrfähigkeit vielleicht schwächer als an jedem anderen Punkte. Wohl liegt ein Kriegsschatz von 120 Millionen Mark ungemünzt im wohlverwahrten Juliusturm, aber selbstverständlich reicht diese Summe im Falle einer Mobilmachung kaum eine Woche. Was dann? Es muß alles notwendige Geld mittels Anleihen aufgebracht werden. Da sieht sich der Staat auf die Bank- und Börsenwelt angewiesen, die das Ganze vorstreckt und dann die Schuldverschreibungen in das Volk bringt. Wenn nun aber die Bank- und Börsenwelt nicht will? Was dann? Wir wissen, wie es im Jahre 1870 ging; die deutsche Bankwelt verschmähte die deutschen Kriegsanleihen **und zeichnete eifrig für die Kriegsanleihe der Franzosen;** erst nach den gewaltigen deutschen Siegen im Anfange des Krieges wurde es anders. Denn dem privaten, durch die Großbanken und die Börsen geführten und vertretenen Großkapital wohnen völkische Bedenken und Instinkte nicht inne, wenigstens nicht d e u t s ch - völkische. Es sucht lediglich seinen Vorteil und wird sich immer dahin werfen, wo es diesen vermutet. Außerdem aber ist allbekannt, daß Großbanken und Börse die Domänen von Leuten undeutscher Herkunft sind, die unter sich eine besondere Rasse mit besonderen Rassezielen darstellen und in eine mächtige weltumspannende Rassenorganisation eingegliedert sind. Da kann es sich wohl ereignen, daß die Bankokratie und die Börse uns im Falle eines Konflikts mit anderen Völkern oder Staaten im Stiche lassen und z. B. einfach erklären, es wären keine Mittel verfügbar, der Geldmarkt sei zu angespannt oder dergleichen. Was dann? Nach ziemlich zuverlässigen Verlautbarungen — denn sie stammen aus den Reihen der beteiligten Bankokratie selbst — soll es im Jahre 1911, als eine Verständigung zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich in bezug auf die Marokkofrage zu scheitern drohte, so gestanden haben. Inwieweit dadurch das Verhalten der deutschen Diplomatie berührt wurde, kann selbstverständlich nicht ohne weiteres gesagt werden. Aber die völlige Abhängigkeit unseres Staatstums von den Mächten des internationalen Kapitalismus, der immer nur seine eigenen Ziele kennt, liegt so klar zutage, daß eben von einer finanziellen Kriegsbereitschaft nicht die Rede sein kann.

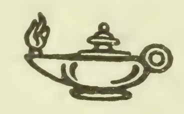
Daß sie wiedergeschaffen werden muß, ist wohl jedem ohne weiteres verständlich, der die Bedeutung dieser Frage zu überblicken vermag. Trotzdem ringen sich weder im Reichstag noch in der Presse Stimmen durch, die diese Forderung stellen, und auch darüber wird sich nicht wundern, wer unsere politischen Verhältnisse und ihre untergründigen Zusammenhänge versteht. Leider ist das nur bei einem sehr geringen Teile auch unserer Gebildeten der Fall. Oestreich hat sich durch seine Postsparkasse ein bedeutendes Instrument geschaffen, das seine Kriegsbereitschaft wenigstens für eine gewisse Zeit sicher stellen kann. Das Deutsche Reich hat noch nichts nach solcher Richtung unternommen, obwohl es sein bedeutendes Sparkassennetz hat, das wohl für diese Aufgabe mit herangezogen werden könnte. Angebracht wäre auch ein Gesetz, das im Mobilmachungsfalle die Banken einfach zwingt, sich in den Dienst des Reichs zu stellen, wie man auch das Recht vorbehalten hat, die Schiffe unserer begünstigten Schiffahrtslinien im Kriegsfalle als Hilfskreuzer in Dienst zu nehmen. Ist etwa die Bankokratie nicht sehr beträchtlich begünstigt, wahren wir nicht unter Einsatz von Gut und Blut den Nutzen des internationalen Kapitals, soweit deutsche Staatsangehörige als Vertreter erscheinen, in aller Welt? Jedenfalls sei die allgemeine Aufmerksamkeit dringend auf die Sicherstellung der finanziellen Kriegsbereitschaft hingewiesen.

So hätten wir das Wichtigste zur Idee der nationalen Wehrhaftmachung angeführt nach der

geistigen, sittlichen, militärischen und wirtschaftlichen Seite hin, und es wird daraus ersichtlich geworden sein, daß zur Wehrhaftigkeit weit mehr gehört, als etwa ein Heer gut ausgebildeter Soldaten. Die Wehrhaftigkeit ist nicht die Einrichtung eines Volkes zu bestimmtem Zwecke, sondern sie ist überhaupt der Gesundheitsstand eines Volkes nach allen Blickrichtungen. Wer das erkannt hat, weiß auch, daß auf gar vielen Wegen gegen unsere Wehrhaftigkeit gearbeitet wird, die man sonst kaum in solchen Zusammenhängen zu betrachten gewohnt ist, und daß auch viele völkisch aufbauende Bewegungen, die zum Teil mit militärischen Interessen unmittelbar ganz und garnichts miteinander zu tun haben, doch unter dem Gesichtspunkte der nationalen Wehrhaftmachung anzusehen und zu fördern sind. Deshalb beschränkt sich dieses Buch nicht auf militärische und maritime Angelegenheiten, so sehr diese auch mit im Vordergrunde stehen müssen, sondern es greift darüber hinaus, um möglichst alles zu fassen, was überhaupt der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes und Staates zu dienen sucht, und um all diesen Einzelbestrebungen einen Platz im Rahmen der gesamten Idee der Wehrhaftmachung zuzuerkennen.

Anmerkung: Das Buch enthält 18 hochinteressante Kapitel und wer noch an der alten Heimat hängt, wird hier eine Fundgrube der nationalen Erbauung und vielseitige Anregung zur Mitwirkung an der „Wehrhaftmachung des gesamten Deutschtums der Erde" finden. — Ich möchte jedem nationalitätsbewußten deutschen Manne die Lektüre dieses Buches herzlichst empfehlen. Der Anschaffungspreis ist ja ein so geringer.

Fred. R. Minuth.





Nemesis.

Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies an der Universität Kiel.

So wenig wir mit den Balkanvölkern sympathisieren mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in der Vertreibung der Türken aus Europa eine Art Nemesis sich erfüllen wird. Als Eroberer sind sie eingedrungen, ihr Joch haben sie den Slaven auferlegt, dem heiligen römischen Reich wurden sie durch Jahrhunderte zur Plage und Gefahr. Endlich scheint sich nun ihr Los zu erfüllen. Uralte Unbill wird endlich vergolten.

Der Glaube, daß das Unrecht keinen Bestand habe, daß die Gerechtigkeit schließlich triumphiere, wird oft in Verbindung mit religiösem Glauben angetroffen, wohnt aber auch unabhängig von diesem in der Seele des Volkes. Die Schuld muß gelöst, der Frevel muß vergolten werden, das gestörte Gleichgewicht sich wieder herstellen. Der Glaube ist auch Forderung — Forderung der Vernunft und eines in ihr beruhenden Gefühls des Rechtsgefühls und des Sinnes für Gerechtigkeit. Und so stellt sich das Recht allen Tatsachen trotzig entgegen, auch denen, die sich selber mit dem Scheine und der Kraft des Rechts umgeben.

Freilich, es gibt verjährtes Unrecht. Verjähren ist vergessen werden. „Gras ist darüber gewachsen" — die Toten schweigen stille. Sei im Besitze und du bist im Recht. Die Klage ist ebenso alt als der Glaube an die Heiligkeit des Rechts, daß allzuoft das Unrecht siege, und daß die Menschen vor dem Erfolge, ob er verdient sei oder an Niedertracht sich knüpfe, auf den Knieen liegen. Ja, was schlimmer ist als dies: was in einem höheren moralischen Sinne Recht ist, kann von den Gerichten mit Recht für Unrecht erklärt werden; und umgekehrt: offenes und unzweifelhaftes sittliches Unrecht hat das formale Recht auf seiner Seite und wird durch den Buchstaben des Gesetzes unanfechtbar gemacht. Wie oft wird im Namen des Gesetzes schwer Unrecht getan!

Eine neue Rechtsschule möchte den Richter von den Banden befreien, die ihm das Gesetz auflegt, die verlangt, daß der Richter nach seiner freien Ueberzeugung von dem, was im höheren Sinne Rechtens sei, Recht sprechen solle. Innerhalb gewisser Grenzen ist das immer möglich — zumal dem Richter höchster Instanz — durch die freie Auslegung des Gesetzes, aber er bleibt in seinem Gewissen gebunden durch die Pflicht, die Meinung des Gesetzgebers zu ermitteln und sich nach dieser zu richten. Auch würde die Lösung von dieser Pflicht neues Unheil bringen; die Befürworter der freien Justiz wollen die sittliche Gerechtigkeit durch sie fördern — der wirkliche Erfolg würde eher eine Entfesselung der Klassenjustiz sein.

* * *

Der Gedanke der Nemesis hat sich in unserem Bewußtsein anders gestaltet, als ihn die Griechen gedacht hatten. Für sie war Nemesis jenes ursprüngliche Recht, daß sich auf die ältesten und heiligsten Beziehungen zwischen Menschen stützt und ihnen, wenn auch durch Rache und neue Schuld, zu ihrer Geltung verhilft. Für uns ist Nemesis, was weder durch Richterspruch noch durch vollzogene Strafe, was überhaupt in der Regel ohne Bewußtsein seiner Träger in den großen Wendungen des Geschickes sich vollzieht — der erhabenen Notwendigkeit des Ausgleiches gemäß, die im Menschenleben wie in Natur, wenn auch in jener schwerer erkennbar, ewig waltet. Der Notwendigkeit ist es gleichgültig, ob sie als Gerechtigkeit und Vergeltung von den Menschen erkannt und verehrt werde; aber sie läßt auch nicht mit sich handeln und sie kennt keine Verjährung. — Der Uebermut der Großen und Mächtigen, die Rechtsbeugung, die Schikane, die sich nicht scheut, im Namen einer erlogenen Gerechtigkeit den Armen um sein letztes Stück Brot zu betrügen, die Dreistigkeit und Anmaßung, womit bezahlte Diener des Unrechts in friedliches und rechtschaffenes Leben hineingreifen — sie sind es, die die Nemesis herausfordern und ein „Strafgericht des Himmels" auf ihre Häupter beschwören. Man hat es erlebt, und die Geschichte ist nicht arm an Exempeln, daß solche Unbill, zumal im staatlichen Leben, auf furchtbare, menschlich = übermenschliche Weise „sich gerächt" hat. Man steht dann vor dem großen

gewaltigen Schicksal, das die Menschen erhebt, indem es sie zermalmt.... man sieht es auch, wenn man es ahnend erblickt; man sieht es, stumm, und doch möchte man reden — reden, um zu warnen, um das Unheil zu verhüten. Aber wenn man redet, so weiß man, daß man nicht gehört wird; eher wird man verlacht, noch lieber verklagt und verdammt — „gekreuzigt und verbrannt"....

Wenn auch heute diese Ausdrücke nur allegorisch gelten, so ist doch das sachliche Verhältnis das gleiche. Einem Könige von Preußen wurde von einem Bürger zugerufen, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Wie so oft geschieht, schob dieser Ausspruch auf das Wollen, was vielmehr am Können liegt. Es gibt viele Wahrheiten, die so wenig durch den Dunst und Qualm der Höfe, durch die Wolken der Ministerien und Kamarillen hindurchzudringen vermögen, wie die Sonnenstrahlen durch den Novembernebel. Und fürwahr: es sind nicht nur die Monarchen, die oft durch viele Künste in einem Zustande erhalten werden, den man milde als einen Zustand mangelnder Aufklärung bezeichnen mag. Mehr oder weniger sind alle herrschenden Personen, ist insbesondere die im sozialen Leben führende Klasse in der gleichen Lage. Wichtige und wesentliche Wahrheiten wollen sie nicht, können sie nicht erkennen. Eine tiefere Einsicht in die sozialen Probleme, d. h. vor allem die Psychologie des Volkes, wird man auch von den tüchtigsten, etwa gar human gerichteten Unternehmern und Fabrikdirektoren nicht erwarten dürfen. Eher könnte man verlangen, daß wenigstens die auserlesenen Personen dieser Klasse, die in den Regierungen ihre Plätze — oft wie kraft eines Erbrechtes — einnehmen, eine philosophische allgemeine, aber auch eine soziologische besondere Bildung besäßen, die sie über die groben Vorurteile, die gehässigen Meinungen und die konventionellen Heuchelpflichten hinaushöbe, wie sie in der Gesellschaft aus guten Gründen gepflegt und gewahrt, ja sozusagen heilig gesprochen werden. Und es gibt wirklich einzelne Persönlichkeiten dieses Geistes, dieser Art, innerhalb der maßgebenden Kreise. Sie fühlen sich einsam und gehemmt in ihrer Umgebung. Sie wirken zuweilen Großes und Edles trotz dieser Hemmungen. Und sie wissen am besten, wie es im allgemeinen unter ihren Gefährten aussieht, was d i e s e Art der Bildung, der Einsicht und des guten Willens betrifft. Sie sehen auch wohl die Nemesis, die wie der Geist im Hamlet, von wenigen gesehen, über die Bühne schreitet.

„Die französische Revolution," sagt Tocqueville, „wird denen immer dunkel und unbegreiflich sein, die nur sie allein erblicken wollen; man muß in den Zeiten, die ihr vorangingen, das winzige Licht suchen, das sie beleuchten kann. Ohne eine klare deutliche Einsicht in die alte Gesellschaft, in deren Gesetze, Gebrechen, Vorurteile, in deren Glanz und Elend, wird man es nie verstehen, was die Franzosen ... seit Auflösung jener alten Gesellschaft vollbracht haben...." Aber aus der Geschichte kann man bekanntlich vor allem lernen, daß die Menschen immer wenig oder nichts aus ihr gelernt haben.



Unterhaltender Teil.

Die Ziegenbock-Batterie und ihr berühmter Ziegenbock.*)



Bei meiner neuen Batterie, der fünften vierpfündigen Garde-Batterie, traf ich es sehr gut. Der Hauptmann v. Eltester war ein liebenswürdiger, lebhafter und militärisch sehr tüchtiger Mann; ebenso der Leutnant Braumüller und der Fähnrich Heintze, der bald im Felde Offizier wurde. Die beiden letzteren sind hohe und bekannte Offiziere geworden (Braumüller lebt als General-Leutnant z. D. in Wiesbaden; Heintze, der längere Zeit Flügel-adjutant des Kaisers war, als Generalmajor z. D. Heintze v. Krenski in Charlottenburg), während der Hauptmann leider früh gestorben ist. Eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit war auch der Roßarzt. Er war der Sohn des Direktors der Berliner tierärztlichen Hochschule, Geh. Medizinalrates Dr. Hertwig. Er hatte bereits den schleswig-holsteinschen Krieg mitgemacht, besaß reichlich Kriegserfahrung und nahm sich meiner wohlwollend an, der ich unschuldig wie ein Kind, wie ich ging und stand, ohne jegliche Vorbereitungen in den Krieg gezogen war. Auch mit dem Hauptmann wußte er sich gut zu stellen, trotzdem auch dieser homöopathische Neigungen hatte, zwar nicht bei den Menschen, aber doch bei den Pferden. Er hat später in Berlin eine bevorzugte Stellung gehabt, ist aber leider schon vor Jahren gestorben. Uns alle verband während des Feldzuges nicht nur treue Kameradschaft, sondern auch wahre Freundschaft, die auch noch nach dem Feldzuge von Bestand blieb. Auch die Unteroffiziere und die Mannschaften waren angenehme Leute. Der Feldwebel Roeber, der trotz aller Milde doch strenge Ordnung zu halten wußte, ist später viele Jahre angesehener Berliner Magistratsbeamter gewesen und hat sich erst vor wenigen Jahren unter großen Ehrungen zurückgezogen. Außer einer Reihe tüchtiger Einjähriger aus Pommern, eines originellen Hünen aus Ostpreußen, waren auch in den Mannschaften außergewöhnliche Talente, die im Quartier und auf dem Marsche uns alle bei guter Laune zu erhalten wußten.

Unser erster Marsch ging durch die Provinz Brandenburg bis Sorau. Ich ordnete in den Dörfern die Herbeischaffung von Trinkwasser an und ließ die erschöpften Soldaten trinken, um dem leicht zu Hitzschlag führenden starken Wasserverlust des Körpers vorzubeugen. Militärischerseits war damals aber das Wassertrinken auf dem Marsche noch verboten. Ich konnte meinen Hauptmann zu meiner Ansicht bekehren.

Eine ganz besondere Zutat der Batterie war ein außergewöhnlich großer und prächtig gebauter Ziegenbock. Kavallerie und Artillerie halten sich häufig einen Ziegenbock, weil der Aberglaube herrscht, derselbe zöge die Krankheiten der Pferde an sich. Wegen seiner Originalität hatte man beschlossen, ihn mit ins Feld zu nehmen. Er ist der Gegenstand und der Urheber von unglaublich komischen Szenen geworden. Wenn ich ihn mir auf dem Bilde, das nach dem Feldzuge von der Batterie angefertigt wurde, ansehe, so steigt eine Reihe drolliger Vorgänge in meiner Erinnerung auf, welche die trübste Stimmung in heitere Laune zu verwandeln imstande ist.

Als der Marsch nach Schlesien begann, marschierte unser Ziegenbock mit der Batterie, aber nur an der Spitze derselben. Erst kam der Ziegenbock, dann die drei Trompeter, hinter diesen der Hauptmann, dann die Kanonen mit den Zugführern, zum Schluß Feldwebel, Roßarzt

*) Wir entnehmen dieses dem interessanten Werke „Ernstes und Heiteres aus großer Zeit", Kriegserinnerungen von 1866 u. 1870—1871, von Dr. Konrad Küster. Zu beziehen von H. Küster, Berlin S. W., Yorkstraße 89. Geheftet $0.75, gebunden $1.00 bei freier Zusendung.

und ich. Der Ziegenbock zeigte stets eine selbstbewußte Haltung und Miene, als wenn er das Ganze befehligte. So lange wir allein marschierten, ging alles recht gut. Als wir aber später im Brigade = Verbande uns vorwärts bewegten, wollte der Ziegenbock keine Truppen vor sich dulden; er lief regelmäßig nach vorne, um wieder an der Spitze die Führung zu übernehmen. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als ihn auf einen Gepäckwagen zu nehmen und ihn dort zu befestigen. Sobald wir in unser Quartier einrückten, wurde er sich selbst überlassen. Er suchte sich mit großem Geschick seine Lagerstatt und ebenso sein Futter. Lieblingsspeise waren ihm Zigarren. Er drang mit der größten Unverschämtheit in offenstehende Zimmer und suchte nach Zigarrenkisten, deren Inhalt er sofort vertilgte. Als ihn hierbei ein Bäuerlein überraschte und ihn verjagen wollte, ging der Bock mit seinen großen Hörnern auf ihn los, jagte ihn in die Flucht, und als das Bäuerlein durchs Fenster flüchtete, beförderte er den Rückzug durch einen kräftigen Stoß auf den Hinterteil. Selbstverständlich blieben Beschwerden über ihn nicht aus. Aber was tun? Kriegsgerichtlich konnte er nicht belangt werden.

Er war ein sehr selbständiges Wesen mit zähem Eigenwillen und klarem Verstande für die Sachlage. Er ging stets seine eigenen Wege, kein Mensch kümmerte sich um ihn. Wenn Appell der Mannschaften abgehalten wurde, erschien mit würdigen Schritten auch der Ziegenbock, umkreiste die Mannschaft und wehe, wenn ein Zivilist zu nahe zu kommen wagte. Er ging mit gesenkten Hörnern sofort auf ihn los und hielt ihn in angemessener Entfernung. Wegen dieser und anderer löblicher Eigenschaften wurde seinen Schandtaten gegenüber ein Auge zugedrückt, ja er wurde sogar von den Mannschaften in einer feierlichen Handlung zum Vizezahlmeister-Aspiranten ernannt und ihm ein Halsband mit Sergeantenknöpfen verliehen, daß er mit großem Stolze trug.

Neugierig waren wir, wie er in der Schlacht sich benehmen würde. Unsere Erwartungen wurden noch übertroffen. Es war im Gefecht bei Königinhof. Der Ziegenbock stand hoch aufgerichtet auf einem Protzkasten und hatte eine Haltung, als wenn er das Ganze kommandierte. Kugeln und einschlagende Granaten störten ihn auch nicht einen Augenblick in seiner Herrscherhaltung. Dies Verhalten von Königinhof hat ihn in die östreichischen Zeitungen gebracht und zum Tagesgespräch in Oestreich und außerhalb Oestreichs gemacht. Oestreichische Gefangene wurden in einem ganz naheliegenden Gehölz gesammelt. Hier sahen dieselben den Ziegenbock auf dem Protzkasten und schauten voll Verwunderung und Staunen zu ihm hin. Einer von diesen hat dies nach Hause berichtet und geschrieben: Er wundere sich garnicht mehr, daß die Preußen überall siegten, sie ständen ja unter dem Befehl des Teufels; er habe selbst denselben in Gestalt eines Ziegenbocks gesehen. Dies Schreiben wurde von einer Zeitung abgedruckt und von einer Reihe anderer dann übernommen. So wurde unser Ziegenbock eine geschichtliche Persönlichkeit.

Aber auch er sollte ohne Unbill und Schädigung nicht davonkommen, wenn auch nicht in der Schlacht. Wegen seiner vielfachen Untaten mußte er im Quartier schließlich doch eingesperrt werden. Wir waren bereits auf dem gemächlichen Rückmarsch von Wien her, als zu unserem Schrecken bemerkt wurde, daß unser Ziegenbock fehlte. Er war von seiner Einsperrung nicht befreit worden, keiner hatte sich um ihn bekümmert; man war eben zu sehr daran gewöhnt, daß er von selbst sich einfand. Es blieb nichts anderes übrig, als ein Kommando zurückzuschicken, um ihn wieder zur Truppe zu bringen, von der er dann auch mit lautem Hurrah empfangen wurde.

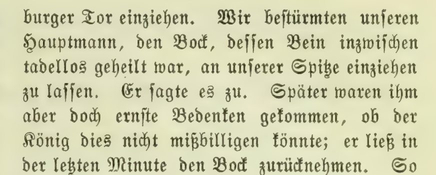
Uebler bekam ihm ein anderer Vorfall. Er war wieder auf einen Wagen gepackt worden. In seinem Selbständigkeitsdrange hatte er sich befreit und war vom hohen Wagen gesprungen, leider nicht geschickt genug; er brach dabei ein Bein. Die Trauer war groß. Tierarzt Hertwig und ich legten ihm aber kunstgerecht einen Gipsverband an. Er war dadurch mehr auf den Wagen angewiesen, auf dem er sich dann auch im Bewußtsein seiner Verwundung ruhig verhielt. Seine Würde verlor er auch dabei nicht. Als wir auf unserem Rückmarsch in die Provinz

Sachsen gekommen waren, begann man in den Dörfern uns feierlich zu empfangen. Ein Schulmeisterlein erschien mit seinen Schulkindern; festlich wurden wir angesungen. Als nach einer Rede des Lehrers uns Lorbeerkränze überreicht werden sollten, entdeckten die Kinder mit einem Male den auf dem Wagen thronenden Ziegenbock.

„Süh, kiek, den Ziegenbock!"

Alle Aufmerksamkeit der Kinder wandte sich nunmehr von uns dem Ziegenbock zu, und eine Reihe Lorbeerkränze, die uns zugedacht waren, wurden ihm um den Hals gehängt. Er fraß sie voll Würde auf!

Nun waren wir bis Berlin gekommen. Die Batterie sollte feierlichst durch das Brandenburger Tor einziehen. Wir bestürmten unseren Hauptmann, den Bock, dessen Bein inzwischen tadellos geheilt war, an unserer Spitze einziehen zu lassen. Er sagte es zu. Später waren ihm aber doch ernste Bedenken gekommen, ob der König dies nicht mißbilligen könnte; er ließ in der letzten Minute den Bock zurücknehmen. So kamen die Berliner um ein jedenfalls eigenartiges und kostbares Einzugsbild.



Der Ziegenbock hat noch Jahre bei der Batterie gelebt. Er fiel seiner Leidenschaft für Zigarren und für reichlich viel Bier zum Opfer. Nach reichlichem Genuß von beiden fiel er plötzlich infolge eins Schlaganfalls tot zu Boden.



Ein spätes Glück.

Der Falter will die matten Schwingen regen,
Sich wiegen in der Abenröte Gluten,
Die auf den Bergen liegt, um zu verbluten;
Und sterben in des Glückes vollstem Segen.

Und will sie Dir in müde Hände legen,
Ein spätes Glück; auf letzte Lebensstufen
Dir Blumen streu'n mit Hosiannarufen.

Die laue Welt und die Begeistrungsträgen —
O schilt sie nicht, weil sie so spät erkannten
Den Götterfunken, den aus heil'gen Fernen
In ihre Nacht Du still hineingetragen.

Und ob sie auch nach falschen Götzen rannten,
Lass' ab vom Hasse, daß sie von Dir lernen:
Ein Mensch zu sein, heißt Dulden und Entsagen!

Emil Doernenburg.



Literarisches.

„März“.

Eine Wochenschrift, gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma. Geleitet von Wilhelm Herzog. — Bezugspreis 24 Mark jährlich. Einzelnummer 50 Pf.

Ja, — eine Lektüre für Herren im goldgestickten Frack, Kniehosen und Seidenstrümpfen, mit geschmeidigem Rückgrat, den Dreimaster immer in der Hand — ist das nicht, obschon die Herrschaften vieles daraus lernen könnten. Der ganze Ton, die Tendenz der Wochenschrift ist „auf Ludwig Thoma gestimmt“. —

Leider kennen viele Ludwig Thoma garnicht. Ludwig Thoma? — Simplizissimusmann, — fertig. — Ach nein, — der Simplizissimusmann ist nur der satirische Schatten Thomas. Wer den echten Thoma kennen lernen und wer sich die Sorge vom Herzen lachen will, der lese Thomas köstliche „Lausbubengeschichte“, der lese „Grobheiten“ und „Neue Grobheiten“. Und wer den Patrioten Thoma kennen lernen will, der lese seine „Bauerngeschichten“, seinen „Burenkrieg“, seinen „Andreas Vöst“ und — den „März“. —

F. R. M.

Empfehlenswerte Schriften von Geheimrat Dr. Konrad Küster:

Ernstes und Heiteres aus großer Zeit. Kriegserinnerungen von 1866 und 1870—71; geheftet $0.75, gebunden 1.00.

Gesammelte Schriften, 3 Bände.

Band I. Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Geheftet $0.75, gebunden $1.00.

Band II. Die Bekämpfung der Konfessionen durch Religion. Geheftet $0.75, gebunden $1.00.

Band III. Bekämpfung der politischen Parteiungen durch Politik. Geheftet $0.75, gebunden $1.00.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages von H. Küster, Berlin, S. W., York-Straße 89.

Bestellungen bei Einsendung des Betrages nimmt der „Kulturträger“ entgegen.



Vertreter für den „Deutschen Kulturträger“.

Gustav Muehler, 1328—30 Main Str., Cincinnati, O.

Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave., Indianapolis, Ind.

Chas. A. Walter, 671 Fourth Ave., Aurora, Ill.

E. Wagishauser, 128 North Adams Str., Peoria, Ill.

J. W. Harmel, 341 Court Str., Pekin, Ill.

Kroch & Co., 59 E. Monroe Str., Chicago, Ill.

Alfred Basse, 209 Madison Str., San Antonio, Texas.

E. Junker, 716 Lyceum Building, Pittsburgh, Pa.

Geo. Bergmann, 210 Charles Str., Michigan City, Ind.

International News Company, 83—85 Duane Str., New York, N. Y.

Valentin Buehner, 718 W. 43 Place, Los Angeles, Cal.

Wm. T. Eichholz, Cuero, Texas.

Henry Scherer, 1513 Walnut Str., Evansville, Ind.

Robert Penniger, Fredericksburg, Texas.

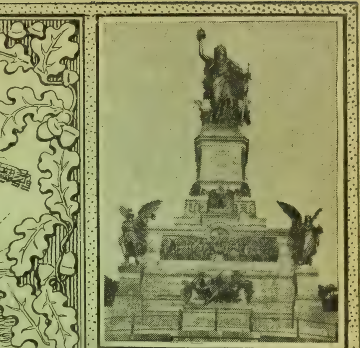
Gustav Schenk, 2007 Fillmore Str., San Francisco, Cal.

Karl Wißmann, Berlin W. 57, Potsdamer Str. 76, Deutschland. (Für ganz Europa.)

Inhaltsverzeichnis

des März-Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".

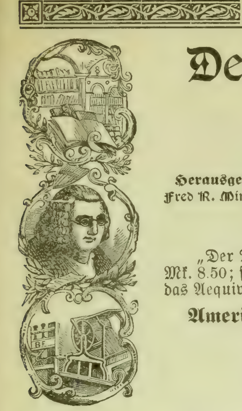

LIBERTY-STATUE b. NEW YORK


Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

April. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Verlag der Kulturträger Publishing Company.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

Amerikanische Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan, U. S. A.

General-Vertreter für Deutschland: Karl Wissmann, Berlin W., Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. April 1913. Nummer 4.

Open Letter

to Mr. Andrew Carnegie, New York, N. Y.

Dear Sir:—

Following a custom, in vogue in the circle of the best journalists, I submit to you, together with this open letter, these articles, written by me, in which your public life has been criticised.

Perhaps you will pass over this matter by simply ignoring it, perhaps you will give me the pleasure of a reply, perhaps you will only ask for the justification of my criticism concerning you.

This question might be answered by the fact, that the right of criticism was given not only to the representatives of the press, but also to all other citizens of the country by the Constitution of the United States as well as by the existing order of society. The right to criticise — as given especially to the press — was given for the purpose of creating a self-working regulator for our public life. This regulator of public life, like the one of an engine, is capable of modification by those, who are interested in it, and they have modified it, whenever it served their purpose. They have succeeded in such a measure, that the mere man of today looks up with astonishment when he sees our public wrongs designated by honest straight-forward words.

It is possible that you, the decorated and generally praised benefactor of mankind — will be surprised, that a man is criticised, who already has spend hundreds of millions of dollars for the welfare of humanity, and who persistently continues to give millions for the same purpose.

Concerning *this* question, the press of the world, especially the one of the United States of America, has expressed its senti-

ment. Of course — according to the view point of the critic. Whoever followed the "*Carnegie Literature*" of the daily press during the last fifteen years, could listen to the whole scale of human feelings — from the "Hosiannah" to the "Crucification".

The ordinary man, nervous and hunted, had probably not given too much consideration to this matter. The 60- or 70,000 workingmen in the factories of the steel trust will perhaps hold fast to the opinion of condemnation. And the others who might busy themselves with these things, will be satisfied with the customary expression, that truth is to be found in the middle. This might, however, be just as wrong as the assumption, that truth lies in the one or the other extreme. But it will certainly be of interest to you, to see positive truth pronounced. — But positive truth can only be found by unbiased examination of facts, which must be given even in the face of the danger that this might inconvenience you. I would regret this, but that would not change the matter at all, for not the unimportant matters of a private citizen are here at stake, but the conduct of a man, taking a prominent part in public life, the spokesman of an significant principle, whose commercial activities have imposed a heavy burden upon the people of the United States for a decade; of a man, whose duty it should be to give account to the American people. Even the poor man must give account when he, being out of work and driven by hunger, begs a piece of bread from his fellow men. Now should a man not owe the world an account of his doings who, in consequence of open and secret influences of unquestionable legality, has by a high rate of tariff and especially by the monopoly of the markets drawn hundreds of millions of dollars from the people? — Nobody will — I daresay — affirm this.

Let us therefore proceed to the examination of facts.

You began your career as a messenger boy in a spinning factory with a salary which was scarcely sufficient to cover your modest personal needs. Since then sixty years have passed, and you possess a fortune which is estimated to be about 800 millions, but, according to reliable information, cannot be less than 600 millions. This fortune nets you on the average a "saving" of at least ten millions a year.

Well, — perhaps only a few people will believe in the "saving". We all know, that millions cannot be gotten by mere saving. This is brought about by other means. Now I dare not vouch for the fact, that these means never crossed the boundary-lines drawn by the laws of morality. Even the United States Government not long ago suspicioned that these means had not been in accordance *with the laws of the country*, bringing charges against a number of multi-millionaires. Your name was also found in this group. But one should make it a principle, not to discuss investigations still pending, by means of the press. Let us therefore omit this matter for the aforesaid reason.

All those who followed your meteoric ascend, have attributed to you a extraordinary commercial and organizational ability. Your first successes were a natural consequence of these talents. I shall make no comments concerning your ascend up to the year 1899, though the bloody Homestead strike on the beginning of the tenth decade of the preceeding century would certainly afford sufficient material for close examination. For I suppose, you still remember the fact, that the conduct of the management of the Homestead works during the strike was such, that it admitted criminal accusations. Yet; in spite of the suspicious character of this affair, let us look upon it as a rather internal matter, as a difference of opinion between capital and labor.

But since the 31st of December 1899 the situation changed. On that day you, according to a statement *under oath*, made by the first manager Charles M. Schwab, sold your steel works, valued at 75 millions, to the United States Steel Corporation, at that time in the process of incorporation, for 594 millions.

It would certainly be unjust to forbid a man to get the highest price for his property; provided of course, that such a business concerns only the buyer and the seller. But this provision can not be applied to the sale of your establishment. The sale of your steel works did not prove to be a mere private affair, a transaction, referring only to the buyer and the seller; on the contrary, by this change of property a disagreeable role was forced upon the people of the United States. By a high rate of tariff and the monopoly of the markets, the people of the United States were forced to pay an extremely high price for steel products of any kind; — from the battleship and locomotive down to the fork and steel blade, — to pay you the interest for those 519 millions by which sum the real worth of the object of sale was surpassed and for which no real values are in existence. They were only imaginary and found only on paper.

These 519 millions, which were created in the contract of purchase by a single stroke of the pen and then made their appearance in the form of printed papers, called stocks and bonds, were in reality not worth the paper, upon which they were written, and they could receive their value only through a forced currency, backed by the unnaturally high protective tariff and the monopoly of the markets. — These 519 millions represent a great wrong, done by you to the people of the United States.

For 13 years, the people of the United States have been paying the interest of this immense sum of money to you. If you can, call it money rightfully acquired. I cannot do it. — But, observing your beneficiary efforts in the last 15 years, I came to the conclusion, that you yourself must have been aware of — well, let us say, — pressing obligations on your part towards the people of the United States, and are endeavoring, to act accordingly. I assume to your credit, that the idea of giving away your millions, has not found its origin in the recognition of the threatening social Physics, whose laws, like those of organic Physics, will be inexorable fulfilled. I assume, that your donations of millions are the outcome of a reconciliating feeling of remorse, by which you again are drawn closer to the common bosom of humanity.

Let us seek therefore once more the fruits of your equalizing endeavors, which, by the thoughtless mass, are valued as beneficient acts.

If we allow our glances to wander over the country, we find the old misery everywhere in undiminished quantity. We are forced to observe to our painful surprise, that the 325 millions, sacrificed by you for the welfare of humanity, have disappeared, like the drop disappears, falling into the sea. These 325 millions have made no more impression on the uplift of morality, the removal of physical and mental distress, the advancement of the general welfare, than the drop, falling into the ocean, will have on the appearance of the ocean. —

If the spending of such an immense sum of money remains without noticable effect, then the means you employ for the betterment of human conditions can not be the right ones.

Let us consider, what the spending of this sum of money, whose immensity surpasses the understanding of most people, has really accomplished: — A number of colossal stone buildings, which till today have not been able to dry the tears of a single hungry child .... dead heaps of

stones.... libraries and school buildings whose enlivening you left to others. —

Has it never occured to you, what a cold desolate appearance these magnificent buildings present, how heartless this way of doing good must impress us in the face of innumerable hungry and famished men, willing to work, in the rich land of America, where millions of fertile acres await cultivation? —

And by what feelings must you be moved, if you glance at the gigantic Palace of Peace in the Hague, while bloody war reigns in many places of the earth. — All honor to your endeavors to establish peace, — but have you never studied the deeper mysteries that surround existence? Has no one ever pointed out to you the entity of creation, unveiled by the scholar? Has no one yet made known to you, that all the worlds have been created by expansion and contraction? Well, the people, who are not conceiveable as being outside of the creation, are subject to the laws of the universe, and these laws show a contiuous battle upon every ground. The same entity is at force everywhere, the same impulse, — different only in the outward appearance of the fight. — And so it will remain to eternity! —

I will not mention your other gifts, especially the hero fund.

We therefore come to the conclusion, that the mighty sums have been of no avail to the suppressed. We do not lack schools nor libraries which institutions fall under the supervision of the states and communities.

But you are convinced you are a benefactor, loved by the people, because some falsely informed gentlemen of high standing, and a crowd of hippocritical flatterers have told you so. — The people of the United States, however, stand aside, presenting you with the due note for redemption. — —

If you continue as you have begun, this note will not be redeemed in eternity, — and even if you give up your last cent.

But there is a possibility of a reconcilation with the people, by whose work you have become a multimillionaire. Avarice and misunderstanding of others have prepared the way to this for you.

In fifty years, the people of the United States will be confronted with a great need of wood, for our woods, once so beautiful, are today already for the greater part unredeemably destroyed. But not a wood calamity only is threatening us, for an accompanying feature of the forest-destruction, the decline of agriculture and the danger concerning the health of the inhabitants has been experienced in all countries, called forth by the deterioration of the climate which is inseparable from the destruction of forests. These are serious dangers that demand recognition. The efforts of the United States government, those of individual state legislations as well as the whole forest service in the whole United States towards the conservation of tracks of wood, are entirely insufficient and will not prevent the threatening catastrophe. And it is no exaggeration — unfortunately — to assert, that in this respect we are approaching the fate of the countries sourrounding the Mediterranean Sea very rapidly.

Here a national deed of the greatest importance is beckoning, — and you, Mr. Carnegie, with the assistance of experienced professional men, are able to accomplish this deed! —

Give back the woods to the people of the United States of which they have been robbed so shamefully.

Establish the sum of 25 million dollars for a period of hundred years as a stable fund, whose interest shall be used for the aquisition of arid lands and to their planting with trees. These arid lands shall not be disposed of for all times, and shall only serve as forest reserves. German foresters — the first

in the world — shall work out the plans and supervise the work.

After 100 years the original fund shall be given back to your descendents. But the forests shall belong to the people of the United States, unsalable, as an inheritance for all time, which shall bear your name and will be more lasting than stone and bronze.

And, when in times to come, the splendid structures, you have build, have fallen in ruins, when the momuments of our days have vanished, your name will still live on in the woods, renewing themselves eternally, and the words of the poet will gain a new significance by being applied to you:

No marble may cover my grave,
When I've paid my tribute to death;
Yet the woods I have planted
My eternal momuments will be.

Yours very truly,

Rud. P. Kinnik.

Offenes Schreiben
an Herrn Andrew Carnegie.
New York, N. Y.

Geehrter Herr!

Ihr öffentliches Tun und Lassen ist in diesen Blättern einer Kritik unterzogen worden. Einem in Kreisen vornehmer Journalisten üblichen Brauche folgend, überreiche ich Ihnen, zusammen mit diesem „Offenen Schreiben", die aus meiner Feder stammenden Artikel, welche sich auf Sie beziehen.

Vielleicht erledigen Sie die Angelegenheit durch ein Achselzucken; vielleicht bereiten Sie mir das Vergnügen einer Erwiderung; vielleicht fragen Sie auch nur, was eigentlich mich zur Kritik Ihres Handelns berechtigte.

Auf diese Frage möchte ich erwidern, daß die Berechtigung zur Kritik nicht nur den Vertretern der Presse, sondern allen Bürgern des Landes verliehen worden ist, einerseits durch die Verfassung der Vereinigten Staaten, andererseits durch die geltende Gesellschaftsordnung. Der Gesetzgeber hat durch die Verleihung der Berechtigung zur Kritik — insonderheit an die Presse — einen selbstwirkenden Regulator für unser öffentliches Leben schaffen wollen. Leider vermochte der Gesetzgeber aber nicht, diesen Regulator unantastbar zu machen. Gleich dem Regulator einer Dampfmaschine ist auch der Regulator der öffentlichen Moral „verstellbar", und diejenigen, die ein Interesse daran hatten, auf diesen Regulator einzuwirken, haben es in ausgiebigem Maße getan. Sie haben es in so ausgiebigem Maße getan, daß der Durchschnittsmensch heute verwundert aufschaut, wenn er einmal unsere öffentlichen Schäden und Schädlinge durch unverfälschte Worte gekennzeichnet findet.

Möglich, daß Sie — der dekorierte und allgemein gepriesene Wohltäter der Menschheit — nun gar selber sich verwundern, weil an einem Manne Kritik geübt wurde, der bereits Hunderte von Millionen Dollars zum Wohle der Menschheit gespendet hat und der unentwegt fortfährt, Millionen zum gleichen Zwecke zu spenden.

Ueber diese Frage hat sich die Presse der Erde, vornehmlich diejenige der Vereinigten Staaten von Amerika, bereits geäußert. Allerdings — je nach dem Standpunkt des Urteilenden. Wer die „Carnegie-Literatur" der Tagespresse während der letzten fünfzehn Jahre verfolgte, der konnte alle Tonarten menschlichen Empfindens — vom Hosiannah bis zum Kreuzige — vernehmen.

Der nervöse, gehetzte Alltagsmensch wird nicht tiefer über diese Angelegenheit nachgedacht haben. Die 60= bis 75,000 Arbeiter in den Werken des Stahltrusts werden wahrscheinlich am Kreuzige festhalten. Und die anderen, die sich mit diesen Dingen vielleicht beschäftigen, werden sich mit der hergebrachten Redensart abfinden, daß die Wahrheit in der Mitte zu suchen sei. Dies kann indes ebenso falsch sein, als die Annahme, die Wahrheit liege in dem einen oder dem anderen Extrem. Für Sie dürfte es aber von einigem Interesse sein, positive Wahrheit verkündet zu sehen. — Positive Wahrheit läßt sich jedoch nur durch vorurteilsfreie Prüfung der Tatsachen ermitteln. Wir werden also vorurteilsfrei prüfen müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß dies Ihnen unbequem sein könnte. Ich würde es bedauern, aber ändern könnte dies an der Sache selbst nichts; denn es handelt sich hier nicht um die unwichtigen Angelegenheiten eines einfachen Privatmannes, sondern es handelt sich um das Verhalten eines Mannes der Oeffentlichkeit, des Vertreters eines bedeutsamen Prinzips, dessen Wirken bereits über ein Jahrzehnt lang schwer auf dem Volke der Vereinigten Staaten lastet, eines Mannes, der dem amerikanischen Volke Rechenschaft schulden dürfte. Wird doch sogar der arme Teufel zur Rechenschaft gezogen, der arbeitslos, vom Hunger getrieben, seine Mitmenschen um einen Bissen Brot anbettelt. Sollte nun ein Mann, der vermöge offener und geheimer Einflüsse angezweifelter Legalität aus einem durch Hochzoll und Vertrustung des Marktes in Zwangslage versetzten Volke Hunderte von Millionen Dollars zog, der Mitwelt keine Rechenschaft schulden? — Das wird doch wohl niemand behaupten wollen.

Schreiten wir also zur Prüfung des Tatbestandes.

Sie begannen Ihre Karriere als Laufbursche in einer Spinnerei bei einem Wochenlohne, der kaum Ihre bescheidenen persönlichen Bedürfnisse deckte. Seitdem sind 60 Jahre vergangen und Sie besitzen ein Vermögen, das auf 800 Millionen geschätzt wird, das zuverlässigen Informationen zufolge aber nicht weniger als 600 Millionen Dollars beträgt. Dies ergibt im Durchschnitt einen „Sparpfennig" von mindestens zehn Millionen Dollars im Jahre!

Nun, — an den „Sparpfennig" werden wahrscheinlich nicht viele Leute glauben. Wir alle wissen, daß Millionenvermögen nicht durch Sparsamkeit erworben werden können. Dies geschieht auf anderen Wegen. Daß diese Wege niemals über die von den Gesetzen der Moral gezogenen Grenzen hinausführen, möchte ich nicht verbürgen. Ja, — die Bundesregierung hegte vor einiger Zeit den Verdacht, daß diese Wege sogar über die von den Landesgesetzen gezogenen Grenzen hinausgeführt hätten und versetzte eine Anzahl Multimillionäre in Anklagezustand. Auch Ihr Name wurde in dieser Gruppe genannt. Schwebende gerichtliche Untersuchungen soll man jedoch nicht zum Gegenstand der Besprechung durch die Presse machen. Schalten wir diese Angelegenheit darum prinzipiell aus.

Alle, die Ihren Werdegang verfolgen konnten, haben Ihnen ein hervorragendes geschäftliches und organisatorisches Talent zugesprochen. Diesen Talenten sind Ihre ersten Erfolge zuzuschreiben. Ueber Ihren Aufstieg bis zum Jahre 1899 will ich kein Wort verlieren, obschon der blutige Streik von Homestead am Beginn der zehnten Decade des vorigen Jahrhunderts der Beleuchtung wert erscheint. Denn Sie erinnern sich doch wohl noch der Tatsache, daß die Geschäftsleitung der Homestead=Werke durch ihr Verhalten während des Streiks sich eine kriminelle Anklage zuzog. Aber betrachten wir trotz des seltsamen Charakters jenes Delicts die Affäre als eine interne Angelegenheit, als eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kapital und Arbeit.

Indes, mit dem 31. Dezember 1899 ändert sich das Bild. — An jenem Tage verkauften Sie Ihre, laut eidlicher Bekundung des obersten Betriebsleiters, Charles M. Schwab, auf $75,000,000 zu bewertenden Stahlwerke an die in Bildung begriffene United States Steel Corporation zum Preise von $594,000,000.

Es wäre ganz gewiß unbillig, einem Manne verbieten zu wollen, den höchsten Preis für sein Besitztum zu erzielen; vorausgesetzt allerdings, daß ein solches Geschäft nur den Käufer und den Verkäufer berührt. Diese Voraussetzung traf aber im Falle des Verkaufs Ihres Etablissements

nicht zu. Der Verkauf Ihrer Stahlwerke erwies sich *nicht* als eine rein private, allein den Käufer und den Verkäufer berührende Transaktion; sondern bei diesem Besitzwechsel wurde dem Volke der Vereinigten Staaten *zwangsweise* eine unliebsame Rolle zuerteilt: — das Volk der Vereinigten Staaten wurde durch Hochzoll und Vertrustung des Marktes gezwungen, in Gestalt übermäßig hoher Preise für Stahlfabrikate irgend welcher Art — vom Schlachtschiff bis zur Dunggabel, von der Lokomotive bis zur Messerklinge — Ihnen die Zinsen zu zahlen für jene $519,000,000, die den reellen Wert des Kaufobjektes überschritten, für welche keine reellen Werte vorhanden, die nur gedacht, nur auf dem *Papier* zu finden waren.

Diese $519,000,000, *die durch einen einfachen Federstrich im Kaufvertrage geschaffen wurden*, und dann in Gestalt bedruckten Papiers, Aktien und Bonds genannt, in die Erscheinung traten, in Wirklichkeit aber nicht das Papier wert waren, auf die man sie herstellte, und die nur durch Zwangskurs, gedeckt durch den übermäßig hohen Schutzzoll und die Vertrustung des Marktes, Geldwert erlangen konnten, — diese $519,000,000 bedeuten ein dem Volke der Vereinigten Staaten von Ihnen zugefügtes großes Unrecht! —

Seit dreizehn Jahren verzinst das Volk der Vereinigten Staaten Ihnen diesen Mammon. Wenn Sie können, nennen Sie ihn *gerechten* Mammon. Ich kann es nicht. — Doch, wenn ich Ihr Wirken — insonderheit während der letzten fünfzehn Jahre — betrachte, kommt mir die Ueberzeugung, daß Sie wohl selber sich einer ....nun, sagen wir — *dringenden Verpflichtung* dem Volke der Vereinigten Staaten gegenüber bewußt geworden sind und sich bemühen, ihr gerecht zu werden. Zu Ihrer Ehre nehme ich an, daß die Millionenspenden nicht aus der Erkenntnis der dräuenden sozialen Physik heraus geflossen sind, deren Gesetze sich, gleich denen der organischen Physik, mit Unerbittlichkeit erfüllen. Ich nehme an, daß Ihre Millionenspenden das Ergebnis eines versöhnenden Reuegefühls sind, wodurch Sie uns allen menschlich wieder näher gerückt werden.

Suchen wir einmal nach den Früchten Ihrer ausgleichenden Bestrebungen, die von der gedankenlosen Menge als *Wohltaten* eingeschätzt werden.

Lassen wir den Blick über das Ganze gleiten, dann finden wir überall den alten Jammer, das alte Elend in unverminderter Größe. Wir müssen zu unserem schmerzlichen Erstaunen wahrnehmen, daß die von Ihnen der Menschenwohlfahrt geopferten 325 Millionen Dollars verschwunden sind, wie der Tropfen verschwand, der ins Meer fiel. Diese 325 Millionen Dollars haben auf die Hebung der Volksmoral, die Beseitigung leiblicher und seelischer Not, die Förderung des Allgemeinwohles keinen anderen Eindruck geübt, als der in das Meer fallende Tropfen auf die Erscheinung des Ozeans.

Wenn eine so gewaltige Summe ohne wahrnehmbare Wirkung bleibt, dann können die Wege Ihrer Wohlfahrtsbestrebungen unmöglich die richtigen sein.

Betrachten wir einmal, was aus dieser für den Durchschnittsmenschen unausdenkbar großen Summe Geldes hervorgegangen ist: — Eine Anzahl steinerner Kolosse, die bis heute noch nicht die Tränen eines einzigen hungernden Kindes getrocknet haben....Tote Steinhaufen, — Bibliothek- und Schulgebäude, deren Belebung Sie anderen überließen. — —

Ist es Ihnen noch *nie* zum Bewußtsein gekommen, wie kalt, wie trostlos diese stolzen Bauten wirken, wie herzlos diese Art Wohltätigkeit erscheint im Angesichte der unzähligen hungernden und *verhungernden* arbeitswilligen Menschen im reichen Lande Amerika, wo Millionen Acker fruchtbaren Bodens des Bebauers harren? —

Und welche Gefühle mögen Sie wohl bewegen, wenn Ihr Blick auf den gigantischen Friedenspalast im Haag fällt, während an vielen Orten der Erde ein großes Morden herrscht. Ihre Friedensbestrebungen in Ehren, — aber haben Sie sich noch nie mit den tieferen Gründen des Daseins beschäftigt? Hat noch nie ein Mensch Sie mit der bis heute durch den Forscher entschleierten Wesenheit der Schöpfung bekannt gemacht? Hat noch niemand Ihnen verkündet, daß das ganze All hervorgegangen ist aus Span=

nung und Entspannung? Nun, — die Menschen, die a u ß e r h a l b des Alls nicht denkbar sind, unterstehen den Gesetzen des Universums, und diese Gesetze zeigen uns einen fortwährenden Kampf auf allen Gebieten. Ueberall wirkt dieselbe Wesenheit, derselbe Antrieb, — verschieden ist nur die äußere Erscheinung des Kampfes. — Und so wird es bleiben in alle Ewigkeit.

Ihre anderen Spenden, insonderheit die Heldenstiftung, will ich garnicht erwähnen.

Wir kommen also zu der Erkenntnis, daß die gewaltigen Summen nutzlos für die Bedrängten hinausgingen; denn an Schulen und Bibliotheken leiden wir keine Not, überdies sind diese Institute Sache des Staates und der Gemeinwesen. —

Sie aber leben der Ueberzeugung, ein von der Menge geliebter Wohltäter zu sein, weil einige falsch unterrichtete hohe Herren und eine Schar heuchlerischer Schmeichler Ihnen dies bekundeten. — Abseits aber steht das Volk der Vereinigten Staaten und präsentiert Ihnen den fälligen Wechsel zur Einlösung........

Wenn Sie fortfahren, wie Sie begonnen haben, wird dieser Wechsel bis in alle Ewigkeit nicht eingelöst werden, — und gäben Sie gleich Ihren letzten Cent her.

Aber es besteht eine Möglichkeit zur Versöhnung mit dem Volke, durch dessen Arbeit Sie Multimillionär geworden sind. Habsucht und Unverstand anderer haben Ihnen die Wege dazu geebnet.

In fünfzig Jahren wird das Volk der Vereinigten Staaten vor einer großen Holznot stehen, denn unsere einst herrlichen Wälder sind in der Hauptsache heute schon unrettbar verwüstet. Aber nicht eine Holznot allein droht uns, sondern als Begleiterscheinungen der Waldverwüstung haben sich in allen Ländern Niedergang der Landwirtschaft und Gefährdung des Gesundheitszustandes der Bewohner gezeigt, hervorgerufen durch die von der Waldausrottung untrennbare Verschlechterung des Klimas. Das sind ernste, ins Auge zu fassende Gefahren. Die auf Konservierung von Waldparzellen gerichteten Bestrebungen der Bundesregierung und der einzelnen Staatsregierungen, wie überhaupt der ganze Forstdienst in den Vereinigten Staaten, sind durchaus unzulänglich und nicht imstande, der drohenden Katastrophe vorzubeugen. Und es ist leider keine Uebertreibung, zu behaupten, daß wir mit Riesenschritten dem Schicksal der Mittelmeerländer entgegengehen.

Hier winkt eine nationale Tat von erlösender Bedeutung, — und Sie, Herr Carnegie, im Beistande tüchtiger Fachleute, vermögen diese Tat zu vollbringen! —

L a s s e n S i e d e m V o l k e d e r V e r e i n i g t e n S t a a t e n d e n i h m s c h n ö d e g e r a u b t e n W a l d w i e d e r e r s t e h e n!

Stiften Sie $25,000,000 für die Dauer von hundert Jahren als eisernen Fonds, dessen Zinsen alljährlich zum Ankauf von Oedländereien und zu deren Aufforstung verwendet werden sollen. Diese Oedländereien sollen unveräußerlich sein für alle Zeiten und nur als Waldreserven dienen. Deutsche Forstmänner, die ersten der Erde, sollen den Wirtschaftsplan ausarbeiten und deutsche Forstmänner sollen die Oberleitung haben.

Nach hundert Jahren soll der Stiftungsfonds an Ihre Nachkommen zurückgegeben werden. Der Wald aber soll unveräußerlich dem Volke der Vereinigten Staaten gehören als ein Vermächtnis für alle Zeiten, das Ihren Namen trägt und das dauerhafter sein wird als Stein und Erz.

Und wenn einst die stolzen Paläste, die Sie gebaut, in Schutt zerfallen, wenn die Denkmäler unserer Tage verschollen sein werden, dann wird noch immer Ihr Name im ewig sich verjüngenden Walde fortleben und Geltung für Sie wird haben das Dichterwort:

Und deckt, wenn dich der Schnitter mäht,
Kein Marmor dein Gebein,
Dann wird der Wald, den du gesäet,
Dein hehres Denkmal sein!

Ihr ergebener

Rud. P. Hirsch.

Der Anteil der deutschen Professoren und Studenten an der nationalen Erhebung von 1813.

Festrede, gehalten bei der Jahrhundertfeier der „Vereinigung alter deutscher Studenten" in New York am 8. März 1913 von Professor Dr. Julius Goebel.

Kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt, aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?"

Das war an der Wende des 18. Jahrhunderts die Stimmung in der deutschen Studentenschaft, und der seinem geliebten Volke diese Mahnworte damals zurief, hatte zu den Füßen des gewaltigsten Lehrers deutscher Jugend gesessen, des Philosophen der Tat, dessen Lehre in den stolzen Worten gipfelte: „Nicht das Sein ist die Ursache des Tuns, sondern um des Tuns willen ist das Sein hervorgebracht."

Wenn ich heute von dem Anteil der Professoren und Studenten an der nationalen Erhebung reden soll, dann steigt aus der Gruppe glänzender Gelehrten, die das Werk vollbringen halfen, vor allem Fichtes leuchtende Herrengestalt vor meinem Geiste auf, der Reformator des akademischen Lehrberufs, der zuerst, kühner und wirksamer als irgend ein Gelehrter vor ihm, sein ganzes Wissen und Können in den Dienst seines Volkes gestellt hatte. Ein Idealist, von einem Höhenflug des Gedankens wie wenige Philosophen vor oder nach ihm, und zugleich ein Mann der Tat, die Verkörperung des unerschütterlichen Willens, hatte er schon in Jena die Bilder eines neuen deutschen Lebens in die Herzen von Tausenden deutscher Jünglinge gesenkt und die endgültige Frage auf ihre Lippen gedrängt: „Kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt, aus Gedanken die Tat?"

Als dann Preußen und mit ihm Deutschland zusammengebrochen war und die rettende Tat noch immer fehlte; als man, im Glauben an eine bessere Zukunft, die Universität Berlin begründete, um nach Fichtes Rat ein ganz neues Geschlecht zu erziehen, da war es wieder unser Philosoph, der in dem Kreise außerordentlicher Geister der eigentliche Mittelpunkt war, von dem die Kraft des nationalen Gedankens ausstrahlte.

Das soll freilich nicht heißen, daß die anderen großen Gelehrten an der jungen Berliner Universität: Savigny, der Jurist, Böckh, der Philologe, Niebuhr, der Historiker, und besonders Schleiermacher, gleich hervorragend als Theologe und Philosoph, nicht weniger ergriffen wurden von der Größe der Zeit. Gerade Schleiermacher, den sein Amt als Geistlicher in engste Berührung mit dem wirklichen Leben brachte, erhob sich in jenen Tagen zum Heroentum des nationalen Propheten neben Fichte.

Wir reden heute mit Stolz von dem Aufruf des Königs an sein Volk. Aber wir vergessen darüber zu leicht den Kleinmut, das Schwanken, ja die Feigheit, die erst mußten überwunden werden, ehe es zu dem „Aufruf" kam.

Nichts bezeugt klarer die Mission, die die deutschen Professoren in der Geschichte des Vaterlandes erfüllt haben, als die Tatsache, daß nur weitblickende Geister wie Schleiermacher und Fichte die ganze Not der Zeit, die nationale Gefahr und die Mittel zur Rettung erkannten. Damals, als feige Diplomaten und schwachmütige Friedensfreunde noch an ein Kompromiß mit Napoleon glaubten, feierte Schleiermacher von seiner Kanzel herab den Krieg als den Wecker sittlicher Kräfte und den Schöpfer der heiligsten Güter der Menschheit. Und in einer ergreifenden Rede an seine Studenten verglich damals Fichte den korsischen Emporkömmling dem Geier, der über den „niederen Lüften schwebt und umherschaut nach Beute. So schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen." Und in der Abschiedsrede an die Studenten, die aufs Schlachtfeld zogen, ruft er aus: „Kein Friede, kein Vergleich! Das, worüber gestritten wird, leidet keine Teilung. Die Freiheit ist oder ist

nicht. Wer sterben kann, wer will den zwingen?"

Wie aus dem Gewölke der Strahl, so sollte nun wirklich aus den Gedanken die Tat kommen. Wer möchte die Seligkeit jener gefahrvollen Tage schildern, das Gefühl höchsten, gewaltigen Lebens, das nur der Kampf ums Vaterland zu wecken vermag?

Als von ihren akademischen Lehrern für den heiligen Krieg Geweihte, ziehen die Studenten nun zu Hunderten ins Feld und viele der Hörsäle stehen leer. Aus ihren kargen Mitteln steuern die Professoren zur Kriegskasse bei oder rüsten ihre Söhne zum Kampfe aus. Um im Notfalle Berlin gegen den Feind zu verteidigen, lernen die Professoren selbst exerzieren. Wie gewaltig die Not der Zeit an die Herzen pochte und sie zum großen Leben fortriß, zeigt uns ein Brief Böckhs aus jenen Tagen. Er kann Goethe und Schiller nicht länger lesen, sie sind ihm zu schwächlich; dagegen erbaut er sich an den griechischen Tragikern und an Shakespeare, hinter deren Werken ein gewaltiges nationales Leben pulsiert.

Suchen wir nach dem eigentlichen Herd der nationalen Erhebung, dann ist es die Universität Berlin gewesen, und fragen wir, wer die heilige Flamme der Vaterlandsliebe und der nationalen Idee schürte, so daß sie das ganze Volk ergriff, dann waren es vor allem Schleiermacher und Fichte. Und diese Männer scheinen uns heute um so größer, weil eine kurzsichtige und kleinliche Regierung ihr Wirken nicht verstand und sogar Schleiermacher den Verweis zukommen ließ, daß seine politische Tätigkeit sich mit seinem Amte als Geistlicher und Lehrer nicht vertrage.

Es hat die Hofschranzen und Diplomaten wenig genützt, wenn sie glaubten, den Geist eines Schleiermacher und eines Fichte fesseln zu können. Siegreich ist er durch die Geschichte des 19. Jahrhunderts geschritten, und er wird wieder erstehen in Zeiten innerer und äußerer Not! Niemand kann den Schöpfer des Deutschen Reiches, den großen Bismarck, glühender verehren als ich, aber er hatte vergessen, daß auch er tief von diesem Geiste getrunken, als er sich über die politisierenden Professoren lustig machte. Streichen Sie aus der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts den Einfluß der Professoren und Studenten und das große Werk Bismarcks wäre unmöglich gewesen!

Und in Tausenden von hochgebildeten deutschen Einwanderern, in Karl Follen, Franz Lieber und zahllosen Achtundvierzigern ist Schleiermachers und Fichtes Geist auch in unser Land gezogen. Ich wage es, mit vollem Bewußtsein der Bedeutung meiner Worte, zu behaupten, daß *ohne den Einfluß dieser Männer, der sich durch Tausende von heimlichen Kanälen in unser Volksleben ergoß, auch die Geschichte dieses Landes, zumal in der Lösung der Sklavenfrage, eine andere Wendung genommen hätte.*

Aber es wäre schwächlich, heute nur in der Erinnerung zu verweilen; der Geist eines Fichte fordert es, daß ein Hauch seines Wesens in dieser Stunde uns berühre und erschüttere.

Noch sind die amerikanischen Universitäten nicht nationale Anstalten im Sinne Schleiermachers und Fichtes; noch genießen wir akademischen Lehrer Amerikas nicht die Freiheit der Forschung und des Wortes, die allein uns zu Hütern der höchsten Kulturgüter der Nation machen kann.

Da scheint es mir denn unsere heilige Pflicht als alte deutsche Studenten, die den Geist Fichtes an sich erlebten, einzutreten für unser höheres deutsches akademisches Ideal. Brandmarken wir vor der Oeffentlichkeit den als Verräter an der Nation, der es wagt, die akademische Freiheit anzutasten. Nur der Deutsche, der den Segen freier Forschung und ungehinderter Lehrfreiheit kennt, versteht, daß eine monarchisch oder gar despotisch organisierte und geleitete Universität, inmitten der freien Demokratie, ein Widerspruch ist, der dem Aufstieg der Nation zur höchsten Kultur zuletzt im Wege stehen muß. Denn von dieser kann nur da die Rede sein, wo Wissenschaft und nationales Leben in innigster Wechselbeziehung stehen und die Führer des höheren Geisteslebens zugleich die Bannerträger der nationalen Ideale sind. Bieten wir als einzelne wie als Vereinigung unseren ganzen Einfluß auf, unsere amerikanischen Universitäten zu

nationalen Anstalten in diesem Sinne zu machen!

Vor einer Woche haben wir einen früheren Professor in das höchste nationale Amt eingesetzt, das unser amerikanisches Volk zu vergeben hat, ein Amt, das an Macht der Stellung des Deutschen Kaisers kaum nachsteht. Lassen Sie mich, unabhängig von jedem Parteiinteresse und dem Spott korrupter Politiker und Demagogen zum Trotz, die Zuversicht aussprechen, daß der neue Präsident der Vereinigten Staaten unserem akademischen Beruf Ehre machen wird!



Die Wichtigkeit der neuen deutschen Erziehung für Amerika.

Von Prof. Dr. Warren Washburn Florer an der Universität von Michigan, Ann Arbor, Mich.*)



In dieser bewegten Zeit, da die fähigsten Männer unseres Landes ihre besten Kräfte zu einer Verbesserung unseres Schulsystems, sowohl hinsichtlich einer Reorganisation des Lehrplans als der Einführung von Lehrmethoden verwenden, welche den Fähigkeiten und den künftigen Bedürfnissen der Schüler entsprechen, dürfte es angebracht sein, die Erfahrungen von Deutschland zu berücksichtigen.

Deutschland ist, wie wir alle wissen, als das Land vortrefflicher Schulsysteme und gründlich ausgebildeter Lehrer bekannt. Nach Deutschland sind unsere Studenten und Lehrer Jahrzehnte lang gegangen, um sich für ihre spätere Wirksamkeit tüchtig zu machen. Der Einfluß von Deutschlands Methoden auf unsere Schulen, ob sie aus den öffentlichen Schulen, Lehrerseminaren, Gymnasien oder Universitäten kommen, ist von weitreichender, ja sogar von schaffender Natur gewesen. Wie in vielen anderen Hinsichten, so auch in Schulangelegenheiten, ist der kleine Satz "Made in Germany" ein Zeichen von anerkannter Vortrefflichkeit. Schulmänner werden beauftragt, sich mit den deutschen Schulsystemen bekannt zu machen. Die Resultate ihrer Forschungen sind in zahlreichen Artikeln und Büchern zu finden. In jeder wohlorganisierten Bibliothek nehmen die deutschen pädagogischen Journale eine hervorragende Stellung ein. —

Viele amerikanische Lehrer haben wohl die Erziehungsausstellung von Deutschland zu St. Louis besucht, die in einer meisterhaften Weise von dem gelehrten Kommissär, dem Herrn Professor Bahlsen, erläutert wurde. Dort war alles so arrangiert, die Arbeit jeder Art von Schule, von der einfachen Schule eines entlegenen Provinzstädtchens bis zu einer Musterschule der ersten Klasse von der Hauptstadt Berlin, zu zeigen. Ich fühlte ein Mischung von Bewunderung für solch' ein wunderbares System, und von Demütigung, als ich an einige der sonderbaren Schulen in diesem Lande dachte—skules, as we Hoosiers are wont to term every institution where the A B C's and Ph. D's are committed to memory. Ich fragte natürlicherweise: Does this system come out of the nature of things and out of the character of the people?

Im letzten Jahrzehnt hat nun eine gewaltige Bewegung, man kann fast sagen Revolution, in Deutschland eingesetzt. Sie ist offenbar in jedem Gebiete des deutschen Lebens — in der Familie, in der Gesellschaft, in der Kirche, in der Regierung und in der Schule. Sie beein-

*) Diese Aeußerung ist um so bewundernswerter, als Professor Florer einer alten amerikanischen Familie entstammt.

flußt alle Klassen, ja sie steigt aus allen Klassen. Wir hören nicht nur die Klagen von Millionen von Arbeitern, sondern auch die Klagen der Mittelklassen. Wir vernehmen die Kritik von Fachmännern. Die Aerzte besonders erheben ihre Stimmen gegen das eiserne Schulregime. Die modernen Dichter überfluten den Büchermarkt mit Schuldramen und Schulromanen. Diese Dichter, obgleich sie viel von der Vergangenheit geerbt, sind Männer von selbständiger Erfahrung. Ihre Schriften dringen in Heime von Tausenden ein und sind anerkannt, weil sie die Erfahrung des Volkes enthalten. Die Aufnahme der Schulkomödien und Schultragödien von seiten des Publikums hat die Schulmänner und die Autoritäten fast verwirrt. Viele der besten Lehrer haben sich der neuen Bewegung angeschlossen. Sie haben sich vereinigt. Und jedes Jahr versammeln sie sich in der Heimat der größten Erzieher des deutschen Lebens — in der Heimat von Herder, Goethe und Schiller — in Weimar. Dort, umgeben von den Schönheiten der Natur und begeistert von den großen klassischen Vertretern der Menschenrechte, bereiten sich diese geistigen Führer Deutschlands für ihren Feldzug vor.

Man sieht, daß diese Bewegung nicht nur von den mit der Regierung Unzufriedenen kommt, sondern daß es eine Bewegung ist, die von Männern aus allen Berufsklassen herstammt, von Männern, die sich für die Rechte der Schüler, der Bürger von morgen, interessieren.

Zu derselben Zeit haben sich die Reaktionäre vereinigt. Sie haben drei moderne Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, womit sie sich bisher beschützt haben, daß sie niemand hat reformieren können: 1. Die Schulmacht ist höher als die Macht des Volkes; 2. Nur Schulmänner können die Schulprobleme lösen; 3. Nur die Schulautoritäten dürfen eine Versammlung einberufen, wo die Schulfragen oder die Schulzustände besprochen werden. Sie fürchten den Einfluß auf die Schüler.

Unglücklicherweise haben alle die Schulmänner, die von unserem Lande geschickt worden, die deutschen Schulen zu untersuchen, nicht diese Stimmen im Lande gehört. Und sie führen Lehrpläne und Methoden in unsere Schulen ein, welche die Deutschen schon längst aufgegeben haben. Es ist unsere Absicht, nur einige wichtige Tatsachen über diese neue Bewegung hervorzuheben, falls wir in dieser Zeit der Reorganisation die fundamentalen Gründe vergessen sollten, worauf unsere Voreltern dieses Land begründet haben, und falls wir unsere großen geistigen Führer nicht achten sollten.

Das Wesen des ganzen Konfliktes, welcher der neuen Reformbewegung in Deutschland zugrunde liegt, kann in dem kurzen Satz ausgedrückt werden: Kunsterziehung vs. Formalismus. Unter Formalismus verstehen wir das tote und trockene System der Schule und die mechanischen Unterrichtsmethoden, unter Kunsterziehung die Erziehung, die den Trieben und Fähigkeiten der Schüler künstlerisch angepaßt ist.

Ludwig Gurlitt, der wohlbekannte Sprachlehrer, beschreibt die neue Bewegung wie folgt:

„Diese neue Bewegung läßt sich mit keinem der bekannten und veralteten Parteinamen in Einklang bringen. Sie ist natürlich fortschrittlich, aber nicht in dem politischen Sinne unserer alten Fortschrittspartei; sie ist auch sozialistisch, aber nicht nach dem Programme der Sozialdemokraten; sie ist konservativ, indem sie die alten Kräfte, aus denen auch jede Erstarkung des deutschen Volkstums hervorgewachsen ist, zu freier Entfaltung bringen will, nicht aber konservativ in dem Sinne, daß sie das Ueberlebte zu konservieren trachtet. Sie ist allgemein deutsch, aber nicht „alldeutsch", nicht ablehnend gegen die Einflüsse von außen, zumal von den germanischen Völkern her, sie ist konstitutionell und fordert, daß die Bestimmungen unserer preußischen Verfassung und unserer Reichsverfassung vor allem erst einmal ausnahmslos lebendige Kraft gewinnen, nicht tote Formeln bleiben; sie achtet Recht und Gesetz auch insofern, als sie für sich deren volle Gültigkeit beansprucht; sie bekämpft nur die Mächte, die sich ein unberechtigtes Herrenrecht anmaßen und einer gesunden Entwicklung unserer nationalen Eigenart entgegentreten, sei es aus Standeshochmut, sei es aus Interessenpolitik oder aus Rücksichten, die nicht im Deutschtum wurzeln."

Ich kann hier nur auf die wichtigsten Forderungen dieser vorwärtstreibenden Bewegung ein-

gehen. Zu beachten wäre, ob einige dieser Probleme in unseren eigenen Städten zu finden sind oder nicht, und ob sie unseren Erfahrungen entsprechen oder nicht. Wenn dies der Fall ist, können wir manches Gute von den Kämpfen in Deutschland lernen.

Die Schule darf nicht unter der eifrigen Bevormundung einer einzelnen Kirche oder unter der Peitsche einer religiösen Organisation stehen. Diese Institutionen müssen vor dem Glauben der Schüler Ehrfurcht haben. Die Schüler haben ein angeborenes und gesetzliches Recht, den Glauben ihrer Väter mit Achtung zu pflegen, wenn sie wollen. Auch der Lehrer darf nicht, wie wohlmeinend er immer sein mag, Prinzipien dem leicht empfänglichen Geiste der jungen Schüler aufzwingen, welche die natürliche Ehrfurcht vor den Eltern untergraben, die zufällig einen anderen Gesichtspunkt einnehmen als der Lehrer.

Der Lehrer soll sich frei fühlen, seine Klassen nach einer ernsten Ueberzeugung zu führen, die er sich durch tiefe Erfahrung und gründliche Beobachtung erworben hat. Er sollte nicht in ewiger Furcht vor den einflußreichen Mächten, welcher Art diese Mächte auch sein mögen, zittern. Er sollte nicht gezwungen werden, vor einem despotischen Manne zu kriechen, der sich fürchtet, "to let a good man rise", und der sich zu oft hinter irgend einem Glauben oder einem Vorurteil vermauert und auch oft den Charakter und die Arbeit des Lehrers untergräbt. Dann kann er das ehrliche Streben und das produktive Schaffen des Lehrers in jeder Hinsicht vereiteln, beides in und außerhalb der Schule. Der Lehrer darf nicht ein Sklave sein. Wie kann ein Sklave eine Generation von Meistern heranbilden? Und Deutschland, wie Amerika, braucht eine Generation von freien und selbständigen Denkern und Arbeitern, auf daß das Volk nicht von Demagogen und radikalen Führern irre geleitet werde.

Der Lehrer sollte nicht die Persönlichkeit der Schüler unterdrücken, indem er einer zu engen Auffassung des Lehrplans oder dem Buche paragraphenweise folgt. Er sollte seinen Unterricht den Bedürfnissen der Klassen anpassen. Der Schulleiter sollte die Arbeit seiner Lehrer nicht zu scharf regulieren. Er sollte anerkennen, daß es nur **eine** Disziplin und **eine** Autorität gibt, **die des Könners.**

Weiterhin sollte der Lehrer immer im Auge behalten, daß es nicht seine Aufgabe ist, die Kinder mit guten Zeugnissen nach Hause zu schicken, sondern ihre natürlichen Talente zu üben und zu fördern und sie zu selbständiger Arbeit anzuspornen. Er sollte auch die wissenschaftliche Seite in seinem Fach beherrschen und, wenn irgend möglich, selbständige Forschungen treiben. Wenigstens sollte er sich für die öffentlichen Fragen interessieren, besonders für die Fragen, die das Wohl der Stadt und das Wohl der Nation angehen. Kurz und gut: **Lehrfreiheit und tätiges Streben** soll das Motto sein.

Aber die moderne Literatur ist voll von den tragischen Erfahrungen von Lehrern und Schülern, die ein selbständiges Leben zu führen gewagt haben. Die deutschen Dichter, von Lessing bis auf Otto Ernst, haben immer für eine freie und natürliche Erziehung gekämpft. Sudermann hat ein aktives Interesse für die Reformbewegung genommen. Frenssen ist zufrieden, zu seiner größeren Gemeinde durch seine phänomenal erfolgreichen Romane zu sprechen. Roseggers Schulerziehung war dürftig genug, und doch ist er der natürliche Lehrer von Tausenden, welche die Werke dieses weisen und guten Auslegers der Natur lesen.

Die Schulkomödien, besonders Flachsmann als Erzieher, obgleich sie keinen großen Anspruch auf literarischen Wert machen können, haben das

Volk auf die Tatsachen aufmerksam gemacht, daß eine Karriere zu oft durch höchst fragwürdige Mittel gemacht wird, daß völlige Opferung von Idealen manchmal der Preis der Beförderung ist, und daß Dienstfertigkeit zuweilen höher angesehen wird als selbständiger Unterricht.

Die Tragödien, wie Holzamers „Um die Zukunft", stellen die tragischen Konflikte gewissenhafter Lehrer dar, die für Lehrfreiheit und Unabhängigkeit der Schule kämpfen. Sein „Andreas Kraft" strebte für „Begründung und Förderung". Sein Prinzip ist „Aufgabe der Schule für den Staat und das Volk", „Unabhängigkeit von der kirchlichen Gewalt und ihrer geistigen Bevormundung", kurz und gut alles, wofür die '48er gekämpft haben, alles, was die Reaktion dem Volk genommen hat. Er wollte die Notwendigkeit der Freiheit und Befreiung der Schule beweisen und die Bedingungen und Grundlagen für ihr Gedeihen und ihre Zukunft für die Entwicklung des Volkes im Sinne des geistigen und menschlichen Fortschrittes dartun. Er hatte Vertrauen in die Gewalt der Entwicklung. Aber „viele Hunde sind immer des Hasen Tod gewesen".

Es ist auch ein trauriges Bild, welches die modernen Romane von der ernsten Wirklichkeit der Worte enthüllen: „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist machet lebendig". Diese Romane enthalten Klänge, die schon vorher angeschlagen worden sind, alte Klänge zwar, aber nach der neuen Erfahrung der Dichter gestimmt. Sie enthalten, wie es scheint, Dichtung sowohl als Wahrheit. Man staunt über die Möglichkeit solcher Zustände in den Gymnasien im Lichte von Deutschlands glorreicher Vergangenheit in bezug auf die Entwicklung der Humanität! Man fragt: Wo sind Lessing, Herder, Goethe und Schiller? Wo sind die Gelehrten, Erzieher und Dichter des neunzehnten Jahrhunderts? Ist solch' ein Zustand möglich in dem Lande von Kant, Hegel und Schopenhauer?

Vielleicht hatte Spielhagen recht, da er sagte: „Die eigentliche Schuld der Gesellschaft ist, daß der einzelne für sich selbst arbeitet und Liebe und Gerechtigkeit vergißt". Der Lehrer setzt einen Ehrgeiz darin, die Schüler mit formalem Wissen für die Universität vorzubereiten. Jedoch klagten die Herren Professoren schon vor zwanzig Jahren, daß die Studenten nicht fähig seien, selbständige Arbeit zu verrichten. Die Herren Professoren vergessen aber, wie auch wir in diesem Lande, daß sie selbst diese Lehrer heranbilden. Wir wagen zu vermuten, daß die Gymnasiallehrer zu viele Vorlesungen über wissenschaftliche Daten gehört haben, und daher haben sie an den eigentlichen Zweck der Erziehung nicht gedacht, nämlich, für das Leben vorzubereiten und nicht nur für wissenschaftliche Arbeit.

Diese Lehrer haben die Resultate ihres Universitätsstudiums in ihre Klassen eingeführt, ehe die Schüler die notwendige Grundlage hatten und ehe sie die ihnen aufgelegten Aufgaben erledigen konnten. Diese Männer haben ein wunderbares System der Technik ausgearbeitet, um die Schüler in das Studium der Sprachen und Literatur einzuführen. Die Schüler müssen die Auslegungen des Lehrers annehmen und auswendig lernen. Nicht der kleinste Buchstabe soll zergehen. Aber ehe die Schüler die Universität erreicht, haben wissenschaftliche Forschungen oder neue Funde manche Autorität entthront. Die schwer angeeigneten Kenntnisse der Schüler sind tatsächlich zum Hindernis in ihrem Studium geworden, da sie die einfachsten Prinzipien nicht begriffen haben. Wenn das der Fall in Deutschland ist, wie steht es in diesem Lande?

Die Vernichtung des literarischen Gefühls durch die Wegweisermethode, das grammatische System und die Kompensationsplage ist jedoch nicht die dunkelste Seite, die zum Beispiel von Strauß in seinem „Freund Hein" dargestellt wird. Sein „Freund Hein" ist an Geist und Körper durch die grausamen Fordernisse eines Kursus gebrochen, der für seine besonderen Talente nicht geeignet war. Er mußte dem Ehrgeiz seines Vaters, der eine respektable Erziehung für seinen Sohn durchaus haben wollte, sein feines und köstliches Leben aufopfern. Und doch war er ein Meister des wundervollen Instruments, der Geige. Und in dem letzten Augenblick seines Lebens konnte er die Schönheit von

Hölderlins traurigem Lied der Resignation nur zu gut verstehen:

„O Begeisterung, so finden
Wir in Dir ein selig Grab,
Tief in Deine Wogen schwinden
Still frohlockend wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht."

Man wird nachdenklich, wenn man über die Schattenseite des Schulsystems liest. Man schreit nach Licht und Leben!

Doch wenden wir uns einen Augenblick zu dem schönen Romane von Otto Ernst. Folgen wir seinem Asmus Semper durch seine Kämpfe von der Zeit, als er barfuß sich ausruhte am Ufer der Elbe, wo er die Schiffe nach dem hohen Meere fahren sah (alles symbolisch vom Leben) bis zum endlichen Siege. Die engen Sorgen im Kampf für das tägliche Brot waren leichter zu überwinden als die schweren Kämpfe, die in den Schulen auf ihn warteten. Aber stärker als alle mechanischen Hindernisse ist der ewige Born des jugendlichen Lebens. Ein Semper kann nicht ein selig Grab in Begeisterung finden. Er geht auch in die Natur, aber er hört auf die Lehren der Natur und horcht ihrem Lied des Lebens zu, oder vielleicht singt der Strom des Lebens zu ihm:

„Vorwärts zum Licht!" das ist der Sinn der Quellen,
„Vorwärts zum Licht!" das ist der Ströme Sinn,
Die deine Seele, deinen Leib durchrinnen.
Er, der die Welt gewollt und dessen Namen
Kein endlich Wesen nennen darf noch kann,
Er gab, daß eures Wesens tiefste Quellen
Zum Lichte geh'n — und gab euch, daß ihr's wißt!

Der große Wert der Angriffe der modernen Dichter gegen die Schulen ist, daß sie die Eltern erweckt haben, über die Erziehung der Kinder nachzudenken. Und obgleich wir Amerikaner diese Bücher "cum grano salis" lesen müssen, ist dennoch die Botschaft, die sie zu uns hinüberbringen, von großer Wichtigkeit, wenn wir nicht Stockpharisäer sind. Wir dürfen nicht annehmen, daß die Zustände in Deutschland hoffnungslos sind, und auch nicht meinen, daß die meisten Lehrer so sind, wie sie in der Literatur dargestellt werden.

Glücklicherweise ist es nicht nötig, daß wir uns auf die modernen Dichter beschränken. Sie, mit der Ausnahme von Otto Ernst, haben die praktische Erfahrung nicht gehabt und sind nicht so gut vorbereitet, die Probleme des Aufbaues als die der Zerstörung zu lösen. Beachten wir die Vorträge, die in den letzten Jahren vor den großen pädagogischen und anderen Versammlungen gehalten worden sind; lesen wir die Schulberichte, wie diejenigen von Hamburg, Baden und Preußen zum Beipiel; sehen wir die verschiedenen Zeitschriften durch; studieren wir die anregenden Bücher großer Erzieher; hören wir die Vorträge im Reichstag an; denken wir an die weisen Worte von weitsehenden Staatsmännern — und wir finden denselben allgemeinen Geist und dieselbe allgemeine Meinung über das Schulsystem, nämlich, daß es den Bedürfnissen des modernen Deutschlands, des Deutschlands des 20. Jahrhunderts, nicht gewachsen ist. Das wichtigste und anregendste Buch über diesen Gegenstand vielleicht ist „Deutsche Erziehung", herausgegeben von Professor Wilhelm Rein von Jena, in Verbindung mit bekannten Lehrern und Professoren, darunter unser verehrter Freund, Herr Direktor Max Griebsch.*)

Dieses Buch enthält auch für Amerika wertvolle Winke für eine Reorganisation des Schulsystems, für die Einführung von lebendigen Lehrmethoden, für nationale und internationale Erziehung der Jugend. Das Schlagwort zu dem ganzen Buche ist: „Wer an die Zukunft des Volkes denkt, muß vor allem bei der Erziehung der Jugend ansetzen und hier dafür sorgen, daß die schlummernden Kräfte, die eine gütige Natur mitgab, geweckt und gestählt und auf hohe Ziele hergerichtet werden." Das Buch ist das Produkt der besten Resultate der wissenschaftlichen Forschung, der reifen Beobachtungen großer Erzieher und einer breiten Auffassung von Deutschlands Weltlage. Den darin enthaltenen Vor-

*) Leiter des Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars in Milwaukee, Wisc.

schlägen können wir manches Gute entnehmen. Es wäre aber ein großer Irrtum, unsere Schulen vollständig nach deutschen Idealen einzurichten. Ein amerikanischer Geist gehört in alle unsere Schulen, aber der Geist des neuen Welt-Amerikas.

Alle fortschrittlichen Männer behaupten, daß der Lehrer die Fähigkeiten der Schüler verstehen und anerkennen müsse, um ihre körperliche und geistige Entwicklung zu fördern. Die Arbeitslust der Schüler soll hochgeschätzt werden. Die Arbeit muß der Arbeitslust entsprechen. Der Lehrer sollte die Größe der Kindheit achten und respektieren, die so reich an Kenntnissen der Natur und Menschennatur ist. Er sollte den Schüler lehren, nicht nur zu arbeiten, sondern vor allem zu denken und zu tun, und mehr „das Tun am Denken und das Denken am Tun zu prüfen. Dann kann er nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Das zweite Motto der Reformer ist: „Arbeit und Lernen", mit der Betonung auf Arbeit. Der Schüler hat das Recht, herangebildet zu werden in einer produktiven und künstlerischen Art und Weise, auf daß er ein nützliches Mitglied des großen Staates werde.

Es ist nicht bloß Zufall, daß Arbeiter, Künstler, Erzieher und Herrscher, natürlich jeder in seiner eigenen Weise, für dieselben allgemeinen Prinzipien der Erziehung wirken. Alle fortschrittlichen Männer bemühen sich um die Verwirklichung der Idee, die symbolisch auf dem Einband von Reins Buch ausgedrückt wird. Die grüne Eiche, das Symbol des deutschen Lebens von heute und morgen, steht vor der dunklen Silhouette der Wartburg, der typischen Verkörperung des Besten von Deutschlands Vergangenheit, und die Silhouette gibt die passende Perspektive zu der herrlichen Eiche.

Kurz die Forderungen der Reformer sind:

Weniger Vergangenheit, mehr Gegenwart — ein besseres Verständnis der Vergangenheit.

Weniger Daten, mehr Weltanschauung — eine tiefere Anerkennung der Daten.

Weniger Auswendiglernen, mehr Beobachtung — mehr Hauptsachen behalten.

Weniger Form, mehr Kunst — eine bessere Form.

Weniger Gelehrsamkeit, mehr schaffende Macht — eine größere Wissenschaft.

Mehr Licht; mehr Leben; mehr Individualität; mehr Nationalität.



Echoklänge aus der Deutschlandfahrt deutschamerikanischer Lehrer 1912.

Deutschlandfahrt! — — Amerikafahrt! — Zwei neue, den deutschen Sprachschatz bereichernde Worte von bedeutsamem Sinne. —

Vor etwas länger als einem Jahrzehnt erschien zum ersten Male das Wort „Amerikafahrt" allgemein in der Presse und im Sprachgebrauch. Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Deutschen Kaisers, rief es in die Erscheinung. — Ließen Neider auch nichts unversucht, Mißklang in jene Harmonien zu bringen, hat die deutsche Diplomatie jener Tage in bezug auf Amerika auch manchen peinlichen Mißgriff begangen, — forttönend, wie das Echo eines schönen Akkordes, empfinden wir trotzdem heute noch die Erinnerung an die Amerikafahrt des liebenswürdigen Prinzen Heinrich.

An diese denkwürdige Amerikafahrt schloß sich die Deutschlandfahrt der Brooklyner Arioniten. Wenn man versucht, die Eindrücke und erhebenden Erlebnisse dieser Deutschlandfahrt zu schildern, — die Eindrücke und Erlebnisse der Gäste und Gastgeber, — dann erweist sich unsere schöne Sprache als wortarm: — denn die Deutschlandfahrt der Brooklyner Arioniten war ein Triumphzug übers Meer zur alten Heimat, und unvergeßlich wird sie allen sein, die jene „deutsch-amerikanischen" Feste auf deutscher Erde mitfeiern durften.

Seit jener Zeit haben „Amerikafahrten" und „Deutschlandfahrten" sich mehrfach wiederholt und immer hinterließen sie sympathische Eindrücke und Nachklänge. Die letzte dieser Fahrten war die Deutschlandfahrt des „Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes", der das Angenehme mit dem Nützlichen verband und seine 40. Tagsatzung in Berlin abhielt.

Der verdienstvolle Direktor des Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars zu Milwaukee, Herr Max Griebsch, erließ an die Teilnehmer der Deutschlandfahrt das Ersuchen, ihre Eindrücke zur Veröffentlichung in den „Monatsheften für deutsche Sprache und Pädagogik" in kurzen Referaten niederzulegen. Dies war eine glückliche Idee, — besonders eine glückliche Idee im Interesse unserer heranwachsenden Jugend, denn die Erlebnisse und Ergebnisse solcher Deutschland- und Amerikafahrten sind ganz gewiß nicht nur als Amüsement einzuschätzen, sondern man wird ihren erst dann gerecht werden, wenn man sie als Beiträge zur Kulturgeschichte betrachtet und behandelt. Mehr als der dozierende Lehrer, tragen solche Aufzeichnungen zur Einführung unserer Jugend in die alte Heimat und ihre Sitten bei.

Wählen wir aus dem reichen Material nur einige Aufsätze aus und erteilen wir einer Lehrerin, Fräulein Bertha Raab zu Buffalo, N. Y., zuerst das Wort. Fräulein Raab, die in Deutschland geboren ist, schreibt:

Die als ein bedeutungsvolles, glänzendes historisches Ereignis vorausgesagte Deutschlandreise liegt hinter uns. Hat sie sich als das bewährt, was sie verheißen? (Die Erwartungen der Teilnehmer waren hoch gespannt.)

Ich möchte zunächst sagen — und ich glaube damit auch die Stimme der größeren Mehrheit der Reisegesellschaft laut werden zu lassen: Beklagenswert ist ein jeder, der sich durch etwas Geringeres als wahrhaft zwingende Umstände von der Teilnahme an der Lehrerfahrt abhalten ließ, da er sich um ein Erlebnis gebracht, welches zu einem unerschöpflichen Born genußreicher, erhebender und gesegneter Erinnerungen geworden. (Dies allein beantwortet schon den einen Teil meiner Frage. Die Antwort auf den anderen wird sich bald ergeben.)

Kaum auf heimatlichem Boden angelangt, wurde uns in Bremen ein Empfang zuteil, der uns mit einem Schlage erkennen ließ, daß ungewohnte, herrliche Tage auf deutscher Erde unser harrten. Welch' anmutende Herzlichkeit und Gastfreundschaft! Welch' hohe Ehren! Erstaunen malte sich in allen Zügen, besonders in denen der Amerikaner, ob der vornehmen, hochgebildeten Gastgeber und Gesellschaft. Für jeden

Sinn hatte man Sorge getragen, am meisten aber für Herz und Geist. Und wie in der ehrwürdigen Hansastadt erging es uns in ganz Deutschland. Ueberall gab man uns das Beste, jede Stadt auf ihre ureigene Art. Glaubten wir, der Höhepunkt sei erreicht, etwas Großartigeres könne uns nimmer geboten werden, so wurde von gänzlich unbekannter Seite frisches Oel auf die lodernden Flammen der Begeisterung gegossen. (Kein Wunder, daß letztere hoch emporschlugen und manch' stille, zurückhaltende Reisegefährtin kaum zum Wiedererkennen gesprächig heimkehrte.)

War darum unser Gewinn auf geistigem, psychischem und pädagogischem Gebiete ein unberechenbar reicher, so ergibt es sich von selbst, daß er unserem Lande zugute kommen muß. Was wir Jugendbildner in Deutschlands vorzüglichen Schulen, staunenswerten öffentlichen Gebäuden, auf Straße, in Wald und Flur gesehen und nicht gesehen, was uns während der Tagung in Berlin an geistiger Anregung und besserem Verständnis großer sozialer Fragen zuteil geworden, können wir unmöglich im Busen verschließen. Das Band der Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika wird somit durch die Lehrerfahrt keine unbedeutsame Festigung erfahren.

Einen goldenen Klang werden die Namen Sickinger, von Lilienthal, Rein, Kerschensteiner, Walter Kühnemann stets behalten. O, daß ich all die edlen, vornehmen Gestalten vor Ihrem geistigen Auge vorbeiführen könnte! Doch nein. Es würde mir schwer werden, die Grenze zu ziehen; verdient doch der herzliche, biedere Gruß des schlichten Arbeiters nicht minder ein Wort der Anerkennung.

Ein Glanzpunkt nur sei mir hervorzuheben gestattet: Der Empfang Ihrer Majestät Deutschlands huldvoller Kaiserin. Wenngleich Vertreter einer demokratischen Regierungsverfassung, hat kein Glied unserer Gesellschaft unterlassen, diesem Ehrenakte beizuwohnen, und das Erlebnis wird allen teuer bleiben.

Anmutig, hoheitsvoll und überaus liebenswürdig zugleich nahte uns die hohe Frau in Begleitung ihrer reizenden Tochter. Nachdem der Huldigungsakt vorüber und beide Damen sich aufs herzlichste mit den Vorstandsmitgliedern unterhalten, zogen sie sich ins Schloß zurück, und auch wir schickten uns an, Wilhelmshöhe zu verlassen. Aber diese echten Fürstinnen mußten einen eigenen Reiz auf sämtliche Besucher ausgeübt haben, denn als auf der Nordseite des Schlosses Kaiserin und Prinzessin nochmals unerwartet erschienen und sich zum Abschiede verneigten, da schien allen das Herz überzugehen; wie aus einem Munde erscholl plötzlich aus fast vierhundert Kehlen: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Was kleine Widerwärtigkeiten, denen man ja überall im Leben begegnet, anbelangt, so werden dieselben bald im Dunkel der Nacht der Vergessenheit verschwinden und die lichten Sterne geistiger und seelischer Hochgenüsse immer leuchtender erstrahlen lassen.

Müssen wir aber eingestehen, daß die Reise ein entschiedener, großer Erfolg war, so wollen wir uns keiner Undankbarkeit schuldig machen. Und Dank gebührt allen, die sich um die Lehrerfahrt verdient gemacht, insonderheit dem vortrefflichen Präsidenten des Bundes, Herrn Dr. H. H. Fick, und Herrn Joseph Winter. Wenn wir alle, der seltenen Vorteile und Genüsse der Reise eingedenk, dem Lehrerbunde zeitlebens Treue geloben und halten, werden wir — so glaube ich bestimmt — diese zwei verdienstvollen Förderer deutscher Sprache und Kultur am besten für ihre nicht geringen Mühen und Sorgen belohnen.

Hören wir nun einmal was die „zweite Generation" zu sagen hat. Wir geben den Artikel des Portlander Rechtsanwalts Chas. J. Schnabel mit aller Absicht in englischer Sprache wieder, um durch Uebersetzung nicht das geringste an seinen Eindrücken zu ändern.

To adequately express the impressions of my trip to the annual convention of the German-American Teachers at Berlin this year seems impossible, both for lack of words and lack of space. I can give only a few of my general thoughts on the subject.

I left my home in Portland very reluctant to make this trip on account of pressing business matters, but I can truthfully say that for the expenditure of time

and money involved I feel better repaid today than for any other expedition I have taken in my lifetime. I had never been in the Fatherland before and I state my experience very moderately when I say it was a revelation and delight from the first to the very last moment. I wish every cultured American possessing the means could be induced to make a visit to Germany. It is the greatest country on the continent of Europe. The atmosphere that I have brought back with me will, I believe, brighten my entire future life. I feel elevated and improved in ways I never anticipated. I am induced to believe I now have a right to think I know something of art, literature, science and music, at least, so far as these accomplishments are manifested and expressed by the great masters of the past and present. From the time we landed until the time we boarded the steamer for our return there was not one wasted moment nor an hour that failed to afford the highest sense of personal gratification and enjoyment.

The deference and consideration paid by all classes with whom we came in contact to the profession represented by our company was a revelation. It is a significant commentary on the advanced culture and progress of Germany that the teacher should take such exalted rank among other professions. How much I wish it might be so in our own country!

We were received by the most distinguished people and honored with the most fastidious attention on all sides. The government authorities, doubtless especially instructed, exerted themselves to provide us with entertainment and facilitation for our travels. The order, beauty and system of everything was marvelous. After repeated visits to every leading city in America, I, for the first time, realized what beautiful cities really are. This feature of my trip made one of the strongest impressions upon me. Few people in America understand to what extent city building has been elevated to an art and a science in Germany. Words fail me in attempting to describe the various and varying features of civic life over there which conveyed this impression. Hamburg, Dresden, Frankfort-on-the-Main, Munich, Leipzig, Düsseldorf, Cologne and Berlin are beautiful. They are beautiful, not merely in the orderly and harmonious designs presented in their construction, but they are also beautiful from the standpoint of governmental and municipal regulation.

If I had my preference as to the place where I would rather live it would be Düsseldorf. The historical surroundings and significance of Düsseldorf is an education to every beholder. The trip down the Rhein between Düsseldorf and Frankfort is grand. Not for a single moment were we out of sight of some point of historical importance and value. The ideas inculcated, the desires aroused for a better acquaintance with the history of the past by such a trip exceeds the influence of any other form of teaching accessible to the ordinary thinker or student.

Another thing that surprised me, American born and brought up as I am, was the extreme democracy among the people. It seems to me we hardly appreciate what true democracy is in this country. The uniform courtesy and politeness of all classes of people is astonishing. There did not seem to be an uneducated or ill-mannered inhabitant in the whole land. The method of carrying on every industrial vocation and the management of all public and private utilities represent the work of truly master minds. Every man and every woman is thoroughly trained in the function he or she is designed to exercise in the community.

A feature I feel especially constrained to mention and commend is the evidence in all educational circles of a strong desire to spread the study of the German tongue, a knowledge of German history, its music, its art, its general culture. There is a

gross misunderstanding of Germany in the minds of Americans. I sincerely trust the admirable system of exchanging professors with our own institutions of learning may soon tend to correct this lamentably erroneous impression.

Der bekannte deutsch-amerikanische Schulmann, Prof. E. Spanhoofd, an der St. Pauls School zu Concord, N. H., schreibt:

Das Gefühl, welches in meinen Erinnerungen an die Deutschlandfahrt des Lehrerbundes immer wieder auftaucht, ist das der Dankbarkeit für all' das Gute und Schöne, das uns von allen Seiten geboten wurde, für die hohen Ehrungen, die uns von seiten der Städte, Staaten und Hochschulen des lieben Vaterlandes zuteil wurden. Wir waren wohl alle manchmal beschämt von den Ehren, mit denen wir überhäuft wurden und fühlten uns in tiefster Seele derselben nicht ganz würdig. Wenn wir jedoch sahen, daß der Antrieb zu diesen Ehrenbezeugungen fast immer von Leuten ausging, die Studienreisen in Amerika gemacht, uns also auf unserem eigenen Arbeitsfelde zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten, so ließen wir es uns gern gefallen, daß sie unsere hiesige Tätigkeit höher einschätzten, als wir es bis jetzt selbst getan hatten. Jedenfalls war der ehrende Empfang, dessen wir uns überall in Deutschland erfreuen konnten, die schönste Belohnung für die Jahre, die wir der Förderung deutscher Sprache und deutscher Art im Auslande gewidmet haben, schöner als die Professoren- und Geheimratstitel, mit denen eine gütige Regierung die Verdienste unserer deutschen Kollegen zu belohnen bedacht ist.

Daß unsere Deutschlandfahrt sich fruchtbringend und reich an Nachwirkungen erweisen wird, stand schon auf der Rückreise bei allen Teilnehmern fest. Die Eindrücke und Anregungen der Reise beeinflussen und beleben schon jetzt unseren Unterricht. Sprechen wir doch jetzt wieder besser deutsch; denn selbst der geborene Deutsche verlernt allmählich das bodenständige Deutsch und bedarf von Zeit zu Zeit einer tüchtigen Kräftigung seines Sprachgefühls. Kennen wir doch jetzt wieder weit besser die vaterländischen Verhältnisse, denn Deutschland veränderte sich in den letzten Jahrzehnten so rasch, daß man sich nach mehrjähriger Abwesenheit immer wieder in das viele Neue einzuleben hat.

Studienreise wurde unsere Fahrt sehr gern von den deutschen Zeitungen genannt, und wir belächelten gern die Benennung, weil uns zu Studien eigentlich nirgends Zeit gelassen wurde. Auf eingehende Studien werden aber zweifelsohne viele der Anregungen hinauslaufen, die uns überall so reichlich geboten wurden. Ich erinnere nur an Sickingers Vortrag in Mannheim und an den Schulbetrieb, dem wir in Berlin beiwohnen durften.

Was wohl auf alle einen großen Eindruck gemacht hat, ist die Großherzigkeit und Einheitlichkeit, mit der eine Idee, wie z. B. die des Fortbildungswesens in München, ausgebildet und durchgeführt ist. Und das ist so nicht nur in erzieherischen Dingen, sondern überall, in der Anlage der Städte, der Museen, der Badehallen, der Markthallen und aller öffentlichen Anstalten. Wohl jeder der Reisegenossen hat sich nach seiner Eigenart etwas Besonderes gemerkt, von dessen Anwendung er sich für seinen Wohnort Nutzen und Schönheit verspricht. Wir haben ja hier die Anfänge von vielem Guten und Schönen, das wir drüben schon in voller Entfaltung haben beobachten können.

Welchen Eindruck nun wir auf die deutschen Kollegen gemacht haben, das zu beurteilen, ist es wohl zu früh. Nur zu einem wünschen wir wohl alle sie angeregt zu haben, nämlich fortzufahren unser amerikanisches Eriehungswesen zu beobachten und uns in nicht zu ferner Zeit durch einen Gegenbesuch zu erfreuen, wie es uns in Berlin in Aussicht gestellt wurde.

Und unser Lehrerbund? Sollte nicht auch ihm aus dieser denkwürdigen Fahrt ein bleibender Nutzen erwachsen? Sollte es ihm fortan nicht möglich sein, eine größere Zahl als bisher von ständigen Mitgliedern um sich zu versammeln, so daß er auch dauernd zu der repräsentativen Körperschaft werde, als welche es ihm drüben aufzutreten vergönnt war?

Die „Berliner Morgenpost" schließt einen längeren, sympathisch gehaltenen Artikel mit den Worten:

Es kann ferner nicht ausbleiben, daß Länder, die in einem so lebhaften Austausch

geistiger und materieller Güter stehen, auf die Dauer auch politisch enger verknüpft werden. Mit begeisterten Worten wiesen die Deutschamerikaner wiederholt auf die leuchtende Zukunftsmöglichkeit hin, daß ein solches Handinhandgehen zweier gleichbedeutender Nationen in verschiedenen Erdteilen für den Ausbau der Kultur, die Wohlfahrt der ganzen Menschheit und die dauernde Erhaltung des Weltfriedens von den segensreichsten Folgen sein müßte.

In der „Täglichen Rundschau" sagt Dr. Karl O. Bertling:

Noch zittern nach die Tageseindrücke der großen Rundfahrt des Deutschamerikanischen Lehrerbundes durch deutsche Lande, noch scheint es, als ob die Glühlichter so manchen Festabends in deutschen Städten nur noch Träume und tanzende Erinnerungen vorgaukelten. In der Tat, ein farbenprächtiger, ein von buntesten Eindrücken erfüllter Wanderzug liegt hinter den amerikanischen Pädagogen. Aber sollten Empfänge, Feiern, festliche Wallungen alles gewesen sein, etwa gar die Eindrücke, bei der Fülle der Erlebnisse sich nicht in dem Grade von einander abheben, das erreicht worden wäre, woraufhin die ganze Pilgerfahrt von Haus aus unternommen wurde: ein klares, ein besseres Bild von Deutschland zu gewinnen und es zur Befruchtung des deutschen Unterrichts in Amerika mit hinüber zu nehmen? Mag auch bei diesem, wie bei anderen festlich angelegten internatioualen Besuchen manches Pathos, manche Ueberschwenglichkeit, manche künstliche Aufputzung zugegeben werden, die ernste Arbeit der Berliner Woche allein dürfte allen Skeptikern Beweis genug sein, daß diese Amerikaner nicht nur wie die Eintagsfliegen in Schwärmen und schwärmend zu uns gekommen sind, sondern daß sie auch unter zielbewußter Führung zu sich selbst und zu ersprießlicher Reflexion über uns und sich gelangten.

Die Ergebnisse der Berliner Tagung bedeuten Dauerwerte hüben und drüben; schon die Aufstellung der Themata zeigt, daß man mit sicherem Blick aus dem Reichtum der Möglichkeiten von Problemen das für beide Seiten Wertvollste herausstellte. Alle diese Werte sind sicher geborgen, ihre rückwirkende Kraft auf weiteste Kreise in Amerika alles andere als das Hirngespinst eines Optimisten. Die amerikanische Jugend, im großen und ganzen rettungslos einer geflissentlichen Irreführung der amerikanischen Presse ausgeliefert, wird um ein gutes Stück selbständiger werden in ihrem Urteil über Deutschland und die Deutschen; Verleumdung aus Mißgunst, schiefe Darstellung aus Mißverständnis werden mehr und mehr auf einen kritischen Widerstand stoßen. Selbst wer nicht zu den Phantasten gehört, die sich von der Erweiterung des kulturellen Verständnisses zwischen Nationen letzten Endes den ewigen Frieden versprechen, wird die Möglichkeit zugeben, auf diesem Wege mindestens die Gefahr eines zu Völkerkonflikten führenden Momentes, nämlich des krassen Mißverständnisses, wesentlich zu verringern.

Verhehlen wir uns nicht eine immer noch weite Kreise kennzeichnende Aufgeblasenheit dem „kulturlosen" Amerika gegenüber. Selbst unter sogenannten Kennern Amerikas gibt es neben Leuten, die sich dem national empfindenden Deutschen gegenüber durch übertriebene Amerikaverehrung unsympathisch, wenn nicht gar lächerlich machen, eine ganze Reihe von einflußreichen Persönlichkeiten, die das andere Extrem: Unterschätzung der in Amerika am Werke befindlichen Kräfte, darstellen. Vielleicht dürfte gerade diesen die gegenwärtige Deutschlandfahrt der Amerikaner zu denken geben. — — —

Ist nicht auch eben eine solche Korrektur von Vorurteilen — sie glücke oder sie glücke nicht — eine Errungenschaft, ein Dauerwert der gegenwärtigen Deutschlandfahrt? Aber noch andere, insbesondere Deutschland betreffende Werte, erschließt uns diese Deutschlandfahrt. Schon die bis in den Winter zurückweichenden Vorarbeiten legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, wie ergiebige und wie intime Beziehungen bereits von deutscher Seite nach Amerika bestehen; wieviel mehr systematischer die Orientierung auf deutscher Seite in den letzten 10 bis 15 Jahren geworden ist. Diese Tatsache zwingt zur Anerkennung des Austauschgedankens, sie muß auch diejenigen zwingen, die sich politisch von dem Austauschgedanken nichts oder nur wenig versprechen. In diesem Sinne repräsentiert das Kommen der amerikanischen Pädagogen einen

Beweis für die Fruchtbarkeit des organisierten Austausches. Die hierbei auf dem Spiele stehenden geistigen Güter können eben nicht auf die Dauer der Herrschaft des Zufalles ausgeliefert werden, am allerwenigsten von einer Nation wie der deutschen. Da ist es denn erfreulich zu sehen, eine wie feine und starke Witterung trotz alledem zunächst in der deutschen Lehrerschaft, dann aber auch mittelbar in weiteren Kreisen des deutschen Volkes für das ist, was beide Nationen zu ihrem Gewinn von einander lernen können. Auch hier liegt die belebende Rückwirkung des Lehrertages auf der Hand. Der Dank der Amerikaner bedeutet eine Bestätigung, daß man auf dem richtigen Wege ist.

Schnell wendet sich das Blatt mit den Eindrücken der Amerikaner, auf der anderen Seite steht der Eindruck, den sie hinterlassen. Sie kamen als Lehrer, sie kamen aber auch als Menschen. Vielleicht gaben sie uns gerade als Menschen das Allerwertvollste, im intimen Verkehr lag uns ihre ganze hoffnungsfreudige amerikanische Seite offen. Sie kamen als Lernende, aber sie scheiden auch als unsere Lehrer. Wie allen Deutschen, die sich durch das Labyrinth amerikanischen Lebens und seiner Kulturzusammenhänge hindurchgefunden haben, so wird es auch ihnen gehen: vom Rausch durch die Ernüchterung zum nüchternen Urteil werden ihre Eindrücke die Wetterprobe durchmachen müssen. Uns braucht um den Niederschlag nicht bange zu sein.

Und wie ein Schlußchoral mutet eine Ansprache Rektor Eberweins an, die er zum Gedächtnis der Deutschlandfahrt der deutschamerikanischen Lehrer vor den Schülerinnen des Lehrerinnen-Seminars zu Dresden hielt:

„In dieser Herbstmorgendämmerstunde gedenke ich einer Sommerabenddämmerstunde, in der hier in diesem Raume liebe Menschen aus weiter, weiter Ferne „daheim" waren: Deutsche Lehrer und Lehrerinnen aus den Millionenstädten Amerikas, aus dem waldigen Norden, aus dem sonnigen Süden der Union und aus Kalifornien, dem Paradiese der Vereinigten Staaten.

Es muß eine urgewaltige Macht gewesen sein, die die „westwärts" gerichtete Lebensbahn so vieler auf kurze Zeit wieder umbog in eine östliche, eine Macht, die sich nicht schwächen ließ durch Gedanken an Kosten und Gefahren, die sich nicht brechen ließ durch das Schrecklichste der Schrecken, was je das Weltmeer gesehen: den Untergang der „Titanic".

Was führte die Deutschamerikaner zu uns? — so fragt ihr. Wollten sie große Schulen sehen?

Nein! — sie haben solche, wenn auch nicht immer architektonisch schöner, so doch räumlich größer und praktischer als wir.

Wollten sie große wirtschaftliche Betriebe sehen?

Nein! — sie haben solche, mächtiger und umsatzkräftiger als wir.

Was wollten sie denn?

Sie wollten d a h e i m sein: daheim im Lande ihrer Väter, wieder einmal daheim im Vaterlande, das sie einstens verlassen hatten, der Not, dem eigenen Triebe oder einem ehrenvollen Ruf ins Land der Zukunft folgend.

Welche Freude, daß sie auch in unserem Schulheim Einkehr halten konnten; sie haben — wie eine deutschamerikanische Kollegin betonte — hier in diesem Raum eine wahre Feierstunde verlebt.

Marthafleiß hat Worte herzlicher Begrüßung in Reime zusammengesetzt; Marthafleiß brachte ihnen durch dichterische Begleitworte zu unseren Märchenbildern ein Stück heimischer Kunst nahe, und Marthafleiß wies mit ernsten nachdrücklichen Worten hin auf die welthistorische Bedeutung des Riesendenkmals, das auf unseren heimischen Fluren entstanden ist.

Der Händedruck und die herzlichen Worte, mit denen der Kurator des Deutschamerikanischen Seminars von Milwaukee dankte, galten vor allem diesem Marthafleiß. — Und Mariensinn? Er sprach vor allem aus drei Liedern, in denen echte Perlen deutscher Tugenden gepriesen wurden.

Von w a h r e m G l a u b e n sprach das Geibelsche Gedicht mit der ernsten Komposition Hillers: Herr, den ich tief im Herzen trage. —

Von dem h i m m e l w ä r t s g e r i c h t e t e n I d e a l i s m u s sprach das Gedicht von Paul Heyse in der stimmungsvollen

Vertonung eines Peter Cornelius: In Sternennacht. —

Und von echter ergebener Treue sprach das altdeutsche Lied des Abtes Werner von Tegernsee, das Eugen Hildach so herzgewinnend komponierte:

„Ich bin dein,
Du bist mein,
Deß sollst du gewiß sein,"

ein Wort, an das der Reisemarschall anknüpfte, es mit beredtem Munde anwendete auf die Beziehungen zwischen den Deutschen Amerikas und dem Deutschtum im Mutterlande und hervorhob, daß eine wesentliche Kulturaufgabe des Deutschtums darin bestehe, die Welt mit rechtem Geist zu beleben: Mit wahrem Glauben, mit echter Treue und mit himmelwärts gerichtetem Idealismus!"

* * *

In diesen Tagen werden die Milwaukee'er Sänger eine Deutschlandfahrt antreten. — Glück auf den Weg! —

In deutschländischen Lehrerkreisen rüstet man zu einer Amerikafahrt. Willkommen, herzlich willkommen. Die deutschen Lehrer werden Eindrücke mit nach Hause nehmen, an denen sie ein ganzes Leben hindurch zehren können! —

Im „Deutsch = Amerikanischen National=Bund" sind seit längerer Zeit Vorarbeiten im Gange für eine Deutschlandfahrt zur Enthüllung des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig, und der von Rudolf Cronau gemachte Vorschlag zur Abhaltung einer National=Konvention in Berlin findet immer mehr Anhänger und Förderer....

Fern am Horizonte seh' ich Frührot glänzen, — Frührot, das uns das Anbrechen des ersten Frühlingstages eines geistigen All=Deutschland kündet! — —

Heil, All=Heil!!

Fred. R. Minuth.



Der Kaiser und die Amerikaner.

IV.

(Fortsetzung: N i c h o l a s M u r r a y B u t l e r.)



Im März-Heft dieser Blätter habe ich eine amüsante kleine Geschichte erzählt von dem Anti-Lateiner Nicholas Murray Butler, Präsidenten der Columbia-Universität zu New York, der eine von dem ihm unterstellten Professor Harry Thurston Peck verfaßte lateinische Rede auswendig lernte, um sie bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der Universität Berlin vor dem Deutschen Kaiser und den europäischen Koryphäen der Wissenschaft aufzusagen. —

Ueber diesen selben Herrn Nicholas Murray Butler ließen sich noch mancherlei interessante Intermezzi berichten; aber ich will heute nur e i n e Geschichte erzählen. Es ist keine amüsante kleine Geschichte, — es ist vielmehr eine ernste große Geschichte, eine Geschichte voller Bosheit und Charakterlosigkeit, eine Geschichte, die die Unzulänglichkeit der Organisation amerikanischer Universitäten im grellsten Lichte zeigt: es ist die Geschichte der Brüskierung und Verfolgung eines jungen amerikanischen Gelehrten von Weltruf, der den Irrtum beging, an die Freiheit akademischer Lehrtätigkeit an amerikanischen Universitäten zu glauben, — die Geschichte der Entlassung des Professors Dr. J. E. Spingarn, Leiters der Abteilung für vergleichende Sprachforschung, moderne Sprachen und Literatur an der Columbia-Universität zu New York. —

Sehen wir, ehe wir auf die Affäre selbst eingehen, einmal zu, wer Professor Spingarn eigentlich ist. In der Gelehrtenwelt der Erde ist er kein Unbekannter. Aber nicht jeder von uns ist Gelehrter und nicht jeder von uns hatte Gelegenheit, Professor Spingarn kennen zu lernen.

Der Name deutet auf deutsche Abstammung. Soviel mir indes bekannt ist, gehörte Professor Spingarn einer alten amerikanischen Familie an, deren Vorfahren vielleicht vor anderthalb oder zwei Jahrhunderten aus Deutschland hier eingewandert sein mögen. Ich bemerke dies ausdrücklich, um dem naheliegenden Vorwurf der Parteilichkeit aus völkischen Rücksichten von vornherein vorzubeugen.

Joel Elias Spingarn graduierte im Jahre 1895 am Columbia College. Zwei Semester studierte er an Harvard. Dann folgen sechs Semester an der Columbia. Im Jahre 1899 promovierte Spingarn an der genannten Universität zum Doktor der Philosophie, und im gleichen Jahre wurde er dem Prof. Geo. E. Woodberry, Leiter der Abteilung für vergleichende Sprachforschung an der Columbia-Universität, als Assistent beigegeben. Beim Rücktritt Professor Woodberrys, im Jahre 1904, wurde Dr. Spingarn zum Adjunkt-Professor der vergleichenden Sprachforschung ernannt. 1909 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor und 1910 wurde Spingarn Leiter der Abteilung für vergleichende Sprachforschung, moderne Sprachen und Literatur an der Columbia-Universität.

Von den wissenschaftlichen Buchwerken Professor Spingarns wäre an erster Stelle zu nennen: "*A History of Literary Criticism in the Renaissance, New York: Columbia University Press, 1899. Second Edition, revised 1908. Translated into Italian by Antonio Fusco, with a commendatory preface by Benedetto Croce, Bari, 1905.*"

Allein schon dieses Werk begründete Spingarns Weltruf. Die Fachgelehrten Amerikas, Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, Hollands u.s.w. zollten diesem Werke die höchste Anerkennung. Es ist nicht möglich, das Urteil eines jeden Gelehrten über das Werk hier auch nur anzudeuten. Begnügen wir uns darum mit der Wiedergabe einiger Sätze aus der Feder anerkannter deutscher Autoritäten:

Professor L. P. Betz schreibt in „Das Literarische Echo", Berlin, Juli 1901: „Beiden Werken hat die Kritik hüben und drüben reiches

Lob gespendet. Die nicht nur inhaltlich, wissenschaftlich tüchtigen, sondern auch äußerst anregenden und gut geschriebenen Bücher, die wir jedem englischkundigen Gebildeten empfehlen, ehren die Columbia-Universität in New York und insbesondere deren Literaturvergleichende Sektion, aus der sie hervorgegangen sind."

Im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie" schreibt Professor Dr. Karl Voßler im September 1900: „Eine übersichtliche, gedrängte und treffende Darstellung, die überall das Wesentliche heraushebt und sich nie im Detail verliert, ermöglicht es dem Verfasser, das große Gebiet in einem kleinen und ansprechenden Buch zu bewältigen."

Professor Dr. Ph. Aug. Becker äußert sich in der „Deutschen Literaturzeitung", Berlin, im Januar 1906, also: „Die empfehlenden Worte, mit der wir die erste englische Ausgabe begrüßt haben, bleiben im vollsten Maße zu Recht bestehen. Die gründliche Information, die klare Sachlichkeit und die Reichhaltigkeit des Inhalts sichern dem Buche einen dauernden Platz unter den grundlegenden Nachschlagewerken, und die geschickte Verwebung der zahllosen Details in eine wohldurchdachte, einheitliche Darstellung machen es zur ersten Einführung geeignet."

Professor E. P. Evans schreibt unterm April 1900 in „Die Nation", Berlin: „Zum Schluß wollen wir Herrn Dr. Spingarns Buch bestens empfehlen, denn es ist eine gediegene Arbeit, die gewissenhafte und scharfsichtige Forschung mit klarer und anschaulicher Darstellung verbindet, und dem Verfasser sowie der Columbia-Universität zur Ehre gereicht."

Diesem hervorragenden Werke folgen: "American Scholarship; Les Belles-Lettres et L'Erudition en Amérique au point de vue académique: Mémoire lu au Congrès d'Histoire Comparée. Macon, 1901 (reprinted from the Proceedings of the Congress of Comparative History, Paris, 1900).

Auch dieses Werk fand eine glänzende Aufnahme.

Ferner: "Critical Essays of the Seventeenth Century: Edited by J. E. Spingarn. 3 vols. Oxford: Clarendon Press. Vols. i, ii, 1908; vol. iii, 1909." Eine Reihe ausgezeichneter Kritiken liegen uns auch über diese Arbeit aus verschiedenen Städten Amerikas, Deutschlands, Englands, Italiens, Frankreichs u. s. w. vor. Sogar der Herr Präsident Nicholas Murray Butler, der die Columbia-Universität um diesen ausgezeichneten Gelehrten und Lehrer aus persönlichen Motiven beraubt hat, schreibt unterm 7. Mai 1908:

"Dear Professor Spingarn:

I thank you most heartily for your kindness in sending me a copy of the new edition of your former book and the first two volumes of your Critical Essays of the Seventeenth Century. I spent last evening in going through these volumes with great satisfaction and delight. *It is a matter of no small importance to Columbia and to American scholarship to have so thorough a piece of work as this go out from the Oxford University Press by one of our own family.* I congratulate you most sincerely upon what you have accomplished.

Faithfully yours,

Nicholas Murray Butler."

Die Wiedergabe dieses Schreibens in englischer Sprache ist in der Absicht geschehen, um durch Uebersetzung nicht den Schatten einer Aenderung des Inhalts aufkommen zu lassen. Wir werden uns davon überzeugen können, wie nötig dies ist, — angesichts der Haltung dieses Herrn Nicholas Murray Butler, dem klaffende Lücken in seinem Wissen kein Hindernis waren beim Aufstieg bis zur Würde eines Universitäts-Präsidenten.

Als fernere bemerkenswerte und von der Gelehrtenwelt diesseits und jenseits des Ozeans mit höchster Anerkennung aufgenommene Werke Spingarns führe ich noch an:

"Sir William Temple's Essays on Ancient and Modern Learning and on Poetry: Edited by J. E. Spingarn. Oxford: Clarendon Press, 1909."

"The New Criticism: A Lecture delivered at Columbia University, March 10, 1910. New York: Columbia University Press. 1911 (reprinted from the Columbia University Lectures on Literature)."

"The New Hesperides and Other Poems. New York: Sturgis & Walton Company, 1911."

Zu diesem Werke schrieb der damalige Staatssekretär (Minister des Aeußern) der Vereinigten Staaten, Herr John Hay:

"Dear Mr. Spingarn:

I thank you very much for your poem, which I have read with great interest and enjoyment. I am old and tired, but I still take pleasure in the dreams of other men, when they treat of noble things — and are well told. Lines like

'For Spring finds Summer trembling in the root,
And the March mists are melting into flowers,'

and

'Only the seeker worthy of the quest
Shall find the perfect land,'

remind me of the days, when I, too, dwelt in Arcadia.

Yours faithfully,
JOHN HAY."

Endlich sei noch angeführt: "Jacobean and Caroline Criticism: A chapter contributed to the Cambridge History of English Literature, vol. vii. Cambridge (England): Cambridge University Press, 1911."

Was hat Herr Butler z. B. diesen Werken gegenüber zu stellen? — Liegt es an unseren mangelhaften Literaturkenntnissen, daß wir von dem geistigen Herrn Butler so garnichts wissen, oder hat Herr Nicholas Murray Butler in der Tat kein beachtenswertes Werk geschrieben?

Wir alle, die wir einst die Bänke einer höheren Lehranstalt drückten, haben erkennen müssen, welch' ein Ueberfluß an Paukern und welch' ein Mangel an Lehrern in diesen Schulen herrscht. Wir alle erinnern uns heute noch, wie unsäglich widerwärtig die Pauker, wie sympathisch die Lehrer uns waren. Und was wir gelernt — in Ansehung der unter dem Druck der Pauker geopferten Summe an Zeit und Arbeit oft recht wenig — verdanken wir allein den Lehrern. So mancher von uns hat den Ballast, den die Pauker ihm aufbürdeten, erst abschütteln müssen, ehe er tauglich wurde fürs praktische Leben.

Spingarn gehörte zu den Lehrern, — jenen auserwählten Lehrern, zu denen die Schüler in Begeisterung emporblicken und an denen sie noch hängen, wenn sie längst die Schule verlassen haben.

Und dieser Mann fiel der boshaften Willkür eines Ignoranten, eines Nachsagers, zum Opfer. —

Wie war das möglich?

Der Laie wird das nicht so ohne weiteres zu fassen vermögen. Werfen wir darum einmal einen Blick hinter die Kulissen.

Die Columbia-Universität wird — gleich vielen anderen amerikanischen Universitäten — geleitet durch einen sich selbst ergänzenden „Board of Trustees", bestehend aus Finanziers, Advokaten, Geistlichen und andern Leuten, die in der Regel weder vom höheren Lehrfach etwas verstehen, noch vertraut sind mit der Atmosphäre des akademischen Lebens. Diese Trustees führen die Kontrolle über die Finanzen der Universität, berufen und ernennen Professoren, überwachen die Lehrtätigkeit usw. — Gegen den Beschluß der Trustees gibt es keine Appellation. Die einzelnen Fakultäten haben garnichts zu sagen. Der Universitäts-Präsident ist das einzige Mitglied des Lehrkörpers, das an den Sitzungen der Trustees teilnimmt. In Ansehung der Unfähigkeit der meistens aus Laien bestehenden Mitglieder des Board of Trustees fällt dem Präsidenten ohne weiteres die Rolle des spiritus rector in den Sitzungen zu. Durch eine derartige, alle Logik über den Haufen werfende Verkettung von Umständen erlangt der Präsident einen die ganze Entwicklung der Universität beherrschenden Einfluß. Was der Präsident anregt und den Trustees mundgerecht zu machen versteht, wird zum Beschluß erhoben, und da es gegen diesen Beschluß keine Appellation gibt, kondensiert sich hier der Kreislauf der Ereignisse zur absoluten unkontrollierbaren autokratischen Gewalt für den Präsidenten.

Daß kleine Geister und niedere Charaktere einen schlechten Gebrauch von einer solchen Gewalt machen, sehen wir auf allen Gebieten des Lebens. Daß die akademische Welt hiervon nicht

verschont bleibt, ist zwar bedauerlich, aber für den Menschenkenner nicht verwunderlich. Allerdings muß gesagt werden, daß es auch Universitäts-Präsidenten gibt, die die ihnen verliehene oder erlistete Macht zum Besten so manches Lehrers zur Geltung brachten. Aber selbst diese rühmlichen Tatsachen können den Fortbestand der heutigen Organisation der amerikanischen Universitäten nicht als empfehlenswert erscheinen lassen. Ein alter Universitätsprofessor von Weltruf, der seit dreißig Jahren im akademischen Lehramt steht und der unsere akademischen Verhältnisse sehr genau kennt, äußerte vor nicht langer Zeit zu mir: „Der Außenstehende hat keine Ahnung, was oft alte Universitätslehrer von Ruf zu ertragen haben. Es gibt Universitäts-Präsidenten, die ihre Professoren nicht besser behandeln, wie einst die Niggersklaven behandelt wurden!" Und wenn wir den Fall Spingarn betrachten, dann werden wir leider nur zu geneigt, dem alten Professor beizupflichten.

Wer kennt nicht die feige Furcht beschränkter Geister? — Wer hat noch niemals redlichen Zorn empfunden über die Wühlarbeit banausischer, durch Nepotismus zur Macht gelangter Leute zum Zwecke der Unterdrückung ihrer sie an Wissen überragenden Untergebenen? — In Deutschland bedient man sich solchen unbequemen „Neuerern" gegenüber insonderheit zweier Mittel: entweder man „lobt sie fort", oder man stellt ihnen Fallen und quält sie durch Chikane. Unsere von dem deutschländischen Verwaltungs- und sonstigen Beamten-Apparat vollkommen abweichenden Zustände im öffentlichen Leben schließen das „Fortloben" aus. Es bleibt also nur die Intrige, unterstützt durch die Chikane.

Daß ein Mann von der Bedeutung des Professors Spingarn einem Nicholas Murray Butler unbequem werden mußte, liegt in der menschlichen Natur begründet. Allein die geistige Ueberstrahlung seitens dieses Mannes mußte den Neid eines Vorgesetzten von der Qualität jenes Universitäts-Präsidenten erregen. Was war also natürlicher, als daß der Vorgesetzte den Untergebenen die Macht fühlen ließ. — Präsident Butler verfügte — gedeckt durch die kritiklose Zustimmung der Trustees — die Vereinigung der Abteilung für vergleichende Sprachforschung, deren Leiter Professor Spingarn war, mit der unter Professor A. H. Thorndick stehenden Abteilung für englische Sprache, und zwar unter der Leitung des Professors Thorndick. Das war eine direkte Degradation des Professors Spingarn, gegen die Spingarn unter Berufung auf seinen Kontrakt energisch protestierte. Aber der Mächtige ist bekanntlich immer im Recht. Schließlich kam Spingarns Stellung in Gefahr. Indes die Differenzen wurden durch eine Unterredung zwischen den beiden Professoren endlich auf gütlichem Wege beigelegt. Dies geschah am 22. November 1910.

Am 9. Dezember 1910 brachte Professor Spingarn bei der philosophischen Fakultät eine Resolution ein, laut welcher Professor Harry Thurston Peck die Anerkennung der Fakultät für seine der Columbia-Universität während der Dauer von zweiundzwanzig Jahren geleisteten hervorragenden Dienste ausgesprochen werden sollte.

Dieser Professor Harry Thurston Peck — eine Autorität auf dem Gebiete der klassischen Sprachen — ist derselbe Professor, der dem lateinunkundigen Universitäts-Präsidenten die für Berlin bestimmte lateinische Rede niederschrieb und der einige Wochen später von dem Präsidenten entlassen wurde, weil das moralische Empfinden des Herrn Präsidenten beleidigt worden war durch die Klage einer ehebedürftigen Jungfrau gegen Professor Peck wegen angeblichen Bruchs des Eheversprechens. Professor Peck ging als Sieger aus jener Affäre hervor. Den Verlauf des Verfahrens abzuwarten, hielt Herr Butler jedoch nicht für notwendig. Für ihn galt Professor Peck durch die einfache, unbewiesene Beschuldigung, eine Verlobung — es handelte sich keineswegs um eine Vaterschaftsklage — gebrochen zu haben, als gerichtet. — In Deutschland wird man sich über derartige Möglichkeiten wundern. Im Lande des Feminismus und des bis zur Ekelerregung übertriebenen Weiberkults wundert sich kein Mensch darüber. Die M ä n n e r dieses Landes ärgern sich nur — leider nutzlos — über jene abscheulichen, das männliche Geschlecht entwürdigenden Waschlappen masculini generis, die unsere im Grunde guten Frauen verwöhnen und verderben. — Aus dieser

Verwöhnung heraus, der sich als Folgeerscheinung die Abtötung des edlen weiblichen Empfindens zugesellt, sind auch die recht unweiblichen Klagen wegen Bruchs des Eheversprechens hervorgegangen, die sich in einer großen Anzahl von Fällen als ganz gemeine Erpressungsversuche erwiesen haben. Aus diesem Grunde erblickt der vornehme Mensch in der bloßen Klage wegen Bruchs des Eheversprechens auch keineswegs etwas Ehrenrühriges für den Verklagten, und in den Kreisen vernünftiger Leute wird die Frage über das fernere Verhalten der Gesellschaft dem Verklagten gegenüber erst mit dem Prozesse entschieden. Und dies steht auch wohl mit den Gesetzen der Logik in Einklang. Als eine Niedertracht allerersten Ranges muß es darum bezeichnet werden, einer s c h w e b e n d e n Affäre dieser Art wegen einen bis dahin moralisch einwandfreien Mann von unbestreitbaren Verdiensten nach zweiundzwanzigjähriger Dienstzeit kurzer Hand ohne Pension auf die Straße zu setzen.

Vornehm und menschlich schön war die Absicht, dem vergewaltigten Kollegen durch eine Resolution die Hochachtung der Fakultät und das Bedauern über sein Scheiden zum Ausdruck zu bringen. Als bezeichnend für die internen Zustände der Columbia-Universität muß es aber betrachtet werden, daß die Resolution ohne Debatte auf den Tisch gelegt wurde. Es wäre falsch, anzunehmen, daß dies aus Mangel an Sympathie für den entlassenen Kollegen geschah. Im Gegenteil, — man hatte hier, gegebenen Falls, das eigene Schicksal vor Augen und man schwieg aus moralischer Feigheit und aus Liebe zu Weib und Kind.... Professor Spingarn zeigte sich aber nicht geneigt, den hier waltenden geheimen Einflüssen der Willkür zu weichen, sondern kündigte an, daß er — in Einklang mit den Regeln der Fakultät — die Resolution nochmals einbringen und ihre Diskussion unter Umständen erzwingen werde. Dies teilte er dem Präsidenten Butler am 6. Januar 1911 persönlich mit.

Butler antwortete: „Wenn Sie diese Sache nicht auf sich beruhen lassen, werden Sie sich Unannehmlichkeiten bereiten!" (Wörtlich: "If you don't drop this matter you will get into trouble.")

Spingarn erwiderte: „Ich bedaure, Herr Präsident, selbst angesichts von Unannehmlichkeiten, meine Stellungnahme in dieser Frage nicht ändern zu können!" (Wörtlich: "I am not in the habit of altering my conduct because of the prospect of trouble, Mr. President.")

Zehn Tage später erhielt Professor Spingarn die Mitteilung von dem Präsidenten Butler, die Trustees hätten beschlossen, den Lehrstuhl Spingarns nach Schluß des Lehrjahres nicht wieder zu besetzen. Hiergegen legte Spingarn Berufung ein unter Hinweis auf seinen Kontrakt, der ihn bis zum 30. Juni 1912 für das Lehramt an der Columbia-Universität verpflichtete, während das laufende Schuljahr mit dem 30. Juni 1911 schloß. —

Die Angelegenheit führte zu einer erregten Korrespondenz zwischen dem Professor und dem Präsidenten, die dadurch ihren Abschluß fand, daß der Präsident den Professor kurzer Hand mit dem 6. März 1911 von allen Verpflichtungen entband, — d. h. ihn den Zutritt zur Universität verbot — und seine Entlassung mit dem 30. Juni 1911 bestätigte..... Der Nutzen von elf Jahren erfolgreicher Tätigkeit für die Zukunft dieses Mannes war ausgelöscht durch den von Bosheit und Willkür diktierten Federstrich eines kleinen und kleinlichen Geistes.

Was Professor Spingarn der akademischen Jugend Columbias war, das kam in einer großen Anzahl bei seinem Scheiden von den Studenten an ihn gerichteter Briefe zum Ausdruck. Sogar Eltern von Studenten schrieben an ihn. Besonders aber zeigt uns ein Ereignis, wie die Schüler an ihren Lehrer hingen: Die Studenten der Klasse für vergleichende Literatur begaben sich in corpore nach der Wohnung des Professors, überreichten ihm eine Adresse folgenden Inhalts:

> "We, the members of Joel Elias Spingarn's last class in Comparative Literature at Columbia College, do tender to him, upon the cessation of his academic duties, this testimonial of our gratitude to the teacher and of our regard and esteem for the man."

Und dann baten sie ihn, außerhalb der Universität die Lehrtätigkeit bei ihnen fortzusetzen. —

Kann man dem alten Professor Uebertreibung vorwerfen, wenn er behauptete, es gäbe Universitäts-Präsidenten, welche die Professoren nicht besser behandelten, wie einst die Negersklaven behandelt wurden?—Betrachten wir die Differenz zwischen dem Intellekt eines Negersklaven und einem Universitätsprofessor und vergleichen wir die Behandlung, dann kommen wir zu dem Schluß, daß die Rankküne manches Universitäts-Päsidenten für das Ehrgefühl und das Seelenleben eines mißliebig gewordenen Professors eine schlimmere Geißel sein dürfte, als die Büffelpeitsche für den störrischen oder faulen Schwarzen. Der Neger fand trotzdem seinen Napf gefüllt und hatte immer ein Obdach; — den Professor aber setzt man auf den Hungeretat....

Wessen Behandlung ist die relativ schlechtere? —

Gelegentlich der Vergewaltigung eines anderen Universitätsprofessors in Amerika schrieb eine vornehme deutschländische Zeitschrift: „Möge das amerikanische Deutschtum in diesem Kampfe für die akademische Freiheit sich bewußt sein, daß es jetzt nicht nur gilt, das Verbleiben eines bewährten deutschen Forschers in seiner Stellung zu wahren, nicht nur einen Ignoranten und Deutschenhasser fragwürdigen Charakters von seiner leitenden Stellung zu entfernen, sondern gegen das ganze faule Präsidentensystem, ein despotisches Institut inmitten einer Demokratie, einen Stoß zu führen, dessen Erfolg erst den amerikanischen Universitäten das Recht geben würde, als gleichwertige oder wenigstens als gleichstrebende Hochschulen mit der deutschen Universitas litterarum in Wettbewerb zu treten. Vorläufig — und dieses Wasser möchten wir recht reichlich in den Wein unserer heimischen Amerikaschwärmer und Professorenaustausch-Enthusiasten e tutti gießen—, vorläufig können uns Institute, deren unumschränkte Leitung in den despotischen Händen irgendwelcher der Wissenschaft fernstehender Geschäftspolitiker liegt und deren Professoren wie in *** nicht einmal durch die Landesgesetze in ihren Stellungen und damit in der Freiheit ihrer wissenschaftlichen Betätigung kontraktlich geschützt, also rechtlos sind, wenig imponieren und nur geringe Bürgschaften als ernstzunehmende Pflegestätte der Wissenschaft bieten."

Eine andere vornehme deutschländische Zeitschrift schreibt unter der Spitzmarke: „Die Komödie des Professoren-Austausches" u. a.: „Daß es den pfiffigen Erfindern dieses Gedankens wirklich um wissenschaftlichen Ideenaustausch zu tun gewesen wäre, konnte man höchstens leichtgläubigen deutschen Professoren aufbürden, die es für die „ideale Sache" zu gewinnen galt.

Der Austauschgedanke hängt vielmehr aufs engste mit der ganzen Schmeichelpolitik zusammen, die Deutschland seit dem spanischen Kriege Amerika gegenüber verfolgt. Wo der Ursprung dieser Politik zuletzt zu suchen sei, soll hier nicht gefragt werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß plötzlich von Berlin die Losung ausging, die neue Honigpolitik müsse bei den amerikanischen Universitäts-Kreisen zuerst beginnen. Auch fanden sich bald gewisse ordenssüchtige akademische Charlatane arischen wie semitischen Geblütes, die damals dem ratbedürftigen Deutschen Botschafter in Washington die politische Weisheit jener Losung nicht hoch genug anpreisen konnten und ihm ihre zweifelhaften Handlangerdienste zur Verfügung stellten.

In unglaublicher Verblendung über den Einfluß der amerikanischen Universitäts-Kreise auf die Washingtoner Politik, der natürlich gleich Null ist, dachte man sich die Gunst der amerikanischen Regierung damit zu erwerben, daß man die amerikanische Wissenschaft der deutschen ebenbürtig erklärte und die akademischen Schulmeister Amerikas einlud, in Berlin den Professor zu spielen. Wie vorzüglich die Herren zu dieser Rolle ausgerüstet sind, das sollte sich bei der Jubelfeier der Berliner Universität in reizendem Lichte zeigen. Bei diese Gelegenheit war dem Präsidenten der Universität Columbia, einem gewissen Butler, der sich im Katzenbuckeln vorm Berliner Hofe schon früher ausgezeichnet hatte, die Ehre zugedacht, die Feier mit einer lateinischen Rede zu schmücken. Leider hatte er jedoch nach Despoten-Manier amerikanischer Universitäts-Präsidenten kurz vor seiner Abreise nach Berlin den hochverdienten Professor der lateinischen Sprache an seiner Universität Knall und Fall entlassen, und dieser war undankbar und boshaft

genug, zu verraten, daß e r dem Präsidenten die lateinische Festrede, womit dieser in Berlin prunken wollte, gemacht habe. Der würdige Festredner war bereits auf hoher See, als die Wahrheit über die zweifelhafte Vaterschaft seiner Rede an den Tag kam, und erst in London konnte ihm ein freundlicher Zeitungsmensch die garstige Botschaft überbringen. Aber mit der mannhaften Unverfrorenheit, die den Yankee nie verläßt, ließ er den Zeitungsmann nach Amerika zurücktelegraphieren, daß es die P f l i c h t des nichtsnutzigen Professors gewesen sei, ihm, dem die Sprache Latiums verschlossen sei, die nötigen lateinischen Reden zu fabrizieren!!"

Ueber den Professoren-Austausch, allerdings unter etwas vorsichtigerer Auswahl und unter etwas veränderten Umständen, als bisher geübt, kann man schließlich auch anderer Ansicht sein. Die Tatsache bleibt jedoch bestehen, daß die Schmeichelpolitik Amerika gegenüber übel duftende Blüten gezeitigt hat. Amerikaner erhalten Zutritt zum Deutschen Kaiser und werden von den Monarchen ausgezeichnet, die in Amerika k e i n e A c h t u n g g e n i e ß e n. S o w a s f ä r b t a b ! — Soll der Deutsche Kaiser seine Klage über das Sinken des Ansehens der Krone nicht wiederholen müssen, dann werden die in Betracht kommenden Stellen vorsichtiger sein müssen in der Auswahl der dem Kaiser vorzustellenden Fremden, — g a n z b e s o n d e r s d e r A m e r i k a n e r. — Wenn Schweinepökler und Börsenjobber sich als Freunde des Deutschen Kaisers gerieren dürfen, dann geht es unrettbar abwärts mit dem schon nicht mehr ganz feststehenden Ansehen der Krone. Und dagegen möchten wir Deutsch-Amerikaner doch energischen Protest erheben; denn wir haben ein heiliges Anrecht auf die Wahrung des Ansehens des ersten Mannes im Deutschen Reiche, unserem Vaterlande! — Wie die Deutschen Amerikas an der alten Heimat hängen, das haben sie 1870—71 bewiesen, — das haben sie bewiesen bei elementaren Heimsuchungen im Vaterlande, und das werden sie beweisen, so bald dem Vaterlande ernste Gefahr droht. Wir sind ruhige, ernste Männer, frei von allem Hurrahpatriotismus, — aber die Besudelung unserer Ideale, für die manch' einer der noch lebenden Deutsch-Amerikaner 1870—71 geblutet, möchten wir uns doch ernstlich verbitten.

F r e d. R. M i n u t h.





Deutschland.

Hohenzollern und Welfen.



Die Welt hat in diesen Tagen ein eigenartiges Schauspiel erlebt, das gleichzeitig einen Schein von Romantik hat und wiederum doch auch ganz unromantisch anmutet: die Verlobung der Kaisertochter Viktoria Luise mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Zwei alte Häuser, einst zu manch' wichtigem Waffengange vereinigt, zuletzt durch die Entscheidung des Jahres 1866 entzweit, scheinen sich wieder finden zu wollen, indem zwei ihrer Glieder den Bund fürs Leben schließen.

Wir freuen uns über jeden Strahl des Glückes, der in unser Kaiserhaus fällt, und gönnen ihm gerne die Freude, die ganz offensichtlich dort herrscht; unsere Wünsche sind mit dem jungen Paar und vereinigen sich mit denen von Millionen treuer Deutscher.

Wenn wir von der rein persönlichen Seite dieses Ereignisses absehen und den Blick auf seine politische Bedeutung lenken, so müssen wir gestehen, daß wir zu einer reinen Freude nicht gelangen können.

Diese Verlobung hat ihre politische Bedeutung, d. h., sie *sollte* sie ganz offenbar haben; diese sollte darin bestehen, daß in ausgesprochenster Weise die Aussöhnung zwischen Hohenzollern und Welfen kundgetan werden sollte, mit der weiteren Folge, daß dem Hause Welf der Zugang zum Braunschweiger Throne geöffnet werde.

Es will uns nun so vorkommen, als ob ein Bedürfnis nach dieser Aussöhnung eigentlich nur in ganz beschränkten Kreisen im Reiche bestanden hat — wir könnten uns denken, daß die Welfen den Frieden gewollt hätten — aber man weiß ja, daß ihr Oberhaupt, der Herzog von Cumberland, alles tat, um das Gegenteil zu beweisen.

Wenn aber die Versöhnung betrieben werden sollte, so mußte das unter voller Wahrung der Interessen Preußens und des Reiches geschehen, und die Vorbereitungen mußten so betrieben werden, daß auf einen Schlag ganz reiner Tisch gemacht wurde.

Das ist nun ganz offenbar nicht der Fall: der junge Herzog macht für seine Person seinen Frieden mit dem Hause Hohenzollern und dem preußischen Staate — sein Vater aber, das Oberhaupt seines Hauses, tut nicht desgleichen. Wir meinen, so sehr hätte die Bekanntgabe dieser Verlobung nicht geeilt, daß nicht vorher klipp und klar aus Gmunden die Erklärung vorgelegen hätte, *daß der Herzog von Cumberland seine Gefolgsleute in der Welfenpartei angewiesen hätte, die Partei aufzulösen, die Parteiblätter als solche aufzugeben und jede Tätigkeit im Sinne ihrer bisherigen Bestrebungen endgültig zu unterlassen.* Das mußte geschehen; dann konnte es gleichgültig sein, ob der Herzog von Cumberland für seine Person innerlich und äußerlich sonst seinen Frieden mit Preußen und Hohenzollern mache. *Es ist aber nicht geschehen,* und wir sehen infolge davon schon jetzt die unerquicklichsten Erscheinungen, die leicht üble Folge haben können.

Die Welfenpartei erklärt, daß sie weiter bestehen wird; sie betont stolz, daß sie die jetzige Verlobung als „ersten Schritt zur Aussöhnung" begrüße. Ja, welche Schritte sollen noch nachfolgen? Worin soll die endgültige Aussöhnung bestehen?

Die Parteileitung besitzt so viel Takt, dies bei der jetzigen Gelegenheit nicht auszusprechen — aber es ist klar genug, was sie meint: sie hält daran fest, daß das sogenannte „Unrecht von 1866" wieder gut gemacht werden müsse.

Ist es aber nicht unerträglich, daß etwas derartig Zwiespaltiges möglich ward? Man

mag hoffen, daß der junge Herzog die festesten Versprechungen gemacht hat — solange sein Vater lebt, besteht die Welfenpartei weiter, geht der Kampf fort, wird der demnächstige Schwiegervater des jungen Herzogs hinsichtlich eines wichtigen Teiles seines Königreiches für einen „Usurpator" erklärt.

Man hat viel davon gelesen, welche fürstlichen Personen ihre hilfreiche Hand im Spiele hatten, bis es zur Verlobung kam — es ist aber nichts davon bekannt geworden, daß der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident dabei mitgewirkt hat. Ist es doch geschehen, so hat er die staatlichen Interessen ganz gewiß nicht gewahrt — ist es unterblieben, so scheint uns eine Versäumnis des obersten Beamten darin zu liegen, daß er nicht seine Mitwirkung im Sinne der Wahrung der staatlichen Interessen beantragt und durchgesetzt hat.

Solche Verbindungen sind keine reinpersönlichen Angelegenheiten der Nächstbeteiligten, sind auch keine reinen Privat-Angelegenheiten der Herrscherhäuser — sie sind und werden auf lange Zeit hinaus öffentliche Angelegenheiten bleiben, und sie müssen demnach behandelt werden.

Man braucht nur vor sich selbst die Frage aufzuwerfen, ob nicht Fürst Bismarck alles aufgeboten hätte, um von einer solchen politisch-unpolitischen Verlobung seinen kaiserlichen Herrn so lange abzuraten, bis nicht bis auf den letzten Punkt klare Verhältnisse geschaffen gewesen wären, und man wird mit der Antwort wohl keinen Augenblick zögern.

Heute werden derartige Dinge mit mehr Nachgiebigkeit behandelt, als dem Gemeinwohl förderlich ist — mehr vom höfisch-dynastischen, als vom politisch-nationalen Standpunkt aus.

Wir können nur wünschen, daß die Versäumnis, die nach unserer Meinung in diesem Falle vorgekommen ist, nicht zu einer Quelle neuer Sorgen, neuer Enttäuschungen werde.

V.



Deutsche Kampfspiele 1920.
Die Leipziger Kampfbahn (Stadion).

Von Geh. Hofrat Professor H. Raydt, Hannover.

„Gedenke, daß du ein Deutscher bist."
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Das im Jahre 1916 in Berlin bevorstehende Internationale Olympia hat besonders in den sportlichen Kreisen unseres Vaterlandes großes Interesse erweckt. Auch wir glauben, daß derartige internationale Wettkämpfe zur Ausbildung besonderer körperlicher Eigenschaften der Einzelnen viel nützen können. Ebenso wie die Pferderennen, Radrennen, Automobilrennen u. dgl. unleugbar viel dazu beigetragen haben, die Pferdezucht und die in Betracht kommenden Maschinen zu verbessern, so werden auch die ins einzelne gehenden sportlichen Wettkämpfe ganz gewiß zu eifriger sportlicher Ausbildung anregen. Auch in Deutschland werden dadurch wohl ähnliche hervorragende Einzelleistungen zu erzielen sein, wie sie Amerika in diesem Jahre in Stockholm gezeigt hat. Zur Hebung der allgemeinen Volkskraft und der harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen, wie sie die deutsche Turnkunst mit bestem Erfolge in vaterländischem Geiste anstrebt, sind solche Einzelleistungen von geringerem Werte.

Man soll deshalb über den internationalen Olympien, gegen die wir durchaus keinen Widerspruch erheben wollen, nationale Kampf-

spiele nicht vergessen. Internationale Olympien haben für den sportlichen Weltverkehr unbestreitbar große Bedeutung, aber für die Hebung nationaler Körperzucht, die für die Volksgesundheit und die vaterländische Wehrkraft so not tut, würde ein deutsches Olympia wesentlich mehr beitragen. Eine solche deutschnationale Veranstaltung wurde schon seit dem Jahre 1895 von dem Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele unter der Führung des als Förderer aller idealen deutschen Bestrebungen rühmlichst bekannten Abgeordneten Dr. von Schenckendorff in Aussicht genommen. Der großzügig angelegte Plan*), der in seinen technischen Einzelheiten von dem stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralausschusses, Sanitätsrat Professor Dr. F. A. Schmidt, Bonn, in trefflicher Weise ausgearbeitet war, ist damals aus mancherlei Gründen nicht zur Ausführung gelangt.

Eine im Anfang dieses Jahres erschienene Schrift des damaligen Geschäftsführers für die geplanten deutschen Nationalfeste, des Geh. Hofrats Dr. Wilhelm Rolfs, München, nimmt unter dem Titel „Werbeblätter für vaterländische Gedenkfeiern. Deutsche Kampfspiele 1920"**) den alten Plan eines solchen großen nationalen Volksfestes im Jahnschen Sinne wieder auf. Die deutschen Kampfspiele sollen zum ersten Male im Jahre 1920 zur Feier der 50jährigen Erinnerung an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durch den Krieg von 1870—71 stattfinden. Die für jeden Vaterlandsfreund sehr bemerkenswerte Schrift geht von dem Gedanken aus, daß eine Feier, die das Andenken unserer Väter zu ehren bestimmt ist, nicht als Selbstzweck betrachtet werden kann, sondern einen höheren vaterländischen Zweck erfüllen muß, und dieser Zweck muß die Erfüllung eines großen vaterländischen Ideals, einer das deutsche Volk in seinen besten Eigenschaften vorwärts treibenden Aufgabe sein. Als solcher Zweck wird in der Schrift weiter dargelegt, daß körperliche und geistige Zucht zu größtmöglichster Leistungsfähigkeit ausgebildet werden müssen. Diese Rassenpflege, wie sie Rolfs als hohes Ziel im Auge hat, muß aber seiner Ansicht nach national sein, „denn alle Kultur beruht auf einer möglichst ausgebreiteten wahrhaften Bildung, diese aber auf einer in sich selbst ruhenden von fremder Art unabhängigen, geistig wie körperlich gesunden Persönlichkeit." Wer seinem Volke nützen will, soll sich die Frage beantworten: „Wie kann ich die Rassenpflege meines Volkes heben? Wie kann ich aus den durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen Fähigkeiten und Eigenschaften körperlicher wie geistiger Art das Größtmöglichste herausholen und beides, die körperliche wie die geistige Entwicklung, in stetem Fortschreiten zur Vollendung hin erhalten?"

Daß die internationalen Olympien mit ihren im wesentlichen auf Einzelleistungen gerichteten sportlichen Veranstaltungen diesem Rolfschen Ideal nicht nachkommen, liegt auf der Hand. Wir müssen, wenn wir die deutsche Volkskraft erhalten und heben wollen, das Hauptgewicht auf die harmonische Ausbildung des Gesamtmenschen legen. Ihr gegenüber kommt es für unsere Volkskraft wenig in Betracht, ob der eine sich für den Wettlauf von 100 Metern, ein zweiter für den von 500 Metern und ein dritter für den von 1500 Metern besonders ausgebildet hat, oder gar in dem hygienisch nicht zu billigenden Marathonlauf den Sieg erringt, und was dergleichen Dinge mehr sind, wenn er dabei seine übrige harmonische Ausbildung vernachlässigt. Die Höchstleistung darf nicht der einzige Gesichtspunkt sein, wenn die Wettkämpfe einen dauernden idealen Wert haben sollen. Die Vielseitigkeit der Ausbildung muß, wie es bei den alten Olympien der Fall war, mit in Betracht kommen, meines Erachtens ebenso wie die auf dem Schönheitsgefühl beruhende richtige Durchführung, wie es bei der Beurteilung der Uebungen in der deutschen Turnerschaft der Fall ist. Bis auf den Tod erschöpfte, fast zusammenbrechende Menschen machen einen ebenso

---

*) Nationaltage für deutsche Kampfspiele. Von H. Raydt, Leipzig. R. Voigtländers Verlag 1896. In demselben Verlage: Denkschrift über die Einrichtung deutscher Nationalfeste. Von E. von Schenckendorff, 1897.

**) J. F. Lehmanns Verlag, München.

unschönen Eindruck wie ein zu Tode gehetztes Pferd.

Wir wollen auch nicht vergessen, daß der Hauptwert der alten olympischen Spiele in der durchaus nationalen Färbung, die ihnen eigen war, lag. Diese verlieh jenen Kämpfen ihr eigenartiges Gepräge, das noch bis in unsere Tage glanzvoll hineinleuchtet. Griechisches Wesen, griechische Erziehung, griechische Kunst und griechische Gymnastik feierten dort ihre Triumphe, nicht aber internationales Athletentum.

Als Ort des früher geplanten Deutschnationalen Olympia war zuerst die Stadt Leipzig ausersehen.*) Nachher wurde ein Wettbewerb mehrerer Orte angenommen, und schließlich siegte bei den betreffenden Verhandlungen in Berlin der Gedanke, die deutschen Kampfspiele in einem Tale oberhalb Rüdesheim, nahe beim Niederwalddenkmal, stattfinden zu lassen. Die Ausgestaltung dieses Tales hätte aber eine Summe in Anspruch genommen, die damals nicht aufgetrieben werden konnte, und das war einer der Gründe, an denen das so ideal gedachte Unternehmen scheiterte.

Jetzt hat der Gründer des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, der durch sein vaterländisches Wirken in weiten Kreisen bekannte Vorsitzende des Deutschen Patriotenbundes, Herr Kammerrat Clemens Thieme in Leipzig, der auch schon bei dem früheren Plane mit arbeitete, den Gedanken aufgenommen, unterhalb des Völkerschlachtdenkmals eine Kampfbahn (Stadion) für nationale Wettkämpfe anzulegen. Ebenso wie der deutsche Patriotenbund mit größter vaterländischer Begeisterung und außerordentlich bewundernswerter Energie das Leipziger Völkerschlachtdenkmal, dessen Herstellungskosten sich ungefähr auf sechs Millionen Mark belaufen, ermöglicht hat, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß er auch die Kosten für die Kampfbahn, die auf etwa zwei Millionen Mark geschätzt werden, zusammenbringen wird. Wir sind ja in unserm deutschen Vaterlande gottlob so weit gekommen, daß wir, wenn nur eine tatkräftige, begeisterte Führung vorangeht, wie es hier bei dem bewährten Kammerrat Clemens Thieme der Fall ist, gern kleinere und größere Summen für einen anerkannt patriotischen Zweck opfern. Wir haben das u. a. in höchst erfreulicher Weise bei den Schöpfungen des Grafen Zeppelin gesehen und jetzt wieder bei der Flugspende, und so werden ebenfalls für eine nationale deutsche Kampfbahn die Geldmittel leicht zusammenzubringen sein, besonders da auch der Magistrat in Leipzig diesem Plane seine Unterstützung zuwendet. Die Zeichnung für die Anlage hat der Erbauer des Völkerschlachtdenkmals, Herr Architekt Professor Bruno Schmitz, Charlottenburg, entworfen. Der Plan ist, soweit wir ihn beurteilen können, großartig und zweckentsprechend. Die eigentliche Kampfbahn wird eine Fläche von ungefähr 280 Meter Länge und 80 Meter Breite enthalten und dürfte für die in Aussicht genommenen nationalen Wettkämpfe einigermaßen ausreichend sein. Zu beiden Seiten der Kampfbahn sind große halbkreisförmige Anlagen geplant, die zu einer Freilichtbühne für künstlerische Aufführungen aller Art und zu einer Erfrischungsstätte dienen können. Einige notwendige Ergänzungen würden zu ermöglichen sein. Die Ruder- und Schwimmwettkämpfe müßten an einer anderen Stelle des Stadtgeländes stattfinden. Ein bezüglicher, ganz ausgezeichneter Plan, durch den eine Ruderfläche von ungefähr 2½ Kilometer Länge und 200 Meter Breite geschaffen werden konnte, war früher entworfen.

Ist nun die Anlage einer Stätte für regelmäßig wiederkehrende deutsch-nationale Kampfspiele wirklich ein vaterländisch wichtiges Unternehmen? Wir glauben diese Frage auf das Entschiedenste bejahen zu können und verweisen insbesondere auf die erwähnte Rolfssche Schrift. In dieser ist der Ort für die geplanten Kampfspiele absichtlich nicht genannt, und wir wissen nicht, ob Herr Rolfs mit der Leipziger Kampfbahn für die Verwirklichung seines Gedankens einverstanden sein wird. Wir möchten aber dazu raten und können aus eigenster Erfahrung versichern, daß der frühere Plan des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele längst zur

*) Die deutschen Nationalfeste (Deutsch-nationales Olympia) in Leipzig. Denkschrift von Professor H. Raydt und Baurat Dr. A. Roßbach, Leipzig, Max Hesses Verlag.

Ausführung gelangt wäre, wenn man damals an Leipzig festgehalten hätte.

Von den Gründen, die für Leipzig sprechen, möchte ich besonders hervorheben, daß ein großes nationales Fest einen historischen Untergrund haben muß. „Erinnerung wichtiger Begebenheiten," sagt Friedrich Ludwig Jahn, „muß zu Grunde liegen und zwar solcher, die für allgemeine Teilnahme des gesamten Volkes geeignet sind." Die einzige Stätte in Deutschland, die eine allen deutschen Stämmen gemeinsame große nationale Erinnerung darbietet, ist das Leipziger Schlachtfeld, denn die Leipziger Völkerschlacht kann mit Recht als die erste Morgenröte der wieder aufgehenden Sonne unseres geeinten Deutschen Reiches bezeichnet werden. „Die Leipziger Schlacht," schreibt Jahn, „gab uns im Inlande unser Vaterland wieder und im Auslande unsere Volksehre. Unser Name ist wieder ein Ehrenname, und die Leipziger Schlacht hat unsere 2000jährige Geschichte vom Untergange gerettet. Der Leipziger Tag ist aller Tage Tag." Mag uns heute in der Jahnschen Wertpreisung der Völkerschlacht einiges übertrieben vorkommen, so kann man doch wohl sagen, daß der Geist der Geschichte nirgends in Deutschland zu unserer gesamten Nation eine deutlichere Sprache findet als auf dem Leipziger Schlachtfelde, und wir wissen, daß Leipzig seine nationale Bedeutung für Deutschland für alle Zeiten behalten wird und daß die Worte von Ernst Moritz Arndt wahr bleiben:

„O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht."

Für Leipzig fällt außer seiner geschichtlichen Bedeutung manches andere ins Gewicht, besonders seine zentrale Lage. Auch die Möglichkeit, zahlreiche Fremde unterzubringen, ist vorhanden. Ganz besonders bedeutsam ist aber die Tatsache, daß die Bevölkerung Leipzigs von hohem deutschen Nationalgefühl getragen wird. Leipzig ist der ganzen Gesinnung nach eine wahrhaft deutsche Stadt. Der Einschuß von Internationalität, den sie als altbekannte Meß- und Handelsstadt besitzt, hat diesem deutschen Nationalgefühl niemals Abbruch getan.

Die hundertjährigen Erinnerungen des Jahres 1913 werden das Nationalgefühl unseres ganzen deutschen Volkes wieder, wie wir hoffen, neu entflammen, und es ist ein glückliches, hochbedeutsames Zusammentreffen, daß die 25-jährige Wiederkehr der Thronbesteigung unseres tatkräftigen, von echt deutscher Gesinnung beseelten Kaisers in dieses Jahr fällt. Die Einweihung des Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig, an der sich, wie wir hören, alle deutschen Fürsten beteiligen werden, und das im Juli nächsten Jahres bevorstehende große Deutsche Turnfest werden Leipzig zum Sammelpunkt vieler deutschen Vaterlandsfreunde machen. Die Erinnerungen an die glorreiche Zeit der Befreiungskriege wird eine günstige Gelegenheit bieten, die noch fehlenden Mittel für die Leipziger Kampfbahn zu sammeln und den Gedanken der Deutschen Kampfspiele für 1920 mit Ernst aufzunehmen. Es wird vor allem darauf ankommen, bei diesem Plan alles Undeutsche fernzuhalten und das Fest in schönstem Sinne volkstümlich zu gestalten. Das wird geschehen, wenn wir nicht nur sportliche Höchstleistungen bewerten, sondern vor allem das deutsche Turnen im Sinne unseres Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn in den Vordergrund stellen, wenn wir die Volks- und Jugendspiele und verwandte Leibesübungen in freier Luft, wie sie durch die Arbeiten des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele wieder neu belebt sind, recht zu ihrer Geltung kommen lassen, und wenn wir das ganze Fest durch deutsche Kunst verschönen.

Das wird für uns einen dauernden Wert haben. In unserm glücklich geeinigten Vaterlande sei es immer unsere ernste Sorge, das deutsche Volkstum zu kräftigen und unser Volksleben in deutschem Geiste fromm, frisch, froh und frei auszugestalten. Die deutschen Kampfspiele sollen nicht Selbstzweck sein, sondern nur die Blüte unseres Volkslebens. Wir wollen uns und unsere ganze männliche und weibliche Jugend auch im Leben des Alltags durch Turnen, Volks- und Jugendspiele und verwandte Leibesübungen in freier Luft, sowie durch in vernünftigen Gren-

zen gehaltenen körperlichen Sport ertüchtigen, auf daß „Enkel kraftvoll walten mögen, um das schwer Errungene zu erhalten". Wir wollen uns aber bei diesem Bestreben vor sportlichen Uebertreibungen jeder Art hüten. Wir wollen ein Volk treuer Pflichterfüllung und ernster Arbeit bleiben und wollen uns auch für alle Zeiten den Ruhm bewahren, das Volk der „Denker und Dichter" zu sein.

Die geplanten deutschen Kampfspiele, mit denen die besten künstlerischen Darbietungen verbunden sein müssen, sollen dann von Zeit zu Zeit Freund und Feind zeigen, daß wir in solchem Geiste uns in kraftvollem Wachstum in jedem neuen Geschlechte wieder verjüngen. Jedes neue Geschlecht soll der gemeinsamen Stammmutter Germania ein stets herrlicher schimmerndes Festgewand deutscher Kraft weben, und in ernstestem Wollen soll jedes Geschlecht von neuem dem Vaterlande geloben:

„Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.

Ich suche nichts, als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist."



Englands Kolonialstärke unser Ziel.

Von Kurd v. Strantz.

Bei uns, dem unpolitischsten und national unempfindlichsten Volke, besteht eine vollständige Unkenntnis über den Wert der englischen Ueberseemacht, die es ermöglicht, daß der einseitige Industriestaat trotzdem von Gesundheit und Kraft strotzt und uns im vorigen Sommer nach der unliebsamen Meinung des Auslandes diplomatisch in die Pfanne gehauen hat. Der schier krankhafte Ausdehnungstrieb Albions ist jedoch natürlich keine planlose Großmannssucht und sinnlose Eroberungslust, sondern das Werk einer zielbewußten, großzügigen Politik, für die uns leider das Verständnis fehlt. Wir müßten schlechtweg das englische Vorbild annehmen und ihm mit Einsetzung unserer gesamten politischen und militärischen Macht nachstreben. Statt dessen haben wir demselben England die Hälfte unseres afrikanischen Besitzes für den damals wertlosen Felsen Helgoland seiner Zeit überlassen und auch in der Südsee weitere Einbußen erlitten, da Bismarck die Tonga- und Fidschi-Inseln als Ergänzung Samoas niemals aufgegeben hätte. England hat seit dieser Kolonialerwerbung seinen großen Ueberseebesitz noch wesentlich erweitert. Es sei an Birma, Egypten und Rhodesien wie den Sudan erinnert. Andererseits hat es uns am Miterwerb Marokkos durch eine Kriegsdrohung gehindert. Der tatsächlichen englischen Weltherrschaft—England ist die einzige wirkliche Weltmacht*)—liegt aber ein ganz praktisches, nationales Ziel zu Grunde, das mit törichten Weltmachtsträumen nichts zu tun hat, während wir manches dergleichen unklugerweise verlauten ließen. Man muß scharf zwischen zwei Arten kolonialer Eroberungen unterscheiden: bloße Ausdehnungsländer und Siedlungsgebiete zur Ansetzung des eigenen Bevölkerungsüberschusses. Beide dienen jedoch zugleich zur Unterbringung eines zahlreichen Mittelstandes als Beamte, Kaufleute und Leiter von Pflanzungen

*) Doch nur sehr bedingungsweise; in Wirklichkeit ein Koloß auf tönernen Füßen.
Die Schriftleitung.

oder gewerblichen Anlagen. Hier liegt der springende Punkt. Nicht die Fürsorge für den Bauernsohn, der auf der väterlichen Scholle keinen Unterhalt mehr findet, noch für den Arbeiter, der brotlos geworden ist, muß einen großzügig geleiteten und mächtigen Staat allein bestimmen, sich außerhalb der heimischen Grenzen Grund und Boden für seine Angehörigen und seinen wirtschaftlichen Bedarf wie Absatz zu sichern. Die Daseinsmöglichkeit für einen wenig bemittelten, gebildeten Mittelstand in Uebersee ist noch wichtiger. England verlor sein amerikanisches Neuland, wo nicht die schlechtesten Söhne eine volle neue Heimat gefunden hatten, die ihnen gestattete, des Schutzes des Mutterlandes zu entraten.

Schon damals war sich England des wirklichen Wertes einer solchen Siedelungskolonie bewußt und bestand auf dem Verbleib Kanadas im englischen Staatsverbande, obwohl es eine französische Niederlassung war und das französische Louisiana wertvoller erschien. Jetzt ist die Richtigkeit der klugen Bescheidung und Entschließung bewiesen. Auf Kanada beruht zum guten Teil die Zukunft Großbritanniens. Es ist noch mehr als das republikanische Nordamerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und schon wandert der Yankee über die Grenze. Weder Südafrika noch gar Australien bieten eine solche Ansiedlungsmöglichkeit trotz günstigerer Breite. Aber auch die einst holländischen Besitzungen sind der Jungbrunnen des industriellen Englands. Der kräftige Arm, der kluge Kopf finden dort Spielraum in einem der europäischen, nordischen Rasse angemessenene Klima. Was die heimische Industrie frißt an Leib und Leben gesunder Volkskraft, findet von dort aus stete Ergänzung, da Englands Boden selbst das wurzelfeste Bauerntum als Träger der Volkserneuerung verloren hat, obschon es der Latifundienvorherrschaft durch Ansetzung landwirtschaftlicher Arbeiter tapfer zu Leibe geht.

Es handelt sich bei diesem Landherrentum auch gar nicht mehr um einen alten Grundbesitzerstand, sondern vielmehr um nicht immer einwandfreie Käufer aus den Kreisen des spekulierenden Handels und neuerdings besonders eines internationalen Judentums, deren Großgrundbesitz als bloßer Vergnügungsgegenstand unliebsam von der Menge empfunden wird. Der englische Adel kann sich als Stand alter Geschlechter mit dem unsrigen nicht messen und nur der dumme Festländer beugt sich in Verehrung vor einem stolzen Lord, der eigentlich ein übler Börsenjobber ist. Natürlich gibt es auch anständige Emporkömmlinge, besonders gelehrten Berufs, wie Lord Haldane. Alle diese Schäden kann England ertragen, weil es ausreichendes Neuland über See besitzt. Nicht bloß der Golddurst verursachte den Burenkrieg, auch der staatsmännische Gedanke der Gewinnung landwirtschaftlichen Neulandes lag ihm zu Grunde und heiligte gewissermaßen die rohe Vergewaltigung niederdeutscher Bauern, wenn auch die Londoner Goldjobber, teilweise deutscher Herkunft, den eigentlichen Fischzug machten. Hierbei sei erinnert, daß das deutsche Reich wohl eine Milliarde an der späteren Entwertung der Goldanteile verloren hat, deren voller Betrag in die Taschen dieser edlen Spekulanten geflossen ist.

Daß eine zielbewußte, mutige deutsche Staatskunst England das Spiel dort unten verdorben hätte,*) beweist der Umstand, daß die Burenstaaten und Portugal Bismarck ein Schutz- und Trutzbündnis gegen England angeboten hatten, das dieser keineswegs ablehnte, sondern nur aufschiebend behandelte, um es gegebenenfalls in die Wagschale zu werfen. Noch Marschall vertrat diesen Standpunkt, der uns die Oberhoheit über das heutige englische Südafrika gesichert hätte, da unser Bismarcksches Südwest bis an die Burenstaaten grenzte und den Norden, das nunmehrige Rhodesien, von der Kapkolonie abschnitt. Der Zanzibarvertrag zerstörte durch nutzlose Landabtretung schon die tiefere Absicht Bismarcks, da nunmehr die Verbindung mit den Burenstaaten aufgegeben wurde. Bülows Leichtgläubigkeit gab England freie Hand. So gewann es die dritte aussichtsreiche Bauernsiedelung mit den wertvollsten Bodenschätzen der Welt. Ein Zeichen rücksichtsloser

---

*) Der Mangel einer zielbewußten, mutigen deutschen Staatskunst in jenem bedeutsamen Momente hat sich am Deutschen Reiche schwer gerächt. Die „Engländerei" „maßgebender Kreise" von damals kostet dem deutschen Volk heute Milliarden zu Rüstungszwecken. Die Schriftleitung.

Planmäßigkeit, die uns wahrlich zum Muster dienen sollte.

Aber diese weise Vorsorge für die Zukunft, deren Mangel uns noch höchst gefährlich werden kann, wird noch übertroffen durch die Tatkraft, mit der England seine schwere Hand auf südliche Länder legt, die es nur regieren, d. h. ausbeuten kann. Kindliche Politiker, die man in England steinigen würde, behaupten zwar, daß solche Tropenkolonien dem Mutterlande nichts nützten, da der Bezug der Rohstoffe und der Verkauf der hergestellten Waren auch ohne politische Herrschaft möglich wäre, beispielsweise wir selbst den gleichen Nutzen von Indien hätten wie England. Selbst vom national unzulänglichen bloßen Händlerstandpunkt aus ist diese Anschauung irrig, die noch jüngst in der „Frankfurter Zeitung" vertreten wurde. Aller Freihandel endet beim englischen Interesse, und wir sind auf englischem Kolonialboden niemals gleichberechtigte Mitbewerber, erhalten keine Regierungslieferungen noch solche, auf deren Vergebung die Regierung Einfluß hat, was in den Kronkolonien fast überall der Fall ist. Nur wo ein englisches Interesse nicht im Spiele ist, fallen uns die Brosamen vom Kolonialtische zu, die spärlich genug sind. Andererseits erheben die englischen Kolonien bereits Unterscheidungszölle, und der Zollring für das britische Reich ist nur eine Frage der Zeit. In französichen Kolonien ist das fremde Erzeugnis überhaupt ausgeschlossen. Marokko liefert dafür schon im bloßen Protektorat einen erbaulichen Beweis, den wir erwarten mußten.

Indessen ist die Sicherung des heimischen Absatzes und Auslandmarktes und des Bezuges der Rohstoffe durch Kolonien jedoch nicht der Hauptwert für England in nationaler und wirtschaftlicher Beziehung. Er liegt auf einem anderen, sittlich und gesellschaftlich viel höherem Gebiet. Die Versorgung des Mittelstandes, zu dem auch die jüngeren Söhne der großen Grundeigentümer gehören, bilden den Zweck der Erforschung weiterer Kolonialgebiete, oder ergibt sich als höchst wünschenswerte und beabsichtigte Folge des Kolonialerwerbs. Von den Generalgouverneuren, bez. Highcommissioners der Selbstverwaltungs-dominions und der Kronkolonien, wie Indien, bis herab zu den nur mutterländischen Beamten der letzteren, von 1 Million Gehalt bis zu 50,000 Mark (für deutsch gesprochen landrätliche Posten) sind Tausende von Stellen zu besetzen, von den niederen, auch äußerst hoch bezahlten Aemtern gar nicht zu reden. Dazu kommt der riesige Sold nebst sonstigen Wohltaten. In verhältnismäßig jungen Jahren tritt Verabschiedung mit sehr hohem Ruhegehalt ein. Die körperlich und geistig noch frischen Beamten und Offiziere sind in der Lage, von ihren Ersparnissen noch einträgliche Geschäfte zu beginnen, die um so waghalsiger sein können, als ja ihr Lebensunterhalt dauernd sichergestellt ist.

England zahlt weder die Gehälter noch Pensionen. Das glückliche Indien und die anderen Kolonien haben diesen zweifelhaften Vorzug, der es erklärt, daß Indien trotz der kulturellen Erschließung durch die Engländer häufig am Hungertuche nagt, weil die teure, selbstsüchtige englische Verwaltung alle Ueberschüsse verschlingt. Aber rührselige Menschenliebe führt der Engländer nur im Munde; in die Tat setzt er diese hohlen, tönenden Reden nicht um. Dies ist dem dummen deutschen Michel vorbehalten. Kitchener kardätschte die fanatischen Sudanesen roh nieder, die ihr Vaterland verteidigten, und wurde fürstlich vom dankbaren Mutterland belohnt. Ein Bebel konnte den deutschen Gründer Ostafrikas*) unter dem Beifall seines vorgesetzten Kolonialdirektors im Reichstag verleumden und seine damalige schimpfliche Entlassung durchsetzen.

Mit 36, manchmal erst 40 Jahren, wird ein höherer Verwaltungsbeamter im Deutschen Reich Landrat und bezieht ganze 4200 Mark Gehalt. Mit 25 Jahren erhält der nach unseren Begriffen allgemein wissenschaftlich und fachlich höchst ungenügend vorbereitete Engländer einen indischen Verwaltungsbezirk in der Größe eines großen preußischen Regierungsbezirkes, vielleicht einer Provinz, und 40—50,000 Mark Gehalt nebst freier Wohnung, um mit 40 Jahren und

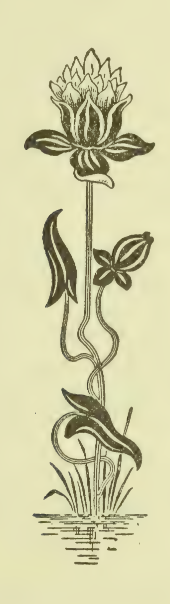
---

*) Dr. Karl Peters, der seit jener Zeit in englischen Diensten steht und Bedeutendes geleistet hat, das er für Deutschland hätte leisten können.

Die Schriftleitung.

20,000 Mark Ruhegehalt in England als Rentner oder Geschäftsmann weiter zu leben.

Hier liegen die wirklichen Reichtumsquellen Englands, die unsere verspätete und dann kurzsichtige Kolonialpolitik immer wieder verstopft. Nur grobe Unkenntnis kann daher eine auch in nationalen Zeitungen veröffentlichte Meldung über eine Unterhaltung des Prof. Hans Delbrück mit dem Berliner Matin-Berichterstatter entschuldigen, bei der man echt deutsch dem sonst vielleicht oft querköpfigen Gelehrten die Betonung dieses Vorteils für den Mittelstand bei einer tatkräftigen Ausdehnungspolitik zum Vorwurf macht. Sie beweist die gänzliche politische und wirtschaftliche Kleinlichkeit des deutschen Spießbürgers, die aber noch von der Mehrheit des Volkes geteilt wird. Sorgen wir endlich für Aufklärung. Dann werden w i r E n g l a n d besser verstehen und würdigen!



Unterhaltender Teil.

An die ferne Mutter.

Mutter, wir haben uns stets verkannt,
Bin ohne dich durch die Welt gegangen,
Fühlte nie deine weiche Hand
Streicheln mein Haar und die glühenden
Wangen.

Mutter, die Reise war wild und heiß,
Fluch und Streit und Stürmen und Sehnen,
Willst du nicht einmal, einmal leis'
Segnend über dein Kind dich lehnen?

Mutter, ich bin nun müd' und alt,
Habe mich satt gelitten, gerungen,
Mutter, Mutter, es weht so kalt, —
Nimm in den Schoß deinen müden Jungen!



Aus alten Zeiten.

Vorwort.

Der „Deutsch-Amerikanische Nationalbund" erließ durch seinen „Ausschuß für Geschichtsforschung" vor längerer Zeit einen Aufruf an die deutschen Pioniere Nord-Amerikas zum Niederschreiben ihrer Erlebnisse bei der Erschließung des Landes, soweit dieselben Anspruch auf kulturgeschichtlichen Wert erheben dürfen. Diesem Aufruf ist nur in beschränktem Maße Folge geleistet worden. Eine Reihe derartiger, für den Geschichtschreiber kostbarer Aufzeichnungen ruhen noch in Gestalt von Briefen und behördlichen Dokumenten in alten Truhen, und ein weiterer Teil wertvoller Geschichte aus der deutschen Pionierzeit lebt nur noch in der Erinnerung unserer Kultur-Veteranen. Es wäre ein unersetzlicher Verlust für das Deutschtum Amerikas und für den deutsch-amerikanischen Geschichtschreiber, wenn — wie bisher leider in sehr vielen Fällen — auch diese Schätze deutsch-amerikanischer Kulturgeschichte mit ihren Trägern ins Grab sinken würden.

Wir richten darum an alle deutschen Pioniere dieses Landes die herzliche Bitte, ihre Erinnerungen niederschreiben zu wollen. Es ist garnicht nötig, daß diese Aufzeichnungen orthographisch richtig oder im Stile eines druckreifen Aufsatzes verfaßt sein müssen: worauf es ankommt, ist einzig und allein die geschichtliche Wahrheitstreue! Was mitgeteilt wird, muß sich genau so zugetragen haben. — Auch bitten wir, nicht anzunehmen, daß alltägliche, geringfügig erscheinende Ereignisse vielleicht keinen Wert besitzen. Gerade die Schilderung von Einzelheiten ist von großem Werte. Die Schilderung des Tagewerkes, die Schilderung der Schwierigkeiten, die Schilderung der Feierstunden und der primitiven Feste, die Schilderung der Verwaltung der ersten Gemeinwesen, Errichtung von Postämtern, Banken usw., alles dieses ist von großem Wert. Besonders bitten wir, dabei alle Männer deutschen Namens zu nennen, die bei der Erschließung mitwirkten. — An die deutsche Presse des Landes richten wir die Bitte um Wiedergabe des Vorstehenden.

Die Schriftleitung.

Erinnerungen aus Alt-Kalifornien.

Von S. R. Wiley.

Nach Beendigung des Krieges mit Mexiko, im Jahre 1846 unter Präsident Polk, und nach der Friedensdiktation in den Hallen Montezumas wurde der Vertrag für den Ankauf von „Alta California" für $15,000,000 geschlossen, wovon $3,000,000 sofort, der Rest in jährlichen Raten von $3,000,000 bezahlt werden sollte. Europäern, bei denen es Gewohnheit ist, daß der Besiegte dem Sieger die Kriegskosten ersetzt, mag dies sonderbar erscheinen, doch die Politik unserer Regierung war von jeher, Land zu kaufen, wenn es dessen bedurfte. So wurde Florida von den Spaniern für $10,000,000, Louisiana zu Napoleons Zeiten von den Franzosen für $15,000,000, Alaska von den Russen für $7,000,000 und alle Ländereien von den Indianern gekauft, mit Ausnahme der ursprünglichen Staaten, für welche wir kämpften und zu denen wir dasselbe Recht als irgend eine andere Nation hatten.

Texas kam unter anderen Umständen in die Union; es erkämpfte von Mexiko seine Unabhängigkeit ohne Mitwirkung der Vereinigten Staaten und ließ sich unter dem Namen „Lone Star State" von der Union annektieren, wobei letztere seine Kriegsschuld im Betrage von $100,000,000 zahlte. So haben wir in dieser Beziehung gerechter gehandelt als irgend ein anderer Staat.

Gleich nach Erlangung dieses Territoriums, 1847, fanden amerikanische Ansiedler ihren Weg nach hier; und wenn auch nicht gerade eine Emigration erfolgte, so kamen doch viele nach Kalifornien. Die Stadt Yerba Buena (seitdem San Francisco genannt) enthielt nur wenige

Kaufläden. Am Hafen lag die Mission Dolores und das Presidio. General Sutter, ein Schweizer, hatte bei Sacramento ein Fort erbaut, um sich und seine Leute gegen die Indianer zu schützen. Er wollte eine Sägemühle erbauen und sandte einige Personen aus, um einen passenden Platz zu suchen. Bei dieser Gelegenheit wurde im Februar 1848 Gold entdeckt. Die Nachricht hiervon verbreitete sich wie ein Lauffeuer; Kaufleute und jeder, der nur seine Beschäftigung verlassen konnte, eilte ins Land, um Gold zu suchen. Die Neuigkeit drang nach den Sandwich-Inseln, nach Mexiko, Zentral- und Süd-Amerika und Australien, und von allen Ländern trafen Schiffe, mit Menschen und Gütern beladen, hier ein, — beides oft heterogenster Natur. Ein „Custom House"*) war hier schon früher unter Hafen-Kollektor Collier etabliert, der die Waren fast aller Schiffe von auswärtigen Häfen konfiszierte.

Im November 1848 traf die Nachricht von der Goldentdeckung in New York ein und verursachte große Aufregung. Sofort bildeten sich Gesellschaften, um über Land, über Mexiko oder um das Kap Horn sich nach Kalifornien zu begeben. Viele, die die beiden ersteren Wege einschlugen, hatten schwer zu leiden. Das erste Schiff für Kalifornien verließ New York im Dezember 1848. Bald folgten andere. Das „Goldfieber" war zur wahren Epidemie geworden und hatte alle Klassen ergriffen. Schreiber dieses war im Januar 1849 Mitglied einer Gesellschaft von 150 Personen; Versammlungen wurden abgehalten, Beamte erwählt, Statuten entworfen, Gelder eingezahlt, das Schiff „Salern" wurde angekauft und ausgerüstet, und am 12. März 1849 gingen wir nach Kalifornien in See. Unglücklicherweise war unser Kapitän ein Trunkenbold, durch den unser Schiff bald nach der Abfahrt bei einem Sturme in die größte Gefahr kam. Wir entsetzten ihn deshalb des Kommandos und übertrugen dem ersten Steuermann die Leitung des Schiffes. Hierdurch wurden wir veranlaßt, Rio de Janeiro anzulaufen, um vom dortigen amerikanischen Konsul die Bestätigung unserer Handlungsweise zu erlangen. Unser Schiff war in drei Wochen von der im Sturme erlittenen Havarie repariert, worauf wir weiter segelten und den Hafen Talcuhana in Chili anliefen, zwei Wochen dort blieben und nach sieben Monaten, am 12. Oktober 1849, in Kalifornien eintrafen.

Schreiber dieses landete am Fuße von Broadway (San Francisco) gegenüber dem Geschäftslokal von Flint, Peabody & Co., und betrachtete sich die Umgebung. Wir waren nicht wenig erstaunt über den ersten Anblick. Telegraph Hill war ganz mit Zelten bedeckt, ebenso Happy Valley und St. Anne's Valley, während Bretterbuden von 10 is 15 Fuß im Quadrat, aus Kistenbrettern hergestellt, in der Umgegend errichtet waren. Wir blieben bis zum Abend, gingen dann um die Plaza und in die bereits etablierten Spielhöllen und sahen mit Staunen die mit Goldstaub gefüllten Säcke, Goldklumpen, Haufen mexikanischer Unzen auf den Spieltischen und die Hunderte und Tausende Personen beim Spiel.

Ich und ein anderer Mann erledigten am anderen Tage unsere Geschäfte im Zollhause, das sich damals in einem Lehmgebäude an der Ecke von Brenham Place und Washington-Straße befand, und begaben uns dann in ein chinesisches Restaurant an Sacramento-Straße, wo wir die erste Mahlzeit in Kalifornien genossen. Jeder von uns sollte einen Dollar bezahlen und da keiner von uns einen Dollar besaß, nahmen wir zwei Dollars vom Schiffsgelde. Unmittelbar darauf wurde ich von Sherman & Buckel, Nordostecke von Montgomery- und Clay-Straße, als Buchhalter mit einem Salär von $200 monatlich und freier Beköstigung engagiert. Der eine Vogel in der Hand war mir lieber, als zwei auf dem Dache, und so beschloß ich, nicht in die Minen zu gehen. Fünf Monate blieb ich in San Francisco.

San Franciscos Bevölkerung befand sich damals auf dem Raume, etwa 100 Fuß östlich von Montgomery - Straße, nach Dupont und California-Straße hin bis Telegraph Hill, der ganz mit Zelten bedeckt war. Als während des Winters Schiffe mit 100 bis 300 Personen

*) Zollhaus.

eintrafen, wurden Zelte in der Gegend von Market- bis Montgomery-Straße und südlich davon, welche Gegend damals Happy Valley hieß, aufgeschlagen; später auch weiter westlich zwischen Kerney-, Stockton-, Sutter- und Mission-Straße. An der Westseite von Kerney-Straße, zwischen Bush und Sutter, befand sich ein Berg, der später abgetragen wurde. Bis vor einigen Jahren stand hier noch ein Haus mit dem alten Schilde „Sand Hill Bakery", obschon der Sandberg längst verschwunden war.

Während des Winters 1849—50 fielen ungeheure Mengen Regen. Die Straßen waren unpassierbar. Die Seitenwege wurden an vielen Stellen mit „Frijoles" (mexikanische Bohnen) in Säcken und Tabak in Kisten gangbar gemacht. An Clay-Straße, zwischen Montgomery und Sansome, war das Wasser so tief, daß ein Segelschiff, „Niantic", bis nach Montgomery-Straße kam. Im Mai 1852 brannte das Schiff bis auf den Wasserspiegel nieder. Auf die Reste wurde das „Niantic-Hotel" erbaut, das im Mai 1853 wieder niederbrannte und abermals aufgebaut wurde. Auf derselben Stelle steht heute der „Niantic-Block".

Ende 1849 wurde San Francisco von einem Erdbeben und einem Brande heimgesucht. Ersteres verursachte keinen Schaden. Das Feuer zerstörte dagegen einen großen Teil der Stadt, denn die „Häuser" bestanden aus Brettern oder aus Segeltuch und mit den Löschvorrichtungen sah es schlimm aus.

In einer dunkelen Nacht, als der Regen in Strömen niederging, stand ich im Crockford-Saloon, Clay- und Kearney-Straße. Von der Straße her tönte ein Stöhnen. Als ich nachsah, fand ich einen betrunkenen Matrosen bis an den Leib im Schlamm der Straße eingesunken, er sich nicht mehr helfen konnte. Mit Hilfe von drei Männern zogen wir ihn auf den Seitenweg.

Für ein Paar Stiefel an meinen Füßen wurden mir vergeblich $96 geboten. Ein Paar gute Stiefel kosteten damals in San Francisco 12 Unzen Gold, gleich $192. — Diese Preisnotierungen werden dem Europäer ungeheuerlich erscheinen. Aber man verdiente damals leicht Geld in Kalifornien. Arbeiter erhielten $15 bis $20 per Tag. In den Goldregionen fand man mit leichter Mühe Stücke im Werte von $50 bis $1000. Und es wurden in den Spielhöllen Kaliforniens damals mehr Goldstücke an einem Tage gefunden, als heute die ganze Goldausbeute Kaliforniens im Jahre beträgt.

Kein Wunder, wenn verschwenderisch mit dem Gelde umgegangen wurde. Man kaufte, was man brauchte, und fragte nicht nach dem Preise. Saloons wurden für $1000 bis $3000 per Monat vermietet. Im Jahre 1851 zahlte Schreiber dieses $300 Miete per Monat für ein Lokal 10 Fuß breit und 30 Fuß tief, das Dach so schadhaft, daß man darunter nicht schlafen konnte. — Zwei Gasflammen kosteten monatlich $18. Für Zigarren zahlte man 25 und 50 Cents das Stück. — Ein Miner trat mit seinen Freunden in einen Zigarrenladen, nahm eine Handvoll aus der ihm dargereichten Kiste, steckte sich eine Zigarre an, die anderen ungezählt in die Tasche. Seine Freunde taten desgleichen. Dann warf der Miner ein 50-Dollar-Goldstück auf den Tisch und die Gesellschaft verließ den Laden.

1850 landete ein Mann mit 10 Ananas, die er in Mexiko für einen Dollar gekauft hatte. Ehe er noch das Schiff verlassen, wurde er von jemand angehalten, der die Ananas kaufen wollte. Um den Menschen loszuwerden, forderte der glückliche Besitzer der Früchte $10. Diese Summe wurde sofort erlegt. Wenige Minuten später hatte der neue Besitzer drei Stück für $15 verkauft. —

Etwa Anfang 1850 wurde im Zollhause an der Plaza ein Mann erhängt aufgefunden. Die Spieler und anderes Gesindel hatten Ueberhand genommen. Sie begannen die Bürger zu terrorisieren. Es bildete sich ein Vigilanz-Komitee und nachdem einige der gefährlichsten Burschen gefangen wurden, kam über die anderen ein heilsamer Schrecken, denn man verfuhr nicht gerade zärtlich mit den Herrschaften. —

Einmal monatlich traf die Post ein, und zwar über Panama. War das Schiff in der Nacht zu erwarten, so nahmen viele ihre Decken und legten sich unter dem einzigen Fenster der Postoffice schlafen, um am nächsten Morgen bei

der Postöffnung sofort zur Stelle und dem Warten in langer Reihe überhoben zu sein.

Im Oktober 1850 brachte A. A. Sargent 8 oder 10 zerlegte Holzhäuser per Dampfer „Senator" von Valparaiso, um sie hier mit Profit zu verkaufen. Die Spekulation mißlang und Sargent kaufte einen Lighter und begann Schiffsladungen zu löschen.

Der Dampfer „Senator" unterhielt dann den Verkehr zwischen San Francisco und Sacramento. Die zehn Stunden währende Fahrt nach Sacramento kostete $25; für Essen einen Dollar extra. Die Fahrt von Sacramento nach San Francisco kostete $30. — Fracht kostete $50 per Tonne oder 50 Prozent mehr als Fracht von irgend einem europäischen Hafen nach San Francisco! —

Im selben Jahre führte ein Herr Pinkney einen großen Posten verschiedener Waren von Baltimore hier ein. Kaum waren die Güter gelöscht, als sie am Lande verbrannten. Mit einer zweiten Ladung ging es genau so.

Ein Herr Dunbar landete hier nach dem ersten großen Feuer mit einer Quantität Kurzwaren, Möbel usw. — Er erbaute ein Steingebäude, 10 bei 24 Fuß, an Washington und Dunbar Alley (nach ihm benannt), blieb einige Jahre hier und kehrte als reicher Mann nach dem Osten zurück.

An Theatern gab es damals hier das „Adelphi Theater" und das „Edwards Theater".

Im März 1850 ging ich im Auftrage meines Prinzipals nach Sacramento, um zwei Schiffsladungen Waren zu verkaufen. Mein Gehalt betrug bei freier Beköstigung $300 per Monat. Bei der Abfahrt griff der Prinzipal in die Tasche und zog eine Anzahl Goldstücke hervor, die er mir ungezählt reichte mit dem Auftrage, das Billet zu kaufen. Es waren $7 mehr als der Betrag für das Billet. Ich reichte ihm den Betrag. Er aber meinte, ich solle ihn damit in Ruhe lassen und er nahm das Geld nicht.

Auf der langen Werfte sah ich einen Kapitän seinen Steuermann in Silber ablöhnen. Eine Weile zählte der Kapitän die Münzen. Dann schob er plötzlich den ganzen vor ihm liegenden Haufen dem Steuermann zu und meinte: „Ich kann meine Zeit nicht mit Geldzählen vertrödeln; willst Du hiermit zufrieden sein?" — Und der Mann w a r damit zufrieden.

Spirituosen kosteten 25 Cents per „Drink" und 50 Cents für gemischte Getränke, wie Punsch usw.—In den regulären Saloons wurde überall mit Gold bezahlt, in den weniger fashionabeln, die meistens von Minern besucht wurden, bezahlte man mit Goldstaub: eine Priese, ein einfacher; zwei Priesen, ein gemischter „Drink". Der Miner trank mit seinen Freunden und reichte dem Barkeeper seinen Beutel mit Goldstaub hin, und dieser nahm mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Priese. —

In Sacramento fielen mir im Blue Tent Saloon zwei besonders fette Barkeeper auf, die Westen mit runden Knöpfen trugen. Niemand trug sonst solche Westen. Den tieferen Sinn der Knöpfe sollte ich bald erfahren. Bei jeder Priese, die sie aus dem Beutel eines Miners nahmen, drückten sie vorher den Daumen und Zeigefinger gegen den runden Knopf, sodaß in den Fingern eine Vertiefung entstand, wodurch die Priese erheblich an Volumen gewann....

Ein unternehmender Fuhrmann holte aus der Schneeregion der Gebirge festgestampften, in Decken gewickelten Schnee und verkaufte die Tonne für $400. — Eis- und Schneegetränke kosteten einen Dollar per „Drink". In meinem Hotel hatte ich Claret zu $12 per Kiste verkauft, und als ich später eine Flasche von demselben Claret verlangte, mußte ich $5 dafür bezahlen. —

Am 14. Juni 1850 brach Feuer in San Francisco aus und zerstörte den größten Teil der Stadt. Kaum war die größte Glut gelöscht, als man schon mit dem Wiederaufbau der Stadt begann. — Im Jahre 1851 wurde der Saloon von A. Post an Clay- und Kearney-Straße eingeäschert. Z w e i Stunden später blühte das Geschäft schon wieder unter der Firma „Char Coal Saloon". Nirgends habe ich solche Energie gesehen, als beim echten California-Pionier. Je größer die Schwierigkeiten waren, desto größer war seine Entschlossenheit und seine Tatkraft! Niemals eine Klage, eine Mutlosigkeit oder gar eine Träne. —

In der Nacht des 4. Mai 1851 brach wieder einmal Feuer in San Francisco aus und zerstörte

abermals einen großen Teil der Stadt. Viele Menschen waren obdachlos geworden, riesige Mengen an Gütern aller Art, besonders auch Nahrungsmittel, waren verbrannt. In der Nähe von Kearney= und Washington=Straße befand sich eine Restauration, die unbeschädigt geblieben war. Tische und Stühle wurden aus dem Lokal entfernt, ein langer Tisch durch das ganze Lokal aufgeschlagen. Jeder trat hinzu, aß zwei Bisquits, trank eine Tasse Kaffee, zahlte 50 Cents und machte Platz für die Wartenden, die während der ganzen Nacht gearbeitet hatten und sehr erschöpft waren.

Am 14. Juni desselben Jahres brach wieder Feuer aus und wieder wurde ein großer Teil der Stadt ein Raub der Flammen. San Francisco hat sich stets aus eigener Kraft wieder emporgerungen, dem Phönix gleich, der sich aus der eigenen Asche erhebt. Viele, die bereits ein Vermögen erworben hatten, verloren alles in einer Nacht, wurden wieder reich und sahen sich am nächsten Morgen wieder arm, — auf und nieder, — ohne Klage, — immer aber gerüstet zum Kampfe mit dem Schicksal. —

Doch die Zeiten änderten sich. Die Jahre 1852, 53, 54 brachten eine andere Klasse Leute mit neuen Ideen und Gewohnheiten. Auch viele Frauen kamen, — halfen Häuslichkeiten gründen, brachten Leben und etwas mehr Aesthetik. Freilich kamen auch notorische Personen, doch wo sind die nicht? Ich erinnere mich eines Falles. Eine meiner Schulfreundinnen von New York, im Alter von 20 Jahren verheiratet, glückliche Mutter von vier hoffnungsvollen Kindern, als ich nach Kalifornien reiste. Später traf ich sie eines Tages in der Montgomery=Straße und erfuhr durch Briefe aus dem Osten, daß sie ihren Mann und ihre Kinder verlassen hatte und mit einem anderen Manne nach Kalifornien gegangen war. Drei Jahre später starb sie hier in einem Hospital als Säuferin.

Gegen vierundsechzig Jahre sind verflossen, seit ich an dieser Küste in voller Jugend landete mit hohen Hoffnungen und Erwartungen, und bin immer hier geblieben. Die Jugend ist dahin und mit ihr die Begeisterung. Fortuna hat mir gelächelt und gezürnt. Vieles hat sich hier seitdem verändert. Ich habe eine große, prachtvolle Stadt aus den Sandbergen und den Gebüschen erstehen sehen, teilweise dem Meere abgerungen; habe ein Land gesehen, das für öde wie die Wüste Sahara gehalten wurde und jetzt Millionen über Millionen durch seine Produkte liefert, dessen Goldstrom seinen Einfluß auf die ganze zivilisierte Welt ausgeübt hat. Hier Pionier gewesen zu sein, ist eine größere Ehre, als Dekorationen von Königen zu tragen. Es erforderte Nerven, Energie und eine zähe Ausdauer, um aus dem Chaos einen würdigen Staat zu machen; doch viele sind dabei untergegangen.

Männer aller Professionen verließen ihr gemütliches Heim, um diese Aufgabe zu lösen; die nackte Erde war oft ihre Bettstatt, wilde Tiere ihre nächsten Nachbarn.

Die stürmende Jugend ist dem verständigen Alter gewichen; die braunen Locken sind weiß geworden; viele der einstigen Genossen sind den Strapazen erlegen; Tausende befinden sich in den Irrenhäusern. — Die Jetztzeit weiß nicht, was sie den Pionieren schuldet. Aber nach Jahren, wenn endlich die Schüler über die Geschichte des Landes wahrheitsgetreu und eingehend unterrichtet werden, dann werden auch die Taten der einstigen Bewohner dieses Landes auferstehen und den Pionieren wird die verdiente Glorie werden.



Literarisches.

Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans. (Eine deutsche Fürstentochter am Hofe Ludwigs XIV.)

Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte, — Schicksale und Abenteuer. — Ein Buch der Erfrischung, — hat man dieses Werk genannt.

Aus einem reinen Herzen heraus sind diese Briefe geschrieben, die so viele und starke Derbheiten enthalten, und reines Herzens wollen sie gelesen werden. Alles Derbe wegzulassen, erschien untunlich, dem Menschenbilde und dem Zeitbilde würden dadurch wesentliche Züge genommen worden sein. Wer aber diese köstlichen Briefe einmal gelesen hat, wird sich immer wieder an ihnen erfrischen wollen. Klar und urwüchsig, wie Liselotte war, beobachtete sie scharf die Personen und Verhältnisse ihrer Umgebung und wußte sie in schriftlicher Aufzeichnung lebendig zu vergegenwärtigen. Und der Kreis, den sie intimer als irgend jemand sonst kennt und schildert, war in jener denkwürdigen Epoche das Zentrum der europäischen Kultur. Es ist der Hof des „Sonnenkönigs" in seinem Glanz und in seiner Verderbtheit, die beide der „Deutschesten der Deutschen" den geraden Sinn nicht zu beirren vermochten. Die Offenheit, von allen natürlichen Dingen zu reden, eignete jener ganzen Zeit viel mehr als der unsrigen: aber hier bildet Liselottens Reinheit, bei all' ihrem derben Humor, das positive Gegenstück zur sittlichen Verworfenheit am französischen Hofe.

Ein glänzendes Zeugnis stellen die beiden großen deutschen Historiker, Leopold von Ranke und Friedrich Theodor Vischer, diesen Briefen aus.

Wir aber möchten diese Briefe allen im Joche des Alltags seufzenden Menschen aufrichtigst und herzlichst empfehlen und sind des Dankes jedes einzelnen sicher; denn dies ist ein Buch, das man immer wieder liest und bei dessen Lektüre wir uns die Sorgen und den Kummer von der Seele lachen.

480 Seiten, geschmackvoll gebunden, Preis $1.25. Zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, Grand Haven, Mich.

Die Befreiung, 1813, 1814, 1815. Urkunden, Berichte, Briefe mit kurzen geschichtlichen Verbindungen.

Ein deutsches Buch aus einem Guß, das nur einen Ehrgeiz hat: die Wahrheit, und nur eine Liebe: das Vaterland!

534 Seiten, geschmackvoll gebunden, Preis $1.50. Zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, Grand Haven, Mich.

Historien und Kuriosa, erzählt nach den Urkunden seines Geschlechts aus sechs Jahrhunderten von Graf Froben Christoph von Zimmern.

Ein jahrhundertealtes Dokument tritt hier zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit: eine deutsche Kulturgeschichte in kurzweiligen Erzählungen, ihrer Tendenz nach durchaus rein, aber mit manchen Derbheiten früherer Jahrhunderte.

509 Seiten, geschmackvoll gebunden, Preis $1.50. Zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, Grand Haven, Mich.

Eingegangene empfehlenswerte Bücher.

Dr. Eduard Reich, Religion und Seelsorge als Faktoren der inneren Kultur und allgemeinen Wohlfahrt. Zwei Bände; 1. Band 524 Seiten, 2. Band 354 Seiten, Groß-Oktav. Verlag: A. Ziemsen, Wittenberg. — Preis, geschmackvoll gebunden, $9.00. Zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, Grand Haven, Mich.

Das vorliegende Werk gehört zu jenen bedeutsamen Büchern, die von allen ernsten Männern und Frauen gelesen werden sollten. Es ist ein Werk, das geeignet ist, richtunggebend auf unser öffentliches Leben zu wirken. — In einem der nächsten Hefte werden wir eingehend auf dieses Buch zurückkommen. —

Dr. A. Rose, (New York). Napoleon's Campaign in Russia Anno 1812. (Zu beziehen vom Autor, 173 Lexington Ave., New York, N. Y., Preis $1.50.)

Dr. Achilles Rose ist ein bekannter Autor. Der Name allein bürgt für die Qualität des Werkes, dem wir in einem der nächsten Hefte eine eingehende Besprechung widmen werden. — Das Buch ist in englischer Sprache geschrieben. —

Inhaltsverzeichnis

des April-Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".

Allgemeines

Auskunftsbüro über Amerika.



Wir erteilen **gegen Erstattung** der **Selbstkosten** an Zeitaufwand und Porto usw. in Höhe von zwei Mark (oder das Aequivalent dafür in anderer Währung) **zuverlässige Auskünfte**

über: **Auswanderung nach Amerika.** (Angesichts der ungeheuer großen Anzahl der zwangsweisen Rücksendung von Auswanderern durch die amerikanische Einwanderungsbehörde eine Notwendigkeit für jeden Auswanderer.)

über: **Ansiedelung auf dem Lande** und in den **Städten.**

über die **Industrieverhältnisse des Landes.**

über: **Export und Import,** — und vermitteln **Geschäftsverbindungen mit einwandfreien Firmen.**

über: **Geschäftsverhältnisse, Firmen** und einzelne **Geschäftsleute.**

über: **Arbeitsgelegenheit** und **Lohnverhältnisse** in den **verschiedenen Industrien des Landes.**

über: **Vergnügungs-** und **Studienreisen** durch die **Vereinigten Staaten, Kanada, Mexiko, Zentral-Amerika** und nach dem **Panamakanal,**

über irgend welche **allgemeine Fragen.**

Seit einiger Zeit sind wir mit der Organisation eines

allgemeinen Auskunftsdienstes rings um die Erde

beschäftigt. Auskünfte über eine Reihe **außeramerikanischer Länder** vermögen wir heute schon zu erteilen und sehen bezüglichen Anfragen entgegen. Sobald unser außeramerikanischer Auskunftsdienst komplett ist, werden wir dies an dieser Stelle anzeigen.

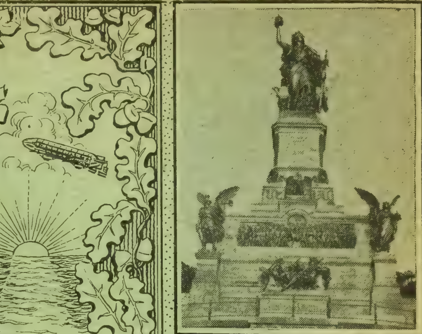
Wir bemerken **ausdrücklich,** daß dieser Teil unseres Unternehmens **nicht auf der Profitbasis** steht, sondern daß wir diesen Auskunftsdienst

allein zum Schutze unserer Abonnenten

gegen Verluste und zur Bekämpfung des überhand nehmenden **Betruges durch Korrespondenz** ins Leben gerufen haben.

Auskunftsbüro des Deutschen Kulturträger,
P. O. Box 425, Grand Haven, Mich.


LIBERTY-STATUE b. NEW YORK


Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Mai. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Verlag der Kulturträger Publishing Company.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

Amerikanische Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan, U. S. A.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W., Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. Mai 1913. Nummer 5.

1813.

Rede zur Jahrhundertfeier.

Gehalten in der Kgl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf von Professor Dr. Heinrich Kraeger.
— 10. März 1913. —



Noch ehe dieses Jahr des Gedenkens gekommen war, — schon vorigen Herbst, — wurden in gewissen Zeitungen Klagen und Beängstigungen laut über die Jubelei und den „Patriotismus", den 1913 im deutschen Volke entbinden würde. — Hat doch in der Tat fast jeder Tag dieses Jahres an irgend was besonderes zu erinnern, nicht bloß der 18. Oktober, jene große Leipziger Messe, die mit Napoleon endlich Schluß machte, und der 10. März, wo am Geburtstag der verstorbenen Gattin, der milden Königin, der König von Preußen das Kreuz stiftete, dessen Schmucklosigkeit die eiserne Zeit bedeutete! Es liegt ja noch heute auf jedem Stückchen deutschen Bodens von Tilsit bis Caub, von Kolberg zur Katzbach, wie eine Ahnung derer, die einst den Bund mit der Heimat feierlich und blutig besiegelt haben; ihr Geist blieb, wie nach Wiedergeburt verlangend, auf der Stätte ruhen. Heil unseren Ahnen! —

Man kann eigentlich nur in Dithyramben von 1813 reden; so einheitliche Willenskundgebungen eines ganzen Volkes haben für alle Zeiten etwas Fortreißendes, Aufrüttelndes, Berauschendes. 1813 war ein Bekenntnis zu den unsichtbaren Kräften, die im Deutschen schlummern und der Stunde warten; und der Wert des Bekenntnisses wird keineswegs dadurch geschwächt, daß es uns gleichsam erst in der Not abgepreßt wurde. 1813 hat was Wildes und war doch höchste Vernunft, die sich aber mit aller Furchtbarkeit der Natur äußerte — wie es auch nur die großen Wogen auf dem Meere sind, die heftig schäumen.

Und wenn wohl die klassisch Gebildeten unseres Volkes sich Sätze römischer Schriftsteller in ihr Schulgehirn prägen — so müßten in Stein gehauen und in die Seele jedes Deutschen, uns klassisch Gebildete eingeschlossen, die Leidens- und Leitmotive des Volkes aus dem Jahre 13 versenkt werden, das Wort des Kö-

nigs, daß „ehrlos der Preuße oder Deutsche nicht zu leben vermag", Yorks: „Jetzt oder nie", Fichtes: „Nicht siegen oder sterben soll unsere Losung sein, sondern siegen schlechtweg!" und Körners: „Klein ist die Schar, doch groß ist das Vertrauen" — Worte, die wie Hammerschläge hallen, bis zu jener Inschrift: „Gold gab ich für Eisen", was doch aller Moral im Märchen dieses Lebens ins Gesicht schlägt, denn man gibt im allgemeinen grade umgekehrt am liebsten welkes Laub, Abfall und Talmi hin, um bares Geld dafür einzukassieren. Aber das Hochgespannte jener Zeiten, denen man eben mit so schönen Dingen wie Philistertum und sattem Kapital nicht gerecht wird, war keine Ueberspannung.

Merkwürdig, daß für all' dies grade eine Frau im vorigen Herbst die rechten Worte gefunden hat: Frida Schanz, die einst den Studenten zu Bonn fröhliche Becher mit Reimen kränzte, hat mit Strophen, einer Veleda würdig, die Mitternachtsstunde dieses Jahres eingesegnet:

„Wächter, rufe nicht Zwölf! — Ruf', es hat Dreizehn geschlagen:
Deutschlands große, kettenzerreißende Zahl.
Dreizehn, das Jahr mit den heil'gen Erinnerungstagen,
Die gewaltige Dreizehn aus Blut und Stahl!

Heldengeister blitzen uns an. Mit stillen Zügen
Tragen Frauen Lilien durch Brand und Glut.
Wenn alle Uhren statt Zwölf doch heut' Dreizehn schlügen,
Zum Gedächtnis fließendem Ahnenblut!

Dreizehn! Wecke noch einmal die großen, teuern
Namen auf! — Sing' von zertretener Schmach!
Stellt die Neujahrsfackeln zu lodernden Feuern
Heut' zusammen! Denket der Dreizehn nach!

Welternst, berghoch lasset ihr Denkmal ragen!
Glockenpsalmen, schwellet von Berg zu Tal!
Wächter, rufe nicht Zwölf! — Denn es hat Dreizehn geschlagen:
Deutschlands große, vaterlandsschaffende Zahl."

Das Jahr 1913 wird, wenn uns das Schicksal wohl will und nur noch ein wenig Zeit läßt, nicht voll jenes öden Jubels und „Patriotismus" sein, der in der Phantasie fremdgeborener Zeitungsschreiber spukt, sondern ein Jahr der Besinnung und Selbstachtung. Es gibt ja überdies kaum ein Volk auf dieser Erde, das im allgemeinen so wenig stolz auf sich wäre, wie das deutsche, und das seine Bescheidenheit, wie ein ungeschickter Handlungsreisender, oft bis zur Lächerlichkeit zu übertreiben verstünde. Ja, wie bei uns schon der unangenehm auffällt, der mal was Alldeutsches in seinen Worten riskiert — über solchen Grad von Liebe und Begeisterung zum Vaterland, wobei es doch nur ganz leise von Schwertern klirrt, verlieren alle anderen Völker, wenn unter sich, überhaupt kein Wort. Nur ein Trost, dies unter pari gilt nur für den Alltag, für die Zeit des Friedens, wo wir Deutschen uns zu Haus halten, Zipfelmützen und andere Bequemlichkeiten lieben und wie der Kater im Dunkeln jene wunderbaren großen Augen machen, in die man nur mit Rührung hineinsehen kann. Ob aber unter dem Nachtwächter mit Tuthorn und Pieke nicht ein Ritter steckt, der einmal rasch aufstehen, alles abwerfen und sehr kräftig bei Tage um sich schlagen kann, in dem einen Wunsche Klopstocks: „Deiner wert zu sein, mein Vaterland?" Wer weiß! Vielleicht kann sich ja das deutsche Volk den Luxus erlauben, sich scheinbar wegzuwerfen, weil es sich jeden Augenblick wieder aufheben kann. —

1812, das war der letzte Frevel Bonapartes, der Zug nach Rußland!

Mochte es auch für die Erhaltung seines Raubkaisertums nötig sein, die Herrschaft bis in den fernsten Osten wie zur Abrundung der Bilanz auszudehnen; und mag man diesen Mann geschichtlich und medizinisch verstehen lernen, den eine Grille der Natur mit ungeheurem Verstand und Geschäftswillen ausgerüstet, aber um alles Gefühl verkürzt hatte, — Verstehen ist niemals Verzeihen! Wir müssen ihn und die Weltgeschichte mit deutschen Augen ansehen und dürfen die Millionen Toten nicht vergessen, die er unserem Volke gekostet hat. Allein im Heere, das nach Rußland zog, mußten 200,000 Deutsche mit; man weiß nicht genau, wie wenige wiedergekehrt sind, Reste von Menschen, stumm und blind von dem Schrecklichen, das sie gesehen und erlebt, bis dann nach und nach die Einzelheiten des russischen Dramas bekannt wurden.

Mit einer Ouvertüre, wie sie nur Bonaparte zu spielen verstand, fing es im Juni glänzend an, mit der Heerschau in Ostpreußen, als sich die große Armee der europäischen Völker, bunt wie zu Kirmes oder Karneval, über die Grenze wälzte. Aber gleich im ersten Akt trieben drüben die Dämonen, die Napoleon herausgefordert, ihr Spiel: sie stiegen aus den Sümpfen der Erde und überfielen das Heer, das sich bis Moskau durchkämpfte, wo das Schauspiel beim Einzug in die Zarenstadt seinen Höhepunkt erreichte. Dort verschwor sich ein anderes Element gegen Bonaparte und eine Stadt in Flammen hat den Rückzug und den Umschwung der Handlung ins Tragische beleuchtet.

Mitte Oktober zog man wieder aus Moskau ab, dieselbe Straße zurück, umschwirrt von Feinden, die den Antichrist und seine Scharen am liebsten gefoltert hätten, — immer in Gefechte verwickelt, und doch noch am Leben, bis nach Erde und Feuer auch das dritte Element den Krieg erklärte, bis aus der Luft die Todeskälte sank und ganze Lager unter Schnee begrub. Und wenn je einmal mildernde Umstände eintraten, sie haben ihnen nur noch mehr Verderben gebracht: ein paar Tage Tauwetter dazwischen lösten das Eis der Beresina, und *vor* dem Feinde und ohne Mittel mußten nun die Brücken geschlagen werden, über die das gehetzte Wild so drängte, daß alles Ueberhängende zu beiden Seiten einfach in die Fluten fiel. Und nach diesem Schelmenstück des Schicksals: wieder furchtbarer Frost, daß die Brigaden nur so verschwanden oder zu Kompagnien wurden; mit einem Stecken in der Hand schreitet der Kaiser mit den Generalen dahin, — dumpf und ohne Laut schleicht die kleine Armee nach, nur die Straße knirschte, auf die man trat, und die Winde sangen, — Mann, Roß und Wagen durcheinandergewürfelt, bunt vor Schäbigkeit und Elend, der Aschermittwoch napoleonischer Herrlichkeit, wo den Pferden bald lebend von ihren toll gewordenen Reitern die Eingeweide herausgerissen und das Blut dampfend den Adern entsogen wurde. Denn was lange Geschlechter, was gütige Sonnen Freundliches, Sittliches im Menschen hatten aufkeimen, wachsen und reifen lassen, das fror und erstarb in diesen Kämpfen ums Dasein, die den Menschen dem Wolf gleich machten, der ihren Zug umkreiste. Und wie in der Wüste die Fata Morgana vor dem Verschmachtenden, so leuchtete den Wandermatten über dem Schnee Smolensk und Wilna entgegen, die vielgelobten Städte, die aber nur noch fürchterlichere Kämpfe und Seuchen bescherten, — bis endlich die letzten sich nach Deutschland gerettet haben und der Vorhang über dem fünften Akt der Leichenfelder und Krankenhäuser Rußlands heruntergeschnurrt.

....Dieser Zug bildet in der Odyssee der Menschheit den 11. Gesang, die Nekyia, die Fahrt in das Totenreich. Was nur je die Phantasie aller Zeiten und Zonen an Leiden ausgegrübelt hat, die aber ein dichterischer Geist warmherzig wenigstens *jenseits* dieses Lebens verlegte, dahin, wo man gestorben ist, — Hunger und Durst im Hades der Griechen, die Feuerqualen christlicher Höllen, und die Eisströme der nordischen Vergeltungslehre, die Sagen von den scheußlichen Opfern des Molochs, — das haben diejenigen, die nach Rußland mußten, nicht das eine allein und nicht einer allein, sondern alle und alles zusammen, noch vor ihrem Tode lebendigen Leibes erfahren müssen. Sie sind vor Kälte gefühllos halb in die Wachtfeuer gefallen, bis die Glieder schwelten, über den Müden sind die Häuser, wie der Hunnen-Palast über den Burgunden des Nibelungenlieds, flammend zusammengefallen, von kalten Fluten wurden sie davongespült, und Teufel in Menschengestalt haben ihnen in Wilna noch die paar Knochen im Leib zerbrochen, die bis dahin heil geblieben waren. Man soll die Briefe und Berichte über das Rußland 1812 nicht aus falscher Empfindsamkeit beiseite schieben, im Gegenteil, *einmal* muß sich jeder von uns gründlich damit beschäftigen, Mann und Frau, nicht bloß in der Neugier des Vivisektors, was und wieviel eigentlich Menschen zu dulden imstande sind, sondern in der Absicht, aus *dieser* Geschichte endlich lernen zu wollen. *Dann erst ist nichts vergebens erduldet, sind unsere Brüder nicht umsonst gefallen, und 1812 steht wie eine Warnung vor jedem einzelnen und vor dem Volke,*

um Entschlüsse zu veranlassen, die einer Wiederholung solcher Schicksale vorbeugen.

Wir aber sollen aus jenen Zeiten behalten, was es heißt, wenn Barbaren im Lande hausen, wenn man keine Rücksicht mehr auf uns zu nehmen braucht, und wir nicht nur wie Luft, sondern der Erde gleich behandelt werden, darauf man herumtrampelt; was es heißt, wenn ein fremder Abenteurer uns schickt, wohin er will, was Niederlagen kosten, in die wir am Ende noch als Vasallen-Truppen hineingerissen sind. Als dem Finanzier Daru die Preußen was über die ungeheuren Rechnungen Bonapartes vorseufzten, sagte er, man glaube gar nicht, was ein Land alles aushalten könne. Es ging damals aus dem verarmten Reiche der sechzehnfache Jahresbetrag der gesamten Roheinnahmen des Staates nach Frankreich ab: eine Milliarde und 129 Millionen Franken in zwei Jahren. Ja, Preußen hat allerlei ausgehalten. Heute ist niemand mehr am Leben, um mit zitternden Lippen davon zu erzählen; die Urgroßeltern sind weggestorben. Wir Männer aber sollten unsere Kinder und Frauen die alten fürchterlichen Erfahrungen nicht wieder neu machen lassen. Das ist die einfache nüchterne Moral des Winters von 1812—13, ja der ganzen jammervollen Zeit bis 1805 zurück: uns beizeiten einzurichten, so stark zu sein, daß uns niemand diese Erde und unser Land, den Garten Gottes, zur Hölle machen kann. Wir Deutschen dürfen auch die übrigen Bewohner des Erdballs beileibe nicht nur nach uns abschätzen; wir zwar werden Kriege ritterlich führen und bei jeder unangenehmeren Maßregel und Beitreibung womöglich erst Konzil und Völkerrecht um Erlaubnis fragen, wie es der Franzose Constant unseren Kriegern 1815 bestätigte: „Die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht." Es würde auch, wenn Preußen-Deutschland einmal bewußt an die Eroberung der Welt ginge, etwas sehr Ordentliches, auch für die Eroberten, dabei herauskommen: Organisationen, die uns den Herrschern und ihnen als Beherrschten erst die rechten menschlichen Lebensmöglichkeiten schüfen. Wilde Naturkräfte würden weise gezügelt, aber nie so mißbraucht werden, wie es einst die Spanier und andere mit dem jungen, goldreichen, armen Amerika taten. Unsere Offiziere sind Offiziere, das weiß ich genau: aber daß fremde Herren gern unsere Henker wären, wenn sie erst die schwarzen Horden mit der richtigen Gebrauchsanweisung zur Rassenmischung über die Vogesen geführt und — Slaven und Gelbe über die Weichsel gesetzt haben, bezweifele ich erst recht nicht.

Bonaparte hatte, sobald er merkte, daß der Feldzug verloren war, sich als erster mit Ratteninstinkt von dem sinkenden Schiff gelöst. Kein deutscher König hätte sein armes Heer so allein gelassen, und das Wort Friedrich Wilhelms III. an sein Volk ist keine Redensart: „Der König bleibt stets mit Euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses." Aber Napoleon riß aus wie der Dieb in der Nacht, von Rußland über Sachsen nach Paris, wo jenes entsetzliche 29. Bulletin im Moniteur erschien: „Die große Armee ist vernichtet, aber die Gesundheit seiner Majestät ist niemals besser gewesen"; tags darauf, am 18. Dezember, zog der Imperator wohlbehalten in die Tuilerien ein. Daß die paar deutschen Soldaten, die — sie wußten selber nicht wie — glücklich aus Rußland entronnen waren, sich nachher bei Wein und Weib wieder erholten, ist begreiflich, nicht aber, daß dem Bonaparte unter dem Schrecklichen, das er veranlaßt, für neue Auflagen noch Lust und Besinnung blieb. Etwas Schwermut und ein römisches Ende wären würdiger gewesen. Aber ihn hatte im Grunde nichts an die Menschen gefesselt, die er ausgehoben, an die Maschinen, die nun rosteten. Kein Herzog in jenem deutschen, volksverantwortlichen Sinne, der von Bluts und Adels wegen nicht anders kann, als Treue mit Treue vergelten, — blieb er auch hier der Plebejer, dem fürstliche Pflichten nicht angeboren waren und der Zeit seines Lebens nichts dazu gelernt hatte.

Gibt es im 18. Jahrhundert einen tieferen Gegensatz unter zwei Volkslenkern als zwischen Bonaparte und Friedrich dem Großen, zwischen dem preußischen König im Norden, dem ersten

Diener, dem besonnenen Erhalter seines Staates, und — jenem Briganten aus dem heißen Korsika, der sich willkürlich in Frankreich festgebissen hatte, um von da aus alles andere zu würgen; er, der unruhige Bedienteste seiner eigenen Selbstsucht, der Mann des Kraches und des Unsegens, der Sproß der Revolution, der aus den Hölzern der alten Throne sich einen neuen unförmlichen Stuhl, ein Riesenappartement, zurecht machte, das keine 13 Jahre hielt. Der kleinen Selbstsucht — sie ist immer klein und begrenzt — in Bonaparte antwortete die große Liebe in dem Freiherrn von Stein, und dem Reich, das jener schnell zusammengelesen und kartenhaus- und augenblicksmäßig aufgebaut hatte, stellte sich das Volk der Preußen entgegen, das, erst nur der grüne Keim zu einer künftigen Weltmacht, alles auf Entwickelung und Geschichte beründet hatte. Es war nur ein uralter Kampf, der zwischen dem Staat Friedrichs und Napoleon ausgefochten wurde: Wotan hier, Surtur dort, und als hätte die Edda diesen Feuerdrachen vorausgeahnt, war auch Napoleon sieghaft zuerst in dem Streite, bis er überwunden ward von den Kindern und Söhnen der Götter des Lichtes. Denn an uns ist er zugrunde gegangen: „Und juchheirassassa! Und die Preußen sind da!" — daran haben Mr. Wellington, der russische Zar und Franz, der östreichische Exschwiegervater, keinen Buchstaben ändern können. „Ever the Prussians", klagten die aufrichtigen Engländer, weil ihnen wenig genug zu tun geblieben war, nur der Kehraus — den eigentlichen Tanz hat Preußen aus seiner Tasche bestritten.

Lassen wir die Männer einmal vorüberziehen, die zu jener Zeit im Innern Deutschlands obenan standen: Goethe und Schiller, zum ersten Mal in der Welt wieder ein paar Kerle, die selbst neben Shakespeare sehenswert waren; Heinrich von Kleist, an Bedeutung für die Zeit gemessen, noch über den beiden stehend, hatte schluchzend Preußens Schicksal gesungen und in seiner Hermannsschlacht eine Wut, wahrhaft bacchantisch und urgewaltig in ihrem gerechten, zügellosen Hasse, zum Klingen gebracht. Seine Lieder aber künden voll unsagbaren Wohllauts auch wieder das Heiligste, Sittlichste, mit einer künstlerischen Liebe und Kraft, die Höchstes und Gedanklichstes doch Herz und Sinnen nahezubringen weiß. Kleist ist damals nicht weit gehört worden, aber er wird noch gehört werden, denn für seine Strophen, — die eigentlich auf jeden passen, der uns übel will, — kommt erst die Zeit; und hinter diesem ernsten Mann, den das Geschick vorzeitig zu Tode quälte, der aber auch ein Berserker sein konnte, — der Jüngling Körner, der seinen 22 Jahren an Tönen abgewann, was nur solche Jahre zu geben vermögen, und der dann heiter in der Lützowschen Jagd gefallen ist, — in einem Opfer, über das hinweg er sich nicht mehr hätte steigern können. 1810 ist die Universität Berlin gegründet worden, um, was man an physischer Macht verloren, von innen wieder zu ersetzen. Und als erster hat dort Fichte mit gelehrt, vor dessen strahlendem deutschen Wort noch heute alles Schwächliche im Gemüte schmilzt. Des preußischen Philosophen Kants aufbauende Gedanken hat der Freiherr von Stein ins Leben übersetzt: Jeder sollte nun außer für sich und die Seinen sich auch um das Ganze kümmern, es im Kriege mit der Waffe schützen und im Frieden mit verwalten lernen. Stein sah im Staat den einheitlichen, abgeschlossenen Organismus, dessen Gesamtwohl mit dem der einzelnen zusammenfällt, wo jeder an seiner Stelle für sich und das Ganze zu wirken hat. — Das und noch mehr sind die bedeutenden Männer, alle eine Welt für sich, verschieden, eigenartig, aber alle gerichtet nach einem einzigen Mittelpunkt, nämlich auf uns zu, auf die Zukunft dessen, was damals Gegenwart war. „Seid Eurer Nachkommen eingedenk," so hatte Friedrich Wilhelm gemahnt. Da liegt die Verbindung zwischen ihnen und uns und die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, den Ruf auch unsererseits zu erhören, der auf der Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht jetzt glücklich hier angelangt ist.

Die Taten jedes einzelnen dieser Männer sind so reich, daß es nicht bloß unsere Schulen, daß es unser Leben füllen müßte. Wir haben nicht nötig, Sinn und Sitte an den wenigen Größen fremder Länder zu nähren, wo sie bei uns so dicht wie Korn auf dem Felde stehen.

Auch Bonaparte hat in Deutschland nichts zu suchen, trotz der vielen neuen und betriebsamen Bücher über ihn. Man beschäftigt sich doch mit dem Orkan nachher nur wissenschaftlich, liebt ihn aber wegen seiner Zerstörung nicht. Freilich hat Bonaparte mit manchem bei uns wohltätig aufgeräumt, mit viel Kläglichem und Unfreiem, Lüge und Kriecherei; mit der Armseligkeit, darin so manches seit Friedrich dem Großen in Preußen und Deutschland verkommen war: Morituri te salutant. Nach 1811 und 12 unterstanden viele der geflissentlich verbreiteten Meinung, daß er eben nicht abzuschütteln und die Teilung der Welt erledigt sei. Goethe, nicht der Dichter, sondern der mehr als sechzigjährige Minister eines Kleinstaates, redete sogar noch im April 1813 irre, er fand den fremden Gefängniswärter, den er von Erfurt her persönlich kannte, zu groß: „Schüttelt nur an Euren Ketten, ihr werdet sie nimmer zerbrechen." Freilich hatte Bonaparte das Deutsche Reich, das wie eine Platte voll Tropfen mit unzähligen Fürsten und freien Städten politisch gesprenkelt war, so derb angestoßen, daß schon damals an den Ecken und Enden viele Tümpel zusammenrannen. Er hat auch Aussichtspunkte angelegt und allerhand Straßen gebaut, um besser in Deutschland herumzumarschieren. Auch wie das Weltbürgertum aussieht, von dem sie so viel geschwärmt, hat er den Deutschen mit verblüffender Deutlichkeit gezeigt, so daß sie von dem schönen Wahn für alle Zeiten genasen. Er hat uns geschoren und den Zopf des 18. Jahrhunderts so kräftig abgerissen, daß Lappen und ganze Stücke Haut mit davonflogen. Aber alles das ist kein Grund zur Verehrung. Wenn wir Altäre bauen, dann für den Freiherrn von Stein, Scharnhorst, Bülow, York, Blücher, Fichte und Gneisenau: da sind die Götter.

Wenn Friedrich Wilhelm III. all' diese Feuergeister um sich her gelegentlich mit Sorgen sah, so war er sich bewußt, daß es im Frühling 1813 um Sein und Nichtsein seines Hauses und des gesamten Volkes ging, dafür er Gott verantwortlich war. Er hat sich lang bedacht, zum letzten Krieg zu schreiten, der bei unglücklichem Ausgang für das verbündete Oestreich und Rußland nur eine Niederlage mehr, aber für Preußen und Deutschland der Todesstoß gewesen wäre. Das viele Unglück seit 1805 hatte ihn noch bedenklicher gemacht; so setzte er nur zaghaft das eingeschrumpfte Erbe des Kurfürsten und Friedrichs des Großen mit allen Hoffnungen aufs Spiel, die er, der König, noch für die Zukunft im Herzen trug. Der beste Freund, mit dem er seine Sorge, zu innig und zu keusch für das Ohr auch der treuesten Staatsmänner, hätte teilen können, die holde Königin, war dahin. Auch läßt sich aus der Höhe des Thrones die Gärung rings und das Nahen neuer Zeiten nicht so übersehen, wie aus der Mitte im Volke selber. Er hatte in Breslau am 3. Februar freudlos die Freiwilligen aufgerufen: „Es kämen ja doch keine," bis ihm beim Gegenteil die Augen übergingen und er, der nur mit Tatsachen zu rechnen verpflichtet war, sah, daß ja gerade die Tatsachen da waren, und daß seine Ratgeber nicht zu viel behauptet hatten. Der König hatte wohl verhüten müssen, daß der Sturmwind nicht zu früh aufbrauste, er hat ihn aber, Gott sei Dank, auch nicht zu spät entfesselt. Auch jetzt verlor er nicht den Kopf und jene richtige Schätzung des Gegners, die den Aufruf vom 17. März besonders auszeichnet, „große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde."

Die Erhebung war aber doch lange und weitsichtig vorbereitet: Während der Feind mitten im Lande stand, durfte Preußen nur 42,000 Mann unter den Fahnen halten, aber durch sinnvollen Betrug, indem nämlich diese 42 möglichst oft wechselten, waren längst 150,000 draus geworden. Welche französische Behörde hätte auch bei unseren pommerschen Dickköpfen den einen vom anderen scheiden können? Sie sahen ja alle gleich aus: blau, blond und fade. — Und wenn weiter der Eroberer jedes offene Wort mit Tod bestrafen wollte, nun gut, man fand sich eben geheim zusammen, im Tugendbund zur Pflege moralischer Vervollkommnung und in anderen philosophischen und landwirtschaftlichen Kränzchen. So stak der Schmetterling der Freiheit in den merkwürdigsten Puppen. Wenn auch diese heimliche Art eigentlich dem Deutschen nicht

liegt, der lieber mit gehobenem Visier kämpft — es half nichts, und auch der Offenste von allen, Scharnhorst, mußte ein Verhehlter werden und, wie Siegfried, die Tarnkappe tragen.

Eins hat vor allem die Handlungen von 1813 bestimmt. Man fühlte, daß es sich in den Kämpfen nicht nur um die eigene Zukunft, sondern um die aller guten Menschheit handelte, deren besserer Teil der germanische, wenn sie überhaupt noch voranschreiten wollte, bis aufs letzte zu verteidigen war. Der kleine nordische Staat Preußen war der vornehme Träger dieser Gedanken, und wie recht man hatte, ist ja nachher von der Wissenschaft erwiesen, die nicht mehr in Indien die Wiege und Quelle unserer Kräfte sucht, sondern sie im Norden gefunden hat, an den Küsten des deutschen Meeres und der Ostsee, woher seit Urzeit Ströme blonder Völker nach dem Süden drängten, bis über die Alpen nach Griechenland und in Italien, wo sie zwei-, dreimal in der Geschichte eine glänzende Kultur schufen und diese so lange hielten, bis ihr helles Blut von der dunkleren Umgebung verbraucht, aufgesogen, oder verderbt worden war. Wenn sie aber nicht siegen sollten, diese Preußen von 1813, dann wollten sie, wie einst die letzten Goten, wenigstens mit Glanz zugrunde gehen. Solch ruhmreiches Ende wurde auf dem Thron und in der Hütte erwogen. „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewige Freunde haben, weil wir sie verdienen", so hatte noch die Königin gesagt. Und Heinrich von Kleist sprach von der deutschen Volksgemeinschaft, „deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll."

Wenn man sieht, wie langsam nach der Erhebung 1813 das wurde, was man wollte, wie es bis zum August 1815, der Verbannung Bonapartes, noch zwei Jahre der Tränen und des Blutes dauerte, — lernt man Geduld und Einsicht in die Widerstände, womit überhaupt das Gute zu rechnen hat, um sich durchzusetzen, — bis endlich Blücher die Sendung ausgeführt hatte, an die er glaubte: die Vernichtung Bonapartes. Es ist etwas Dämonisches in den Männern jener Zeit, ein Getriebensein und gar nicht Anderskönnen. Sie taten nicht bloß ihre Pflicht und hatten klug erkannt, was geschehen mußte, sondern sie arbeiteten mit dem Gefühl, mit der Jugend, die auch unter weißem Scheitel noch in ihnen brauste; es waren Naturkräfte, die menschliche Gestalt angenommen und z. B. die Blüchersche mit Impulsen gefüllt hatten, die man sonst vergebens hinter Haut und Haaren so hohen Alters sucht. Sie schufen aus dem Innersten heraus, es steckt dabei in ihnen, wie in Bismarck, etwas vom Künstler, der, was er klar vor seinen inneren Augen sieht, fieberhaft in diese Körper-Welt übersetzen muß. So war Blücher nicht bloß jener Feldmarschall, bei dem das „Drauf" und „Druff" nirgends in Reden, Briefen und Taten fehlt, sondern er ist geradezu die leibhaftige Verkörperung des ganzen Widerstandes Deutschlands gegen den Vergewaltiger gewesen. Jenes eine übergroße Talent des Verstandes in Bonaparte hat unser Volk mit den vielen Genies des Gefühls geschlagen: Engel mit dem Schwerte haben das Feld behauptet. — Blücher stand mit allem auf dem Kriegsfuß, selbst mit der deutschen Grammatik, und an Mängeln der Orthographie wetteiferte er mit der Frau Rat Goethe, aber darunter dampfte ein Geist und eine Natur, daß jene Fehler wie Risse im Boden nur Beweis dafür sind, wie sich vulkanische Kräfte dort unter der Erde regen.

Er hatte dabei genau dieselbe, wenn nicht noch größere persönliche Wirkung auf Menschen als Bonaparte; Blücher und seine Husaren waren wie Kern und Schweif bei einem guten Kometen, die hingen zusammen und sausten, wie auf Gottes Gebot, gemeinschaftlich vorwärts, und wenn man meist nur von seinen Sprüchen erzählt, die doch jedesmal, was auch nur bei Künstlern der Fall ist, den Nagel auf den Kopf trafen, seine Briefe an die Frau verraten schon mehr, und die Worte gar, die der Greis beim Siegesmahl auf Schloß Wartenburg plötzlich zu Scharnhorsts Gedächtnis sprach, der im Juni 1813 an seinen Wunden zu früh, aber nicht glücklos gestorben, fuhren mit Feuer und Flammen einher, daß der große Tote nie wieder so gefeiert worden ist. Bonaparte

war Menschenkenner genug, um zu wissen, was ihm in Blücher gegenüberstand, er witterte den Feind, le vieux renard, diesen Blücher, der, — etwa so, wie Hermann in Kleistens Drama, mit erlaubter Harmlosigkeit die Todfeinde, die im Vaterland nisten, erst in Ruhe wiegt, bevor er sie erschlägt — zu Haus oder bei seinen Deutschen, sich tolpatschig wie ein Kind geben und gar wunderlich zu seinen Soldaten sprechen konnte. — So war auch Blücher voller Güte und Liebe daheim, während er dabei den Mosjöh Bonaparte bis auf die Nieren durchschaut und die wundervolle Prognose gestellt hatte: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl"; und unser alter Fuchs, le vieux renard, hat dann ja schließlich auch die Gans gestohlen. Blücher wirkte elektrisch auf seine Umgebung und wirkt so über das Jahrhundert weg auch auf uns; es sprühte aus den 70jährigen Augen, zuckte aus allen Mienen und Winkeln, er wollte meist viel mehr, als er erkennen ließ, und hat allen zu verschweigen gewußt, daß in ihm eigentlich Thor oder Donar, der Gott des Hammers, und Wotans, des Hohen, hoher Bruder wiedergekommen war. —

Und wieviel gab es außerdem in diesen Jahren an guten und richtigen Plänen über Bodenrecht, Deutsches Recht, Volksverwaltung und Volksrat, da jene besten Geister das Land, um das sie kämpften, nun auch ein- für allemal aufs Beste einrichten wollten. Vor den prophetischen Augen Steins, den man ein- und mehrfach für verrückt erklärte, stand schon 1812 die künftige Einheit Deutschlands fest. Daneben ist nicht alles gleich Wirklichkeit geworden, und während und nach dem Kriege haben Diplomatie und Reaktion, die Sicherheitskommissare und Federfuchser, wie Blücher schalt, vieles erstickt. Im Frieden von 1815 hat gerade Preußen am wenigsten von dem bekommen, was es verdient hätte, weil die Mächte sich vor der Zukunft dieses kleinen Volkes, das im Kampfe immer das erste war, fürchteten, besonders England, das in Abmachungen stets tüchtiger gewesen als in offenen Schlachten, und das dem Sieger nicht den Lorbeer, aber den Lohn mit Glück entriß. Daß wir überhaupt nach einem Siege leicht um den Segen zu bringen sind — die Erfahrung hat unser Volk auch 1870 gemacht, als die schamlosesten Gründer an seinem Mark und von den fünf Milliarden zehrten.—Nun, Gottes Mühlen mahlen langsam, der deutsche Staat, wie er nach Fichte, Stein und Arndt damals sofort hätte werden können, sollte noch nicht sein; es wäre auch zu viel des Glücks gewesen; uns Nachfahren mußte noch etwas Arbeit bleiben. So sind noch einige Testamente aus den Tagen von 1813 da, die erst zu öffnen und zu erfüllen sind.

Wenn man heute von Deutschem Idealismus redet, von Männern, denen die Geschicke des Landes so zu Herzen gingen, daß sie erkrankten, wenn das Ganze stöhnte, von Stein, den das Fieber packte, als Deutschland nach dem Frieden zu Memel 1807 von Schauern geschüttelt wurde — da lacht die Klasse wie über Gespenster; als ob man über Körner und Samen spotten dürfte, ohne die doch aus bloßer Erde keine Pflanze, kein Baum entstehen kann. — Wir Deutschen haben gewiß unsere Schwächen, sind oft nicht viel anders als andere, und sind große Sünder, und haben doch einiges, was die anderen nicht haben: die hohen Merkmale der ario-germanischen Rasse, die ja vorderhand als der größte und wichtigste Teil unseres Volkes des Landes Geschick bestimmt hat, bestimmen wird und muß. Aber der lange Frieden, gute Fütterung und die Vermengung mit Rassen, die auf ihrem Zug von Ost nach West unsere Bahnen vom Norden kreuzten, haben den Deutschen Idealismus in Verruf gebracht, so daß er nun auch vielen von uns bloß als vergoldetes Holz vorkommt, eine Papierkrone, ein Theater-Königtum, ein leerer Gedanke, gedacht, ohne die Unterlage der Wirklichkeit. Längst daran gewöhnt, alles vom Handelsstandpunkt und vom eigenen Nutzen aus zu betrachten, ist es ja auch zum Haareraufen, wenn die Papiere eigensinnig an der Börse fallen; ob aber das Volk als Ganzes, ob Deutschland auf- oder abgeht, mag das Volk, mag Deutschland selber, und nicht mehr den einzelnen kümmern. So

kann ohne besondere Kunst eine ganze Welt aufgelöst und in Grund und Boden verritten werden. Aber Deutscher Idealismus ist nicht Hirngespinst, unpraktische Phantasterei, noch Architektur in die blaue Luft, sondern etwas durchaus Wirkliches; grade er hat immer am klarsten die Verhältnisse erfaßt, unter dem Gesichtspunkte der Zukunft und Erhaltung von Volk und Rasse — in Ewigkeit! Dieser deutsche Geist ist das, was sich vom Weltgeist abgezweigt und unsere Rasse ausgesucht hat, um in und mit ihr das hervorzubringen, was Kleist in jene Worte faßte:

„Eine Gemeinschaft, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; ....Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Uebermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat;........Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab;...... Eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat."

Der Deutsche Idealismus geht wohl mit Körper und Eigentum, mit dem Stoff, frei, aber nicht willkürlich um, er setzt sie unter Umständen auch ein, um damit für sich und sie das Leben zu gewinnen. Man begreift, wie Bonaparte auf solchen Geist und seine Träger, die „Ideologen" und Anarchisten, zu sprechen war, die, wie Stein und Scharnhorst, Volk und Jugend verführten. Da nun Worte für Dinge, die man nicht mit Augen sieht, ihre Schicksale haben und abgegriffen werden, so mögen Toren ruhig lachen — der Geist ist doch unvergänglich, er kann sich in andere Worte hüllen: Deutscher Zorn, oder was sonst — Name ist Schall und Rauch, die keine Himmelsluft umnebeln können, — zuletzt wird Deutscher Idealismus aller seiner Feinde innen und außen mit unsterblichem Gelächter gespottet haben.

Dieser ewige deutsche Geist kann auch nur zeitweilig im Strudel anderer Rassen und Völker vom sogenannten „Zeitgeist", seinem größten Feinde, in die Tiefe gedrückt werden, aber er geht nicht ein und ist sich selbst so wertvoll, daß er allemal grade in Krisen zu munterster Lebensbejahung wieder aufersteht.

Wenn seine Stunde gekommen sein wird, tritt er aus der Erbärmlichkeit wieder heraus, glänzt tage-, wochen- und mondelang auf und taucht dann wieder zurück und lebt, als wäre er überhaupt nicht gewesen, verhehlt in freiwilliger Verbannung und Unterordnung in den wenigen weiter, die keine äußeren Ehren und nur wenig zum Leben brauchen, die nur ihre Pflicht tun, und wenn sie das getan, auch mit gutem Gewissen gegangen werden können. — —

Ich finde in der ganzen Natur nichts besseres, um den fast über allen Verstand gehenden Zusammenhang zwischen den großen Männern von 1813 und dem Volk zu veranschaulichen, als die geheimnisvollen Beziehungen, die zwischen Mutter und Kind herrschen, — die nur bei jenen noch tätiger, mehr zusammengefaßt erscheinen. Wenn auch diese Männer wohl wie Kinder oder Söhne zum Vaterland gehören, das sie gebar — ihre Liebe und Opferfähigkeit für das Vaterland übersteigt das Verhältnis des Kindes zu den Eltern und kommt eben nur dem stärksten und beseligendsten Lebensinstinkte gleich, der im Weibe als mütterlich erhaltene Kraft wirkt. Die Liebe der Mutter zum Kind geht ja weit über die Liebe des Kindes zur Mutter hinaus, und eben nur mit jener läßt sich die Stellung dieser Männer zum Vaterlande vergleichen, das sie zu schützen berufen sind. Da rühren wir an tiefste Zusammenhänge. Wenn nämlich die Natur das Weib mit einem so hohen Trieb beschenkte, hat sie den Mann in anderer Weise dafür entschädigt, dem sie neben der Liebe zu den Seinen den gewaltigen Instinkt für das Ganze, für Volk und Rasse, einpflanzte, ein Instinkt, dem an Stärke und Opferwilligkeit bis in den Tod unter allem Lebenden eben nur der weibliche mutterhafte Trieb die Wage hält. Wenn nun

das Weib als die bis zum äußersten entschlossene Schützerin der Kinder, der Mann aber als der vor sich selbst vereidigte Träger des Volks und Staatsgedankens erscheint, wenn beide sich für das ihnen Anvertraute zu opfern bereit sind, das Weib für die kleine Brut, der Mann für das große Ganze, so steckt dahinter in Wirklichkeit das weiseste Gesetz der Arbeitsteilung. — Aber während man wohl ohne weiteres bei jeder Mutter ein Unbegrenztes voraussetzen kann, das sie für ihre Kinder zu tun fähig ist, ist der entsprechende Opfergeist für das Vaterland bei den Männern vielleicht heute noch nicht oder nicht mehr so verbreitet; er muß oft von den wenigen, die ihn haben, andern erst anbefohlen oder mitgeteilt werden. Und doch hängt schließlich das ganze Sein eines Volkes von diesen Trieben ab, die den Mann wie mit Blutsbanden mit dem Ganzen verknüpfen, und die vor allem bei Völkern, denen noch nicht jede Segnung der Kultur zugänglich wurde, in natürlicher, kostbarer Stärke herrschen. Je mehr aber die Menschen sich aus irgendwelchen Gründen einer vom andern trennen, je besser oder geistvoller es einzelnen geht, die nun für sich, ein kleiner Napoleon, eine selbstherrliche, unverantwortliche Miniaturwelt sein wollen — um so rascher verkümmern die wertvollsten Triebe, die alles Wohlstandes, aller Bildung, Kunst und Kultur natürliche Grundlagen sind. Aber an einer Stelle unseres Volkes, da wird dieser hohe, selbstverleugnende Geist mit vollem Bewußtsein gezüchtet und sogar im Frieden das eigene Leben wie etwas Selbstverständliches hingeopfert, in unserem Heer und in unserer Flotte, wo auf dem Schiff, das ein Unglück trifft, Offiziere und Leute, als wäre es gar nichts, miteinander in die Tiefe fahren, wo sie ihr junges, kraft- und arbeitsfreudiges Leben — wir haben es am Rhein im Sommer mit innerem Jubel auf den dunklen Böten gesehen — lassen, weil es ihnen nicht der Güter Höchstes ist: Helden der Pflicht, die durch ihren Tod die Zukunft deutscher Gattung mit garantiert haben.

Und wer im Antlitz unserer Zeit tiefer zu lesen versteht, der weiß, daß edles Blut, das solchen Geist trägt, auch sonst noch da ist. Ein Jammer, daß dies Gedenkjahr von Wildenbruch nicht mehr erlebt ward, bei dessen schicksalskündenden Versen, am 1. Januar 1909, einem förmlich der Atem stille stand. Das war einer der großen, sorgenden Seher, der sich wieder aus der Verborgenheit hervorgewagt und erkannt hatte, um was es sich im November 1908 für Kaiser und Reich gehandelt. Den zweiten hat es jüngst gegeben, Daniel Frymann, dessen schlichter Name einen Mann aus hohem Deutschen Adel decken soll, mit seinem Buch für hoch und niedrig „Wenn ich der Kaiser wär", eine heilige Schrift, die als Wunderlichkeit verschrieen, doch für kommende Not aufgespart scheint, ein Buch, wo endlich einmal ein Mann deutsch auch über das unverantwortliche Treiben der sozialdemokratischen Volksverführer redet und unerschrocken den Tatsachen ins Gesicht sieht.

Die Reservoire eines heiligen, rettenden Geistes beginnen zu strömen und unsere Fluren leben auf. Andere werden folgen, immer dringlicher, bis jedem einzelnen unter uns endlich, endlich klar geworden ist, was zum Heil des Ganzen nach innen und außen not tut. Es sieht ja auch nicht wie Zufall aus, daß grade unsere schweren Zeiten immer dafür gesorgt haben, daß beim nächsten Mal sofort wieder die richtigen Männer erschienen. Scharnhorst und Stein wurden mitten im Siebenjährigen Kriege geboren und waren dem ersten Napoleon gegenüber prompt zur Stelle; aber schon während der hundert Tage Napoleons in Paris sang eine deutsche Mutter auf dem Lande das Lied über der Wiege dessen, der das Fürchten nicht lernen und später mit dem Vater aller Lügen selber, mit Napoleon III., anbinden sollte — der Sohn des Jahres 1815, dessen Taten im Kriege von 70 reiften, und der jetzt unter den Eichen im Sachsenwalde schlummert. Wir hof-

fen, daß auch in der Zeit von 1866 bis 70 richtig gesät worden ist, um in künftiger Not unserem Kaiser die Helfer auch mitten aus dem Volke erstehen zu lassen.

Und wenn wir von 1813 auf heute schauen, es ist viel, außen und innen, was uns mit Sorgen erfüllt. Noch fauchen unsere Essen, noch wird Korn in die Furchen gesät, das wir im Frieden ernten möchten, vielleicht? denn Mars regiert die Stunde. Der Streit am Balkan war ein Zucken ferner Blitze, eh' sich die Wetter über uns zusammenziehen. Jetzt herrschen unheimliche Stillen vor dem Sturm. Den Engländern sollen wir überall in der Welt die Kreise gestört haben, während sie uns immerzu bloß wohl wollen, — nun, mit denen gäbe das immer noch die natürlichste und sympathischste Rauferei, die vielleicht eben einmal ausgetragen werden muß; aber in Frankreich wird mit Rache gekocht, und der Osten, Slaven und Mongolen, lauern auf die Stunde, uns durch die Wucht der Zahl zu erdrücken. Gegen diese Feinde jeden einzeln aufzukommen, wäre nichts, doch viele Hunde waren schon öfters des Hasen Tod. Inzwischen aber schlagen und plagen wir Deutsche uns um Glaubensfragen, sammeln Geld, Zeug und Bücher für die Opfer fremder Aufstände, Erdbeben und russischer Progrome, statt zunächst uns selber hier auf Erden zu helfen; und mißleitete Frauen, die einst als die ersten den fremden Tieren und Paschas zum Opfer fallen, arbeiten Hand in Hand mit weibischen Friedensmännlein an der Verweichlichung des Vaterlandes und an der Beförderung der allgemeinen chronischen Knochen- und Hirnerweichung. Und innen glaubt man oft in einen wahren Hexenkessel à la 1789 zu sehen, wenn all' die schönen Phantome, die darüber schweben, mal einen Augenblick vor dem Wind verfliegen: das Gleißen der großen Städte, wo des Landes Kraft zu Sünde und unfruchtbar wird, die Grund- und Bodenverschuldung, das römische Buchstabengesetz, eine Trug-, Pump-, Schein- und Wunderwelt —, die wie der Mummenschanz Mephistos in der Kaiserpfalz im zweiten Teil des Fausts mit Katastrophen enden möchte.

Wie seltsam ergreifen da Goethes Verse, die Klage um jenen Fürsten, der von böswilligen „Freunden", die sich seinem Throne nahten, verraten, gestürzt und allem Spuk und „Flammenspiel" überliefert ward:

„O ewig unglückselige Nacht,
Was hast du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächste Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten schrein:
Der Kaiser leidet solche Pein!
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiser brennt und seine Schar.
Sie sei verflucht, die ihn verführt,
In harzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüllgesang
Zu allerseitigem Untergang....
Des Jammers Maß ist übervoll,
Ich weiß nicht, wer uns retten soll.
Ein Aschenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiserpracht." —

Und ob es nun dieses Jahr ist oder eines der nächsten, genug, wir sind vor die Pforten geführt, die zu Himmel und zu Hölle, zum Leben oder zum Tode gehen. Welchen Weg wir wählen, hängt allein von uns ab, denn auch für Völker gilt der Satz: „Jeder ist seines Glückes Schmied."

Mich hat immer in der Geschichte Roms der Tacitus ergriffen, der schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert aus den Zeichen der Zeit den erst 300 Jahre später wirklich erfolgten Zusammenbruch seines Vaterlandes erkannte. Aber angesichts dessen hat er doch seine Pflicht getan und tauben Ohren gepredigt — nicht einen Augenblick untreu der inneren Stimme und seinem Beruf zur Warnung. Freilich mag ihm gedämmert sein, daß das Welterbe jetzt dem edelsten Menschenvolke anheimfallen würde, das die Erde zu bieten hatte, den schier unerschöpflichen Zügen des ario-germanischen Nordens. Einen solchen Trost in Tränen haben wir nicht. Was aus der Masse der Völker einst unsern Besitz antreten kann, wird davon nichts weiter bilden können, sondern nur verludern und verwüsten, was wir geschaffen. Après nous le déluge, — um das Totenbett des deutschen Volkes werden einst nur unwürdige Erben herumstehen, Faust und die Lemuren: Die Zukunft der Menschheit ist dann tot. — Darum handeln wir zugleich auch für die andern mit, wenn wir uns

ihnen mit allen Mitteln recht lange zu erhalten suchen. Was wäre die Welt, was wären die Völker ohne Deutschland? Sie würden uns gern, sagt einmal Hebbel, wieder mit ihren Nägeln aus dem Grabe kratzen, wenn wir erst drin liegen. — Aber soweit dürfen wir es gar nicht kommen lassen.

Es wird heute für uns sehr schwierig sein, die richtige Schlagkraft zu entwickeln. Die Zahlenverhältnisse haben sich verschoben, die fünf Millionen, die, völkisch besser ausgeglichen, 1813 in Preußen wohnten, ließen sich einheitlicher und leichter zusammenfassen als die 40, die Preußen 1913 birgt, und gar die 70 des gesamten Deutschlands. Und doch muß es sein! Es wird aber auch in der Zentrale, in der königlichen Leitung, eine kolossale Spannung aufgespeichert sein müssen, viel mehr, als je zuvor preußische Könige anzusammeln brauchten, damit auch heute ein fester Wille den gewaltig ausgedehnten, rassisch vielfach verunreinigten und durch politische und wirtschaftliche, oft erst künstlich geschürte Gegensätze gelockerten Volkskörper bis in die fernsten Enden durchzuckt und zum Mitschwingen bringt. Gegen eine solche vollkommene Mobilmachung unseres deutschen, im Kern noch germanisch bestimmten Volkes, das, wie sein Kaiser, den letzten Blutstropfen zu geben und innen und außen endlich klare Bahn zu schaffen entschlossen ist, — da wäre freilich dann alles andere wehrlos, und w i r sind es, die am Schlusse Fanfare blasen lassen.

Lassen Sie uns dem, was da kommen mag, entgegenschreiten in dem Glauben, daß es doch nicht das letzte für unser Volk sein kann. Wie unsere Väter 1813, wissen wir, daß auch w i r eine Aufgabe vor uns haben. Wenn sich die staatenbildende und erhaltende Kraft der Menschheit jetzt dahin zurückgezogen, von wo sie einst ausging, in das Ursprungsland der Germanen, an die Küsten der Ost- und Nordsee — so wird sich immer enger zur Abwehr gegen alles Fremde zusammenballen müssen, was bei uns blutsmäßig noch zusammengehört, und wie Preußen jetzt das ganze Reich, wird das von der germanischen Rasse bestimmte Deutschland einst den gewaltigen nordischen Staatsbund zu leiten haben, auf dessen Bildung unsere Feinde so energisch hinarbeiten.

In 100 Jahren weiter, wo man wieder an Bonaparte denkt, der sich zu furchtbar in die Geschichte Deutschlands eingegraben —, sollen Kinder und Kindeskinder auch von uns sagen, daß wir die Zeichen, die Walvater schickte, den Flug der Adler, gedeutet, daß wir uns vorbereitet und den wahren preußischen und deutschen Geist wie die Schale des Grals durch dunkle Zeiten kommenden Geschlechtern entgegengetragen haben.

Die vaterländischen Gedanken haben einst an unseren Hochschulen am stärksten geflammt; von dort breiteten sie sich aus über Deutschland, eine Jugendweihe, vor der der alternde Bonaparte ohnmächtig war wie der Winter gegen den Frühling. Unsere junge Garde wußte, daß es aufs Ganze ging, und sie wird es wieder wissen, wenn der Mann, der an des Volkes Spitze die Verantwortung für uns zu tragen hat, wenn der Kaiser und König sagt: j e t z t i s t e s Z e i t. Dann wird Deutschland die Reifen sprengen, die es von Jahr zu Jahr unseliger umspannen, wird innen und außen abrechnen und wird nach 1748 und 1806 wohl einer dritten Not, aber auch einer endgültigen völkischen Erneuerung entgegengehen. Wir haben immer erst Verzweiflungen gebraucht, um ganz wir selber zu werden und um jene Hilfsquellen sprudeln zu lassen, wie sie in solcher Fülle keinem Volk der Erde sonst zu Gebote stehen. Andere lähmt die Gefahr, uns macht sie frisch. — Es scheint wohl hart, daß man vielleicht schon bald gerade unser Bestes fordern wird, einen Teil der Jugend, statt daß sich hüben und drüben, innen und außen, die Greise gegenseitig abschlachteten, aber wo es um Höchstes geht, darf auch nur Höchstes eingesetzt werden, nicht die halb schon Toten, die Schlacken, nein, die noch g a n z Lebendigen sind zur Entscheidung berufen, die jungen Preußen und die Männer im Feuer der Jahre. So soll all' unsere Sorge um die Zukunft sich an die sieben Bitten des deutschen Vaterunsers als die schlichte achte schließen in dem Gebet, d a ß G o t t d e r H e r r e s u n s e r m L a n d z u r r e c h t e n Z e i t a n r e c h t e n M ä n n e r n u n d a n r e c h t e r J u g e n d n i c h t m ö g e f e h l e n l a s s e n. —

Friedrich von Steuben und seine Bedeutung für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Dr. C. J. Hexamer, Philadelphia, Pa.



Das achtzehnte Jahrhundert, und besonders dessen zweite Hälfte, war überaus bedeutungsvoll in der Geschichte der Menschheit. Seine Ereignisse und seine großen Männer, seine blutigen Kriege, seine Helden, von einem Friedrich dem Großen bis in die untersten Reihen der Völker, seine Gelehrten und Dichter und Denker gar vieler Nationalitäten zeigten den Anbruch einer neuen Zeit. Sie gipfelten in den Exzessen der Schreckensherrschaft der französischen Revolution, jenes Riesenbesens, der das Gerümpel und den während der Dauer von Jahrhunderten aufgespeicherten sozialen Unrat gründlich aus Europa hinwegfegte. Der Zeitgeist predigte die Gleichheit der Menschen, gleiche Rechte für alle und Freiheit für die ganze Welt, segensreiche Ideale, aus denen das Werden großer Nationen hervorging. —

Es ist wohl kein Trugschluß, wenn ich die Gründung unserer Republik als einen der Antriebe bezeichne, die jene bedeutsamen politischen Ereignisse in Europa zeitigten. Andererseits hat wieder die alle Schranken durchbrechende Maßlosigkeit des französischen Volkes auf den Werdegang unserer Republik und auf die Aeußerung des Volkswillens dieses Landes einen heilsamen Einfluß geübt: das werdende amerikanische Volk zog goldene Lehren aus den abschreckenden Beispielen Frankreichs. Das französische Chaos lehrte uns den Wert der Ordnung. — Aus dieser Erkenntnis heraus haben die amerikanischen Patrioten jener Zeit im Interesse unseres Landes gehandelt.

Kein geringes Verdienst haben Benjamin Franklin und George Washington sich dadurch erworben, daß sie Baron von Steuben dem Kongresse empfahlen. Mit genialem Blick erkannte Washington, daß ohne den Geist einer eisernen Disziplin keine Schlachten geschlagen, keine Siege erfochten werden konnten. Und er erkannte ferner, daß nach vollbrachter Kriegsarbeit die Kämpfer, die die Freiheit errungen, wieder an die Friedensarbeit gehen und daß auch hier jene Lehren von Treue, Mannszucht und Gemeinsinn goldene Früchte tragen würden. Und in dieser Hinsicht wurde Friedrich von Steuben Washingtons großer Helfer, den man heute noch als „Washingtons rechten Arm" bezeichnet.

Franklin, unser großer Geistesfürst, der nicht nur des Himmels Blitze zähmte, sondern auch Menschen durchschaute wie kaum ein anderer und die Zukunft seines Landes prophetisch ahnte, erkannte sehr bald, daß er in Steuben einen Offizier vor sich hatte, der den Krieg der amerikanischen Kolonien gegen England nicht bloß mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, sondern auch den für ihre Unabhängigkeit Kämpfenden die herzlichste Teilnahme entgegenbrachte. Die Motive, die Steuben nach Amerika führten, sind wohl nie klarer zum Ausdruck gekommen, als in seinem Briefe an den Kongreß der Vereinigten Staaten, den er von Portsmouth aus unterm 1. Dezember 1777 schrieb. Es heißt darin:

„Der einzige Beweggrund, der mich diesem Weltteil zuführt, ist der Wunsch, einem Volk zu dienen, welches einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Ich verlange weder Titel noch Geld. Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, bei Ihnen als Freiwilliger einzutreten, mir das Vertrauen Ihres Oberbefehlshabers zu erwerben und denselben in allen Feldzügen ebenso zu begleiten, wie ich während des Siebenjährigen Krieges dem Könige von Preußen folgte. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkämpfen, daß mein Name eines Tages unter den Verteidigern Ihrer Freiheit genannt wird."

Friedrich Wilhelm Heinrich Ferdinand von Steuben war unter allen europäischen Offizieren, die an unserem Unabhängigkeitskriege teilnahmen, zweifellos der bedeutendste. Er wurde am 15. November 1730 als Sohn des preußischen Hauptmanns von Steuben zu Magdeburg geboren. Vierzehn Jahre alt, trat er in den preußi=

schen Militärdienst. In der Schlacht bei Prag, wo er im Freibataillon von Mayr stand, wurde er verwundet. Er machte den ganzen Siebenjährigen Krieg mit. Bei Kunersdorf wurde er abermals verwundet und gefangen genommen. Damals war er Adjutant des Generals von Hülsen. Bald gegen die Franzosen, bald gegen die Russen und Oestreicher kämpfend, zeichnete er sich dabei so aus, daß er 1762 zum Stabshauptmann und Flügeladjutant des Königs avanzierte. Später führte er ein Kavallerieregiment und nahm im Jahre 1763 seinen Abschied.

Im Dezember 1777, nachdem er einige Jahre als Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, später als General in der Armee des Markgrafen von Baden Dienst getan, ging er nach Paris, wo er mit seinem Freunde St. Germain, dem damaligen französischen Kriegsminister, zusammentraf. St. Germain riet ihm, nach Amerika zu gehen. Auch Benjamin Franklin, damals amerikanischer Gesandter in Paris, riet ihm dazu. Franklin hatte die Freude, daß es bei Steuben keiner großen Ueberredungskunst bedurfte; denn Steuben galt als eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der Heeresorganisation.

Der amerikanische Kriegsminister schrieb im Jahre 1778 in bezug auf Steuben: „Wir alle beglückwünschen uns zu der Ankunft eines in militärischen Dingen so erfahrenen Mannes. Seine Dienste sind uns gerade jetzt um so wertvoller, als der Mangel an Disziplin und innerer Ordnung in unserem Heere so schwer empfunden und tief beklagt wird."

Wie es um die Organisation und Disziplin dieses Heeres bestellt war, kann man in Steubens eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen, die sich in den Archiven der „New York Historical Society" befinden, nachlesen. Im elften und zwölften Band schreibt er:

„Diese Armee war in Divisionen, Brigaden und Regimentern eingeteilt, die von Generalmajoren, Brigadegeneralen und Obersten kommandiert wurden. Der Kongreß hatte die Zahl der Soldaten für jedes Regiment und jede Kompagnie festgesetzt; allein die ewige Ebbe und Flut der nur auf sechs oder neun Monate angeworbenen Leute, die täglich kamen und gingen, machten den Bestand eines Regiments oder einer Kompagnie so schwankend, daß die Worte Kompagnie, Regiment, Brigade oder Division garnichts bedeuteten, am allerwenigsten einen Maßstab für die Berechnung der Stärke eines Korps oder der Armee abgaben. Die Zahl ihrer Mannschaften war so ungleich und verschieden, daß es unmöglich war, irgend ein Manöver auszuführen. Oft war ein Regiment stärker als eine Brigade. Ich sah ein Regiment von dreißig Mann und eine Kompagnie, welche nur aus einem einzigen Korporal bestand! Ein genaues Verzeichnis der Mannschaften eines Regimentes zu erhalten, war sehr schwierig, oft geradezu unmöglich.

Ein Ding wie militärische Disziplin existierte nicht. Kein Regiment war regelmäßig formiert. Das eine hatte drei, andere fünf, acht oder neun Glieder; das kanadische Regiment besaß deren sogar einundzwanzig.

Jeder Oberst hatte sein eigenes Exerziersystem; der eine bediente sich des englischen, der andere des französischen, der dritte des preußischen Systems. Nur in einem Punkte herrschte Einheit, und das war die Art des Marschierens bei Manövern und auf dem Marsch; sie bedienten sich alle des Reihenmarsches der Indianer.

Urlaub und Abschied wurden ohne jede Anfrage bei den höheren Vorgesetzten bewilligt. Befanden sich die Truppen im Lager, so blieben die Offiziere nicht bei ihnen, sondern wohnten oft in mehrere Meilen weit entfernten Quartieren. Während des Winters gingen die Offiziere meist nach Hause. Oft waren ihrer nicht mehr als vier beim Regiment. Sie glaubten, daß ihre einzige Pflicht darin bestehe, auf Wache zu ziehen und sich im Kampf an die Spitze der Soldaten zu stellen.

Der amerikanische Soldat kannte seine Waffe garnicht, hatte deshalb kein Vertrauen zu ihr und benutzte das Bajonett höchstens dazu, um sein Beefsteak daran zu braten. Den Anzug der Truppen kann ich am leichtesten beschreiben, denn sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes fast nackend. Die wenigen Offiziere, welche überhaupt Röcke besaßen, hatten solche von beliebiger Farbe und jedem Schnitt. Bei einer großen Parade sah ich Offiziere in Schlafröcken, die aus

wollenen Decken oder Bettüberzügen gemacht waren.

Daß es etwas wie innere Verwaltung eines Regiments gäbe, war allen unbekannt. Infolgedessen herrschte überall die denkbar größte Unordnung, ohne daß für die aufgewendeten großen Mittel irgendwo entsprechende Ergebnisse zu sehen gewesen wären.

So wenig die Offiziere über die Zahl ihrer Leute Rechenschaft ablegen konnten, ebenso wenig vermochten sie dies über deren Waffen, Munition und Ausrüstung. Niemand führte Buch oder Rechnung außer den die verschiedenen Artikel herbeischaffenden Lieferanten."

Die fürchterlichen Geldnöte, die im Lande herrschten, sind leicht erklärlich, umsomehr als die hinterlistigen Briten große Mengen gefälschten Papiergeldes in Umlauf setzen ließen, was eine ungeheure Entwertung des Papiergeldes zur Folge hatte. Ein Paar Schuhe kosteten z. B. $400 bis $600. Der Monatssold eines Soldaten reichte gerade zur Bestreitung eines Mittagsmahls hin. —

Es ist klar, daß hier weder Gold zu holen war, noch angenehme Tage winkten. Eine Riesenarbeit ohne Aussicht auf Lohn galt es hier zu überwältigen. Und daß der Mann, dem drüben günstigere Gelegenheiten winkten, freudigen Herzens sich unserer verzweifelten Sache annahm, beweist immer wieder, daß die Begeisterung für unser gerechtes Ringen und die selbstlose Absicht zu helfen die treibenden Motive waren, die ihn uns zuführten.

Im Hauptquartier von Valley Forge, wohin Steuben zuerst berufen wurde, sah es damals trübe aus. Von Washington zum Generalinspekteur eingesetzt, brachte er bald Ordnung in das Chaos. Recht hinderlich in seiner Organisationsarbeit war ihm die mangelhafte Kenntnis der englischen Sprache. Besonders in Momenten der Erregung verließ ihn das letzte Wissen und es kam dann öfters zu unfreiwillig humoristischen Szenen, die indes in der Regel durch seinen sprachkundigen Adjutanten gerettet wurden. Es geht die Sage, daß er in solchen Augenblicken in drei Sprachen— Deutsch, Englisch und Französisch —zugleich geflucht, daß die Soldaten wie eine wild gewordene Herde Hammel durcheinanderliefen und daß er zuletzt in Verzweiflung die Hände gen Himmel erhoben und um Erlösung von solchen Idioten gefleht habe. Indes, sein Englisch wurde besser, die Leute gewöhnten sich an ihn und sein Temperament und der Dienst begann zu klappen. —

Steubens erste Handlung war die Einführung eines gleichmäßigen Reglements im Heere. Täglich hielt er Truppenschau und inspizierte persönlich bis ins kleinste. Dabei unterschied sich sein persönliches Verhalten ganz bedeutend von dem bisherigen der Offiziere:— er blieb stets bei der Truppe, scheute keine Strapazen und stand vom frühen Morgen bis spät in die Nacht im Dienst. Dabei klammerte er sich nie an althergebrachte Formeln, sondern ließ immer die Vernunft sprechen. Die Offiziere, die sich anfangs geneigt zeigten, passiven Widerstand zu beobachten, gerieten in einen heillosen Respekt und man begann seine Instruktionen auf das Pünktlichste zu beachten. Bald waren die rohen Mannschaften zu brauchbaren Soldaten umgewandelt und schon nach einem Monat seit Beginn der Tätigkeit Steubens vermochten die Truppen vor dem Feinde nach der Art eines geschulten Heeres zu manövrieren.

Die wertvollsten Momente in Steubens Erfolgen, wie er solche bei der Belagerung von Yorktown errang, zeigten sich z. B. nach der verlorenen Schlacht bei Camden, als es galt, eine Armee in Virginia zu organisieren, im Winter 1778—79. Im Zusammenwirken mit General Greene gelang es Steuben, trotz der herrschenden Demoralisation, Unkenntnis militärischer Notwendigkeiten und der aller Mannszucht hohnsprechenden Neigung zum Plündern, so viel Ordnung zu schaffen, daß dem Raubzug des Verräters Arnold Halt geboten und Lafayette in den Stand gesetzt wurde, mit seiner Armee Erfolge zu erzielen. —

Bei der Instruktion des gemeinen Soldaten brach Steuben ohne weiteres mit den alten englischen Vorurteilen, nach welchen die Offiziere es unter ihrer Würde hielten, die Rekruten *persönlich* zu belehren. Er lehrte die Offiziere das Instruieren. Sein Beispiel wirkte fortzeugend und ehemalige eifersüchtige Gegner Steubens wurden angesichts der erzielten aus=

gezeichneten Resultate zum Schweigen gebracht.

Ueber diese Resultate läßt sich General Scammel in einem Schreiben an Sullivan aus wie folgt:

„Baron Steuben geht uns mit einem wahrhaft edlen Beispiel voran. Er bewährt sich in allem, von den großen Manövern an bis in die kleinsten Einzelheiten des Dienstes, als vollendeter Meister. Offiziere und Soldaten bewundern gleichmäßig einen so ausgezeichneten Mann, der unter dem großen preußischen Monarchen eine hervorragende Stellung einnahm und sich jetzt trotzdem mit einer nur ihm eigenen Würde herabläßt, selbst einen Haufen von zehn bis zwölf Mann als Exerziermeister einzuüben. Unter seiner Leitung machen Disziplin und Ordnung in der Armee ganz außerordentliche Fortschritte."

Die gewaltige, überall im Heere sichtbare Wandlung zum Besseren veranlaßte Washington, an den Kongreß zu berichten: „Ich würde unrecht handeln, wollte ich über die hohen Verdienste des Freiherrn von Steuben länger schweigen. Seine Tüchtigkeit und Kenntnisse, der unermüdliche Eifer, den er seit seinem Antritt entwickelte, lassen ihn als einen bedeutsamen Gewinn für das Heer erscheinen."

Welche Gewalt Steuben über die Truppen besaß, das zeigte sich mehrfach in offener Schlacht. Ganz besonders erwies es sich in der Schlacht bei Monmouth. Die Truppen Lees waren durch ungeschickte Führung ins Wanken gekommen und begannen zurückzuweichen. Hier sammelte Steuben die versprengten Leute und ging an ihrer Spitze nochmals gegen den Feind vor, wodurch der Tag entschieden wurde. Oberst Alexander Hamilton, ein Augenzeuge, erklärte, daß er erst bei d i e s e r Gelegenheit richtig erkannt habe, was militärische Disziplin und Mannszucht sei! — Die amerikanische Armee aber gewann durch diesen glänzenden Eingriff Steubens Selbstvertrauen und das Bewußtsein, daß sie der britischen Armee mindestens ebenbürtig sei. —

Daß Steuben sich bei seiner Organisationsarbeit nicht nur am Hergebrachten hielt, sondern auch aus eigener Initiative Dispositionen von weittragenden Folgen traf, beweist uns die Schaffung der „leichten Infanterie", die man bis dahin nicht kannte. Diese ausgezeichnete Waffe, die sich besonders bei Terrainschwierigkeiten glänzend bewährte, wurde später selbst von Friedrich dem Großen übernommen und dann bei allen Heeren Europas eingeführt. Steubens Heeres-Reglement blieb mehrere Generationen lang in Geltung, bis neue Erfindungen das Heereswesen und die Kriegführung gänzlich veränderten.

Im Kriegsrate Washingtons nahm Steuben eine gewichtige Stellung ein. Wie aus den Archiven der Historischen Gesellschaft von New York ersichtlich ist, hat Baron von Steuben auf Ersuchen Washingtons die Pläne für die Feldzüge ausgearbeitet, die Washington dann als Richtschnur für seine Dispositionen dienten.

In der Hauptsache bisher immer nur geistig tätig, hegte Steuben endlich den Wunsch, sich auch aktiv an dem Feldzuge zu beteiligen, und bat um ein Kommando, das Washington ihm ohne Zögern übertrug. Steubens erste Operation war die Belagerung von Yorktown. Steuben dürfte der einzige General in der amerikanischen Armee gewesen sein, der vorher an der Belagerung einer Festung teilgenommen hatte. Aus diesem Grunde wurde ihm der Oberbefehl über die gesamte Belagerungsarmee übertragen. So fügte es sich, daß der Oberbefehlshaber der letzten englischen Armee im amerikanischen Freiheitskriege, als er die weiße Flagge hißte, einem deutschen General die Kapitulation einhändigte. Während das das französische Hilfsheer repräsentierende Regiment (das in Wirklichkeit auch aus lauter Deutschen, Pfälzern, bestand) die französische Fahne wehen ließ, entfaltete General Steuben das Sternenbanner auf den Wällen des eroberten Yorktown!

In seinem am nächsten Morgen verlesenen Armeebefehl hob Washington hervor, daß dem wackeren Steuben ein großer Anteil an dem errungenen Siege gebühre. In gleicher Weise gedachte Washington der außerordentlichen Verdienste des Generals in einem besonderen Handschreiben, als die Armee nach dem nun bald folgenden Friedensschlusse entlassen wurde.

Muß man George Washington als den treibenden Geist, die Seele des großen Freiheitskampfes, bezeichnen, so war Steuben der Zauberer, der Washington die Mittel zum

Dreinschlagen und Siegen lieferte. Klarblickende und ehrliche Geschichtschreiber zögern darum auch nicht, Steuben als die wertvollste Hilfe zu bezeichnen, die den um ihre Freiheit ringenden Amerikanern aus Europa zuteil wurde.

Der Kongreß der Vereinigten Staaten hielt Steubens Dienste für zu wichtig, um ihn bei der Auflösung der Armee zu verabschieden. Noch waren die Pfade der jungen Republik durch mancherlei Wetterwolken verhüllt; die Zukunft lag noch nicht geklärt vor den Blicken der Patrioten. Vor allem galt es die Gründung eines kleinen stehenden Heeres und einer Offiziersbildungsanstalt. Dieser Aufgabe unterzog Steuben sich trotz mannigfacher offener und geheimer Opposition mit glänzendem Erfolge. Seine Vorschläge für die Aufstellung eines stehenden Heeres und die Gründung einer Militärakademie fanden die Zustimmung des Kongresses. Die heute berühmte Militärakademie ist die Schöpfung des deutschen Generals von Steuben! — Steuben verlangte von dem Offizier eine weitgehende Bildung und hervorragende Charaktereigenschaften. Er war es, der in West Point die Lehrstühle für Geschichte, Geographie, Staatswissenschaft, Rednerkunst und Literatur schuf. — Das wissen nur ganz wenige Amerikaner und noch weniger mögen es offen bekennen. Noch lange nach seinem Tode blieben die von Steuben eingeführten Regulationen in der amerikanischen Armee bestehen. — „Sein System von Revüen, Rapporten und Inspektion gab dem Soldaten das nötige Selbstbewußtsein über seine eigenen Fähigkeiten, flößte dem Kommandierenden Zuversicht und Vertrauen in sich und seine Leute ein und sparte dem Schatzamt nicht weniger als 600,000 Dollars," heißt es in einem Bericht.

Als im Jahre 1784 die Stelle des Kriegsministers vakant wurde, bewarb Baron von Steuben sich um das Portefeuille, weil er glaubte, in dieser Position seinem Lande Amerika besonders nützliche Dienste leisten zu können. Man beschied ihn aber abschlägig unter der fadenscheinigen und beleidigenden Begründung, daß er ein „Ausländer" sei. Das war angesichts der heroischen Dienste, die dieser Mann dem Lande im Kriege und vor dem Feind erwiesen, geradezu schmutzig.

Tiefgekränkt reichte von Steuben seinen Abschied ein. Der Kongreß nahm die Resignation mit dem Beschlusse an, daß „ihm der Dank der Vereinigten Staaten für seinen großen Eifer und die Fähigkeiten, welche er bei der Erfüllung seiner verschiedenen Amtspflichten betätigt habe, ausgesprochen und ein Degen mit goldenem Gefäß, als Zeichen der hohen Anerkennung für seinen Charakter und seine Verdienste, verehrt werde." Die Staaten New York, Virginia, New Jersey und Pennsylvanien machten ihm außerdem große Landschenkungen.

Als Steuben in das Privatleben zurücktrat, widmete er sich mit Eifer dem Gemeinwohl. Er war es sehr wahrscheinlich wohl auch, der den ersten Anstoß zur Gründung des „Order of the Cincinnati" gegeben hat. Wenigstens war er eines der ursprünglichen Mitglieder dieser patriotischen Gesellschaft. Er wurde zum Regenten der New Yorker Universität erwählt und hielt nebenbei noch in starker und verdienstvoller Weise sein Interesse für alle militärischen Fragen seines Landes lebendig. Die „Deutsche Gesellschaft von New York", die damals im Jahre 1784 ins Leben trat, verehrt in Steuben einen ihrer Gründer. Bis zu seinem Tode stand er als Präsident an der Spitze dieser Gesellschaft. Die „Deutsche Gesellschaft von New York" war, wie die zwanzig älteren „Deutschen Gesellschaften" in anderen Städten, zur Unterdrückung der weißen Sklaverei, d. h. der Befreiung deutscher Einwanderer vom Frohndienste, in den sie durch gewissenlosen Betrug einst verkauft wurden, gegründet worden.*)

Im Sommer 1794 hatte Steuben sich auf seine im Staate New York gelegene Besitzung begeben, um, wie gewöhnlich, in stiller Waldeinsamkeit in der einfachen Blockhütte, die er sich errichtet, seinen Studien und der landwirtschaftlichen Arbeit nachzugehen, als ihn ein

---

*) Ueber dieses Thema werden wir in einem der nächsten Hefte einen ausführlichen Artikel bringen, der die Engländer jener Tage in einem gar merkwürdigen Lichte zeigt.

Die Schriftleitung.



Schlaganfall traf. Am 28. November 1794 wurde er von seinen Leiden durch den Tod erlöst. —

Aus grauen Quadersteinen erhebt sich dort im alten Eichenhaine in Oneidas höchstem Gipfel das Grabmal des Vaters der amerikanischen Armee. Keine Axt wird je diese Bäume berühren, denn sie sind geheiligt durch das Wort des Verblichenen, der bestimmt hat, daß die Eichen nie gefällt werden sollen, auch wenn sie einst nach Jahrhunderten dem Naturgesetze werden weichen müssen. —

Mögen die Eichen, mag auch das Grabmal dereinst in Staub zerfallen, mag jede Spur davon verwischt werden, der Name von Steuben wird nie verwischt werden; er wird fortleben, so lange es ein Volk der Vereinigten Staaten gibt! —

Wir Deutschamerikaner aber dürfen uns einem edlen Stolze hingeben, weil dieser Mann unseres Stammes ist. Er war der rechte Mann am rechten Platze zu einer Zeit, da Sein oder Nichtsein unserer nationalen Existenz von der Tüchtigkeit der Armee Washingtons abhing. Und diese Tüchtigkeit hat der Mann, der dort unter dem Eichenhügel der Ewigkeit entgegenschlummert, der Armee eingeimpft. Wenn vom „Vater des Vaterlandes" die Rede ist, dann sollte man nicht vergessen zu nennen auch den Namen: Friedrich von Steuben.



Der Kaiser und die Amerikaner.

V.

(John Pierpont Morgan.)



Wir stehen an einer Bahre und vor der Majestät des Todes entblößen wir das Haupt. — Im Scheine der Totenkerzen sprechen wir leise. Der Ton ist auf Versöhnung gestimmt, — das Urteil neigt zur Milde. Aber selbst in Augenblicken weicher Stimmungen sollten wir das vornehmste Gebot der Sittlichkeit, die Wahrheit, nicht außer Acht lassen: — zu Ehren der Toten, zu Nutz und Frommen der Lebenden. — Oder ehrt man einen Toten, wenn man seine Fehler, die allen offenbar geworden sind und unter denen viele zu leiden hatten, mit dem Mantel der Lüge zudeckt? — Käme nicht eine reinere Ehrung des Toten zum Ausdruck in der unverschleierten Beleuchtung seiner Verfehlungen und in dem vorurteilslosen Suchen nach den Motiven für dieselben, die ganz gewiß in der Unzulänglichkeit alles Menschlichen zu finden sein würden? — Und wäre solch' eine Totenfeier nicht auch eine hehre Predigt zur Förderung und Befestigung der Moral der Lebenden? — Die heutige, den Schein auf Kosten des Sein überschätzende Menschheit hat das Verständnis für eine derartige Lebensauffassung leider verloren. Snobbismus und Heuchelei stehen in Blüte und senden ihre üblen Düfte hinauf bis zu der Menschheit Höhen. Sie blenden den Blick der Männer auf Thronen und wir treiben ernsten Gefahren entgegen. Nur unerschrockene und geduldig ausharrende Wahrheitsverkünder können das drohende Unheil verhüten. Aber die Stimmen der Wahrheit sind selten geworden: — einerseits will man nicht länger Prediger in der Wüste sein, andererseits fürchtet man die Chikane und die Rache der mächtigen Volksbetrüger. Unter der im Schutze feiler Höflinge bis zur Korruption gesteigerten Machtentfaltung allerlei unsauberer Elemente ist der Wahrheitsmut zum moralischen Heldentume geworden. Es ist verhältnismäßig leicht, getragen von der Begeisterung des Augenblicks, physisches Heldentum zu erringen; aber das moralische Heldentum ist ein Golgatha-Gang unter den Geißelhieben gedungener Scribenten, feiger Streber in Amt und Würden und sonstigen Gesindels. Davor schreckt mancher zurück. Andere zucken die Achsel und meinen, warum man sich opfern solle, es nütze ja doch nichts. Zürnen wir den Kleingläubigen nicht. Mancher Ehrliche befindet sich unter ihnen, der zähneknirschend die Faust in der Tasche ballt und den allein der Gedanke an Weib und Kind vom Handeln zurückhält, — zurückhält unter Seufzen! Aber dem deutschen Volke erstehen immer wieder Männer, die von hoher Warte aus die Entwicklung überschauen, die bereit sind, persönliche Opfer zu bringen und frei von Furcht vor irgend einem schleichenden Hunding. Diese Männer sind die Schreckgestalten für allerlei Pöbel in prunkender Schale, denn einmal wird der Tag kommen, an dem ihre Stimme am rechten Orte vernommen werden wird! — Dieser Tag wird ein Tag des Heils sein für das deutsche Volk! — Und daß er kommen wird, — dies ahnen sogar schon jene, die ein derartiges Ereignis zu fürchten haben, denn ihre Trabanten sind bereits auf dem Plane erschienen mit Drohbriefen und Versprechungen. Charakterloses Gesindel, das andere mit dem Maßstabe des eigenen Unwertes mißt.

Was die Presse — abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen — über den toten Morgan geschrieben hat, während sie den lebenden Morgan so manchesmal gehässig angriff, das war einfach schamlos. Wer Morgan aus seinen Handlungen und Charakterzügen näher kannte, der hat bei der Lektüre jener Nachrufe lebhaft empfunden, mit welchem Ekel dieser Mann — eine robuste Herrennatur im Sinne Nietzsches — sich abgewandt haben würde, wäre es ihm möglich gewesen, den Wust feiler und stupider Lobhudelei

wahrzunehmen, den man ihm als „Würdigung seines Lebenswerkes" nachwarf.

Könnten lügentriefende Nachrufe überhaupt als „Würdigung" angesprochen werden? Liegt in der Unwahrheit an sich nicht schon eine Entwürdigung? Und wenn die Unwahrheit in bezug auf einen Toten angewandt wird, muß dies nicht als schwere Beleidigung des Geschiedenen angesehen werden; insonderheit, wenn es sich um einen Menschen handelt, der sich über den Durchschnitt turmhoch erhob? — John Pierpont Morgan bedurfte der lobhudelnden Heulweiber nicht. Es blieb trotz der Subtraktion des menschlichen und allzumenschlichen Teiles seines Handelns noch genug von seinen Werken übrig, um ihm einen hervorragenden Platz in der Kulturgeschichte Amerikas zu sichern, denn er war in der Tat ein Großer, der sich von anderen Geldgrößen Amerikas erheblich zu seinen Gunsten unterschied. Dadurch soll indes nicht in Abrede gestellt werden, daß er sich an der Bereicherung auf Kosten des arbeitenden Volkes beteiligte. Es ist eine freche Unwahrheit, wenn in den Nachrufen behauptet wird, Morgan habe bei allen seinen Handlungen immer die Wohlfahrt der Allgemeinheit im Auge gehabt. Morgan kümmerte sich bei der Erreichung der gesteckten Ziele kaum mehr um die Wohlfahrt der Allgemeinheit, als einst Napoleon der Erste bei seinen Eroberungskriegen. Und dennoch sind aus jenen entsetzlichen Kriegen, sind aus der Wirksamkeit der „Geißel Europas" der Allgemeinheit mit der Zeit Vorteile erwachsen, die heute noch fortzeugende Kraft besitzen. Zur Förderung des Guten ist k e i n e s w e g s immer nur ein g u t e r Mensch oder eine gute Absicht erforderlich: — auch der B ö s e w i c h t kann G u t e s wirken, — und hat es oft genug gewirkt. Morgan war ein Kulturfaktor, der sich um Gut und Böse wenig kümmerte. Er war ein Mensch von unerreichter Großzügigkeit. Er entwarf seine Pläne, steckte seine Ziele ab, wie der Feldherr, der Armeen kommandiert und der den Befehl zum Angriff gibt, unbekümmert darum, wie viele Opfer das Schlachtfeld decken werden. Der Höchstkommandierende auf dem wirtschaftlichen Schlachtfelde Amerikas war John Pierpont Morgan.

Geradezu albern wirkt es, wenn eine große Zeitung Amerikas das Charakterbild Morgans mit dem Satze einleitet:

„ ‚Die Kunst reich zu werden, ist im Grunde nichts anderes als die Kunst, sich des Eigentums anderer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen.'

Auf wenige Finanzgenies können diese Worte Wielands mit mehr Berechtigung Anwendung finden, als auf den jüngst verstorbenen John Pierpont Morgan. ‚Mit ihrem guten Willen bemächtigen,' — das war es, was einen Morgan von den Finanzbarbaren der Gould-Fiske-Epoche unterschied; er hat niemals g e g e n den Willen der anderen sich ihres Eigentums bemächtigt; er blieb immer der Industrie-Kapitän und ist bei keinem seiner Unternehmen zum Industrieritter geworden."

Der Verfasser dieses widerlichen Unsinns könnte uns leid tun, wenn wir ihn nicht verachten müßten; denn dieser Lohnschreiber hat mit vollem Bewußtsein gegen seine Ueberzeugung geschrieben. Wir möchten einmal sehen, was der Tintensklave beginnen wollte, wenn wir ihn veranlaßten, seine Behauptungen zu vertreten und verlangen würden, uns mit einigen Zeitgenossen in Verbindung zu setzen, „die sich ihr Eigentum mit ihrem guten Willen nehmen ließen". . . . Die Lobhudler sind nicht nur charakterlos, sie sind auch dumm. Sonst würden sie ihre Sache besser machen.

Wer einem Morgan gerecht werden will, muß die Wahrheit schreiben, ohne Rücksicht darauf, ob die Wahrheit der Plutokratie gefällt oder mißfällt. Die Größe manches Mannes zeigt sich nicht in musterhafter Pflichterfüllung, gemessen mit dem Maßstabe bürgerlicher Durchschnittsmoral. Was bliebe von Napoleon dem Ersten übrig, wenn man ihn nach den Gesetzen strenger Moral beurteilen wollte? — Und doch war er ein Genie, wenn im letzten Grunde auch ein Brigant ohne Korpsgeist, der bald nach der Katastrophe von Moskau die Armee verließ. Würde Morgan sich bei seinem Handeln immer nach den Gesetzen der Moral gerichtet haben, dann wäre er nie der weltbekannte Imperator auf dem Gebiete des Geldmarktes und der Industrie geworden. Daß dies ein Verlust für die

Menschheit gewesen wäre, möchten wir nicht ohne weiteres behaupten. Andererseits wird aber die Menschheit auch aus den Errungenschaften eines Morgan — ganz egal, ob dieselben heute schädlich oder nützlich wirken — ihre Lehren ziehen und für den Ausbau der Zukunft verwerten; genau wie vor hundert Jahren Europa, besonders aber das zerrissene Deutschland, aus der napoleonischen Versklavung seine Lehren zog, Lehren, in denen der Keim der heutigen Größe Deutschlands enthalten war. — Von diesem Gesichtspunkte aus kann Morgan bedingungslos als ein hervorragender Faktor zugunsten der Aufwärtsentwicklung des amerikanischen Volkes bewertet werden. Wer aber behaupten möchte, Morgan hätte eine solche Aufwärtsentwicklung des amerikanischen Volkes zur Selbständigkeit im Auge gehabt, der ist entweder ein Dummkopf oder ein Lügner. Das Streben Morgans ging auf die Vereinigung der gesamten Regierungsgewalt — der wirtschaftlichen wie der politischen — in den Händen der Plutokratie. Die Ziele Morgans richteten sich auf die Versklavung des ganzen Volkes. Morgan hatte die Absicht, zwei Kategorien Menschen zu schaffen: — ein paar Hundert Besitzende, Befehlende, — und Millionen Nichtbesitzende, Gehorchende. Eine Republik kann ganz gut auf solcher Grundlage bestehen, wenn die Besitzenden weise genug sind, Zuckerbrot und Peitsche nach Bedarf zu handhaben. Anders liegen die Dinge in der Monarchie. Eine Dynastie vermag sich nicht auf ein paar Hundert Besitzende zu stützen. Sie bedarf für ihren Fortbestand eines numerisch starken, wirtschaftlich zufriedenen Mittelstandes und besonders eines b o d e n s t ä n d i g e n Mittelstandes, eines großen, hypothekenfreien Bauernstandes! — Darin liegen die Garantien für die „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Mann's", die da gründen den Herrscherthron „wie Fels im Meer"! —

Morgan unterscheidet sich von der großen Mehrzahl der älteren amerikanischen Millionäre dadurch, daß er kein sogenannter 'self made man', sondern der Sohn eines Millionärs ist und eine sehr gute Bildung genoß. Nach Absolvirung der English High School in Boston bezog er die Universität Göttingen, die er nach einigen Semestern, zwanzig Jahre alt, verließ, um sich dem Bankgeschäft zu widmen. Nach dreijähriger Lehrzeit in New York und kurzen aber schon verantwortlichen Dienstleistungen in London und Paris, kehrte Morgan nach Amerika zurück, um als Teilnehmer in der Firma seines Vaters zu wirken.

Die Sporen verdiente sich Morgan in seinem Kampfe gegen Jay Gould und Jim Fiske um die Albany and Susquehanna-Eisenbahn, etwa um das Jahr 1867—68, der mit dem vollkommenen Siege Morgans endete. Seitdem hat Morgan sich auf den verschiedensten Gebieten des amerikanischen Wirtschaftslebens betätigt. Trotz mancher beachtenswerten Leistungen blieb Morgan bis um die Zeit von etwa 1894—95 unter den Matadoren von Wallstreet nur ein „kleiner Mann", von dem man nicht viel hörte und wußte. In weiteren Kreisen bekannt und von der Hochfinanz höher eingeschätzt wurde Morgan erst durch die in jener Zeit vollzogene Verbindung mit John D. Rockefeller. Dieser stellte Morgan unbegrenzte Kapitalien zur Verfügung und nun kam das Genie Morgans zur Geltung. Unter den vielen Gründungen, die Morgan mit Rockefellerschem Gelde ins Leben rief, nimmt die United States Steel Corporation die erste Stelle ein. Wie diese Vereinigung einer Reihe von Stahlgesellschaften Amerikas, besser bekannt unter der Bezeichnung „Stahltrust", zustande kam, ist an dieser Stelle bereits dargelegt worden. Es ist auch dargelegt worden, daß diese Gründung durch eine unerhörte Ueberkapitalisierung — es handelt sich dabei um rund eintausend Millionen Dollars — zu einem das ganze Land umklammernden, am Marke des Volkes zehrenden Oktopus wurde, sodaß die Regierung der Vereinigten Staaten wiederholt sich veranlaßt sah, diesem Treiben eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Dabei wurden Tatsachen festgestellt, die zur Erhebung von Anklagen gegen die Trustleiter wegen Verletzung des Sherman-Anti-Trust-Gesetzes führten. Die letzte Anklage wurde am 26. Oktober 1911 erhoben. Am folgenden Tage ereignete sich ein gewaltiger Preissturz der Papiere der United Steel Corporation. Tausende kleiner Rentner erlitten unheilbare Verluste.

Die „Wissenden" aber hielten reiche Ernte, denn die Papiere erholten sich sehr bald wieder .... und der Prozeß ist heute noch nicht entschieden.

Welch' eine ungeheure, für den Durchschnittsmenschen garnicht faßbare wirtschaftliche Macht dieser Trust ausübt, mögen einige Zahlen andeuten.

Die Brutto-Einnahmen der United States Steel Corporation beliefen sich während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens auf 5856 Millionen Dollars. Das ist mehr als sämtliche National-Banken des Landes an Depositen zu verzeichnen haben. Der erzielte Reingewinn belief sich auf 1202 Millionen Dollars. Diese Summe entspricht ungefähr dem eingezahlten Aktienkapital sämtlicher National-Banken des Landes. An Löhnen wurden in den ersten zehn Jahren 1350 Millionen Dollars gezahlt. Wenn man diese Summe mit dem Reingewinn (also dem nach Abzug der für Amortisation und Reservefonds erforderlichen Summen verbleibenden Gewinn) vergleicht, dann findet man, daß die Aktionäre des Stahltrusts, ohne einen Finger zu rühren, fast genau so viel „verdienten", als die im Schweiße ihres Angesichts frohnenden Arbeiter, die jene Milliardenwerte schufen. — Zieht man ferner in Betracht, daß diese Arbeiter im zwölfstündigen Arbeitstage bei sieben Tagen wöchentlicher Arbeit noch nicht einmal die für ein menschenwürdiges Dasein erforderlichen Mittel erwerben konnten, was durch wiederholte Kongreß-Untersuchungen festgestellt worden ist, dann erscheint dieser Trust uns immer mehr als ein Gemeinschaden, und die Leute, die für diese Zustände verantwortlich sind, scheinen uns nicht auf jener sittlichen Höhe zu stehen, die man von einwandfreien Ehrenmännern erwarten darf und die man von Personen erwarten muß, die Zutritt zum Deutschen Kaiser haben, wenn das Ansehen der Krone unverletzt bleiben soll. —

In seinem Verhältnis den sogenannten unabhängigen Stahlgesellschaften Amerikas gegenüber hat der Stahltrust sich von den Rockefellerschen Methoden, die immer auf die Vernichtung des Gegners abzielten, im allgemeinen frei gehalten. Trotzdem verstanden die Leiter des Trusts, ihre Machtstellung gegenüber den „unabhängigen" Firmen jederzeit zu wahren. Der Stahltrust beherrscht etwa 65 Prozent der amerikanichen Roheisenerzeugung und etwa 75 Prozent der Herstellung von Rohstahl und Stahlwaren. Für die Aufrechterhaltung eines bestimmten Preises hatte der Stahltrust das „American Iron and Steel Institute" geschaffen, eine Vereinigung aller Stahlinteressenten des Landes, deren Vertreter alljährlich zu einem von Richter Gary, dem spiritus rector des Stahltrusts, gegebenen Bankett zusammenkamen und bei dieser Gelegenheit die Preise für das nächste Geschäftsjahr festlegten. Die unabhängigen Gesellschaften respektierten diese mündlichen Verabredungen wie verbriefte und besiegelte Verträge. Nur einmal konnten sie dem Freiheitsdrange nicht widerstehen und begannen den Trust zu unterbieten. Dies ist ihnen schlecht bekommen. Der Trust antwortete hierauf (Februar 1909) mit unbeschränkter Konkurrenz. Eine große Nervosität der Geschäftsleiter war die Folge. Rette sich, wer kann, hieß es allgemein, und ein großes Unterbieten begann,—allen voran der Trust!— Der Markt stand vor der Demoralisation. Bei vielen schaute die Pleite schon ins Fenster, — da gebot der Trust Halt. Gehorsam und kleinlaut gelobten die „Unabhängigen" Unterwerfung und haben das Gelübde bis heute gehalten.

Wie das Volk der Vereinigten Staaten dabei fuhr, ist allgemein bekannt. Und wenn die Nachwelt dem Vater dieses räuberischsten aller Trusts keine Kränze flicht, so wird man das verstehen.

Von Morgan, dem Vater des Stahltrusts, haben die Ruhmredner wohlweislich geschwiegen. Um so lauter haben sie Morgan, den Retter des Vaterlandes, gepriesen. Die der Börsenmache fernstehenden Arbeitsmenschen sind auf diesem Gebiete leider leicht zu täuschen.

Schauen wir darum also einmal ein wenig hinter die Kulissen. —

Morgan rettete angeblich zweimal das Vaterland. Das erste Mal geschah es 1893 beim Amtsantritt des Präsidenten Cleveland; das zweite Mal während der Panik von 1907.

Gehen wir den Dingen also einmal auf den Grund.

Aeltere Politiker werden sich der merkwürdigen Finanzwirtschaft unter Präsident Harrison erinnern. Man unternahm systematische Razzien im ganzen Lande auf Leute, die geneigt waren, sich eine Pension aus der Bundeskasse zahlen zu lassen, und andere Sonderbarkeiten mehr. — Zur Zeit des Amtsantritts des Präsidenten Cleveland (1893) war die Goldreserve des Bundesschatzes bis auf $980,000 über die Gefahrlinie herabgesunken und die Präsentationen von Schatzamtsscheinen wollten kein Ende nehmen. Die Situation wurde für die Administration kritisch. Präsident Cleveland, gleich seinem Vorgänger Harrison kein Finanzgenie, wandte sich an Morgan um Hilfe. Dieser nahm die Offerte an und bildete zur Aufbringung der benötigten 3,500,000 Unzen Feingold ein Syndikat, dem neben Morgan die Londoner Rothschilds und August Belmont, New York, angehörten. — Es war ein b o m b e n s i c h e r e s Geschäft. Der Ansturm auf das Schatzamt hörte auf, Freude herrschte in Washington und die Herren strichen die Tantieme ein.

Das war die erste Rettung des Vaterlandes durch Morgan, über die die Ruhmredner Hymnen singen. — Die zweite sieht anders aus, aber nicht besser.

Die zweite Rettung des Vaterlandes steht im Zusammenhang mit der Finanzpanik im Jahre 1907. Wie jene Panik entstanden ist, wissen wir wohl. Denn es ist in der Regel immer dieselbe Geschichte, wenn die äußeren Erscheinungen mitunter auch von einander abweichen. Habsucht der Schlauen und politische Quertreibereien. Unser Bank- und Börsenwesen beruht auf einem ungesunden Kreditsystem. Die gesamte Industrie des Landes ist außerdem um 50 Prozent überkapitalisiert. Ein großer Teil der amerikanischen Industriepapiere hat einen künstlich hergestellten Kurs, der nur gedeckt ist durch einen übermäßigen Schutzzoll und durch die Vertrustung des einheimischen Marktes. Realitäten zur Deckung dieser Papiere sind nicht vorhanden. An der Börse werden mitunter Papiere zu gemachten Kursen gehandelt, die in Wirklichkeit keine ehrlichen zwanzig Cents auf den Dollar wert sind. Versagt irgendwo der Kredit oder entsteht auf andere Weise eine Zahlungsstockung, mitunter absichtlich herbeigeführt von einem Habsüchtigen, der sich aus der Verlegenheit des andern Gewinn verspricht, dann kann es passieren, daß ganze Bankgruppen, die untereinander durch Kredit verbunden sind, ins Wanken geraten. Zieht dies Wanken größere Kreise, beginnt es zu krachen; dann ist die Panik da. —

Wer etwas Geld und gute Verbindungen mit einer gewissen Presse hat, kann leicht eine Panik hervorrufen. Auch die Panik von 1907 war Mache einer Gruppe Trustmagnaten, die wir hier nicht besonders nennen wollen. Der Tanz begann anfangs Oktober 1907 mit dem Zusammenbruch der Mercantile Trust Company. Am 23. Oktober 1911, einem äußerst kritischen Augenblick, lanzierte George W. Perkins, der damals schon enge mit dem Stahltrust liiert war und bald darauf Kompagnon Morgans wurde, in eine von der Hochfinanz subventionierte Zeitung die Nachricht, daß es mit der Trust Company of America schlecht stehe. Die Folge davon war ein ungeheuerer Anlauf auf dieses äußerst solide fundierte Bankinstitut, das vor der Panik über $74,000,000 Aktiven und die Kontrolle über die Tennessee Coal & Iron Co. verfügte. Der Ansturm auf die Bank war ein erschütternder. An einem einzigen Tage zahlte die Bank $13,500,000 an Depositen zurück. Trotz vorhandener Deckung trat unter solchen Umständen bald empfindlicher Geldmangel und arge Bedrängnis ein. In dieser Not erklärte Morgan sich bereit, gegen Abtretung der Kontrolle über die Tennessee Coal & Iron Co. Hilfe zu leisten. Mit Leuten, denen das Messer an der Kehle sitzt, ist gut Handel treiben. — Der Stahltrust übernahm die der Tennessee Coal & Iron Co. gehörigen 500,000 Acker Landes, die weit über 400 Millionen Tonnen Erz enthielten, das bei niedrigster Schätzung auf mindestens $135,000,000 zu bewerten war. Dazu mehr als 1,600,000,000 Tonnen Kohlen, die, per Tonne nur zu 5 Cents berechnet, einen Wert von $80,000,000 hatten. Zusammen also Werte in Höhe von $215,000 000, für die Morgan ganze $29,000,000 zahlte.— Die

Trust Company of America war gerettet. Vorher, am 25. Oktober 1911, hatte der damalige Schatzamtssekretär Cortelyou den New Yorker Banken $25,000,000 Bundesgelder zur Verfügung gestellt. Die größte Spannung war beseitigt. Die Lobredner aber preisen John Pierpont Morgan als den Retter des Vaterlandes. Zugegeben, daß Morgan erheblich zur Beruhigung beigetragen. Die Lobredner werden ihrerseits aber zugeben müssen, daß dies weniger aus Nächstenliebe, als vielmehr aus Geschäftsinteresse geschah und daß der den Stahltrust vertretende John Pierpont Morgan bei dieser Gelegenheit, ohne jedes Risiko, Profite in Höhe von $190,000,000 Dollars einstrich. Jedenfalls ein ansehnlicher Verdienst innerhalb weniger Monate bei einem Anlage-Kapital von nur $29,000,000! — Das Komitee des Kongresses zur Untersuchung des Stahltrusts vom Jahre 1911 gab sogar dem Verdachte ziemlich deutlichen Ausdruck, daß Perkins und Morgan auf Verabredung gehandelt hätten. Aber auch ohne eine solche Verabredung hat die ganze Geschichte eine unangenehme Aehnlichkeit mit dem Abwürgen. — Das hätten die Lobredner bedenken sollen. Tatsachen sind doch nicht aus der Welt zu schaffen: — „Die Lobredner sind nicht nur charakterlos, sie sind auch dumm. Sonst würden sie ihre Sache besser machen." — Wir wierderholen diese Behauptung ausdrücklich. — Wer den Geschäftsmann Morgan als einen Menschen im Sinne des Evangeliums der Nächstenliebe darzustellen versucht, der macht sich einfach lächerlich und schadet dem Manne, dem er nützen will. Der Geschäftsmann Morgan war ein wirtschaftlicher Napoleon. — Von dem Privatmanne Morgan läßt sich Günstigeres sagen. Und hätten wir selbst nichts weiter anzuführen als den Prachtbau an der 17. Straße und 2. Avenue zu New York, — es wäre doch viel mehr, als Herr Carnegie mit seinen 325,000,000 Dollars an wirklichen Woltaten geleistet hat!— In jenem schönen großen Gebäude finden Frauen aller Rassen und allen Glaubens, die ihrer schweren Stunde entgegensehen, kostenlos liebevolle Aufnahme ohne jede Frage nach dem Trauring oder dem Woher. Für die Aufnahme genügt, daß die Frau im Begriffe steht, ihre heiligende Mission zu erfüllen. — Der in dieser Bestimmung zum Ausdruck kommende vornehme Gedanke ist geeignet, uns milder zu stimmen vielen Handlungen dieses Mannes gegenüber, die wir nicht billigen können.— Für den Verkehr mit dem Deutschen Kaiser dürfte aber selbst ein Morgan nicht die geeignete Persönlichkeit gewesen sein. Der Verkehr mit Geldmenschen, deren Geschäfte nicht über jedem Verdachte erhaben sind, muß dem Ansehen der Krone schaden, und seien die vom Kaiser Ausgezeichneten auch noch so reich. Nicht auf die Summe Geldes, die sie kommandieren, kann es ankommen; sondern auf die Summe sittlicher Werte, über die sie verfügen, kommt es an.

Hoffentlich sorgt in Zukunft die Deutsche Botschaft in Washington dafür, daß das Ansehen der Krone nicht mehr durch amerikanische Börsenjobber geschädigt werde.

Fred. R. Minuth.



Die Doppelmission der deutschen Konsuln in Amerika.



Unter diesem Titel veröffentlichten in der April-Ausgabe die „Mittheilungen des Deutschamerikanischen Nationalbundes der Vereinigten Staaten von Amerika" einen Leitartikel, den wir mit steigendem Befremden gelesen haben. Der Artikelschreiber knüpft an eine in Berlin gehaltene Rede des preußischen Kultusministers an, in welcher der Minister die Ausland-Deutschen kritisiert und ihnen u. a. Mangel an Rassenstolz vorwirft. Diese Rede veranlaßte den Artikelschreiber zu ganz merkwürdigen Folgerungen in bezug auf die Pflichten der Konsuln des Deutschen Reichs.

Ehe wir auf den Artikel näher eingehen, möchten wir bemerken, daß der preußische Herr Kultusminister in der Rolle des Reformators der Ausland-Deutschen uns an jene frommen Damen erinnert, die für die armen Negerkinder in den Tropen wollene Socken strickten, während die Proletarierkinder ihrer nächsten Umgebung mit erfrorenen Füßen herumliefen. Wir danken dem Herrn Kultusminister für das den Ausland-Deutschen gewidmete Interesse; aber wir huldigen der Anschauung, daß die Ausrottung der Unwahrhaftigkeit in der Umgebung des Deutschen Kaisers dem Ressort des Herrn Ministers näher liegen dürfte, als die Beseitigung übeler Angewohnheiten mancher im Auslande wohnenden ehemaligen Untertanen des Königs von Preußen. So lange der Deutsche Kaiser über wichtige, auch das Ausland-Deutschtum berührende Fragen in Unwissenheit gelassen wird, so lange Ausländer von defekten moralischen Qualifikationen Zutritt zum Deutschen Kaiser haben, während einwandfreie deutsche Männer den Kaiser nicht erreichen können, — *so lange* wird es besser sein, wenn der Herr Kultusminister die Ausland-Deutschen ignoriert und seine ganze Aufmerksamkeit jenen Schäden und Gefahren zuwendet, die Thron und Reich bedrohen.

Dies ist *unsere* Ansicht. Ganz andere Schlüsse zieht der Artikelschreiber aus der Rede des preußischen Kultusministers. Er sagt:

„Es ist wahr, was der preußische Unterrichtsminister über den Mangel an Rassenstolz, über die Verhunzung von guten deutschen Namen und über die Vernachlässigung der Muttersprache sagt. Es ist aber auch eine Wendung zum Besseren zu verzeichnen, seit Dr. Gottlieb Kellner und Dr. Oswald Seidensticker im Jahre 1883 anläßlich der 200jährigen Gedenkfeier der ersten deutschen Einwanderung die Begehung des Deutschen Tages am 6. Oktober jeden Jahres anregten, seit Dr. Carl Johann Hexamer und seine Mitarbeiter das Deutschbewußtsein zu wecken gesucht.

Welche Unterstützung wird jenen Pionieren des Deutschtums seitens der Vertretung des Deutschen Reiches zu teil? Gar keine. Diese sind Bürokraten vom reinsten Wasser, die den Deutschamerikanischen Nationalbund und seine Zweigverbände nur als Auskunftsstellen für ihre Berichte benutzen. Sie verstehen es nicht, oder sie wollen es nicht verstehen, mit den Deutschen in den Vereinigten Staaten jene Fühlung zu nehmen, die es ihnen ermöglichen würde, unendlich viel gutes gerade auf jenem Gebiete zu tun, welches der Tadel des preußischen Unterrichtsministers umfaßt.

Man läßt uns hier einfach allein arbeiten und wenn wir hüben in 25 Jahren nicht wieder gut machen können, was drüben in 100 Jahren verbrochen wurde, so kommt zur Aufmunterung höchstens eine Tadelsbotschaft. Welchen praktischen Wert hatte es, daß der deutsche Kaiser dem Präsidenten des Nationalbundes einen Orden vierter Klasse verlieh? Gar keinen. Von unendlich größerem Wert wäre die Entsendung von deutschen Konsuln, oder die Ermahnung der sich im Amt befindenden, daß es ihre Pflicht ist, auch außer ihren Amtsstunden Deutscharbeit zu tun.

Daß wir nicht allein von Philadelphia reden, sei hiermit ausdrücklich betont, denn wir wissen, daß sich der deutsche Konsul von Chicago noch nie in Milwaukee hat sehen lassen. Ohne Zweifel giebt es Ausnahmen, wie in Maryland, Nord-Carolina. Es dürfte von Interesse sein,

Berichte über andere Ausnahmen einzusenden.

Daß den deutschen Konsuln in allen Staaten Gelegenheit gegeben wird, ihre Mitwirkung zu betätigen, darüber kann kein Zweifel herrschen. Die Zweigverbände des Nationalbundes sind angewiesen, bei öffentlichen Begebenheiten die Konsuln des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz einzuladen. Die Konsuln der Doppelmonarchie glänzen immer mit Abwesenheit, während es zum Lobe der Schweizer Konsuln gesagt werden kann, daß sie immer am Platze sind und sogar in den Ausschüssen mitarbeiten. Sie haben ihre Doppelmission begriffen und führen sie aus, besonders Konsul Gustav A. Walther in Philadelphia.

Bei all' dieser Berücksichtigung der deutschen Konsuln so wenig Gegenliebe! Vor einiger Zeit wurde in einem englischen Hetzartikel im ‚Metropolitan Magazine' behauptet, der Nationalbund empfange Orders aus Potsdam, und Redakteur Kenkel von der St. Louis ‚Amerika', der es sogar dem Bundespräsidenten Dr. Hexamer übel genommen, daß er den Orden des deutschen Kaisers annahm, sagte zu dem Schreiber: ‚Der Nationalbund schielt immer nach Berlin!'

So werden wir verdächtigt, weil wir die Bande, die uns an die alte Heimat knüpfen, nicht zerreißen. Wir wollen keine Orden, sondern wir wollen Konsuln, die sich wie deutsche Männer bewegen und nicht wie diplomatische Puppen.

Ehre und Achtung dem deutschen Botschafter Grafen Johann von Bernstorff. Seine Tätigkeit im Deutschtum wie im Amerikanertum trägt segensreiche Früchte, die sich auf die breiteren Schichten des Deutschtums verpflanzen lassen, wenn die deutschen Konsuln in seinem Sinne und nach seinem Vorbilde wirken."

Ueber den in kindischer Sprache und mangelhaftem Deutsch zum Ausdruck gebrachten ‚Bürgerstolz vor Königsthronen' wollen wir kein Wort verlieren, wennschon uns der Augenblick für eine solche Kundgebung schlecht gewählt erscheint und wir der Ansicht sind, daß die „Mittheilungen" durch ein tadelloses Deutsch vorbildlich wirken sollten. Wir wollen auf den Kern der Sache eingehen, soweit sich aus diesem Rattenkönig von Widersprüchen und Seitensprüngen ein Kern herausschälen läßt.

Der Schwerpunkt des Elaborats liegt in einem gegen die Konsuln des Deutschen Reiches und Oestreich-Ungarns gerichteten Vorwurf der Pflichtvernachlässigung. Diese Pflichtvernachlässigung erblickt der Artikelschreiber in der Tatsache, daß die in Rede stehenden Konsuln es unterließen, an den Bestrebungen des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes tätigen Anteil zu nehmen. Hieraus geht hervor, daß weder der Artikelschreiber noch der Schriftleiter der „Mittheilungen" eine geordnete Vorstellung haben über die Pflichten und Befugnisse von Konsuln in dem Lande, in welchem sie akkreditiert sind. Auf diese Pflichten und Befugnisse näher einzugehen, halten wir für überflüssig, weil jeder leidlich Gebildete über diese Frage unterrichtet ist, für niemand aber ein Zweifel darüber bestehen kann, daß es den Vertretern einer fremden Macht, zu denen auch die Konsuln gehören, verboten ist, sich in die internen Angelegenheiten des fremden Landes, in das Parteigetriebe und die Vereinsbestrebungen der Bewohner des betreffenden Landes einzumischen. Die Konsuln des Deutschen Reiches und Oestreich-Ungarns haben also vollkommen korrekt gehandelt, wenn sie sich von der Teilnahme an den Bestrebungen des National-Bundes fern hielten. Und dafür sind wir ihnen, eingedenk mancher peinlichen Ereignisse jener Periode des Liebeswerbens vor etwa 10 bis 12 Jahren, aufrichtigen Dank schuldig, — nicht aber Vorwurf. — Wir alle wissen außerdem, daß im Lande Amerika eine Menge Cranks leben, denen die Deutschen ein Dorn im Auge sind und denen darum keine Idiotie zu dumm ist, wenn sich daraus eine Gelegenheit konstruieren läßt, die Deutschen Amerikas als Landesverräter zu verdächtigen. Es soll von den vielen Blödsinnsausbrüchen im Laufe der Zeit nur ein solcher neueren Datums angeführt werden.

Vor einiger Zeit brachte das in New York erscheinende „Metropolitan Magazine" aus der Feder eines gewissen Cunliffe Owen einen Artikel, der sich mit den Deutsch-Amerikanern, dem

Deutschamerikanischen Nationalbund" und dessen Verhältnis zum Deutschen Kaiser beschäftigte. Nach Herrn Cunliffe Owen besteht zwischen dem Präsidenten des Nationalbundes, Dr. Hexamer, und dem Deutschen Kaiser ein sehr intimes, heimliches Einverständnis und ein reger politischer Ideenaustausch. Die amerikanischen Bürger deutscher Nationalität werden von Herrn Cunliffe Owen als "would-be"-Landesverräter verdächtigt, denn im Hirne dieses Uebermenschen erscheinen die Deutsch-Amerikaner als verkappte Landsknechte Wilhelms II., die nur des Winkes des Kaisers harren, um vereint mit den deutschen Truppen loszuschlagen, sobald der Kaiser den Augenblick für günstig hält, das Schwert gegen die Monroe-Doktrin zu ziehen! —

Kurz, — der Blödsinn feiert Orgien. —

Mit Ausnahme einiger Blätter, die Herrn Cunliffe Owen die Narrenkrone aufsetzten, hat keine deutsch-amerikanische Zeitung den unverdaulichen Unsinn beachtet. Auch der ernst zu nehmenden englisch-sprachigen Presse war die Geschichte zu starker Tabak. Nicht geringes Erstaunen erregte es darum, als in demselben antideutschen Magazin ein Artikel aus der Feder des einstigen Chefredakteurs der „New Yorker Staatsztg.", v. Skal, erschien, in welchem Herr Cunliffe Owen einer ernsten Widerlegung gewürdigt wurde, die eigentlich keine Widerlegung war. Denn während der Lektüre dieses Artikels wich das Erstaunen einem peinlichen Befremden: — Herr v. Skal bekundete bei dieser Gelegenheit Fähigkeiten ganz merkwürdiger Art: — er brachte es, trotz seiner Zugehörigkeit zum Nationalbund, fertig, das Bestehen dieser Vereinigung zu beklagen. — Wörtlich heißt es in dem Artikel, treu übersetzt: „Ich stimme mit Herrn Cunliffe Owen darin überein, daß das Bestehen des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes zu beklagen ist. Trotz der Tatsache, daß der Bund wirklich eine sehr harmlose Körperschaft ist und mit dem Kaiser oder seiner Regierung weder direkte noch indirekte Beziehungen unterhält, verstärkt er ganz entschieden das zwar unvernünftige, aber unglücklicherweise unter den Amerikanern herrschende Gefühl, daß Deutschland in seinen Friedensbestrebungen nicht aufrichtig sei. Aus diesem Grunde ist der Bund ein unverkennbares und ernstliches Hindernis für die Bemühungen des Kaisers, die Welt von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen und die Ausdehnungsmöglichkeiten, die Deutschland so nötig braucht, auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen zu sichern."

Wenn ein deutscher Journalist, der früher einmal preußischer Offizier war, zu der Infamie hinabsinken konnte, bauend auf die Dummheit und Oberflächlichkeit der Leser jenes Magazins, den Deutschamerikanischen Nationalbund als Hindernis für den Glauben hinzustellen, „daß Deutschland in seinen Friedensbestrebungen aufrichtig sei", dann sollte dies Vorkommnis wohl als Warnungssignal gelten dürfen für den Schriftleiter des offiziellen Organs des Nationalbundes. Und nun kommt dieser Schriftleiter her und veröffentlicht einen Artikel unter der Spitzmarke „Die Doppelmission der deutschen Konsuln in Amerika" und führt Klage darüber, daß die Konsuln ihre „Doppelmission" nicht nach Wunsch erfüllen. — Kann man den Nationalbund, kann man die Deutsche Reichsregierung schlimmer verdächtigen, als es hier geschehen? —

Wir vermissen an den „Mittheilungen" nicht nur die unerläßlich notwendige, von hohen Gesichtspunkten ausgehende zielbewußte Leitung, sondern wir vermissen auch schmerzlich ein fehlerfreies Deutsch und das impulsgebende, werbend wirkende Fluidum, das uns entgegenströmt aus Gedanken, getragen von edler Begeisterung. — Hier besteht ein schädigender Mangel. Dieser Mangel muß beseitigt werden, wenn das offizielle Bundesorgan seine Aufgabe erfüllen, wenn es zu einem alle Mitglieder des Bundes mit einander verbindendem Mittler werden soll. Und das war ja doch wohl der Zweck der Begründung eines Bundesorgans.

Nach den gemachten Erfahrungen will es uns als Mißgriff erscheinen, daß die Nationalkonvention s. Z. einen vom Präsidenten des Nationalbundes unabhängigen Schriftleiter für das Bundesorgan ernannte. Dieser selbst gegen die Logik verstoßende Beschluß sollte gelegentlich

der in St. Louis tagenden Nationalkonvention in Wiedererwägung gezogen werden; denn unter der Oberleitung eines erfahrenen Mannes, wie Dr. Hexamer, wären peinliche Entgleisungen des Schriftleiters, wie solche insonderheit in letzter Zeit zu allerlei Kontroversen Veranlassung gaben, einfach unmöglich gewesen. — Die Vermeidung ähnlicher Vorkommnisse ist eine Notwendigkeit für den Nationalbund im Interesse der inneren Festigung wie im Interesse der Erhaltung seines Ansehens nach außen hin. —

F r e d. R. M i n u t h.



In eigener Sache.

Bald nach dem Erscheinen des dritten Heftes des „Deutschen Kulturträger" gingen der Schriftleitung dieser Zeitschrift einige Briefe gehässiger, sogar unflätiger Fassung von Deutschen zu, in denen die Absender sich über den „gegen Angelsachsen geübten Chauvinismus" beschwerten. —

Wer den „Deutschen Kulturträger" vorurteilsfrei gelesen hat und über die Fähigkeit zum logischen Denken verfügt, wird bis heute keine Zeile chauvinistischer Tendenz gegen Angelsachsen oder gegen sonst irgend eine Volkheit in dieser Zeitschrift entdeckt haben.

Die Briefschreiber nehmen insonderheit auf die Artikel-Serie „Der Kaiser und die Amerikaner" Bezug. Wir haben die Artikel dieser Serie nochmals zuverlässig auf ihre Tendenz geprüft, aber Chauvinismus gegen Angelsachsen konnten wir darin nicht finden. Die Tendenz dieser Artikel richtet sich gegen die verantwortlichen Räte des Deutschen Kaisers, die es versäumt haben, den Monarchen vor der Berührung mit Amerikanern von defekten moralischen Qualifikationen zu bewahren. In dem Verkehr des Kaisers mit diesen Leuten erblicken wir eine Gefahr für das Ansehen der Krone; eine Gefahr, die ihre Schatten bis auf die Ausland-Deutschen, besonders die Deutsch-Amerikaner, warf. Als Glied der deutschen Presse, deren Aufgabe es ist, das Ansehen des Deutschtums zu wahren, empfanden wir es als unsere Pflicht, aufmerksam zu machen auf die Versäumnis jener Beamten, denen es obliegt, den Kaiser vor der Berührung mit moralisch nicht einwandfreien Elementen zu bewahren. Der Hinweis auf eine solche Pflichtversäumnis enthält eine s e h r s c h w e r e Anklage gegen hohe Beamte des Deutschen Reichs. Die Wahrheit der für diese Anklage als Unterlage dienenden Behauptungen mußten wir beweisen. Für die Beweisführung blieb uns nur e i n e Möglichkeit: — wir mußten die Handlungen der in Betracht kommenden Amerikaner auf ihre moralische Qualität hin einer eingehenden Prüfung unterwerfen. Dies haben wir getan; — nichts weiter. Den Wahrheitsbeweis für unsere Behauptung haben wir nach jeder Richtung hin geliefert. Und wir werden damit unentwegt fortfahren. —

Wer darin „Chauvinismus gegen Angelsachsen" erblickt, der kann uns leid tun; denn er ist entweder nicht klaren Geistes oder eine Lakaienseele. —

Wir wären die Letzten, die Chauvinismus gegen Angelsachsen predigen möchten, denn wir schätzen in den vornehmen Anglo-Amerikanern nicht nur Mitbürger von oft hohen Fähigkeiten und liebenswürdigen Eigenschaften, sondern wir erblicken in ihrer Eigenart auch manches Hervorragende, das der ursprünglichen deutschen Wesensart mangelte und dessen Einpflanzung in

den deutschen Charakter wesentlich zur Aufwärtsentwicklung unseres Volkstums in Amerika beigetragen hat. Wir sind heute nicht mehr Deutsche genau im Sinne des Vaterlandes. Jeder, der längere Zeit in Amerika gelebt hat, machte einen Assimilierungsprozeß durch. Je nach seinem inneren Werte, nahm er entweder die guten oder die schlechten Eigenschaften der Anglo-Amerikaner an, — entwickelte sich aufwärts oder abwärts. Eine Aufwärtsentwicklung möchten wir es aber nicht nennen, mit allen Kräften nach Ablegung des Deutschtums zu streben, um „ganz Amerikaner" zu werden; übrigens ist dies eine physische Unmöglichkeit. Aber es gibt Leute so heruntergekommenen Charakters, die eine solche Häutung nicht nur für möglich halten, sondern sie mit allen Sinnen herbeisehnen und darauf hinarbeiten. Diese Zwittergestalten sind sich des Verächtlichen ihres Handelns und ihrer Lage gar nicht bewußt. Es sind moralische Idioten, die auch nicht die offen genug zur Schau getragene Verachtung seitens vornehmer Anglo-Amerikaner zu empfinden vermögen. Sie gleichen den feigen Hunden, die da winseln, aber nicht beißen, wenn sie einen Fußtritt erhalten haben.

Es lag nahe, daß wir uns über die Persönlichkeiten der Briefschreiber unterrichteten. Die von einwandfreier Seite uns erteilte Auskunft lautet unserer Vermutung gemäß. Grüne Unerfahrenheit, gepaart mit Strebertum, Schielen nach einer Austausch-Professur und dem Carnegieschen Zwanzig - Millionen-Dollar - Lehrer-Pensionsfonds finden wir hier in würdiger Vereinigung.— —

Daß Ehrenmänner dieses Kalibers weder unseren Gleichmut zu erschüttern, noch den allergeringsten Einfluß auf die Tendenz dieser Zeitschrift auszuüben vermögen, ist nicht nötig zu erwähnen, auch wenn sie uns den „baldigen sanften oder unsanften Tod" unserer Zeitschrift prophetisch verkünden. Jeder hat das Recht, sich lächerlich zu machen.— Nur dies Eine möchten wir den Herrschaften sagen: Unartige Briefe schreiben kann jeder dumme Junge; wer etwas Sachliches gegen den „Deutschen Kulturträger" vorzubringen hat, der möge es in der Art ernster Männer tun. Aber das scheinen diese Herren nicht zu verstehen.

F r e d. R. M i n u t h.



Deutschland.

„Wenn ich der Kaiser wär'!“



So lautet der Titel eines Buches, — nein, des Buches, das das Interesse des deutschen Volkes in ganz außerordentlich hohem Grade erregt hat und das man mit Recht das Buch Deutschlands nennen darf: In wenigen Monaten hat es eine Auflage von 20,000 erreicht. Es ist ein hervorragendes Werk auf politischem Gebiete, ein Werk, das Deutschlands Entwicklung seit Bismarck kritisch unter die Lupe nimmt und offen alle Schäden zeigt jener, die „Bismarcks Erbe" nicht zu verwalten verstanden. — Dabei ist das Buch frei von aller kleinlichen Polemik. In großzügiger Sprache ist es geschrieben. Daniel Frymann nennt sich der Verfasser. Wenn wir aber Kürschners Literatur-Kalender zur Hand nehmen, dann suchen wir vergebens nach einem Daniel Frymann. Wir dürfen das Pseudonym nicht lüften, aber so viel dürfen wir verraten, daß sich hinter „Daniel Frymann" ein Mann aus den Kreisen des preußischen Hochadels verbirgt, der viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, hinter die politischen Kulissen zu schauen.

Geben wir dem Verfasser das Wort. In der Einleitung zu seinem Werke sagt er: „Wenn ich der Kaiser wär'", so nenne ich in Erinnerung an eine allzuferne Jugend diese Schrift; sie aber ist kein Spiel der Gedanken und Wünsche, sondern der Niederschlag ernster Erfahrungen eines vielgestaltigen politischen Lebens; sie ist der Ausdruck von beklemmenden Sorgen um unser Vaterland; sie ist endlich die Zusammenfassung der Ueberzeugungen, die ich in einer mehr als ein Menschenalter langen politischen Selbsttätigkeit und Beobachtung gewonnen habe.

Vieles von dem, was auf den folgenden Blättern niedergelegt ist, wird in gleichgesinnten Seelen Anklang finden, manches ist bereits Gemeingut ungezählter Deutscher, die durch die politische Entwicklung, besonders durch das allgemeine Wahlrecht, tatsächlich mundtot gemacht, jedenfalls im weiteren politischen Leben ausgeschaltet worden sind; das meiste, darüber bin ich mir klar, wird den Zorn oder Hohn der Diener der Masse erwecken und man wird die Ratschläge verachten, die ich zu geben unternehme.

Mag immerhin die Zustimmung der Massen mir versagt bleiben, — ich folge der Pflicht und spreche meine Ueberzeugung aus; ich weiß, ich darf für den Augenblick auf Gehör, auf Wirkung nicht rechnen, aber ich bin sicher, daß die Entwicklung einer hoffentlich nicht zu fernen Zeit in der Hauptsache so gelenkt werden muß, wie ich es meine, wenn nicht das deutsche Volk nach innen und außen einen furchtbaren Zusammenbruch erleben soll.

Das sei gesagt — ich bin kein Parteimann und mit Parteipolitik und -interessen hat diese Schrift nichts zu tun; die Angehörigen der Rechten werden mich des Mangels an Respekt vor der Obrigkeit zeihen und in manchem den Demokraten wittern; die der Linken mögen in mir den roten Reaktionär und unmodernen Junker erblicken — ich aber bin nichts als ein selbständiger Mann, der sein Urteil frei hält von Parteibefehl; ich habe die Entwicklung seit der Gründung des Deutschen Reichs mit offenen Augen miterlebt, manchen Irrtum dieser 40 Jahre mitbegangen, manchen berichtigt, und sehe nun, daß wir an dem Punkte angekommen sind, wo nichts weniger als unsere Zukunft in Frage gestellt ist. Ich sehe weiter, daß die Regierung nichts tut, um die Entwicklung entschlossen in gesunde Bahnen einzulenken, ja, ich muß glauben, daß sie gar nicht weiß, was jetzt auf dem Spiele steht; die Volksvertretung ist nicht anders, und wo ein Abgeordneter etwa klarsehend genug ist, um den „Geist der Zeit" zu erkennen, da verbietet ihm das Partei-Interesse das offene Wort — denn von Volkes Gnaden ist er, was er

ist, und die Partei schädigt, wer die Unfehlbarkeit der Masse anzweifelt.

Endlich sehe ich, daß die Fürsten des Reiches — wenn man sein Urteil nach ihrem Tun und Treiben bildet — nicht ahnen, wohin die Reise auf dem jetzt eingeschlagenen Wege führen muß; der erste und einflußreichste unter ihnen, der Deutsche Kaiser, wird zwar von seinen Verehrern ein moderner Herrscher genannt, aber ich fürchte, dies modern darf nicht so aufgefaßt werden, daß er die echten Forderungen der Zeit versteht, sondern daß er sich ihren Schwächen angepaßt hat.

In solcher Zeit wie der unserigen, die ganz allgemein als die eines Uebergangs angesehen wird, ist ein starker Führer nötig, der den Schritt zur Genesung, zur inneren und äußeren Festigung erzwingt, der die Entwicklung zum Verfall hindert.

* * *

„Wenn ich der Kaiser wär'" — heiße ich dies Buch, und ich will damit sagen, was ich tun würde, wenn . . . . ja, wenn! der Vermessene, der Eitle, der auch nur zu träumen wagte, er könne auf solcher Höhe stehen!

So ist es nicht gemeint; ich bin froh und zufrieden, ein schlichter Bürger unseres Reiches zu sein, und freue mich meiner Herkunft und meiner Unabhängigkeit nach allen Seiten. Es kann aber, meine ich, nur das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit stärken, wenn man sich in die Lage versetzt, wichtige Entscheidungen selbst treffen zu müssen — vielleicht aber kann es auch dazu dienen, das Verantwortlichkeitsgefühl der Hochgestellten zu vertiefen, wenn sie hören, wie einer die Dinge an ihrer Stelle betrachten und behandeln würde.

So ist's gemeint, wenn ich vor dies Buch den Titel setze:

Wenn ich der Kaiser wär'.

Von den Schäden, Nöten und Gefahren.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schrieb zum vierzigsten Geburtstage des Deutschen Reiches voll tiefer Philosophie:

„Die Entwicklung eines Volkes ist Kampf und abermals Kampf, die Wirklichkeit hat keine Lösungen, und ihre Blütenträume reifen nie zu Ende. Auch die Völker finden nur im Weiterschreiten ihr Glück. Nach eigenem Gefühl und Urteil mag jeder sich heute im einzelnen die Frage beantworten, ob die Entwicklung des Reichs, die politische, kulturelle und wirtschaftliche Stellung, die das deutsche Volk in den letzten vier Jahrzehnten erreicht hat, die Hoffnungen jener Generation enttäuscht, erreicht oder übertroffen hat. Wer in berechtigter oder unberechtigter Unzufriedenheit mit irgend einer Teilerscheinung den klaren und objektiven Blick für das Ganze nicht verloren hat, wird zugestehen müssen, daß noch nie ein Volk in so kurzer Spanne Zeit auf allen Gebieten so weit und energisch vorgeschritten ist, wie das deutsche. Diese Tatsache kann niemand leugnen, der Augen hat, das wachsende Volk bei der Arbeit zu sehen. Und doch ist sicherlich noch nie während einer Periode solcher Entwicklung so viel von dem Pessimismus, der weite Schichten des Volkes ergriffen haben soll, von Verärgerung über eine unerträgliche Reaktion die Rede gewesen. Diese Erscheinung ist zum Teil Mangel an Sinn für das Ganze und Mögliche, zum Teil Ausfluß einer dogmatischen Auffassung von dem Inhalt des Fortschritts, die mit dem Leben der Nation nichts zu tun hat. Wo sie weder das eine noch das andere ist, wird man auch in ihr eine Folge des steten Strebens zu sehen haben, das alle Teile des Volkes erfaßt hat, alle Stände treibt, sich emporzudrängen, Geltung und Einfluß zu erlangen. Mithin ist auch sie letzten Endes ein Zeichen der Stärke und nicht der Schwäche."

Es ist der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nicht gelungen, mit dieser papierenen Weisheit die Unzufriedenheit einzudämmen, von der sie redet, und ziemlich genau ein Jahr, nachdem sie also gesprochen, erhielt ihre Auftraggeberin, die Regierung, eine nicht mißzuverstehende Antwort durch den Ausfall der Reichstagswahlen dieses Januars: Einhundertundzehn Sozialdemo=

kraten — über ein Viertel der Volksvertretung — zogen in den Prunkbau am Königsplatz ein; dazu kam, daß in einer nicht unbedeutenden Zahl von Wahlkreisen die sozialistischen Kandidaten nur mit ganz geringen Mehrheiten geschlagen wurden, so daß damit gerechnet werden muß, daß bei der nächsten Gelegenheit auch diese Wahlkreise sozialistisch werden.

Kein Zweifel: die vier Millionen sozialistischer Stimmen sind im Januar 1912 abgegeben worden von Leuten, die für sich und ihre Partei Geltung und Einfluß heischen — also wäre ihre Abstimmung, wenn man der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom Jahre zuvor folgen will, ein Zeichen der Stärke. Hier stock' ich schon — wie komm' ich weiter fort? Nun, wenn man die Offiziösen am Ende des letzten Wahlkampfes und nachher hat reden hören, so sieht man doch, daß jene über den Gewässern schwebende philosophische Betrachtung sich angesichts der Tatsachen in die Erkenntnis verwandelt hat, daß vier Millionen staats- und volksfeindliche Wähler weder nach innen noch nach außen einen Kräftezuwachs bedeuten.

In der Tat ist man sich außerhalb der sozialdemokratischen Partei, des Freisinns und der mit ihm eigentlich identischen Jungliberalen darüber ganz klar, daß das gewaltige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen und die Verdoppelung der Machtstellung der Partei im Reichstage ein höchst bedenkliches Symptom in unserem nationalen und staatlichen Leben ist; es beweist eine Unzufriedenheit der Massen mit den bestehenden Zuständen, die nicht allein durch die skrupellose Verhetzung der sozialistischen und der an einem Strange mit ihr ziehenden jüdischen Presse erklärt werden kann. Aber mindestens geradeso bedenklich, wie als Beweis des Massenmißmuts, ist das Anwachsen der Sozialdemokratie, wenn man die völlig ungenügende Abwehr der bürgerlichen Parteien und Gesellschaft ins Auge faßt und überzeugt ist, daß sie zum guten Teile auf die Verbitterung und den Unwillen der Gebildeten und Besitzenden zurückzuführen ist, die ihre Enttäuschung über die Regierungsergebnisse der nachbismarckischen Zeit durch Enthaltung vom politischen Leben zum Ausdruck bringen.

In der philosophischen Staatslehre verfährt man doktrinär, aber das Leben eines Volkes lehrt bei jeder Gelegenheit, daß Volksstimmungen auf die politische Gestaltung von allergrößtem Einfluß sind.

Volksstimmungen. Man darf nicht überhebend fragen, wer ist in solchem Falle das Volk? Das wäre zuläßig, wenn da oder dort eine kleine Gruppe parlamentarisch oder publizistisch ihre Auffassung als diejenige der Gesamtheit hinzustellen versuchen wollte. So liegt die Sache aber nicht, und es muß offen und unzweideutig ausgesprochen werden, daß heute in der Tat das ganze Volk mit der Art unzufrieden ist, wie es regiert wird.

Daß dies hinsichtlich der Sozialdemokraten und der bürgerlichen Radikalen zutrifft, braucht nicht bewiesen zu werden; aber wer heute konservative und nationalliberale Zeitungen in die Hand nimmt oder politische Versammlungen dieser Parteien besucht, weiß, welche Verbitterung sich in diesen Kreisen angesammelt hat, ja, er erschrickt über deren Maß, wenn er Gelegenheit hat, führende Persönlichkeiten sich vertraulich über die Lage unseres Vaterlandes äußern zu hören.

Also, es ist so und muß ins Auge gefaßt werden: es gibt heute, abgesehen von erfolgreichen Strebern und nur an sich denkenden glücklichen Geschäftsleuten, abgesehen auch von den politisch Gleichgültigen, auf deutschem Boden von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken keinen politisch Zufriedenen — ein Ergebnis, das ohne schwerste Fehler der Regierung undenkbar wäre, und das allein schon eine furchtbare Anklage in sich schließt, wenn man es der Begeisterung gegenüberstellt, die das neubegründete Reich begrüßte, oder auch nur der Stimmung, die Bismarck im Kampf um das Septenat im Frühjahr 1887 hervorgerufen hat.

Als hauptsächlichste der allgemeinen Ursachen des Winters deutschen Mißvergnügens,

der jetzt schon über 20 Jahre währt, ist ganz gewiß die Enttäuschung anzusehen, die alle Bevölkerungskreise, und zwar bis tief in die Sozialdemokratie hinein, über die Erfolglosigkeit und Unfruchtbarkeit der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches erfüllt. Alle Staaten um uns her in Europa, alle auf dieser Erdkugel, in denen der staatliche Lebensnerv, der Wille zur Macht, noch nicht getötet ist, greifen um sich und erweitern ihr Einflußgebiet; es tun dies selbst Staaten, die innerlich so ungesund sind wie Frankreich und Rußland; es tun dies Staaten mit so unermeßlichem Besitz wie England und die nordamerikanische Union, endlich, es tut dies ein Staat, dessen Bevölkerung angefangen hat, zurückzugehen, wie Frankreich, wo also ganz gewiß ein Bedürfnis nach weiterem Kolonialboden nicht vorhanden ist. Alle greifen um sich, selbst das schwache Spanien wehrt sich seiner Haut und sucht in Marokko wiederzugewinnen, was es gegen die Vereinigten Staaten verloren hat — nur das Deutsche Reich ist „saturiert" und beeilt sich, sobald irgendwo in einem für den Einfluß der Kulturstaaten in Betracht kommenden Lande ein Konflikt ausbricht, sein „politisches Desinteressement" zu verkünden — wie es so schön heißt, und nur die Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen zu verlangen.

Wenn aber irgend ein Staat Anlaß hat, für die Vergrößerung seines Machtgebietes zu sorgen, so ist es das Deutsche Reich, denn seine Volkszahl vermehrt sich rasch, seine Industrie braucht neue Absatzgebiete, seine Gesamtwirtschaft den Boden zur Erzeugung tropischer und halbtropischer Produkte aller Art, deren Beschaffung uns heute in unerträgliche Abhängigkeit von andern gebracht hat, wobei nur auf Baumwolle verwiesen sei.

Nach Stimmung und Erkenntnis ist die Ansicht doch heute allgemein verbreitet, daß die auswärtige Politik versagt hat gegenüber den Aufgaben, die sich hieraus ergeben; der Landzuwachs von den letzten kolonialen Erwerbungen Bismarcks an bis zum November 1911 beschränkt sich auf Helgoland, Kiautschau und die paar Inseln in der Südsee — was in der Zeit England und Frankreich erworben haben, um nur von diesen beiden zu reden, ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt werden müßte.

Aber wir sind und bleiben saturiert, d. h. unsere Regierenden tun so, als ob wir es wären, und überlassen die Aufteilung der Erde andern; unsere Diplomaten haben nur eine Aufgabe: den Frieden zu erhalten. Um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß die zwar ruheselige, aber für ein wachsendes Volk grundverkehrte Auffassung von der deutschen Saturiertheit auf Bismarck zurückgeht, der das Schlagwort geprägt hat. Ihm kam es darauf an, die mißtrauischen Nachbarn nach den gewaltigen Ereignissen seiner drei siegreichen Kriege zu beruhigen und Zeit zum Ausbau seines Werkes zu gewinnen; er brauchte Ruhe nach außen, und unmittelbar nach 1871 bedurfte das deutsche Volk keiner Erweiterung seines Machtgebietes, denn der Reichsbau genügte für die Bevölkerung von 40 Millionen, und die Industrie befand sich, an der heutigen Entwicklung gemessen, erst im Entstehen. Das Schlagwort vom „saturierten" Deutschen Reiche war ursprünglich zu bestimmten politischen Zwecken geprägt, kein dauerndes Programm; es ist bedauerlich, daß Bismarck es mit fortschreitendem Alter aber zum Programm erhob, so daß seine trotzdem bewundernswerte auswärtige Politik rein defensiven Charakter annahm. Es muß bei aller Verehrung für Bismarck gesagt werden, daß spätestens ende der zwei Jahrzehnte seiner staatsmännischen Tätigkeit nach der Reichsgründung die Entwicklung unseres Volkes so fortgeschritten war, daß eine reine Verteidigungspolitik unrichtig wurde und einen Verzicht auf die Sicherung der Zukunft in sich schloß. Daß ein Bismarck sich aber von einem Programm nicht gefesselt fühlte, zeigte sein Verhalten auf dem Gebiete der Kolonialpolitik; denn er hat alle die großen überseeischen Erwerbungen gemacht, die wir heute besitzen. Sonst aber war er friedfertig geworden, der geistige Urheber dreier Kriege, und er ließ sich selbst durch die stärksten Reizungen Frankreichs und Rußlands nicht aus seiner rein verteidigenden Politik herausbringen. Allein die stolze, offene Sprache, die er, wenn nötig, vor dem Reichstage über Fragen der auswärtigen Politik redete, erinnerte an den Löwen.

Wo sind die Zeiten hin, daß ein deutscher Minister zum Ausland Fraktur zu reden wußte?"

In fünf Kapiteln und 120 Abschnitten behandelt dieses Buch die Zustände des Deutschen Reiches mit einer Sachkenntnis, die auf einen Eingeweihten der zuverlässigsten Art schließen läßt. Das Buch ist für den deutschen Patrioten, der bei dem „tapferen Zurückweichen unserer Diplomatie" die Faust in der Tasche ballte und die Herrschaften nach jenen Regionen wünschte, wo sie keinen Schaden mehr hätten anrichten können, eine Erbauung. —

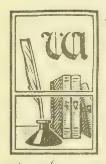
Fred. R. Minuth.

Nachschrift: Dieses im Dietrichschen Verlage zu Leipzig erschienene Werk ist gebunden zum Preise von $1.75, geheftet $1.25, zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, Box 425, Grand Haven, Mich.



Zur deutschen Heeresvorlage.

Von Generalmajor a. D. Keim.



Wie Ihr wißt, war Sichersein der Menschheit Erbfeind jederzeit (Macbeth). Eine solche falsche Sicherheit in militärischen Dingen herrschte seit geraumer Zeit in Deutschland. Der Regierung war es unbequem, Unterlassungssünden, wie sie nach dieser bis zum Jahre 1898 zurückreichen, einzugestehen und freiwillig auf Abstellung zu sinnen. Außerdem fehlte ihr die Entschlossenheit, von dem Reichstage entsprechende Ausgaben zu verlangen, weil sie sich keine parlamentarischen Schwierigkeiten schaffen wollte, vor allem mit Rücksicht auf das Zentrum. Die Parteien selbst, auch die national gesinnten, verhielten sich vollkommen passiv, wohl mit Rücksicht auf die Wähler, weil die neuen Heeresforderungen neue Steuern erheischten, und das ist keine beliebte parteipolitische Wahlparole. Schließlich verschanzten sie sich hinter die Ausflucht, daß ja doch die Regierung am besten wissen müsse, was militärisch nötig sei, während die Parteien sonst in ihrer Kritik von Regierungsmaßnahmen gar nicht so zurückhaltend sind. Die Presse, mit wenig Ausnahmen, folgte diesem Beispiel, in militaribus den beschränkten Untertanenverstand gleichsam als oberstes Gesetz zu erklären. So kam es denn, daß die deutsche Oeffentlichkeit sich in eine bequeme Sicherheit wiegte und jeden für einen sonderbaren Schwärmer hielt, der behauptete, erstens wäre es die höchste Zeit, die allgemeine Wehrpflicht nicht nur auf dem Papier, sondern auch in Wirklichkeit durchzuführen, und zweitens auf recht bedenkliche Lücken in unserer Rüstung hinwies. —

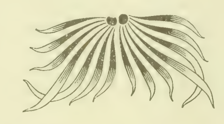
Als ich zuerst die Tatsache öffentlich behauptete und zahlenmäßig erwies, daß nicht mehr das deutsche Volk, sondern das französische Volk das Volk in Waffen sei, wurde das geradezu als eine Versündigung am Selbstgefühl des deutschen Michels angesehen. Wahr blieb deshalb die Sache doch. Dann brüstete man sich Frankreich gegenüber mit dem Ueberschuß an Hunderttausenden waffenfähiger Männer, die als Ersatzreserven im Kriegsfalle lawinenartig unsere Reihen anschwellen würden, vergaß dabei aber die Hauptsache, daß diese Hunderttausende gar keinen militärischen Wert besaßen, weil sie durchaus unausgebildet waren und man in vier Wochen keinen brauchbaren Soldaten herstellen kann. Solchen Trugschlüssen konnte man auch bei Militärs begegnen.

So lagen die Dinge, als die Regierung im Jahre 1911 eine gänzlich ungenügende Heeresvorlage einbrachte und im Jahre 1912 eine zweite, die wiederum nur halbe Arbeit schaffte, indem sie große Lücken ungeschlossen ließ. Zu gleicher Zeit entstand der „Deutsche Wehrverein", der ein klares Programm aufstellte mit bestimmten Forderungen, um erstens wirklich die allgemeine Wehrpflicht zur Durchführung zu bringen, und zweitens organisatorische Mängel beseitigt zu sehen, die vor aller Welt klar zu Tage lagen, wenn sie auch amtlich und mit Hilfe einer gefügigen Parteipresse geleugnet wurden. Der Wehrverein bekämpfte deshalb die Heeresvorlage im vorigen Jahre pflichtmäßig aufs nachdrücklichste, erklärte sie für unzureichend, wofür er natürlich ausgeschimpft wurde von der „Kölnischen Zeitung" über die Zentrumspresse und die freisinnige Presse bis zum „Vorwärts". Da kam anfangs dieses Jahres der Wandel in der amtlichen Auffassung der militärpolitischen Lage. Allerdings etwas reichlich spät, denn wenn die Begründung der Heeresvorlage auf die durch den Balkankrieg verursachte Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse hinweist, so ist das an sich richtig, aber diese Verschiebung war schon vor fünf Monaten erkennbar. Und wenn sie ferner von der „Möglichkeit, nach verschiedenen Seiten gleichzeitig unsere langgestreckten Grenzen schützen zu müssen," spricht, so ist das jedenfalls kein geographisch-strategisches Novum. Außerdem bedeutet dieses Zugeständnis eine glänzende Rechtfertigung der schon früher vertretenen, aber amtlich wie halb- und viertelamtlich stets bekämpften Ansicht, daß „Potsdam" wie „Baltischport" ohne jede praktische politische Bedeutung waren, was unsere Verhältnisse zu Rußland angeht. Wenn aber seitens der Unabhängigen und Weitblickenden eine starke Heeresvermehrung gefordert wurde, weil wir unter allen Umständen nach mindestens zwei Seiten fechten müßten im Kriegsfalle, so wurde mit überlegener Miene auf die höfischen und diplomatischen Leistungen hingewiesen, die schon einen Krieg mit Rußland zu verhindern wüßten. Mit diesen Beruhigungsmitteln ist es also angesichts der Begründung der Heeresvorlage künftig nichts mehr.

Und wenn dort ferner von der Notwendigkeit geschrieben wird, die allgemeine Wehrpflicht nunmehr durchzuführen, so lag diese Notwendigkeit oder richtiger diese Verpflichtung schon längst den maßgebenden Stellen ob, denn die Statistik wies unerbittlich Jahr für Jahr die zunehmende Verstümmelung der Wehrpflicht nach. Da sind die Verantwortlichen jedenfalls schon lange schlechte Hüter dieses kostbaren völkischen Gutes sowie dieser wichtigsten Grundlage unserer militärischen Leistungsfähigkeit gewesen. Auch da hat in erster Linie der Wehrverein das öffentliche wie amtliche Gewissen geschärft, und es wird weiterhin völkische Pflicht sein, darüber zu wachen, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht wieder abflaut, denn wenn die Begründung jetzt ungefähr 1 von Hundert als Friedensstärke berechnet, so ist hierzu zu bemerken, daß dabei die Bevölkerungsziffer von 1910 zugrunde liegt, so daß jetzt schon, selbst nach Durchführung der Heeresvorlage, wir wiederum unter 1 von Hundert stehen werden, während z. B. Preußen vor 1866 über 1,3 von Hundert im Frieden unter den Waffen hielt und Frankreich heutzutage 1,5 von Hundert.

Ich bin absichtlich etwas auf die Vorgeschichte der Heeresvorlage eingegangen, um späteren Tatsachenverdunkelungen vorzubeugen und gleichzeitig festzustellen, daß es hauptsächlich einer unabhängigen nationalen Vereinstätigkeit zu verdanken ist, wenn endlich nach langen Kämpfen es gelungen ist, den Stein ins Rollen zu bringen, d. h. eine nahezu passiv gewordene zaudernde Militärpolitik auf ein anderes Geleise zu bringen. Natürlich wird solches „offiziös" niemals zugegeben werden, obgleich nötigenfalls die sozusagen aktenmäßigen Beweise zur Verfügung stehen, um das Gegenteil zu erweisen. Es liegt auch wohl den Beteiligten durchaus fern, mit ihrem Anteil an dem erzielten Erfolge sich irgendwie brüsten zu wollen. Sie sind froh, daß die Sache nunmehr gefördert wird, aber es liegt im öffentlichen, namentlich völkischen Interesse, doch festzustellen, daß es künftig nicht mehr angängig sein wird, das militärische wie politische Sachver-

ständnis der Unabhängigen beiseite schieben zu wollen. Mit Redensarten, wie „freiwillige Sachverständige" und mit Ausfällen gegen Offiziere a. D. wird man künftig vorsichtiger sein müssen. Was den Inhalt der Heeresvorlage betrifft, so ist derselbe in der Tagespresse schon genügend erörtert worden. Es liegt also kein Bedürfnis vor, hierauf nochmals einzugehen. Jedenfalls bedeutet die Vorlage einen erheblichen und dankenswerten Fortschritt auf militärisch-organisatorischem Gebiete, auf dem allerdings recht viele Versäumnisse nachzuholen waren. Aber auch diese Vorlage läßt noch einige wichtige Fragen ungelöst, wie Zusammenfassen überschießender taktischer Einzelheiten zu strategischen Verbänden (Armeekorps), deren wir noch mindestens 2 bis 3 dringend bedürfen. Ebenso fehlen die festgefügten Kavalleriedivisionen, die Abteilungen von minder Diensttauglichen zur Entlastung der Kompagnien für Abkommandierte usw. Auch der Frage einer besseren Ausbildung unserer Reserveoffiziere im Zusammenhange mit dem Einjährig-Freiwilligen-Wesen wird schon im pädagogischen Interesse näher zu treten sein. Weitere Reformen, die nichts kosten, dürfen zur inneren Stärkung des Heeres nicht aus den Augen gelassen werden. Jedenfalls stellt die Vorlage das Mindestmaß militärischer Notwendigkeiten dar, und die Regierung wäre pflichtvergessen, wenn sie sich etwas abhandeln ließe. —



Bezugsstellen für den „Deutschen Kulturträger" in Amerika.

New York, N. Y.: International News Company, 83—85 Duane Str. — Bernhard Kluge, 18. West 18. Str.

Chicago, Ill.: Wartburg Publishing House, 623—633 Wabash Ave.

Peoria, Ill.: E. Wagishauser, 128 North Adams Str.

Aurora, Ill.: Chas. A. Walter, 671 Fourth Str.

Pekin, Ill.: J. W. Harmel, 341 Court Str.

Cincinnati, O.: Gustav Mühler, 1328—1330 Main Str.

Chillicothe, O.: Charles Albert Fromm.

Indianapolis, Ind.: Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave.

Evansville, Ind.: Henry Scherer, 1513 Walnut Str.

Logansport, Ind.: John Day, Freie Presse.

South Bend, Ind.: South Bend Book Bindery, 203 N. Michigan Str.

San Francisco, Cal.: Gustav Schenk, 2007a Fillmore Str.

Los Angeles, Cal.: Valentin Bühner, 718 W. 43. Place.

Pittsburgh, Pa.: E. Junker, 716 Lyceum Building.

Milwaukee, Wis.: Johannes Gläßer, 702 Garfield Ave.

Antigo, Wis.: Carl Ohlen.

Des Moines, Iowa: C. W. Katz.

Tacoma, Wash.: Emil Kliese, 2120 S. C Str.

Aberdeen, S. D.: W. Heynacher, 318 Citizens Bank Building.

Fredericksburg, Texas: Robert Penniger.

Cuero, Texas: Wm. T. Eichholz.

Reise-Acquisiteur für Amerika: Wm. Hoffmeister zu Fredericksburg, Texas.

General-Bevollmächtigter für Europa, Asien, Afrika, Australien: Karl Wißmann, Berlin, W., Potsdamer Str. 76, Deutschland.

Unterhaltender Teil.

Leben.

Leben heißt: Mit heißen Mühen
Aufwärts nach der Wahrheit ringen;
Heißt: in nimmermüdem Streite
Ernst das eigne Ich bezwingen.

Leben heißt: mit starkem Arme
Frei und froh sein Glück sich schmieden;
Jauchzend nach den Sternen greifen
Und — der Welt die Stirne bieten.

Leben heißt: in Kampf und Stürmen
Zuversicht im Herzen tragen,
Heißt, im Hoffen niemals wanken
Und im Leiden nie verzagen.

Heißt: mit immer vollen Händen
Liebe spenden, Liebe geben,
Und für seine Ideale
Kämpfend sterben; das heißt: Leben! -



Im Wunderlande Amerika.

Eine Erzählung in Briefen.

Von Fred. R. Minuth.

Baltimore, Md., 30. März 18..
Seaman's Reading Room,
South Broadway.

Mein lieber Eberhardt!

Neun Monate wartest Du nun vergebens auf ein Lebenszeichen von mir, obschon ich Dir beim Abschiede versprach, gleich nach meiner Ankunft in New York Nachricht zu geben. Ein gegebenes Wort brechen ist nicht schön und trotzdem muß ich sagen, daß ich mich in diesem Falle freue, mein Wort nicht gehalten zu haben. Das wird dir unverständlich erscheinen. Aber ich sage Dir, wenn jemand in der Schablone des Kommislebens groß geworden ist und plötzlich hilflos in die Welt hinausgestoßen wird, dann erscheint diesem Menschen noch vieles andere unverständlich. Und das Unverständlichste von allem ist ihm, daß es wirklich eine Zeit gegeben hat, in welcher er das Exerzier-Reglement und die diversen Korps-, Divisions-, Brigade-, Regiments-, Bataillons- und sonstigen Befehle für das non plus ultra aller Weisheit; — das schnellste Pferd, die hübscheste Choristin, den bestdressierten Hühnerhund, den Ruf phänomenaler Schneidigkeit für die erstrebenswertesten Güter hielt. —

Staune nicht, Alter,— ich habe mich nicht gehäutet; — ich habe nur einen Blick in ein anderes, in ein großes Stück anderes Menschenleben getan und unter dem Einfluß dessen, was ich geschaut, kommen mir jene Dinge unsäglich mangelhaft, kleinlich, überflüssig, — ja — bis zu einem gewissen Grade sogar albern vor. —

Noch heute bin ich trotz mancher mir widerfahrener Härten und trotz sehr veränderter Weltanschauung mit Leib und Seele Soldat, und so Gott will, werde ich des Königs Rock auch wieder anziehen. Aber — das weiß ich heute schon — ich werde um vieles anders sein, als ich war; dienstlich und außerdienstlich. — Damit meine ich nicht den von mir verübten, im Grunde harmlosen Leichtsinn, den meine Angehörigen nur deshalb so ernst beurteilten, weil ihnen der Mammon fehlte. Es gibt viel schlimmere Mängel, die mir heute klar vor Augen stehen und die beseitigt werden sollten. Trotz dieser Mängel war ich immer wohlgelitten bei meinen Vorgesetzten; ja, ich galt als einer derjenigen, die Karriere machen würden. Man sah also meine Mängel nicht und man sieht dieselben Mängel an meinen aktiven Kameraden nicht. Und man wird sie vielleicht in langer Zeit noch nicht sehen; denn diese Mängel haben sich zum System ausgebildet und man hält alles für gut und selbstverständlich. Viele von den Kameraden werden Karriere machen und die Mängel, die zu Schäden werden, hinauftragen in die höheren Chargen, und einmal wird man vor einer Gefahr stehen. —

Damals, nach der verfluchten Geschichte, die mir für alle Zeit das Genick gebrochen haben würde, wenn meine Angehörigen nicht schmerzlich tief in den Säckel gegriffen hätten, wollte ich mich totschießen, weil man mich abschob. Heute segne ich den Entschluß der Meinigen, obschon ich in Verhältnissen lebe, unter denen mein Ehrgefühl oft in Verzweiflung aufschreit; — ja, die mich schon dem Wahnsinn nahe gebracht haben. Und dennoch segne ich in Zeiten des seelischen Gleichgewichts, die ja, Gott sei Dank, auch einkehren, das Deportationsurteil, welches die Retter meiner Offiziersehre über mich verhängten. Denn in diesen Zeiten kommt mir mit überzeugender Klarheit zum Bewußtsein, daß der Mensch, insonderheit der in sinnlosen Vorurteilen erzogene Mensch, der schmerzlichsten physischen und psychischen Erfahrungen bedarf, um ein ganzer Mensch zu werden. — Denn glaube mir, Eberhardt, unsere Erziehung dort drüben ist arges Stückwert, diktiert von beschränktem Kastengeist, geleitet von bezopftem Spezialistentum. Erst ein verzweiflungsvoller Sprung ins

volle Menschenleben läutert Seele und Geist und läßt eine Weltanschauung in uns erstehen, die harmonisch einklingt in den Weltakkord des Schöpfers. — Ich sehe deutlich die Schärfen und Ecken an mir, die einst mir anhafteten, und die niemand zu entfernen suchte; deren manche sogar — geleitet von verwitterten Traditionen — man in mir pflegte. Das hört sich sehr demokratisch an und Du wirst fragen, ob das wirklich der Ausdruck der Ueberzeugung des Dir bekannten feudalen Wendelin Freiherrn von Polzin sei, der vor zehn Monaten noch die Uniform eines Garde-Leutnants trug. — Jawohl, Eberhardt, es ist meine Ueberzeugung. — Eberhardt, die Welt, in welcher der preußische Feudal-Adel lebt, ist sehr klein und von einer hohen und dicken Mauer umgeben. Sie hat vom Rauschen der Fittige des Zeitgeistes nichts vernommen, sie hält fest am Ueberlebten, ist stolz auf ihre Exklusivität — — und keiner ahnt, daß das Ende dadurch nur beschleunigt wird. — Durch die gesamte Menschheit geht ein urgewaltiger, die tiefsten Tiefen der Volksseele erregender hochbrausender Sturm, der mit der elementaren Macht eines Naturgesetzes unaufhaltsam seine Bahn verfolgt. Weise, wer diesem Sturme nicht die Stirn bietet, sondern seine Ursache zu ergründen sucht. Denn es handelt sich nicht um eine rohe, revolutionäre Bewegung, sondern es handelt sich um eine von ethischen Gesetzen getragene geistige Strömung, hervorgerufen von dem Prinzip der Fortentwickelung. Je weniger wir uns dieser Strömung entgegenstemmen, je mehr wir uns mit ihrer Wesenheit vertraut machen, — um so leichter wird es uns werden, diese Strömung in die rechten Bahnen zu leiten und das bestehende Gute vor Schaden zu bewahren. —

Aber ich sehe im Geiste, wie Du anfängst zu gähnen. Erstens erwartest Du von mir etwas anderes, als sozial-ethische Betrachtungen, und zweitens bist Du total entgegengesetzter Ansicht. Darum genug hiervon. Weiß ich doch, daß im weiteren Verlaufe meiner Mitteilungen, die nun öfter erfolgen sollen, auch Deine Weltanschauung eine Wandlung erfahren wird; denn Du hast einen scharfen Verstand und gerechten Sinn. Darauf verlasse ich mich. Sonst könnte ich mir die Mühe des Schreibens sparen, weil Du die Welt garnicht verstehen würdest, in der ich lebe und von der ich Dir erzählen will.

Zu Anfang sagte ich, daß ich mich freue, mein Wort, Dir gleich zu schreiben, nicht gehalten zu haben. Das bedarf einer Erklärung. — Unter dem Einfluß des mir von Deutschland her anhaftenden, zum mindesten unklaren Daseinsbegriffes kam es mir vor, als sollte ich von einer Schande berichten, da es mir nicht gelungen war, Erfolge zu erzielen. Wer spricht gern von der eigenen Schande? — Und lügen wollte ich nicht. Darum schwieg ich. Unter Prüfungen unsäglicher Art bin ich endlich zu der Erkenntnis gekommen, was in der Tat Ehre, was Schande, was vornehmes Menschentum ist. — Alle moralische Feigheit ist von mir gewichen und ich fühle mich stark und stolz, obschon ich oft hungere. Aber ich habe mich durchgerungen durch den Wust der uns anhaftenden Vorurteile; meine moralische und physische Kraft haben die Probe bestanden, und mit einem erhebenderen Gefühle als dasjenige jener Stunde, da ich zum ersten Male mit den Epaulettes auf den Schultern durch die Straßen ging, vermag ich heute zu sagen: — ich stehe auf sicherem Boden aus eigener Kraft! — Ich bin nicht mehr von den Launen eines verärgerten Vorgesetzten abhängig; bin nicht mehr Sklave eines inkonsequenten Ehrenkodexes; brauche nicht mehr zu heucheln, brauche nicht mehr den Schein zu wahren, sondern lebe, wie es mir mein natürliches Ehrempfinden diktiert und richte mich nur noch nach den Gesetzen der Vernunft. —

Und nun will ich anfangen zu erzählen, wie es mir ergangen.

Die Ueberfahrt war sehr amüsant. Leider ging dabei eine Menge Geld drauf, das ich später peinlich entbehrt habe. Auf dem Schiffe trank ich mit reichen Amerikanern Champagner, in der Hoffnung, mich ihnen ein wenig anzufreunden und durch ihren Einfluß im Lande der Wunder und des Reichtums festen Fuß zu fassen. Benahm mich ungeheuer schneidig, gab respektabele Trinkgelder und vermeinte, meinen neuen Freunden zu imponieren. Heute weiß ich, daß

ich mich vor ihnen lächerlich gemacht habe und von ihnen keinen Augenblick lang ernst genommen wurde. — Ja, mit dem Moment, da die amerikanische Küste in Sicht kam, hatte sogar jeder Verkehr aufgehört; sie waren plötzlich andere Menschen geworden. — — Und was stand mir noch bevor! — —

Schon der erste Schritt auf amerikanischen Boden brachte eine Enttäuschung sondergleichen. — Nein! — das Amerika der Wirklichkeit hatte mit dem Amerika unserer Phantasie nicht die allergeringste Aehnlichkeit. — Ueberall Schmutz, Ruppigkeit, Unordnung, üble Gerüche. Die Menschen haben fahle Gesichter, sind immer im Trab und mit Unsereinem gehen sie um, als wäre man Frachtgut. — Und dann die Preise!!! — — Gott bewahre alle guten Menschen vor den amerikanischen Hotels. — — — Nach deutschen Begriffen war ich sehr anständig mit Geld versehen. Nach amerikanischen Begriffen bedeutet das etwa mittelmäßig. — Unsereiner ist es ja nicht gewöhnt, beim Einzug in ein Hotel nach den Preisen zu fragen. Als ich meine erste Wochenrechnung ansehe, denke ich, der Schlag soll mich rühren! — Zwei Monate hätte ich von dem Gelde in Deutschland leben können. Am selben Tage zog ich aus. Ich wählte ein ganz bedeutend schlechter aussehendes Hotel und schloß von dem Aussehen auf die Preise. Bedienung und Behandlung entsprachen auch dem Aussehen; aber die Preise empörten mich noch mehr. — Ich war relativ noch schändlicher geschunden worden als vorher. Jetzt brachte ein „Landsmann", der von meiner Not vernommen, mich nach einem billigen, aber guten Boarding House. Hier glaubte ich mich geborgen. Es wohnten dort noch andere Deutsche. Alles gemütliche Kerle. Machte gleich Bekanntschaft mit ihnen und man stand mir mit Rat und Tat zur Seite. Und eines Tages war ich durch einen unglaublich raffinierten Tric nahezu um meine ganze Barschaft und um die fünfhundert Mark betrogen worden, die Mama beim Abschiede mit einem Segensworte unter Tränen mir heimlich zusteckte. Der Verlust des Geldes, das Papa mir gegeben, traf mich zwar hart; — aber um die fünfhundert Mark von Mama habe ich geweint. — —

Läuft Dir einmal ein Schwerverwundeter über den Weg, der die Absicht hat, in den Vereinigten Staaten von Dollarika Genesung zu suchen, dann warne ihn vor den Hotels und den allzuhilfsbereiten Landsleuten. Jede Nationalität hat hier einen Teil ihrer Hefe abgeladen. Aus naheliegenden Gründen suchen diese moralisch Gescheiterten ihre Opfer unter den neu eingewanderten, mit den fremden Verhältnissen nicht vertrauten Landsleuten.

Welche Summe an Seelenpein und Demütigung wäre mir erspart geblieben, wenn ich das alles vorher gewußt hätte. Aber das Schicksal ging eben seinen Gang und erfüllte sich an mir, wie es sich an jedem erfüllt, der, vollgepfropft mit Standesvorurteilen, Schneidigkeit, Generosität und ähnlichen lebensgefährlichen Dingen, in dieses Land einzieht, ohne Ahnung von den hier geltenden Existenzbedingungen. —

Drei Monate lang hatte ich vergeblich nach Beschäftigung gesucht. Weißt Du, was es heißt, drei Monate lang, einem Geächteten gleich, Tag um Tag, sechs-, acht-, zehnmal abschläglichen Bescheid auf Deine Frage nach Arbeit zu erhalten, wenn Sein oder Nichtsein von dem Unterkommen abhängt? — Hast Du eine Ahnung davon, wie Herz und Nerven darunter leiden? — — Und hast Du schon einmal Heimweh empfunden? — Jenes Gefühl, das Gott geschaffen, da er über die entsetzlichste aller Höllenqualen nachsann? — Weißt Du, wie einem Menschen zu Mute ist, der freudig zehn Jahre seines Lebens hingeben möchte für einen einzigen Hauch Heimatluft, für einen Blick auf die Heimatflur, für ein Wort aus liebem Munde, und der doch weiter nichts hört und sieht als das Gebrause und Getriebe einer fremden, feindlichen Welt, die ihn zu zermalmen droht? — Nein, — von alledem hast Du, hat Keiner dort auch nur eine Ahnung. — — In solchen Momenten wird der Blick starr und das Auge trocken; — nur tief innen heult die Hölle und die Seele weint um ein verlorenes Paradies. —

Herrgott! — wie stellen wir uns doch in Deutschland das Leben in Amerika vor! — Und wie ist es in Wirklichkeit? — — Kein

Mensch bekümmert sich um das, was wir in der Heimat gelernt haben. Wer sich einbildete, mit seinen Ideen hier reformierend wirken zu können, der trug in sich eine große Dummheit, und wer sie für sich behielt, der ersparte sich eine Blamage. —

Weißt Du noch, was Du mir beim Abschiede sagtest: „Wenn alle Stränge reißen, dann heiratest Du eine reiche Erbin!" — Du lieber Gott! — — welche monumentale Naivität herrscht in Deutschland doch in bezug auf die amerikanischen Erbinnen! — — Wenn die Leute dort drüben doch wüßten, wie niedrig verabschiedete Offiziere hier im Kurse stehen! — So lange man Geld hat, findet man in den besseren Kreisen wohl Anschluß, und wer sich durch die uns gegenüber beobachtete Reserve nicht zurückschrecken läßt, dem kann es ja wohl ausnahmsweise auch gelingen, aus diesen Verbindungen später einmal Nutzen zu ziehen. Ganz verfehlt aber sind die in Deutschland so hochgeschätzten Empfehlungen. Wer sich auf diese verläßt, der ist verlassen. Auch das Konsulat versagt hier. Man mag noch so gut empfohlen sein, — über eine gewisse Grenze geht niemand hinaus. Ueberall begegnet man uns mit Höflichkeit, n u r mit Höflichkeit. — Aber das Herz des Heimwehkranken lechzt tränenlos weinend nach ein wenig warmer Menschlichkeit. — Geht dann noch das Geld zu Ende, dann schließen sich alle Türen wie auf Verabredung und der Einfluß unserer sechzehn Ahnen ist verweht im Winde. —

So stand ich eines Tages ohne einen Cent in der Tasche, von der Zimmerwirtin unter Beschlagnahme des Restes meiner Habe vor die Tür gesetzt, auf dem Pflaster der Milliardärstadt New York, nicht wissend, wo ich meinen Hunger stillen, wo ich mich zur Nachtruhe niederlegen sollte. — Da stand ich allein und verlassen im Gewühl der Weltstadt, ohne Freund, ohne Bekannten, ohne einen Menschen, der auch nur ein freundlich' Wort zu mir gesprochen hätte. Da stand ich, ein wütendes Heimweh im Herzen und hilflos, denn ich vermochte nicht eine einzige der Existenzbedingungen dieses Landes zu erfüllen....und zwischen mir und der Heimat rauschte das Weltmeer....

Möchtest Du wissen, wie einem Menschen in solchem Momente zu Mute ist? — Ich vermag es erschöpfend in vier Worten zu schildern: — ihm ist alles egal. —

Stumpfen Geistes trotte ich planlos die Straße entlang. Die Seele ist empfindungslos, der Körper bewegt sich automatisch.

„Well, Landsmann, — suche Se Arbeit?" tönt es wie aus weiter Ferne an mein Ohr. Ich bleibe stehen und wende den Blick der Richtung zu, aus welcher die Worte zu kommen schienen. Einen Schritt entfernt von mir steht neben dem Eingang zum Kellergeschoß eines verkommen aussehenden Hauses ein wohlgemästeter, fettglänzender, ordinär aussehender Kerl mit unglaublich kurzen und unglaublich dicken Beinen. Einen Augenblick schaue ich mir dieses Monstrum unentschlossen an, dann mache ich Miene zum Weitergehen, denn die Erscheinung begann mir Ekel einzuflößen.

„Komme Se 'rein, Landsmann;" wiederholte der Mensch in zutraulichem Tone. „Komme Se 'rein in de Office. Werden Se bekomme Arbeit in 'ner Stund' oder in fümf Minute. Komme Se 'rein; — Se sehe hungrig aus!"

Der Mann besaß Scharfblick. Jetzt war es gegen Mittag und seit gestern Morgen hatte ich nichts genossen. Und dazu müde zum Umfallen. — Ich trat also in die „Office". Wenigstens konnte ich mich hier ungestört ausruhen. Es war eines der vielen Arbeitsnachweisungs-Büros der Greenwich Street, die sich durch Schmutz und Gestank auszeichnen. Aber was kümmerte mich in diesem Moment die Unreinlichkeit; —was kümmerten mich die abschreckenden Düfte; — Was kümmerte mich die trübselige Beleuchtung? — R u h e , R u h e , — wollte ich und etwas zu essen. Das war alles, wonach Leib und Seele sich sehnten. — Abseits von einigen verkommenen Gestalten, die nicht gerade den Eindruck machten, als ob ihnen an Arbeit viel gelegen sei, drückte ich mich in einen Winkel und brütete über mein Schicksal. Was ich verstand, verlangte man nicht von mir; was man von mir verlangte, verstand ich nicht.— Wie lange würde ich den Hunger noch ertragen können? — War es nicht eine Feigheit meiner-

seits, daß ich überhaupt in diesen Zustand hineingeraten konnte? — In den letzten vierzehn Tagen hatte man sechs Leichen aus dem Wasser gezogen. Wäre es nicht besser, jenen zu folgen, die sich aus dieser kalten, lieblosen Welt geflüchtet? — Warum noch länger verharren in Schmutz und Gestank? — Warum die Hölle des Heimwehs noch länger im Herzen tragen? Nur die fürchterliche Müdigkeit hielt mich jetzt von meinem letzten Gange zurück. Die schmerzenden Füße sollten sich erst ein wenig erholen; dann wollte auch ich diesem Elend entfliehen. —

Auf der Treppe zur „Office" wurde es lebendig. Zuerst erschienen die Elefantenbeine des fetten Geschäftsmannes, dann die Füße eines anderen Mannes. Unten angekommen, dreht der Fette die gelbe Gasflamme ein wenig höher und ruft mir zu:

„Halloh, — Landsmann, — komme Se mal ans Licht; — hier is was for Ihne!"

Ich trete vor. Der Fremde, der Erscheinung nach ein Farmer, in dessen sonnverbranntem, faltigen Gesicht mir ein verbissener Zug unangenehm auffällt, beschaut mich einige Sekunden lang von oben bis unten und dann umgekehrt. Endlich fragt er:

„Well, kannste mit Pferd' umgehe?"

Ich schaue ihn mir nun auch näher an, ohne dabei große Eile zu verraten, und dann erwidere ich: „Wenn es Ihnen zusagt, wollen wir uns gegenseitig mit Sie anreden!"

Ueber das faltige Ledergesicht des Farmers gleitet ein undefinierbar ironisches Lächeln, dann meint er: „I hab' nix dergege! — Also, M i st e r , könne Se mit Pferd' umgehe un' auf 'er Farm was schaffe?"

In diesem Moment prustet irgend ein Lümmel im Winkel der Pennbrüder los und die anderen stimmen höhnend ein. — Es ist gut, Eberhardt, daß der Mensch nicht immer Waffen bei sich führt. Hätte ich jetzt über einen Revolver verfügt, dann würde ich das Geschmeiß zusammengeschossen und mich an den Galgen gebracht haben. — Da ich aber weiter nichts als ein zweifelhaft reines Taschentuch bei mir hatte, würgte ich die Empörung nieder und antwortete dem Farmer so ruhig, als mir dies möglich war:

„Jawohl, — ich verstehe alles!" Was tat's, wenn ich am anderen Tage auch gleich wieder zum Teufel gejagt wurde; — ich hatte doch wieder einmal ordentlich gegessen und geschlafen. —

Zwölf Dollars per Monat, ein möbliertes Zimmer, freie Wäsche und Essen am Familientische bot der Farmer mir. Ich war mit allem zufrieden. Die ganze Geschichte kam mir mit einmal scherzhaft vor. Und ebenso plötzlich fing ich an, mich zu schämen. Was verstand ich denn von amerikanischer Farmarbeit? — War es nicht ein vollkommener Betrug, wenn ich mich von diesem hart arbeitenden, ärmlichen Manne einige Tage durchfüttern ließ? — Wenn es sich auch nur um etwas Essen und um kurzes Unterkommen handelte, — ich hatte den Mann betrogen, denn ich verstand ja nichts. — Und als ich mir diesen kleinen, nachlässig mit einem Stich ins Possierliche gekleideten Menschen, der mir Vertrauen entgegenbrachte, das ich nicht verdiente, noch einmal ansah, — da, Eberhardt, kam ich mir erbärmlich vor. — Und ich hatte doch nicht den Mut, die Wahrheit zu bekennen.

„Well, wie heiße Se, Landsmann?" unterbricht der Dicke meinen Gedankengang.

Ja, zum Donnerwetter, wie hieß ich denn eigentlich? Daß ich meinen Einzug in den Farmhof incognito halten würde, verstand sich doch von selbst. Und plötzlich sind alle Namen der Menschheit meinem Gedächtnis entschwunden. Um Zeit zu gewinnen, stelle ich mich, als hätte ich nicht verstanden. Und wieder fragt die Stimme des Fetten:

„Wie heiße Se, Landsmann; ich muß Ihre Name in mei' Buch 'nei'trage!"

Ein Königreich für einen Namen! — Und siehe, ich fand einen Namen, ohne daß jemand das Königreich als Belohnung dafür beansprucht hätte. Vor meinem geistigen Auge erschien, einer Vision gleich, die ewig grinsende Fratze meines einstigen Burschen. Nun wußte ich, wie ich hieß. ‚Fritz Müller' trug der Dicke in sein Buch ein. Der Farmer, Frank Kunze war sein Name, unterzeichnete, zahlte aus einer bis zum Bersten mit Banknoten gefüllten Brieftasche die Gebühr von zwei Dollars und dann war das Geschäft erledigt. — Fritz Müller war für einen

Monat als Farmarbeiter bei Herrn Kunze zu Hackensack, N. J., verpflichtet.

„Wo habe Se Ihre Sache?" wendet der Farmer sich an mich.

„Ich habe meine sämtlichen Koffer bei mir!" antworte ich.

„Well," meint er lächelnd, „denn könne mer je gehe!"

Eine Strecke wanderten wir durch die Straßen. Dann trat der Farmer in ein großes, vornehm aussehendes Bankgebäude. Nach Verlauf von zehn Minuten erschien er wieder und machte sich in ostentativer Weise mit der leeren Brieftasche zu schaffen. Ich hatte den Eindruck, als wolle er mich davon überzeugen, daß unterwegs von ihm nichts zu holen sei. —

Mein lieber Eberhardt! — ich habe in Amerika schon so mancherlei erfahren, aber die nächsten Tage brachten mir doch eine weitere unerwartete Lehre. Es ist ein merkwürdiges Land, dieses Amerika; — ein Land der Ueberraschungen und Gegensätze. — Auch meiner wartete eine neue große Ueberraschung. Mit einem erklärlichen Gefühl der Beklemmung sah ich dem ersten Tagewerke entgegen. Aber der Tag verlief in bester Harmonie und auch später ereignete sich nichts von dem, was zu fürchten ich nur zu guten Grund hatte. Und das war keineswegs mein Verdienst, sondern das hatte ich der Nachsicht und der Geduld dieses Mannes zu verdanken, dessen Anblick am ersten Tage mich mit spöttischen Gefühlen erfüllte. Nie zuvor in meinem Leben habe ich mit einem so freundlichen, ehrenhaften und liebenswürdigen Manne zu tun gehabt. Befehle wurden nicht erteilt, sondern nur Aufträge; und das geschah in einem Tone, als hinge die Ausführung von meinem guten Willen ab. — Und das möblierte Zimmer! — A la bonheur! — Dieses Zimmer befindet sich in einem alten Blockhause, das früher der Familie, die nun in einem hübschen modernen Bau wohnt, als Wohnhaus gedient hat. Wände und Fenster des alten, an die Backwoodsmen-Romantik erinnernden Gebäudes sind mit Wein umrankt und um das Ganze breitet sich ein schöner alter Garten. So stilvoll und bequem habe ich in Berlin selbst für viel Geld nicht gewohnt. Und dann die Familientafel: — besser habe ich auch zu Hause nicht gegessen und bei manchem pommerschen und ostpreußischen Gutsbesitzer auch nicht.

Ach, hätte ich doch hier bleiben dürfen! — Wie wonnig wohl wurde mir hier ums Herz, welch' selig' Gefühl des Geborgenseins erquickte nach der überstandenen verzweiflungsvollen Irrfahrt hier meine Seele. — Aber es sollte nicht sein; — und nie ist mir so deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß im Leben wirklich manches häßlich eingerichtet ist, als in jenen Tagen, da ich diese Insel eines kurzen Glückes wieder verlassen mußte, zu neuer Fahrt ohne Kompaß und Führer durch den wildwogenden Ozean des Lebens. —

Aber zuerst will ich Dir von meiner Laufbahn als Farmarbeiter erzählen. — Ueberrascht war ich von der überall herrschenden Ordnung und von den vielen wirklich erstklassigen Maschinen auf dieser kleinen Klitsche von fünfundachtzig Ackern, etwa 170 Morgen preußisch. So viele und so gute Maschinen fand man nicht auf einem pommerschen Rittergute. Nur eins fiel mir auf: — die Pferde sahen scheußlich aus und hatten Läuse. Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, meinte der „Baas" im ruhigsten Tone von der Welt:

„Der Mann vor Ihne verstand net mit Pferd' umzegehe!"

Das war alles. Einen preußischen Berittunteroffizier hätte der Anblick dieser Pferde ins Irrenhaus gebracht. —

„Na, das wollen wir schon kriegen!" erwiderte ich. Am Abend dieses Tages hielt ich ‚jroße Wäsche'. Als ich meine vier Gäule abgeschrubbt hatte, erschien der Alte mit einem freundlichen Gesicht und einer Hand voll Zigarren.

„Well, Fred, — schmooke Se sich eins!" meinte er. „De Mosquitos sin' verdammt unverschämte Beester!"

Jawohl, die Mosquitos waren von einer fürchterlichen Zutraulichkeit; aber dennoch schien es mir, als ob die Läuse der Pferde in einer engeren Ideenassociation mit dieser Zigarrenspende ständen, als die blutdürstigen Mosquitos.

Drei Wochen später glänzten die Pferde. — Und ein gut Teil dieses Glanzes spiegelte

sich wieder in dem Ledergesicht des alten Farmers. Mit dem Instinkt des Tierfreundes hatte er schon in den ersten Tagen erkannt, daß ich die Pferde liebevoll und fürsorglich behandelte. Ehe eine Woche verging, hatte sich zwischen uns ein echt kameradschaftliches Verhältnis entwickelt und im Hause wurde ich behandelt, als gehöre ich zur Familie. — Und eines Tages erfuhr ich auch, welche Bewandtnis es mit dem verbissenen Zug im Antlitz dieses Mannes hatte. Und dann, Eberhardt, begann ich mich zu schämen, denn mit meinem geistigen Auge erblickte ich Papa, wie er in Polzin in seinen langen Stiefeln, mit dem eichenen Krückstock in der Hand, langsam über den Hof geht und ganz denselben herben, verbissenen Zug im Antlitz trägt. — — Ja, ja, — gar oft erblicken wir Dinge an Menschen, die uns nicht gefallen; wir geben uns kaum Mühe, unseren Unmut zu verbergen und sind schließlich doch selber schuld an diesen Dingen. — —

Der einzige Sohn dieses Mannes war vor einigen Jahren mit einem lüderlichen Frauenzimmer davongegangen und ließ sich nun in irgend einer Großstadt von dem Weibe ernähren. — Wie lieb er den Jungen gehabt haben mußte, ging aus der unsäglichen Verachtung hervor, die aus jedem seiner Worte zitterte. —

„Wenn ich einmal sterb'," schloß er mit leiser Stimme seine Mitteilungen, „dann kriegt der Loafer einen Dollar. Etwas muß er kriegen; so will es das Gesetz. Aber die Farm un' alles, was auf 'er Bank is, das bekommt die Nelly!"

Jetzt fängst Du an, neugierig zu werden, Alterchen, nicht wahr? — Ja, ja, — Du wirst immer neugierig, wenn Du einen Mädchennamen hörst. — Nelly ist siebzehn Jahre alt und von holdseliger Erscheinung. Dabei ein lieber, zutraulicher Kerl:—halb Naturkind, halb höhere Tochter.—Ein blauschwarzer Zopf von unnatürlicher Stärke hängt ihr über den ganzen Rücken herab. Und der Zopf ist echt; jawohl, lieber Alter, ich kann es beschwören; — denn meine Finger sind oft genug durch diese herrlichen aufgelösten Haare geglitten. —

Werde nur immer neugieriger, Alterchen! — Nelly hat in meinen Armen geruht, sie hat in seligem Selbstvergessen auf meinem Schoße gesessen und ich habe ihr liebliches Antlitz geküßt, ihre Wangen, ihre Augen, ihre Stirn, ihren Hals. — Und sie hat mich wieder geküßt mit heißen, glutheißen Lippen und ihr Körper hat gebebt in meinen Armen. — Und eines Tages schrillte in diese wonnigen Harmonien eine Dissonanz hinein. — Aus holdem Traume erwachend, vernahm Fritz Müller die rauhe Stimme des Schicksals, die ihm mit unerbittlicher Strenge zurief, daß die Zeit kommen werde, da er wieder Freiherr von Polzin würde sein müssen. — Und dann gab es ein kurzes, qualvolles Ringen, aus welchem die Heimat den Sieg davontrug. Aber es war ein schmerzensreicher, trauervoller Sieg ohne Jubelklang. Wie ein Verbrecher kam ich mir vor, als ich dem alten Manne, der mich wie einen Sohn gehalten, ankündigte, daß ich meine Stelle bei ihm aufgeben müsse. — Mit einem Blick voller Enttäuschung schaute er mich an. Seine Lippen bewegten sich einen Moment lang, aber man hörte keinen Laut. Dann nickte er mit dem Kopfe und ging.

Und dann Nelly. . . . Ich mag nicht zurückdenken an jene Tage unsäglicher seelischer Martern. — Und als die Stunde des Abschieds gekommen, als ich glaubte, die Qual sei überwunden, da wird die Tür zu meinem Zimmer aufgerissen und freudestrahlend, mit ausgebreiteten Armen und einem Jubellaut auf den Lippen stürzt Nelly auf mich los.

„Du brauchst nicht fortzugehen, Fred!" lacht sie unter Tränen. „Ich hab' nicht anders können, ich hab' den Eltern alles gesagt! — Der Vater sagt, Du sollst hier bleiben, — Du brauchst nicht mehr Arbeiter zu sein; — wir — —" ganz nahe bringt sie ihr hold errötendes Gesichtchen meinem Ohre und flüstert, „wir können Hochzeit machen, so bald wir wollen!"

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Trutz=Katz.

Ein Sang vom Rhein aus dem dreißigjährigen Kriege.

So betitelt sich ein in gebundener Rede geschriebenes, im Verlage von Boll & Pickardt—Berlin erschienenes Buch von Jörg Ritzel. Ich sage absichtlich, „ein in gebundener Rede geschriebenes Buch", nicht „ein Band Gedichte". Das Werk ist eine epische Dichtung von großer poetischer Schönheit und vollendeter Technik. Viele Stellen dieses Werkes erfüllen uns mit jenem wonnigen Zauber, der aus den Werken Victor v. Scheffels und Friedrich Wilhelm Webers, des Dichters von „Dreizehnlinden", uns entgegenströmt.

Die Burg Katz über St. Goarshausen (dem Geburtsorte des Dichters) nahe dem Loreleyfelsen, ist der Schauplatz der Historie. Der Dichter, der immer im Rheinlande gewohnt hat, schildert auf Grund legendarer und historischer Ueberlieferungen eine spannende Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Eine Reihe tief empfundener, poetisch schöner Liebeslieder und sangbarer Trinklieder, oft derbkomischer Art, Rheinlieder voll echter Empfindung, verzieren den Gang des Epos, der sich an vielen Stellen des Werkes zu dramatischer Höhe entwickelt und ein Zeitbild jener bewegten Periode in plastischer Treue wiederspiegelt.

Ich lasse hier einige Stichproben, gerade wie ich sie beim Oeffnen des Buches zufällig finde, — also keine ausgesuchten — folgen:

„Verderbtes Kriegsgesindel!" brummte
der Schultheiß Wappner in den Bart.
Ein Schluck — ein Knurren — dann verstummte
der Alte wieder. Seine Art
war's nicht, in zungenfert'ge Hülle
die Amtsgedanken zu verkleiden;
gewichtig wie die Leibesfülle
war'n seines Hirnes Denkerweiten.
Ein Wort zu viel — ein Tröpflein Schweiß
Rann leis ihm von der Stirn zu Tale;
bei jedem Aktenstück floß heiß
des Amtes heil'ge Opferschale.
Dazu in seinen alten Tagen
Packt ihn das böse Zipperlein.
Ein Trost in seinen vielen Plagen
war einzig ihm der kühle Wein.

Eine andere Stelle:

Reich mir, bevor wir scheiden,
Noch einmal deine Hand!
Die Abendglocken läuten
Den Frieden in das Land.
Mir klingt die fromme Weise
Wie herbes Abschiedsweh —
Ich küß' die Lippen leise:
Mein trauter Schatz, ade!

Drumm komm' in meine Arme
Noch einmal, herzig' Kind,
Und wein' im bittern Harme
Dir nicht die Augen blind!
Sing' mir die alte Weise
Noch einmal, eh' ich geh'—
Komm' an mein Herz, das heiße!
Mein trauter Schatz, — ade!

So könnte ich das ganze Buch wiedergeben. Ueberall packende Sprache, überall spannende Handlung, — kein toter Punkt zu überwinden, kein „Teich zu durchschwimmen". —

Wer Freude hat an altdeutscher Romantik, Minne und Trinkfestigkeit, der wird Freude empfinden an der Lektüre dieses prächtigen Werkes.

Gebunden $2.00; geheftet $1.50 bei freier Zusendung.

Zu beziehen durch die Kulturträger=Buchhandlung, P. O. Box 425, Grand Haven, Mich.



Inhaltsverzeichnis

des Mai-Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".


LIBERTY-STATUE b. NEW YORK




Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Juni. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Verlag der Kulturträger Publishing Company.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

Amerikanische Geschäftsstelle: Grand Haven, Michigan, U. S. A.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W., Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. Juni 1913. Nummer 6.

Wann wird der New Yorker Einwanderungskommissär William Willams auf seinen Geisteszustand untersucht werden?



Diese Frage richte ich an das gesamte Deutschtum der Vereinigten Staaten von Amerika, vor allen an die deutschen Mütter dieses Landes, ferner an die deutschen Kirchengemeinden aller Bekenntnisse und an den Deutsch-Amerikanischen National-Bund; denn auf der Einwanderungsstation Ellis Island ist eine so absonderliche Tat verübt worden, daß deren Ursache nur auf Unzurechnungsfähigkeit des Täters zurückgeführt werden kann; so bestialisch das Verbrechen sonst auch sein mag.

Hier der Tatbestand:

Ein deutsches Dienstmädchen — offenbar eine unwissende und freundlose Person, sonst würde die Angelegenheit einen anderen Verlauf genommen haben — wurde kurz nach ihrer Einlieferung auf Ellis Island Mutter eines Knaben. Da der Armen der Trauschein fehlte, verfügte die Einwanderungsbehörde Ausschließung und zwangsweise Rücksendung des Mädchens. Dieses Verfahren mag hart für die Betroffenen sein; aber es geht schließlich wohl doch nicht an, Amerika als Asyl für uneheliche Mütter zu betrachten. Gegen die Ausschließung kann darum nichts eingewendet werden. Der mit gesunden Sinnen ausgerüstete Mensch wird aber annehmen, daß Mutter und Kind zusammen zurückgesandt wurden. Jeder mit gesunden Sinnen begabte, gesetzeskundige Beamte würde auch so verfahren haben; nicht aber der Einwanderungskommissär auf Ellis Island, über dessen



Entscheidungen wir schon seit Jahren den Kopf schütteln und dessen oft empörende Idiotie wir schon seit Jahren mit echt amerikanischer Schafsgeduld ertragen.

Indes, — auch die stupideste Geduld reißt einmal! — Im Interesse dieser unglücklichen, unter nichtswürdiger Rechtsbeugung vergewaltigten deutschen Mutter, wie im Interesse der Wahrung des Ansehens unseres Landes, das infolge der neusten Willkür dieses Bundesbeamten in Gefahr steht, aus der Reihe der zivilisierten Länder gestrichen zu werden, hoffen wir, daß sie nunmehr reißt, — und zwar mit einem Explosionseffekt, der jenes auf Ellis Island gebietende pecus cornutum in den Orkus schleudert. —

Dieser merkwürdige Beamte entschied, daß der Säugling von der Mutterbrust zu reißen, einem Waisenhause zu übergeben und die Mutter als unmoralische Person zu deportieren sei! — —

Und dieses viehisch brutale, aller gesetzlichen Begründung entbehrende Urteil ist vollstreckt worden in einem zivilisierten Lande; in einem Staate, der den Anspruch erhebt, ein Rechtsstaat zu sein, in einem Lande, dessen Bewohner stolz sind auf ihre Religiosität und Humanität! — Und keiner der religiösen humanen Bewohner dieses Rechtsstaates verhinderte ein solches Verbrechen? —

Pfui Teufel ! ! ! — — —

Aber wir wollen uns nicht weiter aufregen. — Als ich Kenntnis von der hier geschilderten Nichtswürdigkeit erhielt, erstattete ich der Deutschen Botschaft in Washington Anzeige; denn was in diesem Falle auf Ellis Island verübt worden ist, involviert das Verbrechen des Kindesraubes, das mit Zuchthausstrafe bedroht wird.

Wenden wir jetzt einmal unsere Aufmerksamkeit der Rechtslage dieses Falles zu.

Der Einwanderungskommissär begründet seine Entscheidung dadurch, daß das auf Ellis Island geborene Kind das amerikanische Bürgerrecht besitze, somit den Schutz der amerikanischen Gesetze genieße und als amerikanischer Bürger nicht deportiert werden könne. — Es ist durchaus richtig, daß ein amerikanischer Bürger nicht deportiert werden kann; **niemand hat aber auch ein Recht einem amerikanischen Bürger vorzuschreiben, wo er sich aufhalten soll, sogar der Einwanderungskommissär William Williams besitzt dieses Recht nicht!** —

Wie gedenkt also der Mann die zwangsweise Zurückhaltung dieses neugeborenen, angeblich amerikanischen Bürgers zu rechtfertigen? — Die in Betracht kommenden Gesetze bestimmen, daß in Abwesenheit des Vaters die Mutter die Vormundschaft über ihre minderjährigen Kinder führt. Die Mutter des hier in Rede stehenden Säuglings war also gesetzlich berechtigt, den Aufenthaltsort ihres Kindes zu bestimmen, ganz gleich, ob dieses Kind durch seine zufällig auf amerikanischem Boden erfolgte Geburt amerikanischer Bürger war oder nicht. Der Einwanderungskommissär hat sich somit eines schändlichen, von viehischer Rohheit und beschämender Unkenntnis der Gesetze zeugenden Eingriffes in die Rechte anderer schuldig gemacht, wofür jeder anständige Bürger der Vereinigten Staaten ihn zur Rechenschaft zu ziehen nicht nur das Recht, sondern auch die heilige Pflicht hat! —

Die in der Handlungsweise des Williams zum Ausdruck kommende Ansicht, daß die Nation ein höheres Recht auf den Neugeborenen habe als die leibliche Mutter, entfernt sich so sehr von der allgemeinen Rechtsanschauung und den einschlägigen Gesetzen, daß es — da es sich in diesem Falle um einen Bundesbeamten von weitreichendem Einfluß handelt —

im Interesse der Allgemeinheit dringend geboten erscheint, den Mann auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen. —

Die Frage hat aber noch eine andere Rechtsseite: — Die Ansichten über die Nationalität des während des Internats seiner Mutter auf der Einwanderungsstation geborenen Kindes gehen auseinander. Die Mutter befand sich juridisch **noch nicht** auf amerikanischem Boden, sondern sie befand sich rechtszuständig noch auf dem Schiffe, mit dem sie ankam. Erst mit ihrer Zulassung betrat sie rechtsgiltig amerikanischen Boden. Das Schiff ist aber Ausland, wenn es nicht unter amerikanischer Flagge fuhr. Dies traf im vorliegenden Falle nicht zu, das Schiff fuhr unter fremder Flagge. Hiernach wäre das neugeborene Kind überhaupt nicht amerikanischer Bürger.

Aber selbst wenn das Kind in der Tat amerikanischer Bürger wäre, so hätte trotzdem kein Mensch auf Erden ein Recht, den Säugling von der Mutterbrust zu reißen, so lange die Mutter nicht im gerichtlichen Verfahren entmündigt worden ist. Und dies ist hier nicht geschehen.

Vom Standpunkt des Gefühls aus wollen wir diesen Fall nichtswürdigster Willkür lieber nicht besprechen. Wir sind ohnedies sicher, daß jeder anständige Mensch, der sich die vor den viehischen Schergen auf ihren Knien um ihr Teuerstes vergeblich flehende Mutter vergegenwärtigt, den Besitz einer haltbaren Reitpeitsche und den verantwortlichen Schuft in Armesbereich herbeiwünschen wird. —

Beim Wünschen darf es in einem solchen Falle aber nicht verbleiben. Ueberdies bietet dieser Fall von Gesetzlosigkeit eine ausgezeichnete Handhabe, den Autokraten von Ellis Island zu stürzen. Diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen zu lassen, wäre unverzeihlich, ja — schmachvoll! —

Alle deutschen Mütter, die deutschen Kirchengemeinden aller Bekenntnisse — in dem Gefühl zwischen Mutter und Kind vereinigen wir uns ja doch Alle! — alle deutschen Vereine Amerikas, insonderheit der Deutsch-Amerikanische Nationalbund, sollten sich zu einem machtvollen Massenproteste erheben gegen die aller Menschenwürde und allem Gesetz spottende Handlungsweise des Einwanderungskommissärs William Williams auf Ellis Island.

Unverzüglich sollte sich ein Komitee für diesen Protest bilden. Bezügliche Anmeldungen und Vorschläge werde ich mit großem Vergnügen entgegennehmen und alle, die Stellung nehmen zu der hier angeregten Frage, miteinander in Verbindung setzen. Ich bitte dringend, mit den Vorarbeiten unverzüglich beginnen zu wollen, damit die ganze Angelegenheit beim Konvent des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes (im Herbst dieses Jahres) spruchreif ist und damit wir zu Taten schreiten können. Eine so unerhört nichtswürdige gesetzlose Wirtschaft dürfen wir nicht dulden. Tun wir das, **dann schänden wir uns selbst.**

Fred. R. Minuth.



Kultur und Christentum.



Es war unsere Absicht, Fragen religiösen Charakters, soweit Amerika dabei in Betracht kommt, von der Besprechung in diesen Blättern auszuschließen; umsomehr, als wir in einem Lande wohnen, in dem die durch die Verfassung gewährleistete Religionsfreiheit kein toter Buchstabe, sondern Wirklichkeit ist. Wenn auf irgend einem Gebiete, so können die Vereinigten Staaten von Amerika in dieser Hinsicht als vorbildlich gelten; insonderheit für Deutschland, wo ein bis zur Unerträglichkeit gesteigerter behördlicher Religionszwang geübt wird, der heute schon solchen Umfang angenommen hat, daß er als Vorschule für die Sozialdemokratie betrachtet wird und zu einer Gefahr für den Thron geworden ist. — „Oben" scheint man dies noch nicht wahrgenommen zu haben, denn man legt dem behördlichen Religionszwange keine Zügel an. Selbst der höchste Gerichtshof Preußens, das Kammergericht in Berlin, huldigt der Praxis des Zwanges und entscheidet in Streitfällen dieser Art im Sinne ministerieller Verfügungen, die in Widerspruch mit der Verfassung des preußischen Staates stehen. Diese das deutsche Volk tief beunruhigenden, Thron und Reich bedrohenden Mißstände sollen im deutschländischen Teile dieser Zeitschrift z. Z. einer gewissen Prüfung unterzogen werden. Die Beleuchtung dieser von der Behörde eingeschlagenen höchst bedenklichen Irrwege betrachten wir als eine der ersten Pflichten der wahrheitsliebenden Presse, damit der Blick hoher Stelle auf diese Gefahren gelenkt werde und sich am deutschen Volke nicht wiederhole, was früher aus Religionszwang der Menschheit an Unheil erwachsen ist. Der in Deutschland geübte Zwang hat das religiöse Gefühl im Volk zu ertöten begonnen und über die daraus hervorgegangene allgemeine Kirchenflucht klagt die Geistlichkeit in schmerzlichen Tönen.

Wie merkwürdig! — — Drüben: — Religionszwang unter Anwendung von Polizeigewalt, — und als Ergebnis: Kirchenflucht und Emporwuchern eines ungesunden, die ungebildeten Volksklassen verrohenden und verwildernden Freisinns. — Hüben: — vollkommene Religionsfreiheit,— und als Ergebnis: Tausende von Kirchen — unter ihnen mächtige Monumentalbauten — hervorgegangen aus freiwilligen Spenden eines von ernstem religiösen Empfinden getragenen Volkes! —

Ob diese Tatsachen den deutschländischen Kultusministerien, besonders aber den deutschen Fürsten, nicht sollten zu denken geben? — —

Wahrlich, — wir haben, soweit Amerika in Betracht kommt, keinen Grund, das religiöse Gebiet zu betreten. Wenn wir es ausnahmsweise dennoch tun, so geschieht es nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Veranlassung eines Teiles der deutschen Geistlichkeit Amerikas. —

Als die Kunde von der Begründung des „Deutschen Kulturträger" durch Nordamerika gedrungen war, gingen dem Herausgeber dieser Zeitschrift aus den Kreisen der deutsch-amerikanischen Geistlichkeit viele Briefe zu: begeisterungsvolle, abwartende und auch einige kuriose. So erblickt z. B. einer der Herren Pastoren im Christentume den Ursprung und die Grundlage für das Fortbestehen aller Kultur. In logischer Folgerung verweist er den „Kulturträger" auf das Gebiet der Religion und der Kirchengeschichte, beschränkt aber ganz unlogisch den Wirkungskreis auf die deutsch-lutherische, die deutsch-reformierte und die deutsch-katholische Kirche. Als Mitarbeiter am „Kulturträger" empfiehlt er die Geistlichen der angeführten Bekenntnisse. Wörtlich äußert er darüber: „Sie können darum nichts besseres tun, als Männer aus diesen Lagern und Kreisen zu gewinnen, die Mitarbeiter von „Der Deutsche Kulturträger" sind." —

Der Herr Pastor, der uns diesen Rat erteilt, scheint sich mit der Geschichte des Altertums nicht sonderlich zuverlässig beschäftigt zu haben; sonst müßte er wissen, daß das Christentum eine Phase der kulturellen Entwicklung ist. Er müßte wissen, daß Jahrtausende vor Entstehung des Christentums Griechen, Egypter, Römer usw. auf einer hohen Kulturstufe standen. Endlich müßte er wissen, daß ohne das Vorhanden-

sein einer gewissen Kultur das Christentum gar nicht möglich gewesen wäre. Wir sehen das heute noch unverkennbar deutlich an den Urvölkern Australiens, bei denen alle Mühe und Aufopferung der Missionäre vergebens ist. Die Tätigkeit der Missionäre aller Zeiten lehrt uns übrigens vollkommen übereinstimmend, daß jedes Naturvolk erst auf eine gewisse Kulturstufe gebracht werden mußte, ehe es dem Christentum zugänglich wurde. Der Herr Pastor verwechselt hier offenbar Ursache und Wirkung. Nicht das Christentum ist das Fundament der Kultur, sondern die Kultur ist das Fundament des Christentums. Mit dem Erlöschen der Kultur wird auch das Christentum unrettbar untergehen.

Ein anderer, hochgebildeter, vom theologischen Gedanken jedoch zu sehr beeinflußter und darum für weltliche Dinge etwas kurzsichtig gewordener Geistlicher schließt einen längeren Brief mit den Worten:

„Es ist freilich ein schweres Unternehmen, und zwar nicht allein in finanzieller Hinsicht, sondern vielmehr darum, weil es schwer ist, die indifferenten „weiteren Kreise" für die Sache zu interessieren. Manche Vorarbeit wird wohl getan werden müssen, bevor man auf bedeutungsvolle Fragen wird eingehen können. Und dann wird man mit zwei sehr wichtigen Faktoren zu rechnen haben, nämlich Christentum und moderne Kultur. Das sind die beiden größten geschichtlichen Faktoren der Gegenwart. Die moderne Kultur mag vielen als der stärkere Faktor von beiden erscheinen, so steht doch ohne Frage fest, daß auch das Christentum eine Macht, die nicht unterschätzt werden darf, bedeutet. Ebenso sicher aber ist, daß zwischen beiden eine Spannung besteht. Welche Stellung wird der „Kulturträger" gegenüber diesen Faktoren wohl einnehmen? — Ich bin der Zuversicht, daß er eine solche Stellung einnehmen wird, daß Vertreter beider Richtungen sich ihm gerne zur Seite stellen werden, um einmütiglich den Kampf für veredeltes Menschentum zu führen."

Auch dieser Geistliche verkennt das Wesen der Kultur gar sehr. Er hält Kultur und Christentum für zwei nebeneinander schreitende, gegenseitig sich befehdende Faktoren. Das ist unzutreffend. Kultur und Christentum sind verwandte Erscheinungen. Das Christentum ist die Tochter der Kultur; es entstand auf dem von der Kultur befruchteten Boden. Ohne Kultur kein Christentum. Je niedriger die Kultur, um so oberflächlicher und unverstandener das Christentum; je höher die Kultur, um so tiefer und reiner das religiöse Empfinden.

In den Erscheinungen, die wir mit Kultur bezeichnen, bietet sich unseren Blicken das Ergebnis des im Naturgesetz von Anbeginn sich betätigenden Dranges zur Aufwärtsentwicklung. Wenn nun aber im Naturgesetz der Wille des Schöpfers zum Ausdruck kommt, — und wer wollte dies wohl bestreiten, denn die Macht, die das All schuf, gab ihm auch seine Gesetze, — dann ist die Kultur etwas Gottgewolltes, das nicht in Widerspruch stehen kann mit einer anderen Aeußerung derselben, nach harmonischen Gesetzen waltenden Machtquelle; sei es auf dem Gebiete der organischen oder der physischen Entwicklung.

Wenn irgendwo auf Erden Spannung besteht, — und wer möchte es leugnen, — dann findet diese im letzten Grunde ihre Ursache nicht in Gegensätzen zwischen Kultur und Christentum, denn solche Gegensätze gibt es nicht, sondern diese Spannung findet ihre Ursache in der menschlichen Unzulänglichkeit, die die Menschheit auf den höchsten Gebieten der Schöpfung immer noch, Blinden gleich, umhertappen und Irrwege beschreiten läßt. — Kultur und Christentum, in ihrer unverfälschten Beschaffenheit, klingen harmonisch ineinander, denn im letzten Grunde sind sie gleichen Ursprungs und dienen beide, als Ausfluß des Willens eines gütigen Schöpfers, gleichen Zwecken, die, richtig verstanden und genützt, der Menschheit den Garten Eden auf die Erde zaubern und in ihrer Seele beseligende Klänge auslösen würden, gleich dem Echo der gewaltigen, von Ewigkeit zu Ewigkeit tönenden Weltharmonie. —

Bedarf es noch eines besonderen Hinweises auf die Stellung des „Kulturträger" und den Weg, der vor ihm liegt, den er gehen wird, — gehen m u ß ? —

Ist es notwendig zu sagen, daß der „Kulturträger" weder deutsch evangelisch-

reformiert-katholisch sein, noch, — der menschlichen Unzulänglichkeit schmeichelnd, — zwischen Orthodoxie und Freisinn pendeln darf? —

Wir glauben es nicht. Wir glauben vielmehr, daß jeder Urteilsfähige diesen Weg auch ohne Erklärung erkennen wird; es gibt hier nur einen Weg: den rücksichtslos geraden Weg furchtloser Wahrheit.

Wenden wir uns nun etwaigen Berührungspunkten mit der Kirche zu, dann finden wir, daß solche Berührungspunkte in der Tat bestehen. Von jeher hat die Kirche das Bestreben gezeigt, auf das kulturelle Gebiet überzugreifen. Nicht immer geschah dies in ethischer Beziehung, der einzigen kulturellen Domäne der Kirche, sondern es geschah auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Die Tendez war nicht immer fördernd, sondern zu Zeiten sogar in hohem Grade hemmend. Ja, wir könnten den Nachweis führen, daß Priester gewisser Bekenntnisse bemüht gewesen sind, den kulturellen Fortschritt — insonderheit auf dem Gebiete der Naturforschung — zu unterdrücken, seit den Tagen des Konzils von Nicäa bis zur Gegenwart.

Possierliche Zwerge, — die da vermeinten, hindern zu können, daß die Erde sich drehe! —

Ein Blick auf die Kulturgeschichte lehrt, daß überall, wo Hemmung entstand oder verursacht wurde, die Entwicklung oft mit eruptiver Gewalt über das Hindernis hinwegbrauste. Eine ganz natürliche Erscheinung; denn hier vollzog das das ganze All beherrschende Gesetz des Strebens der Kräfte den Ausgleich. Diesem Gesetz ist alles unterworfen, das organische wie das geistige Leben. Und der Tendenz dieses Gesetzes gehorchend, muß Irrung allmählig sich in Erkenntnis wandeln. — Große, allgemeine Nöte sind dieser Entwicklung oft förderlich gewesen. Große allgemeine Nöte haben die Kirche oft auf das eigentliche Gebiet ihres Wirkens verwiesen. In solchen Zeiten hat die Kirche auf dem Gebiete der ethischen Kultur unschätzbare Werte geschaffen. In ganz hervorragendem Maße finden wir dies bestätigt, wenn wir uns der amerikanischen Kolonialzeit des 17. und 18. Jahrhunderts zuwenden. Was wäre wohl aus den deutschen Kulturpionieren jener Zeit geworden, angesichts ihrer Rechtlosigkeit und der schamlosesten Vergewaltigung, die je an Menschen verübt worden ist, wenn sie nicht des Trostes der heimatlichen Kirche hätten teilhaftig werden können? — Sie wären zum Teil unter- und zum Teil in ein fremdes Volkstum aufgegangen, und von den grundlegenden Kulturtaten der Deutschen in den Staaten New York und Pennsylvanien wüßte heute wahrscheinlich niemand zu melden. Hier hat die deutsche evangelische Kirche sich ein unvergängliches kulturelles Verdienst erworben. Und wenn wir der Taten eines Pfarrer Peter Resig, eines Mühlenberg, des Schwiegersohnes des geistigen Führers der Deutschen im Staate New York, des von dem Gouverneur, dem Schurken Hunter, bis aufs Blut gepeinigten Johann Konrad Weiser, — und anderer gedenken, dann entblößen wir wohl heute noch das Haupt vor der aufopfernden Pflichttreue und dem seelischen Heldentume dieser Männer! —

Dem Beispiele jener Kulturpioniere im Talare folgend, hat die gesamte deutsche Geistlichkeit Nordamerikas bis auf den heutigen Tag im Interesse der Erhaltung des Deutschtums mit anerkennenswertem Erfolge gewirkt. Wir können über das Bekenntnis selbst unsere eigene Ansicht haben. Wer aber bestreiten wollte, daß z. B. die deutschen Sonntagsschulen nicht einen Kulturfaktor im Interesse der Erhaltung der deutschen Sprache darstellen, der hat sich wohl noch nie mit diesem Gegenstande ernstlich beschäftigt.

Denjenigen Geistlichen, die den „Kulturträger" in den Dienst einer bestimmten Konfession stellen wollten, diene zur Antwort: „Wir glauben all' an einen Gott!" Jedem muß es überlassen bleiben zu entscheiden, in welcher Form er zu seinem Gotte sprechen will. Daß es wirklich nur einen Schöpfer gibt, dafür spricht die im Universum waltende Harmonie, so weit das Menschenauge und der Menschengeist in das Mysterium der Schöpfung einzudringen vermochte. Und das war tief.

Heute schon mangelt uns das Vorstellungsvermögen für die erforschten Fernen und unser irdischer Maßstab versagt. Nicht mehr nach geographischen Meilen vermögen wir jene Fernen zu messen, sondern an ihre Stelle tritt die Lichtgeschwindigkeit. Die Lichtwellen durchmessen

in einer einzigen Sekunde 197,000 Meilen. Bis das von der Sonne ausgehende Licht die Erde trifft, vergehen 8¼ Minuten. Aber was will dies bedeuten im Gegensatz zu der Entfernung zu unserem nächsten Nachbar unter den Fixsternen, dem im Sternbilde des Centauren stehenden „Alpha Centauri"? — Er ist 275,000 Sonnenweiten von uns entfernt und das von ihm vor 4½ Jahren ausgestrahlte Licht erreicht erst heute die Erde! — Und dennoch handelt es sich auch bei dieser Entfernung nur um eine „kurze Strecke" im Weltall. — Das Licht des Polarsterns braucht 125 Jahre, bis es, den Raum durcheilend, die Erde erreicht. Aber was will selbst diese nicht mehr ausdenkbare Entfernung den Sternen 8. bis 10. Größe gegenüber bedeuten, die nur noch mit dem Fernrohr wahrnehmbar sind und deren Licht bis zu tausend Jahre braucht, um zur Erde zu gelangen?! — Und doch sind auch diese Sterne noch Bewohner jener „Provinz" im Universum, in der unser Sonnensystem ein „kleines Dörfchen" ist....

Hoch oben am Firmament zeigt sich in sternenheller Nacht, schimmernd wie Schäfchenwolken, ein breiter, das Firmament umspannender Gürtel: — es ist die Milchstraße. Blickt man in diese Welt durch das Fernrohr des Astronomen, dann lösen die „Schäfchenwolken" sich auf in unzählige Sonnen, die wie Schneegestöber erscheinen und von denen jede einzelne vielleicht für Milliarden denkender Wesen „das große Licht ist, das den Tag regiert". — Die Entfernung dieser auf etwa 500 Millionen Sonnen geschätzten Sterne, die die Milchstraße bilden, beträgt bis zu 3500 Lichtjahre und der Durchmesser des das Firmament umspannenden Milchstraßenringes erreicht bis 7000 Lichtjahre, — also das Licht, das vor 7000 Jahren von dem entferntesten Stern der Milchstraße ausstrahlte, erreicht erst heute den entgegengesetztesten entferntesten Stern der Milchstraße.—

Längst hat uns das Vorstellungsvermögen verlassen, — ja, die kühnste Phantasie versagt gegenüber diesen Fernen.... Und nun hat vielleicht gar ein jedes Sonnensystem solch' ein Milchstraßensystem, einen aus 500 Millionen strahlender Weltkörper bestehenden Milchstraßenring als Umrahmung... Bei vielen Sonnensystemen ist er erwiesen.... Versetzen wir uns im Geiste auf eine jener Sonnen, so würde von dort aus vor dem Auge des Astronomen unsere 7000 Lichtjahre im Durchmesser messende Milchstraße zu einem grauen Nebelfleck herabsinken und die Glut der 500 Millionen Sonnen unseres Milchstraßensystems flösse zusammen zu einem in der Unendlichkeit verschwindenden Punkte....

Was hinter diesen Fernen liegt, wird uns wohl ewiges Geheimnis bleiben — eine Unendlichkeit an Zeit und Raum — und in alle Ewigkeit werden wir auch vergeblich fragen nach des Universums unausdenkbarer Grenze....

Und wir wollen miteinander rechten über das Bekenntnis Dessen, der Dies schuf..?..?..

Kleiner Parasit des Weltstäubleins Erde, neige anbetend dein Haupt vor diesem Urgewaltigen.... Unbegreifbaren.... und bescheide dich mit dem Worte Goethes:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
„Ich glaube ihn!"
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: „Ich glaube ihn nicht?"
Der Allumfasser,
Der Allerhalter —
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?

Schau ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar neben dir?
Erfüll' daran dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,

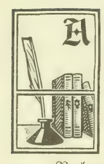
Nenn' es dann, wie du willst, —
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut. —

Fred. R. Minuth.



Der deutsche Gedanke in der Welt.*)

I.



Als Johann Gottlieb Fichte im Jahre 1807—08 seine „Reden an die deutsche Nation" hielt, war das ein Ereignis von gewaltiger Zukunftsbedeutung, in dem der Geist und das Streben des deutschen Volkes in neue Bahnen gelenkt wurden. Wenn es später irgendwo in Deutschland vorwärts gegangen ist, wenn Deutschland seinen geistigen, wirtschaftlichen und politischen Einfluß wieder tiefer und weiter geltend machte, so erwuchs das aus Fichteschem Geist. Ich stehe nicht an, dem hier in Rede stehenden Buche Paul Rohrbachs gleiche, wenn nicht erhöhte Bedeutung für unsere deutsche Gegenwart und Zukunft beizumessen. In erster Linie erstrebt dieses Buch, die Bedeutung des deutschen Gedankens und die Notwendigkeit seiner nachhaltigen Ausarbeitung klar zu legen. Statt „deutscher Gedanke" könnte man auch sagen „deutsche Kultur" im weitesten Sinn des Wortes. Rohrbach meint „den sittlichen Idealgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen". Das schließt alle Errungenschaften der geistigen Arbeit, der Literatur, der Kämpfe um die persönliche Freiheit des Gewissens und Denkens des einzelnen in sich. Rohrbach verzichtet von vornherein auf den N a c h w e i s , daß der deutsche Gedanke eine Berechtigung zu dem Anspruch habe, neben der englischen Kultur weitergehenden Einfluß zu gewinnen. Diese Selbstverständlichkeit, die sich aus den Sonderwerten herleitet, welche der deutschen Kultur gegenüber anderen eigen sind, ist die Grundlage des Buches. Die große Auseinandersetzung der kommenden Geschlechter ist der Kampf zwischen englischer und deutscher Kultur, denn Rohrbach geht „mit Bewußtsein von der Ueberzeugung aus, daß wir dazu in das Ziel der Weltkräfte hineingestellt sind, um sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze menschliche Welt zu erarbeiten und zu bewähren". „Nur die deutsche Nation hat sich neben den Angelsachsen so entwickelt, daß sie zahlreich und innerlich stark genug sei, um auch für ihren Volksgedanken Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu nehmen." Die deutsche Idee wird nur als Mitbeherrscherin der Weltkultur bestehen oder überhaupt nicht bestehen. Deutschland wächst zahlenmäßig und an wirtschaftlichen Werten so stark, daß wir auch an geistigem Einfluß, und ein solcher bedeutet erst die Weltstellung eines Volkes, zunehmen müssen. Damit „nötigen wir den Angelsachsen den Zwang auf, sich zu entscheiden, ob sie sich mit ihren Interessen in der Welt zugleich den unserigen anpassen und sich gemeinsam mit uns über ihren und unseren Anteil verständigen oder ob sie das Ziel ihrer Alleinherrschaft gegen uns mit Gewalt ver-

*) Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt. 30. Tausend, 250 S. Verlag Carl Robert Langewiesche. Zu beziehen durch die Kulturträger Buchhandlung, Box 425, Grand Haven, Mich.

teidigen wollen. Rohrbach fragt nach unseren Lasten und Schwächen und nach dem, was wir imstande sind einzusetzen, um den deutschen Gedanken in der Welt auf die Höhe zu führen. Der jetzige Umfang Deutschlands ist kleiner als einst. Einzelne Teile gehören heute zu anderen Staateinheiten. Sie kommen für die deutsche Kultur nicht mehr in Betracht, denn „ebenso wie es den kleinen Staaten unmöglich geworden ist, eine Flotte von modernen Linienschiffen zu bauen, weil die Kosten eines einzigen solchen ihren ganzen Etat umstürzen würden, ebenso wenig können sie noch eine von der Wurzel bis zur Spitze vollständige Kulturleistung zustande bringen, weil die Voraussetzungen dafür zu umfassend geworden sind". Auf allen diesen Gebieten gibt die deutsche Kultur den kleinen Stammesresten von ihren Werten ab, ohne eigentlich äußerliche Einflüsse zu haben, oder — abgesehen höchstens von Deutsch-Oestreich und der Schweiz, und auch da nur in geringem Maße — Gegenwerte zu erhalten. Wenn nun von einer Ausbreitung des deutschen Gedankens die Rede ist, so wird man fragen, wo solche Versuche gemacht worden sind. In Livland z. B. fand ausgebreitete Germanisierung statt, die lediglich daran scheiterte, daß die Germanisierung der lettischen und esthnischen Eingeborenen unterblieb. Die Reste des livländischen Deutschtums haben sich auch nach dem Verlust ihrer politischen Selbständigkeit, gestärkt durch fortdauernde Einzelzuwanderungen aus dem Reich, dadurch erhalten können, daß sie überwiegend eine soziale Herrenstellung einnahmen und die daraus sich ergebenden Eigenschaften ihres Charakters ausbildeten. Im Gegensatz hierzu sind die vielen Millionen deutscher Auswanderer, die im Laufe der Jahrhunderte in weitere Fernen gezogen sind, für die Weiterentwicklung und Verbreitung der deutschen Idee so gut wie verloren, wenn nicht das amerikanische Deutschtum in der letzten Stunde noch sich erhebt und um einen Mittelpunkt deutschen Wesens, wie ihn etwa das „Kulturträgerwerk" schaffen möchte, sammelt. Der „Deutsch-Amerikanische National-Bund" scheint hierfür eine ausgezeichnete Grundlage zu sein. Rohrbach mag im großen und ganzen also wohl recht haben: „vielleicht könnte dieser und jener Deutsche für sich selber den starken Wirkungen des angelsächsischen amerikanischen Kulturlebens noch einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzen; seinen Kindern aber vermöchte er keine der deutschen Idee entstammenden kulturellen Eigenwerte mehr vor Augen zu halten, um sie vor der sprachlichen und geistigen Amerikanisierung zu bewahren". Die Deutschen sind also in einer besonders ungünstigen Lage, — „was das Verhältnis ihrer Gesamtzahl zu demjenigen Teile ihres Volkes betrifft, auf dem die Fortentwicklung der nationalen Idee beruht". Mit anderen Worten: So viele Deutsche außerhalb der Reichsgrenze, soviel verlorene deutsche Kraft. Die Franzosen z. B. haben wenig über 3 Millionen Landsleute außerhalb der Grenzen Frankreichs wohnen, denn die 2 Millionen französische Kanadier darf man nicht rechnen, da sie gar keine Fühlung mit dem französischen Mutterlande mehr haben. Italien hat etwa 2 Millionen, Rußland 4 Millionen. In Amerika allein aber leben schon über 15 Millionen Deutsche, bez. Nachkömmlinge von Deutschen.

Der unerreichbare Vorteil Englands auf diesem Gebiete besteht darin, daß es keinen Engländer gibt, „der nicht Untertan des Königs von England wäre. Ebenso könnte es nur zu den seltensten Ausnahmen gehören, daß einem Engländer sein nationales Gefühl abhanden käme. Auch die Tochternationen sind kein Kräfteverlust für die nationale Idee, weil der angelsächsische Kulturinhalt in sie übergeht und in ihnen lebendig bleibt, auch wenn politische Trennungslinien entstehen".

Die Schwächung Deutschlands durch die Abspaltung vieler seiner Angehörigen von dem Staatswesen, in dem die Mehrheit ihre politische Einigung gefunden hat, wird noch vergrößert durch das Auseinanderfallen in einen evangelischen und einen katholischen Volksteil. Innerhalb des Deutschen Reiches sind $\frac{2}{3}$ der Bewohner protestantisch und $\frac{1}{3}$ katholisch; innerhalb des gesamten Deutschtums ist das Verhältnis 4:3. „Zum Daseinsprinzip der katholischen Kirche gehört die Idee des Universalismus, die in geistiger Beziehung keine Völkergrenzen kennt. Von der civitas dei über Thomas von Aquino bis zu den Statuten des Ignatius von Loyola wird

die nationale Idee bald direkt, bald indirekt als schädlich abgewiesen". Rohrbach dagegen ist der Ueberzeugung, „daß die Verkümmerung der nationalen Idee immer und überall auch eine Verschlechterung in der sittlichen Leistungsfähigkeit im ganzen bedeutet." „Die Völker und die Menschen leben in Wahrheit davon, wofür der einzelne zu sterben bereit ist, und wenn ein so großes Gebiet menschlicher Seelenregungen, wie dasjenige, das mit Volkstum und Vaterland zusammenhängt, aus dem ganzen Kreis der Güter ausscheidet, mit denen für unser Gewissen die Notwendigkeit der Selbstaufopferung verbunden ist, so muß das schlechthin von schädlichen Folgen für den inneren Gehalt des Volkscharakters begleitet sein." Dazu kommt die Abhängigkeit des Katholizismus von einer außerdeutschen Macht. „Denn daß das Papsttum eine durchaus internationale oder interkatholische Einrichtung sei, wird dadurch widerlegt, daß diese Würde seit Jahrhunderten nur innerhalb des romanischen, vor allem italienischen Volkstums vergeben wird." Gerade Vorgänge der neusten Zeit haben Deutschland gezeigt, „daß das außerdeutsche römische Papsttum und die das höhere Recht jeden Volkstums verneinende Kirchenidee sich in dem Bestreben vereinigen, ihre vom deutschen Gedanken teils abseits gelegenen, teils ihm entgegengesetzten Interessen für einen großen Teil des deutschen Volkes noch maßgebender zu machen als bisher und die katholischen Deutschen zum Verzicht auf politische Betätigungsformen zu nötigen, in denen ihr geistiger Zusammenhang mit den übrigen Deutschen sich äußert." Dabei ist noch nicht geredet von dem Kräfteverbrauch in religiösen Streitigkeiten, im 30jährigen Krieg, der Gegenreformation, der Umsetzung religiöser Meinungsverschiedenheiten in politische Reibungswiderstände. Die beiden Grundvoraussetzungen aber für die günstige Entwicklung nationaler Volkskraft sind: politische Geschlossenheit und innere Einheit des Empfindens. —

Für die starke Wirkung der nationalen Idee ist weiter maßgebend, wann und unter welchen Umständen zuerst die Kraft voll und gesammelt nach außen sich geltend machte. Durch unsere lange währende innere Zerrissenheit kamen wir Deutsche erst spät zur Einigung und haben zu viel Kräfte nach innen verbraucht. Frankreich ist in der entgegengesetzten Lage, es hat das, was uns fehlt: Einheit und nationale Lebendigkeit. Und ihm fehlt, was wir haben; das Zweikinder-System ist völkisch und moralisch schädlich. Die sichere Rente, welche auf diese Weise vererbt wird, lähmt den Unternehmungsgeist. Wir waren so lange nur immer das zahlreichste Volk Europas und „der Kulturdünger fremder Länder", aber nach der Einigung sind wir rasch vorwärts gekommen, hauptsächlich materiell, weniger an Charakterwerten. Unsere Fehler sind leider gleicherweise gewachsen. „Die Vorzüge müssen nun die Mängel überwiegen und so viel sie es tun, so viel kann für die nationale Idee getan werden." „Unter uns Deutschen hat sich als die stärkste der negativen, auf die Zerstörung des Volksgedankens hinwirkende Gewalt im staatlichen wie im sozialen Leben der Mangel an Gefühl für große und gemeinsame Dinge erwiesen: wir sind unvermögend, der Lockung der politischen und gesellschaftlichen Sonderinteressen standzuhalten." Rohrbach zeigt das an einem nüchternen Ueberblick über die Geschichte und schließt: „von der furchtbar zerstörenden Sprungkraft dieses dem Deutschen eingepflanzten Absonderungstriebes sind die Heldengeschichte wie das Leidensschicksal der deutschen Nation ein zusammenhängendes Zeugnis. Und wenn wir uns von der Vergangenheit zur Gegenwart wenden, so gewahren wir, daß jener Wille zur gruppenweisen Absonderung sich nicht verloren, sondern nur seine Wirkungsweise geändert hat. Das Parteigetriebe des modernen Deutschland, die soziale Zerklüftung der Nation, das genuin deutsche Stände- und Kastenwesen: sie sind jetzt das Feld, auf dem er wirkt, und wo sein Wirken einen großen Teil unserer Volkskraft in ziellosem Hader und unfruchtbarer Reibung zunichte macht.... Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß trotz der vielen und großen Worte, die heute uns über das Deutschtum, sein Recht und seine Würde gemacht werden, das gewöhnliche Selbstgefühl, dessen der Deutsche fähig ist, sich zuerst auf die Zugehörigkeit zu seiner Klasse oder seiner Kaste, zu seinem Stand oder Beruf, kurz zu irgend einer Gruppe

der Volksgesamtheit bezieht, und danach erst auf die nationale Idee ihrem wahren Gehalte nach.... Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes sondert, entbehrt der vollen Aufrichtigkeit."

Freilich ist in anderen Ländern auch nicht alles so ganz tadellos, wie man wünschen könnte, aber jene Nichtachtung des Volksgenossen darum, weil er zu einer Kaste von geringerer Exklusivität gehört, kennt man dort nicht. Das Verständnis der oberen Schichten für die Denkweise, Bedürfnisse und allgemeine Lage der Masse des Volkes verringert sich immer mehr. „Von der weltfremden klassischen Bildung unserer höheren Schulen kann das nicht kommen, denn bei unseren Eltern und Großeltern nahmen die klassischen Stoffe im Verhältnis zu den übrigen Fächern einen noch viel größeren Raum im Betrieb des Unterrichts ein. Könnte man andererseits die Behauptung: die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel habe das Volk entwurzelt, im ganzen für berechtigt erklären, so hieße das zugeben, daß von allen Völkern gerade das unsrige seiner jetzigen Struktur nach den Anforderungen einer neuen Kulturepoche nicht gewachsen sei." In England ist die Revolutionierung der englischen Kulturzustände im Vergleich zum eisenbahnlosen Zeitalter sicher viel größer als bisher in Deutschland und sie haben mehr Fortschritte in der Lage und im tätigen Verständnis des Arbeiters für die nationale Idee gebracht als Nachteile. „Nicht also den Wechsel der Zeit darf man anklagen, sondern nur die mangelnde Fähigkeit eines Volkes, durch Anspannung seiner moralischen Energie die Lockerung der altgewohnten Verhältnisse in national-ethischer Beziehung gefahrlos zu machen."

„Dieser Schwäche des nationalen Instinktes im deutschen Eigenleben steht eine ebenso gefährliche Mangelhaftigkeit des Empfindens nach außen zur Seite. Nur wo die instinktive Teilnahme in der Welt um uns her, nicht unter dem Gesichtspunkt primitiver Neugier oder objektiv kühler Wissenschaft, sondern unter dem des politischen Begreifens vorhanden ist, kann der Volksgedanke einen glücklichen Flug in die Weite tun. Einem großen Volke muß es Natur und Bedürfnis sein, alles Weltgeschehen im Spiegel des eigenen nationalen Interesses zu erblicken und zu erkennen. Uns Deutschen aber fehlt viel zu sehr das Bewußtsein, daß es sich bei den Zuständen und Vorkommnissen nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch in Gebieten überseeischer Ferne mit um unsere nationalen Angelegenheiten handelt. Für jeden Engländer ist die Ueberzeugung selbstverständlich, daß alles, was auf der Welt geschieht — es möge sich ereignen, in welchem Staat und bei welchem Volk auch immer — eine unmittelbare Beziehung zum englischen Interesse hat, und darnach aufgefaßt, beeinflußt und korrigiert werden muß." Das ist keine Anmaßung, wie wir Deutsche so gerne schelten und uns entrüsten, denn man muß bedenken, welch' unheure Summe von sittlicher Volkskraft und Tüchtigkeit nötig gewesen ist, um das großartige Gebäude der englischen Weltherrschaft zu errichten. Will also ein Volk neben einer solchen Riesenmacht, wie sie das englische Reich und die englische Kultur bedeuten, als selbständige Eigengröße sich behaupten, aus eigenem Recht und eigener Kraft über die Weltkultur und die Entwicklung der Menschheit mitbestimmen, so muß es seinen Anspruch durch die Tat bewähren. „Die Grenzen Englands liegen nicht am Himalaya oder an der Antarktis, sondern sie liegen dort, wo ein anderes Volk stark genug ist, die Fahne seines nationalen Gedankens aufzupflanzen. Nicht England sollen wir daher wegen Anmaßung tadeln, sondern vielmehr dafür sorgen, daß, was wir englische Anmaßung nennen, so gut eine Lebenserscheinung des deutschen Gedankens wird wie heute des englischen." Unser eigentliches Unglück nach außen ist, „daß unser nationaler Instinkt es nur so wenigen von uns sagt, wie anmaßend wir in Wirklichkeit schon sein dürfen und **müssen**". Der Durchschnittsdeutsche beschränkt sein Interesse immer noch auf denselben engen Kreis politischer Vorgänge wie unsere Großväter. Es ist eine traurige Wahrheit, die Rohrbach aus-

spricht: „Wie steht der gewöhnliche Deutsche solchen politischen und ökonomischen Vorgängen gegenüber, die sich in Ostasien oder Persien, in der Türkei, in Südamerika oder sonstwo am Gestade des Stillen Ozeans abspielen? Wenn er überhaupt etwas über sie denkt, so denkt er 1.) ist es ungeheuer weit weg und geht uns glücklicherweise nichts an; 2.) wenn es uns etwas angehen sollte, wird die Regierung schon für die Sache sorgen; 3.) ist es auch einmal eine behagliche Sache, als Zuschauer dasitzen zu können und auf die Engländer schimpfen, die sich überall in Dinge mischen, die sie nichts angehen. Das ist die Art, die uns sicher und nicht einmal langsam um unser Erbe in der Welt bringen wird, wenn wir uns nicht ändern." Man muß es selber lesen, wie klar und überzeugend Rohrbach die bedeutsamen, ernsten Fragen darlegt, die in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht sind. Jenes stolze Wort des Briten: „die Welt wird rasend schnell englisch", ist ein Weckruf an alle Kulturvölker, vor allem die Deutschen, daß sie sich besinnen, ob sie weiterhin Kulturvolk sein und bleiben wollen. Die unheimlich rasche Ausbreitung englischer Kultur und Staatenbildung macht den Willen, „sich neben England nicht nur zu behaupten, sondern auch zur Anerkennung eines Mitanspruchs auf die Entwicklung der Weltkultur zu nötigen, angesichts seines Vorsprunges in der Welt zu einem Vorhaben von so großer Kühnheit, daß die äußerste Entschlossenheit dahinter stehen muß." Was nun eben „jeder Engländer weiß und was der Deutsche nicht weiß, ist, daß die Welt dazu da ist, das Ausbreitungsfeld nicht nur seiner Schiffe und Waren, sondern auch seines Nationalgedankens zu sein". Und was die dazu notwendige Opferwilligkeit betrifft, können wir von England nur lernen. Dort ist es nicht „nur dem Namen sondern der Tat nach eine noble Pflicht des wohlhabenden Privatmannes, der Handelshäuser, Banken und Schiffsrhedereien, reichliche Geldmittel für die Ausbreitung des angelsächsischen kulturpolitischen Einflusses über See zur Verfügung zu stellen. Das Entscheidende ist auch in diesem Falle die Bereitschaft des einzelnen für das Allgemeininteresse und die Weite des Blikkes, die nicht in krämerhaft rechnender Weise den gespendeten Beitrag übers Jahr mit Zins und Profit wiederhaben will, sondern die gewöhnt ist, auch auf diesem Gebiet mit langen Sichten zu rechnen." Auch die englischen Missionen sind eine der bedeutendsten Mächte für die Ausbreitung der englischen Kultur, und selbst Leute, welche der religiösen Arbeit dieser Institutionen gleichgiltig oder ablehnend gegenüberstehen, unterstützen sie, allein ihrer Kulturarbeit wegen. „Wir Deutsche müssen von uns bekennen, daß unsere Einsicht, unser Verantwortlichkeitsgefühl und unsere Bereitschaft zu persönlichen Opfern für die Forderungen des nationalen Gedankens in der Welt noch sehr gering entwickelt und daß sie ihrem moralischen und materiellen Werte nach gegenüber den englischen Leistungen minimal sind .... Unsere Besitzenden können im Durchschnitt nicht den Anspruch erheben, im Sinne des Verständnisses für die Fernwirkung nationaler Gedanken gebildet zu sein ... Es klingt unglaublich, aber es ist Tatsache, daß es deutsche Finanzinstitute von Weltbedeutung gibt, die es wegen ihres Geschäftsinteresses mit Entschiedenheit ablehnen, selbst nur innerhalb ihres direkten Einflußbereiches etwas für die Wirkung des deutschen Gedankens zu tun; ja nicht nur das: sie verringern um jenes Interesses willen absichtlich die Wirkungen, die auf natürlichem Wege von ihrer Tätigkeit ausgehen müßten, indem sie Nichtdeutsche, ja Gegner der deutschen Idee, innerhalb ihres Ge-

[...]chäftsbereiches an maßgeben[...]e Stellen bringen. Für [e]nglisches Empfinden fällt [e]ine solche Sünde gegen die [H]eiligkeit des nationalen [G]edankens aus der Sphäre [d]er überhaupt denkbaren Dinge hinaus.

Aber ebenso große, wenn nicht größere Feh[l]er macht die Regierung. 40 Jahre lang „hat [s]ie es über sich gebracht, Hunderttausenden von Volksgenossen im Ausland ihre Zugehörigkeit zur Nation abhanden kommen zu lassen, bloß weil sie keine Formel finden konnte, nach der die Deutschen ihren nationalen Verpflichtungen genügen sollen, wenn sie 10 Jahre lang nach Verlassen der Heimat dem Heiligtum konsularischen Aktenpapieres ferngeblieben." Was leistet z. B. Italien für seine Auslandschulen! Für das finanziell gar nicht günstig dastehende Volk sind 20 Millionen Lire eine ganz außerordentliche Summe. „Man schämt sich, neben dieser Ziffer den Bettelpfennig überhaupt zu nennen, den das „große" Deutsche Reich unter allerhand schamhaft versteckten Titeln für denselben nationalen Zweck bereitstellt. Hört man freilich die „Maßgebenden" in der Regierung wie in der Volksvertretung, so ist sogar das noch eine „dankenswerte", womöglich sogar eine „weitblickende" Vergrößerung der für den nationalen Gedanken „verfügbaren Fonds", wie es im Amtsstil so schön heißt. „Armut an hohen Zielen — nichts anderes ist es, was unsere führenden Schichten, die sogenannten Gebildeten wie die Besitzenden, dem Gebote gegenüber aufweisen, das ihnen der Volksgedanke zuruft: mehret mich und füllet mit mir die Erde und macht sie mir untertan."

(Fortsetzung folgt).

Emil Engelhardt,
Pastor der deutschen Gemeinde in
Honolulu, Hawaii.



Das Verhalten des Deutschen Gesandten in Mexiko, Paul von Hintze, unter der Lupe der Wahrheit.*)



Die Klage über die an Schutzlosigkeit grenzende Lage der Ausland-Deutschen ist uralt. Für die Herren Geheimräte in der Berliner Wilhelmstraße scheint es so was, wie Ausland-Deutsche, noch immer nicht zu geben. Die deutschen Kulturpioniere, die den deutschen Namen in fremden Ländern zu Ehren brachten, ehe man dort Kunde über die Existenz von Geheimräten in Berlin vernahm, werden seitens der in Betracht kommenden amtlichen Stellen Deutschlands noch immer nicht viel besser behandelt als Abtrünnige und Fahnenflüchtige. Und doch hätte gerade die deutsche Diplomatie ein hohes Interesse daran, für die Ausland-Deutschen mit der ganzen hinter ihnen stehenden Macht des mächtigen Deutschen Reiches einzutreten. Einerseits sind es gerade die deutschen Kulturpioniere, die der Diplomatie oft genug die Wege geebnet haben; andererseits würden die Herren Diplomaten durch etwas mehr Selbstbewußtsein und Energie in Fällen der Vertretung von Ansprüchen geschädigter Ausland-Deutscher

*) Die ausschließliche Verantwortung für diesen Artikel trägt der Verfasser, da der deutschländische Schriftleiter auf die Veröffentlichung dieses Aufsatzes keinen Einfluß hatte und die Veröffentlichung auch nicht verhindern konnte. Der Verfasser erbietet sich, falls Herr v. Hintze sich beleidigt fühlen sollte, zum Antritt des Wahrheitsbeweises vor einem deutschländischen Gerichtshofe.

Die Schriftleitung.

das Ansehen des Deutschen Reiches erheblich steigern. — Man schaue einmal auf England! — Bis zum Ueberfluß ist es dargetan worden, wie der Engländer überall im Ausland seine Nationalität ostentativ betont, während der Deutsche seine Nationalität meistens verleugnet. — Warum? — — Nun, einfach darum, weil das Britische Reich sich überall durchzusetzen versteht, während das Deutsche Reich, einem linkischen Dorfschulmeister gleich, vor dem Fremden dienernd, sich in Phrasen ergeht. Rücksichtslos tritt das Britische Reich für seine Staatsangehörigen ein; das Deutsche Reich begnügt sich, mit bürokratischer Langsamkeit und Umständlichkeit auf dem berühmten und berüchtigten „Instanzenwege" zur „Ermittelung des Tatbestandes" zu schreiten. Und damit hat es denn leider sein Bewenden. —

Einen derartigen Verlauf schien die beantragte Ahndung einer im Staate Puebla an Deutschen verübten Schandtat Maderoscher Banditen nehmen zu wollen. Als die bei der deutschen Gesandtschaft in Mexiko unternommenen Schritte versagten, nahm die deutsche Kolonie der Stadt Mexiko, unter Führung des Sanitätsrats Dr. Pagenstecher, die Sache selbst in die Hand. Zunächst machte man die deutschländische Presse mobil. Merkwürdigerweise reagierten nur sozialdemokratische und alldeutsche Blätter, daneben wohl auch noch einige radikal-liberale. — Dann wurde man beim Auswärtigen Amte und — wie die Sage geht — auch bei einer hochstehenden Persönlichkeit der jüngeren Generation vorstellig. — Der Erfolg ist befriedigend gewesen. Aber das Verhalten der Vertretung des Deutschen Reiches war beschämend. Beschämender aber noch und direkt als Gefahr aufzufassen sind die offiziellen Lügen, mit denen die Aufführung des Deutschen Gesandten von Hintze und seine Abberufung aus Mexiko verhüllt werden sollten. So wird z. B. der deutschen Presse Amerikas aus Berlin in Anschluß an einen Reichstagssitzungsbericht in Bezug auf Herrn v. Hintze geschrieben:

„Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen wird auf den Fall des gegenwärtigen deutschen Gesandten in Mexiko, Admiral v. Hintze, hingewiesen, der offiziell „gesundheitshalber" von dort zurückkommt, wobei es jedoch heißt, er werde kaum wieder auf seinen Posten zurückkehren, und bekannt ist, daß von gewissen Zeitungen, die dem Adel nahestehen sollen, gegen ihn gewühlt wird, weil er bürgerlicher Herkunft ist. Von Hintze hat sich während der Straßenkämpfe in der mexikanischen Hauptstadt, die zum Sturz Maderos führten, durch besonderen Mut und große Kaltblütigkeit ausgezeichnet, indem er in seinem von ihm selbst gelenkten Automobil überall, auch in die Gefechtszone, hineinfuhr, wo Deutsche in Gefahr waren, und seinen Landsleuten in jeder Weise energisch mit Rat und Tat zur Seite stand. Außerdem gelang es ihm, bei der mexikanischen Regierung die Bestrafung der Personen, die in Covadonga Deutsche ermordet hatten, und Entschädigungszahlungen für die Hinterbliebenen dieser durchzusetzen.

Vor seiner Ernennung zum Gesandten in Mexiko war Admiral von Hintze persönlicher Vertreter beim Stab des Zaren Nikolaus und zeichnete sich dort in St. Petersburg so aus, daß ihn der Kaiser mit dem Gesandtenposten belohnte und ihn gleichzeitig in den Adelsstand erhob."

Nun, die Angelegenheit in bezug auf Herrn von Hintze, einstigem Mitgliede der durch Maximilian Harden entschleierten „Liebenberger Tafelrunde" verhält sich denn doch recht erheblich anders, als hier mitgeteilt worden ist: die ganze Geschichte ist sogar von Anfang bis zu Ende mit dem Raffinement eines gerissenen Politikers erlogen. —

Herr v. Hintze scheint zu jenen Diplomaten zu gehören, aus deren Wirken mit mathematischer Sicherheit nach einer gewissen Zeit „Gesundheitsrücksichten" hervorgehen. Herr Hintze, damals nur einfach: Hintze, verließ auch St. Petersburg, seine erste diplomatische Etappe, aus „Gesundheitsrücksichten", und zwar — wenn wir recht berichtet sind — in einer Eile, die auf einen akuten Fall schließen ließ. Nach den Mitteilungen unseres Petersburger Gewährsmannes wurde die Gesundheit des Herrn Hintze untergraben durch gewisse politische Forschererfolge, die Herr Hintze unter Mitwirkung der holden Weiblichkeit errungen hatte, die ihm aber weder den Nobel-Preis

och die Anerkennung der russischen Regierung, ondern als Nebenwirkung eine hochgradige Unbeömmlichkeit des Petersburger Klimas eintrugen. – Dagegen entzückten die Erfolge des Herrn inhze die Berliner hohen Kreise derart, daß der aiser den bisherigen Attache mit Uebergehung es Auswärtigen Amtes zum Gesandten in Mexio ernannte und in den Adelsstand erhob. — Dies ereignete sich in der ersten Hälfte des Jahres 1911. — Jetzt wollen wir uns die Tätigkeit des Herrn **v o n** Hintze in Mexiko einnals etwas näher ansehen. —

Im Juli 1911 wurden vier Deutsche, darunter eine Frau, sämtlich Angestellte der Fabrik Covadonga, in der Nähe der Stadt Pueblo, von marodierenden Anhängern Maderos iberfallen und ermordet. Vor ihrem Ende vergewaltigten dreißig Banditen die Frau in Gegenwart ihres gefesselten Gatten. Mit diesen Schandtaten noch nicht genug, schändete man anderen Tages auch noch die Gräber der Gemordeten. —

Jeder anständige Mensch wird in ehrlicher Empörung ein scharfes Vorgehen des Deutschen Gesandten erwartet haben. Leider sollten alle diese ehrlichen Menschen sich schwer enttäuscht sehen. Alles, was geschah, bestand in der Verhaftung von vierzehn an dem Verbrechen beteiligter Marodeure. Von einer Bestrafung der Schuldigen oder der Zahlung einer Entschädigung an die Hinterbliebenen der Opfer hörte man nichts. Am 27. Januar 1912 hielt der Gesandte v. Hintze bei der Feier des Kaisers-Geburtstages in Mexiko die offizielle Rede und sagte darin, die mexikanische Regierung werde nicht eher ruhen, bis jenes scheußliche Verbrechen gesühnt worden sei; — dafür bürge seine Freundschaft mit Madero, der ein Ehrenmann sei. Aber die mexikanische Regierung, mit dem Ehrenmanne Madero an der Spitze, hatte bereits sieben Monate verstreichen lassen, ohne einen Finger zu rühren zur Sühne „jenes scheußlichen Verbrechens". Reichlich viel Zeit für mexikanische Verhältnisse, denen zufolge manches andere, weniger scheußliche Verbrechen in einigen Tagen oder gar Stunden seine Sühne fand....

Anfangs Februar 1912 wurde der Deutsche Angermann im Staate Veracruz ermordet. Am 13. Februar 1912 ging der deutsche Kreuzer „Bremen" in Veracruz vor Anker. Alle Welt glaubte, das Schiff käme des Covadonga-Falles wegen. Alle Welt täuschte sich! — Die Madero nahestehenden Zeitungen Mexikos wußten es besser: sie meldeten, daß der Besuch des Schiffes mit dem Covadonga-Falle absolut nichts zu tun habe. Und sie behielten nicht nur recht, **s o n d e r n d i e d e u t s c h e n M a r i n e - O f f i z i e r e l i e ß e n s i c h s o g a r v o n d e n m e x i k a n i s c h e n B e a m t e n f e t i e r e n ! — D i e s i n e i n e r Z e i t , d a m a n i n M e x i k o D e u t s c h e R e i c h s a n g e h ö r i g e n a c h B e l i e b e n t o t s c h l u g u n d d e u t s c h e F r a u e n s c h ä n d e t e ! ! —**

D i e S c h a m r ö t e s t e i g t u n s i n s G e s i c h t f ü r d e n p f l i c h t - v e r g e s s e n e n d e u t s c h e n B e a m t e n , d e m e s o b l a g , e i n e s o l c h e E r n i e d r i g u n g d e u t s c h e r O f f i z i e r e u n d d e s D e u t s c h e n R e i c h e s z u v e r h i n d e r n , u n d d e r d i e s u n t e r l i e ß ! —

Wahrlich, wir haben nicht viel übrig für den amerikanischen Hurrah-Patriotismus, für die amerikanische Hembärmel-Diplomatie und für gewisse Rauhbeine unter den amerikanischen Offizieren. Soviel aber steht fest, daß es in der ganzen amerikanischen Armee und Marine nicht einen einzigen Offizier gibt, der sich in einem Lande fetieren lassen würde, in dem man zur selben Zeit Amerikaner ermordet oder eine amerikanische Frau anders als mit der größten Achtung behandelt hätte; — daß es keinen noch so ungeschliffenen Hembärmel-Diplomaten gibt, der sich und seinem Lande eine solche Schmach, wie die eben geschilderten Vorgänge, gefallen ließe, — und endlich, der Hurrah-Patriotismus würde sich im Handumdrehen zur ehrlichen Volkswut veredeln, wenn eine Nation dem Volke der Vereinigten Staaten antun wollte, was man dem Deutschen Reiche antun durfte, ohne daß sein Vertreter sich zu energischem Handeln aufzuraffen vermochte! —

K e i n W u n d e r , w e n n d i e A m e r i k a n e r v o n d e r F r e u n d -

schaft des offiziellen Deutschlands trotz allen Liebeswerbens nichts wissen wollen. —

Im März 1912 entflohen die verhafteten Mörder aus dem Gefängnis unter offenbarer Beihilfe einflußreicher Personen. Angesichts dieser Tatsache hätte man von Herrn v. Hintze erneutes Vorgehen erwarten dürfen. Leider haben wir von derartigen Schritten des deutschen Gesandten nicht gehört. Dagegen teilte die Gesandtschaft den Deutschen Konsuln in Mexiko in einem vom 12. März 1912 datierten Rundschreiben mit, daß die Gesandtschaft im Covadonga-Falle nichts tun könne, da nach §18 des deutsch-mexikanischen Handelsvertrages ein Anspruch auf Schadenersatz nicht erhoben werden dürfe.

Nun ereignete sich der merkwürdige Fall, daß ein einfacher deutscher Bürger in Mexiko den Vertreter des Deutschen Reiches über seine Befugnisse und Pflichten aufklären mußte; andernfalls wären die Hinterbliebenen der Gemordeten durch die Unwissenheit dieses eigenartigen Diplomaten schwer geschädigt worden. Am 30. März 1912 veröffentlichte Sanitätsrat Dr. Pagenstecher in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Der Wanderer" einen Artikel unter der Spitzmarke „Die realpolitische Bedeutung des Covadonga-Falles", in welchem Pagenstecher den Gesandten belehrte, daß er auf Grund der Meistbegünstigungsklausel des in Rede stehenden Handelsvertrages Schadenersatz fordern könne und müsse. —

Hiernach blieb Herrn v. Hintze nichts anderes übrig, als seinen Standpunkt im Sinne der Ausführungen Pagenstechers zu ändern. Daß der Gesandte damit aber zwei Monate, bis zum 25. Mai, beziehungsweise 1. Juni 1912 wartete, obschon jeder Zweifel an der Richtigkeit der Darlegung Pagenstechers ausgeschlossen war und die Sühne des schändlichen Verbrechens jetzt schon nahezu ein Jahr auf sich warten ließ, involviert unseres Erachtens — gelinde ausgedrückt — einen das Ansehen des Deutschen Reiches und die Interessen der Hinterbliebenen der Covadonga-Opfer schädigenden Mangel an Energie in der Erfüllung dienstlicher Pflichten. Wir wollen gern zugeben, daß der Gesandte sich durch seine unzutreffende Auslegung des fraglichen Handelsvertrages in eine peinliche Lage gebracht hatte; — dies durfte jedoch kein Grund sein, mit der Erfüllung seiner Pflicht auch nur einen Augenblick zu zögern. Noch weniger können wir hierin aber einen Grund sehen zur Verfolgung des Sanitätsrat Pagenstecher seitens des Gesandten. In der Tat nahmen diese Verfolgungen aber einen so hohen Grad an, daß eine Untersuchung dieser Angelegenheit im Interesse der allgemeinen Menschenrechte geboten erscheint. Will das Berliner Auswärtige Amt sein Prestige vor dem Ausland-Deutschtum nicht vollkommen einbüßen, dann wird eine ernste Untersuchung dieser Angelegenheit folgen müssen. —

Wenn der diplomatische Vertreter eines Landes einen in der Fremde wohnenden Angehörigen des von ihm vertretenen Landes aus persönlichen Gründen in seiner beruflichen und gesellschaftlichen Stellung zu schaden sucht, so ist das zwar eine bodenlose Gemeinheit, aber es fragt sich, ob einem solchen Diplomaten — abgesehen vielleicht von der Eintreibung eines Schadenersatzes in besonders eklatanten Fällen — gesetzlich beizukommen wäre. Wenn ein solcher Vertreter in seinem Hasse aber so weit geht, den Landsmann der fremden Regierung wissentlich falsch eines gegen die fremde Regierung gerichteten Vergehens zu denunzieren, dann kann über die Straffälligkeit dieses Diplomaten doch wohl kein Zweifel bestehen.

Eines solchen Verbrechens hat sich der Deutsche Gesandte von Hintze dem Sanitätsrat Dr. Pagenstecher gegenüber in Mexico City schuldig gemacht.

Das uns vorliegende Material für den Nachweis der Wahrheit dieser ungeheuerlich scheinenden Beschuldigung eines hohen Beamten des Deutschen Reiches besteht in der photographischen Reproduktion der Denunziations-Schrift des Gesandten v. Hintze. — Im ganzen sind drei Exemplare dieser Reproduktion vorhanden, die sich an drei verschiedenen Orten in sicherer Verwahrung befinden. Eines dieser Exemplare werden wir dem Auswärtigen Amte in Berlin zur Verfügung stellen, wenn das Auswärtige Amt die Gewähr für eine unparteiische Untersuchung dieser Angelegenheit leisten will.

Dies ist auch der Grund dafür, daß wir heute das Facsimile dieses beschämenden Schriftstückes des Herrn v. Hintze nicht veröffentlichen.

Als in der Entschädigungsfrage noch immer kein Ergebnis erzielt wurde, begann Sanitätsrat Pagenstecher durch die deutschländische Presse auf das Auswärtige Amt und indirekt somit auch auf den Gesandten v. Hintze einen moralischen Druck zu üben, der mit der Zeit so stark wurde, daß der Gesandte sich genötigt sah, seinem „Freunde" Madero die Bewilligung einer Entschädigung in Höhe von 400,000 Mark ernstlich zu empfehlen.

Herr v. Hintze berichtete über diese Unterredung mit dem damaligen Präsidenten Madero amtlich nach Berlin, Madero erklärt zu haben, er würde ohne bindende Zusage Maderos auf Gewährung des geforderten Schadenersatzes das Zimmer nicht verlassen.

An Stelle der wahrscheinlich erhofften Anerkennung für schneidiges Handeln erteilte das Auswärtige Amt dem Gesandten v. Hintze eine Rüge wegen undiplomatischen Verhaltens. — Ueber diese Rüge soll Herr v. Hintze sich direkt beim Kaiser beschwert und Recht erhalten haben. Als jedoch die mexikanische Regierung Kenntnis von der Angelegenheit erhielt, veröffentlichte sie sofort ein Dementi, in welchem behauptet wurde, daß an der Darstellung des Gesandten, die Unterredung mit dem Präsidenten Madero über die Entschädigung im Covadonga-Falle betreffend, kein wahres Wort sei. Außerdem kündigte Madero dem Freunde die Freundschaft. Dies wurde nicht nur von Maderos Privatsekretär Juan Sanchez Azcona bestätigt, sondern es ergab sich auch sehr bald aus dem Verhalten Maderos, der nunmehr die Zahlung der vorher vereinbarten Entschädigung an die Hinterbliebenen der Opfer des Covadonga = Mordes verweigerte. Herr v. Hintze hat sich mit dieser Entscheidung bis zum Sturze Maderos — zwanzig Monate lang — abfinden müssen.

Einen Mangel an Geduld möchten wir Herrn v. Hintze nicht zum Vorwurf machen.

Vierundzwanzig Stunden vor dem Sturze Maderos verkündete Herr v. Hintze offiziell, Felix Diaz werde innerhalb 24 Stunden gefangen genommen und erschossen werden. — Merkwürdigerweise ereignete sich dies gerade in bezug auf Madero. — Wenn einem Gesandten solche kleinen Irrtümer unterlaufen, so meinen wir, daß es ihm doch wohl am Ende an diplomatischen und politischen Fähigkeiten ein wenig mangeln dürfte.

Zehn Tage nach dem Sturze Maderos ließ die gegenwärtige Regierung Mexikos drei der am Covadonga-Verbrechen beteiligten Mörder standrechtlich erschießen. Die anderen waren als Rebellen gefallen. In einem Rundschreiben vom 4. März 1913 versucht der Gesandte v. Hintze den Anschein zu erwecken, als ob infolge seines Eingreifens neun Mörder hingerichtet worden seien. Dies ist nicht geschehen; auch handelte die neue Regierung ohne jede Beeinflussung von außen her. Der Gesandte v. Hintze kennt die Tatsachen ebenso genau wie wir. —

Auch die Regelung der in Rede stehenden Entschädigungsfrage ist von der neuen Regierung Mexikos ohne Widerstand erledigt worden.

Daß sich aus diesen Ereignissen für Herrn v. Hintze „Gesundheitsrücksichten" ergaben, kann wohl nicht überraschen. Die „Sanitätskommission" des Auswärtigen Amtes soll den Zustand des Herrn v. Hintze sogar als „chronischen Fall" erkannt und dem Gesandten dauernde Kaltstellung verordnet haben.

Für die Reichsregierung wäre die Angelegenheit dadurch erledigt. Anders liegen die Dinge für die Deutschen im Auslande, die immer den leidenden Teil darstellen: sei es nun infolge materieller Verluste oder sei es durch ideelle Einbuße, hervorgegangen aus der Mißrepräsentation des Vaterlandes, was in der Regel schmerzlicher empfunden wird und für das Ausland-Deutschtum von nachhaltigerem Einflusse ist als Geldverluste. Es scheint nun wirklich an der Zeit zu sein, daß das Deutsche Reich die den Ausland-Deutschen gegenüber geübte Politik einer gründlichen Revision unterzieht und England dabei als Vorbild betrachtet. Auch halten wir eine strengere Auslese bei der Wahl der mit der Vertretung des Reiches im Auslande zu betrauenden Diplomaten für dringend geboten. Es ließen sich mancherlei Mißgriffe dieser Art anführen.

Zum Beweise für die tatsächliche Dringlichkeit dieser Forderung werden wir in einem weiteren Artikel im Juli-Heft dieser Zeitschrift mit der Beleuchtung des Wirkens des Gesandten v. Hintze in Mexiko fortfahren.

Prof. Eugen Knapp.



Wer ist der Schuldige?

Seit Jahren geht durch das deutsche Volk die Klage, Kaiser Wilhelm II. sei vonRäten umgeben, denen es an Wahrheitsmut gebreche. Mancherlei Ereignisse im Laufe der Zeit ließen allerdings darauf schließen, daß der Kaiser in vielen Dingen die Wahrheit nicht erfahre. Als sicher muß darum wohl angenommen werden, daß verantwortliche Beamte nicht ihre volle Pflicht taten. Sind derartige Unterlassungssünden schon sehr schlimm, so muß es geradezu als Ungeheuerlichkeit bezeichnet werden, wenn man dem Kaiser direkt die Unwahrheit zu berichten wagt. Diese Ungeheuerlichkeit hat sich wirklich ereignet in voller Absicht, und nicht aus Fahrlässigkeit! —

Man sollte es nicht glauben, daß es in den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen Leute von so erschrecklich großem sittlichen Tiefstande und so geringer Intelligenz gäbe, die sich bis zur Begehung eines mit entehrender Freiheitsstrafe bedrohten Verbrechens erniedrigen. Und dennoch liefern Tatsachen, die weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus bekannt geworden sind und vielfach zu falschen Schlüssen in bezug auf einen einwandfreien Ehrenmann Anlaß gegeben haben, den Beweis dafür. Wir sprechen hier von dem „Fall Sohst", der von der gesamten deuschen Presse der Erde und von einem großen Teile der fremdsprachigen Presse wiederholt behandelt worden ist. Leider immer in einer gefärbten Tendenz und ohne Beachtung der für die zur Sprache gekommenen Dinge sehr wichtigen Vorgeschichte dieses Falles. Im Interesse der Wahrheit und im Interesse der durchaus notwendigen Bloßstellung des schuldigen Beamten, der als abschreckendes Beispiel hingestellt zu werden verdient, lassen wir hier die Wahrheit über den „Fall Sohst" folgen.

Der Vorbesitzer des Gutes Cadinen bei Elbing, Westpreußen, ein Landrat v. Birkner, hatte vor 33 Jahren das zum Gute Cadinen gehörige Vorwerk Rehberg an den Vater des hier in Rede stehenden Gutspächters Helmuth Sohst auf zwanzig Jahre verpachtet. Etwa zwei Jahre vor Ablauf des Pachtvertrages trat Sohst sen., im Einverständnis mit dem Besitzer des Gutes, die Pachtung an seinen Sohn Helmuth Sohst ab. Bei dieser Gelegenheit vereinbarte Sohst jun. mit dem Landrat v. Birkner die Verlängerung des Pachtvertrages auf die Dauer von zwanzig Jahren. Dies geschah vor etwa fünfzehn Jahren. Sehr bald darauf, im Jahre 1898, ging die gesamte Besitzung Cadinen angeblich durch Schenkung an den Deutschen Kaiser über. — Die Angelegenheit verursachte s. Z. ungeheueres Aufsehen und gab Veranlassung zu einer langen Preßfehde seitens der links-stehenden Blätter. Als schließlich Herr v. Birkner vom Kaiser zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt wurde und Gerüchte laut wurden, daß Verwandte des Herrn v. Birkner durch die Schenkung in ihren dereinstigen Erbansprüchen benachteiligt worden seien, ging der Zeitungskrieg noch einmal los.

In Wirklichkeit liegt die Sache aber erheblich anders. Es ist doch wohl undenkbar, daß der Deutsche Kaiser von einem seiner Untertanen eine Schenkung annehmen wird, besonders, wenn die Erben des Schenkenden dadurch benachteiligt werden würden.— Tatsächlich wurde dem Kaiser das arg heruntergewirtschaftete Gut

als Schenkung angetragen. Es geht die Sage, daß andernfalls das Gut der Subhastation verfallen und Herr v. Birkner wie dessen Erben unter diesen Umständen um jeden Pfennig gekommen wären. — Tatsache ist, daß der Kaiser das Gut annahm, aber den vollen Wert dafür bezahlte. — So kam Helmuth Sohst zu seinem Pachtverhältnis mit dem Deutschen Kaiser. —

Als der Kaiser Cadinen übernahm, befand das Gut sich in einem so traurigen Zustande, daß nur ein geldkräftiger Landwirt, der imstande war, vorerst einmal eine tüchtige Summe für Meliorationszwecke auszugeben, sich hätte halten können. — Es gibt Leute, die da meinen, Herr v. Birkner wäre bei dieser „Schenkung" als der Beschenkte zu betrachten gewesen.

Für den Kaiser gab es hier im Interesse der Landwirtschaft jener Gegend eine wegweisende Aufgabe zu lösen. Die Ermittelung der besten Methoden des Ackerbaues, der Wiesenkultur, der Viehzucht war das Hauptziel des Kaisers. Der Monarch wollte, recht im Sinne des monarchischen Gedankens, vorbildlich wirken. Ueber die landwirtschaftlichen Experimente in Cadinen ist oft genug berichtet worden und wir alle wissen, welcher Wandel sich dort in kurzer Zeit vollzog. —

Aber es gibt Leute, die päpstlicher sind als der Papst; Leute, die unter allen Umständen durch Uebereifer glänzen wollen, die mit geschmeidigem Rückgrat nach „Oben" hin um Anerkennung girren, — nach „Unten" hin aber den rücksichtslos strengen Herrn zeigen und Reibungsflächen bilden, aus denen störende Dissonanzen hervorgehen.

An das von einem solchen Menschen geschaffene Milieu erinnert das Wirken des Generalbevollmächtigten des Kaisers für Cadinen, Geheimen Oberregierungsrats von Etzdorff. Der Uebereifer dieses Mannes Herrn Sohst gegenüber hat seiner Zeit viel Mißvergnügen geschaffen, ungerechtfertigte Prozesse hervorgerufen und die Kaiserliche Schatulle schwer belastet. —

Die ersten Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn von Etzdorff und dem Gutspächter Helmuth Sohst entstanden über eine am Wohnhaus zu Rehberg vorzunehmende Reparatur. Herr v. Edtzdorff unterbreitete Herrn Sohst einen Reparaturplan, dessen Kostenanschlag sich auf 20,000 Mark belief. Als Sohst sich weigerte, dieser ihm ungebührlich hoch erscheinenden Forderung Folge zu geben, strengte Herr von Etzdorff namens der Kaiserlichen Gutsverwaltung Cadinen einen Prozeß gegen Sohst an, der bis ans Reichsgericht ging und in allen Instanzen zugunsten des Verklagten entschieden wurde. Sohst hielt Reparaturen in Höhe von 700 bis 800 Mark für ausreichend. Diesem Befunde schloß sich auch der Gerichtshof an.

Herr von Etzdorff scheint nun zu jenen Leuten zu gehören, denen die Fähigkeit mangelt, aus Ereignissen zu lernen. Abgesehen von den bekannten „Prozeß-Bauern" pflegen die Menschen sich nach einem in allen Instanzen verlorenen Prozesse in der Regel zu beruhigen. Die Niederlage scheint auf Herrn von Etzdorff aber eine anregende Wirkung geübt zu haben. War Herr von Etzdorff bis dahin mit Reparaturen in Höhe von 20,000 Mark zufrieden, so genügte ihm dies nach rechtskräftiger Abweisung seiner Forderung nicht mehr; denn bald darauf forderte er ein ganz neues, im vornehmsten Stile gehaltenes Wohnhaus, zu dessen Errichtung Sohst einfünftel der Kosten tragen und die gesamten Gespann- und Handlangerdienste unentgeltlich leisten sollte. — Diese Forderung übertraf noch die ursprüngliche Reparatur. Trotzdem erklärte Sohst sich bereit, die Leistungen zu übernehmen, wenn die Gutsverwaltung den nur noch fünf Jahre währenden Vertrag nach dessen Ablauf auf weitere zwanzig Jahre verlängern wolle. Dies wurde kurz abgelehnt. Und als Antwort auf diese Ablehnung erfolgte die ebenso kurze Ablehnung Sohsts in bezug auf die ihm zugemuteten Leistungen für den Neubau des Wohnhauses.

Resultat: Prozeß durch alle Instanzen.

Resultat des Prozesses: Abweisung einer hohen kaiserlichen Gutsverwaltung unter Auferlegung aller Kosten. —

Jetzt wurde Herr von Etzdorff ernstlich böse. Er beschloß, den unfügsamen Pächter einfach „rauszuschmeißen". Am 17. Dezember v. J. sandte Herr von Etzdorff an den Gutspächter Sohst ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Im Auftrage S. M. kündige ich Ihnen auf Grund der §§ 23 u. 26 den im Jahre 1898 geschlossenen Pachtvertrag und ersuche Sie, am 1. Juli 1913 das Gut zu räumen, wogegen Ihnen eine Abfindungssumme von 8000 Mark und Entschädigung für die Saaten gezahlt wird."

Dieses Schreiben des Herrn Geheimen Oberregierungsrats „im Auftrage S. M." scheint nun dem Herrn Sohst nicht sonderlich imponiert zu haben, denn er teilte dem kündigenden Herrn etwas despektierlich mit, er denke gar nicht daran, das Gut vor Ablauf seines Pachtkontrakts zu räumen. —

Resultat: Prozeß.

Resultat des Prozesses: Kostenpflichtige Abweisung einer hohen kaiserlichen Gutsverwaltung. —

Mit der Zeit begreift schließlich auch ein Geheimer Oberregierungsrat Dinge, die ihm „nicht liegen". Der Herr Geheime Oberregierungsrat fing an zu begreifen, daß auf legalem Wege gegen Sohst nichts auszurichten sei. Ob der Herr Geheime Oberregierungsrat von Etzdorff es nach dieser Erkenntnis verschmähte oder nicht, illegale Wege zu beschreiten, wissen wir nicht. Diese Frage mögen die Leser auf Grund der folgenden wahrheitsgetreuen Schilderung der letzten Ereignisse selber entscheiden.

In unserer Erinnerung haftet noch deutlich die Aufsehen erregende Rede, die Kaiser Wilhelm am 12. Februar d. J. im Herrenhause zu Berlin vor dem Deutschen Landwirtschaftsrat hielt, in welcher der Kaiser besonders auf seine erfolgreichen Wiesenmeliorationen, die Versuche einer neuen Viehzucht (Kreuzung des indischen Zebu mit dem einheimischen Rind) und die Einführung einer neuen Roggenart, den sogenannten Petkuser Roggen, hinwies; bei welcher Gelegenheit der Kaiser auch auf den Pächter Sohst zu sprechen kam. Wörtlich sagte der Kaiser:

„Mit einem Teil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, als ich meinen Pächter hinausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmen will."

In bezug auf den Petkuser Roggen sagte der Kaiser wörtlich:

„Ich bin etwas eitel und stolz darauf, daß es mir gelungen ist, den Petkuser Roggen in diese Gegend von Westpreußen einzuführen. Er war total unbekannt. Weil ich das gewußt habe, habe ich die Landwirte der dortigen Gegend darauf aufmerksam gemacht."

Die Nachprüfung der kaiserlichen Rede hat nun ergeben, daß der Kaiser in zwei Punkten von besonderer Bedeutung Behauptungen aufgestellt hat, die mit der Wirklichkeit in direktem Widerspruch stehen. Es handelt sich dabei um die Beurteilung der landwirtschaftlichen Fähigkeiten des Pächters Sohst durch den Kaiser und um die Einführung des angeblich in jener Gegend Westpreußens „total unbekannten" Petkuser Roggens.

Im Gegensatz zu der abfälligen Beurteilung des Pächters Sohst durch den Kaiser faßte der „Landwirtschaftliche Lokalverein Elbing" folgenden Beschluß:

„Anläßlich der im Landwirtschaftsrate gehaltenen Rede des Kaisers fühlen wir uns veranlaßt, Herrn Helmuth Sohst folgendes Vertrauensvotum auszustellen: Herr Rittergutspächter Sohst ist seit 16 Jahren ordentliches Mitglied des Elbinger landwirtschaftlichen Lokalvereines und seit einer Reihe von Jahren als stellvertretender Schriftführer Vorstandsmitglied. Vom ganzen Verein seines vorzüglichen Charakters und seiner gediegenen Kenntnisse willen gleich hochgeschätztes Mitglied, hat er in jeder Weise die Bestrebungen des Vereins fördern geholfen. Als tüchtiger, praktischer und erfahrener Landwirt hat er sich auf dem von ihm seit fünfzehn Jahren gepachteten Gute Rehberg bewiesen, welches er von seinem Vater, der das Gut 18 Jahre lang vor ihm in Pacht hatte, übernahm und den dortigen schwierigen Verhältnissen entsprechend (infolge der hohen Lage reift die Ernte dort spät), mit Geschick und Erfolg bewirtschaftet. In politischer Hinsicht gehört Herr Sohst der konservativen Partei an und ist von königstreuer Gesinnung. Die

von höchster Stelle geäußerte ungünstige Beurteilung des Herrn Sohst bedauern wir tief, glauben indes, daß sie auf unrichtige Information zurückzuführen ist."

In bezug auf den nach Angabe des Kaisers von ihm „in diese Gegend von Westpreußen eingeführten" Petkuser Roggen, der nach des Kaisers eigenen Worten bis dahin hier „total unbekannt gewesen" sei, wurde einwandfrei nachgewiesen, daß der Petkuser Roggen schon vor zwanzig Jahren, also ehe der Kaiser Besitzer von Cabinen wurde, dort allgemein bekannt war.

Es steht somit aktenmäßig fest, daß der Kaiser in öffentlicher Rede zwei Behauptungen aufgestellt hat, die mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehen. Ein solches Vorkommnis ist ganz außerordentlich zu bedauern, denn ein Kaiserwort muß unter allen Umständen unantastbar sein.

Andererseits steht fest, daß der Kaiser nicht auf Grund eigener Wahrnehmungen, sondern auf Grund von Berichten seiner Cabiner Beamten gesprochen hat. —

Welcher Schluß bleibt uns nun? — Sollen wir annehmen, daß Leute, die in Cabinen gebieten, mit den Verhältnissen nicht vertraut gewesen sind? — Das erscheint denn doch nicht recht glaubhaft. Näher liegt die Annahme, daß irgend ein hierbei in Betracht kommender Beamter unter Verleugnung alles persönlichen Ehrgefühls und unter Verleugnung aller dem Souverän schuldigen Achtung dem Kaiser falsche, — wissentlich falsche Berichte erstattet hat.

Nach dem deutschen Strafgesetz wird wissentlich falsche Berichterstattung von Beamten mit sehr schwerer, in gewissen Fällen sogar mit Zuchthaus-Strafe bedroht. —

Wer war hier der Schuldige? —

Vielleicht fühlt der Herr Geheime Oberregierungsrat von Etzdorff sich veranlaßt, die Frage aufzuwerfen, was die Deutsch-Amerikaner die Vorkommnisse in Cabinen angehen. —

Die Vorkommnisse in Cabinen an sich sind uns herzlich gleichgültig. Auch die Person des Herrn Sohst interessiert uns nicht im geringsten. Aber wir haben ein heiliges Recht zu verlangen, daß das Ansehen der Deutschen Kaiserkrone gewahrt werde. Wenn der Kaiser in öffentlicher Rede Dinge behauptet, die mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehen, so muß das Ansehen des Kaisers darunter leiden. Die Person und das Ansehen des Kaisers sind aber untrennbar von dem Ansehen der Krone. Und wenn das Ansehen der Deutschen Kaiserkrone leidet, so bedeutet das auch für uns eine Einbuße; wennschon nur eine ideelle, so doch immerhin fühlbare im Kampfe um die Erhaltung unserer Volkheit. Denn das Heimgefühl des gesamten Deutschtums der Erde wurzelt unaustilgbar im Vaterlande und jeder Deutsche auf dem Erdenrund erblickt im Deutschen Kaiser den Herzog seines Volkstums. Uns, die wir an exponierter Stelle stehen und gegen mancherlei Anfeindungen und Bedrängnis zu kämpfen haben, wovon die Herren Geheim- und sonstigen Räte in Berlin und Cabinen sich nie etwas haben träumen lassen, kann es wahrhaft nicht gleichgültig sein, wenn der Welt und unseren Widersachern Gelegenheit gegeben wird, über den ersten Mann des deutschen Volkes hämische Bemerkungen zu machen. Jede Beleidigung unseres Herzogs trifft uns direkt und schmerzlich, —ganz besonders noch, wenn man, wie in diesem Falle, dazu schweigen muß. Darum kennen wir keine schlimmeren, keine so unsäglich gehaßten Feinde, als die feigen Wahrheitsverleugner in der Umgebung des Kaisers. —

Stolze Freude haben wir empfunden, als das Kabel uns die Nachricht zutrug, der Kaiser habe im „Falle Sohst" die Wahrheit erfahren und dem leidenden Teile volle Genugtuung gewährt. Indes, die Korrektur dieses einzelnen Falles kann das Sinken des Ansehens der Krone nicht aufhalten; — hierzu bedarf es der Austilgung der unwahrhaftigen Schleicher um den Horst des Roten Adlers! —

Wann wird man damit beginnen? — Wann wird man den ersten dieser Hochverräter hinter Schloß und Riegel setzen? —

Fred. R. Minuth.

Der Carnegie-Besuch beim Deutschen Kaiser.*)

Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Das ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!

Herr Carnegie, der wegen Betruges der Regierung der Vereinigten Staaten während der Administration des Präsidenten Cleveland mit einigen Hunderttausend Dollars bestraft wurde; —

Herr Carnegie, der Panzerplatten-Fabrikant, über den das vom Kongreß der Vereinigten Staaten zur Untersuchung der im Jahre 1894 an die Vereinigten Staaten gelieferten Panzerplatten eingesetzte Komitee an den Kongreß berichtete: „Die Betrügereien, welche Ihr Komitee feststellte, verdienen Verbrechen genannt zu werden. Keine Geldstrafe oder Entschädigung ist eine angemessene Sühne für solches Unrecht"; —

Herr Carnegie, von dem eine New Yorker Zeitung damals schrieb: „Herr Carnegie steht außerhalb des Bereiches amerikanischer Gesetze. Es wird ihm erlaubt sein, die Früchte dieser schändlichen Verbrechen gegen den Staat zu genießen, abzüglich natürlich der kleinen Strafe, die Herr Cleveland ausreichend für seine Infamie ansieht"; —

Herr Carnegie, der das Vaterland mit Schund betrog, woraus in der Stunde der Gefahr ernste Katastrophen von unabsehbarer Tragweite hätten hervorgehen können, wären die Spitzbubereien nicht in Zeiten entdeckt worden; —

dieser selbe Herr Carnegie ist vom Deutschen Kaiser als Gast empfangen worden! —

Wenn das keine Beleidigung des Monarchen und des gesamten deutschen Volkes ist, dann gibt es überhaupt keine Majestätsbeleidigung und keine Beleidigung der deutschen Nation! —

Wer ist der erbärmliche Wicht,
Der die Wahrheit kannte und sagte sie nicht? —

Wir glauben, das deutsche Volk hat ein Recht, dies zu wissen, um mit solchen pflichtvergessenen Beamten schleunigst aufzuräumen.

Fred. R. Minuth.

---

*) Das Manuskript zu dieser Notiz war versehentlich zurückgeblieben und wurde erst entdeckt, als der erste Bogen dieses Heftes bereits gedruckt worden war. Diese Notiz sollte an erster Stelle stehen.

Die Schriftleitung.

Der Kaiser und die Amerikaner.

VI.

„Berlin, den 19. Mai 1913.

An die Redaktion des „Deutschen Kulturträger"
Grand Haven, Mich.
Vereinigte Staaten von Amerika.

Sehr geehrter Herr!

Seit einigen Monaten wird „Der Deutsche Kulturträger" von Ihrem Berliner Vertreter u. a. in den hiesigen Ministerien und unter den Reichstagsabgeordneten verbreitet. Auf diese Weise ging die Zeitschrift auch mir zu. Ganz besonders ist Ihre Artikelserie „Der Kaiser und die Amerikaner" hier aufgefallen und ich kann hinzufügen, daß sie in den Kreisen gerade Derer, die Sie so heftig angreifen, vielfach Genugtuung hervorgerufen hat. Aber die Dinge verhalten sich doch merklich anders, als sie von Ihnen geschildert werden. Die „Höflinge", die Sie für mancherlei Vorkommnisse verantwortlich halten, sind, wie ich aus eigenster Erfahrung weiß, vollkommen schuldlos an den ihnen zum Vorwurf gemachten Ereignissen. Hier sind höhere Mächte die treibenden Kräfte, und gegen diese kommt kein Höfling an. Wenn Sie, wie ich glaube voraussetzen zu dürfen, einen Blick in das Milieu der Hofkreise getan haben, besonders aber die Stimmung in den Kreisen des alten deutschen Adels kennen, dann sollten Sie sich bei logischer Beurteilung der Ereignisse haben sagen müssen, daß das Vordringen semitischer wie arischer Geschäftsleute bis zu S. M. weder dem unabhängigen alten deutschen Adel noch den aus diesem hervorgegangenen „Höflingen" zur Freude gereichen konnte. Auch das Wachsen des Einflusses gewisser orthodoxer Kreise internationalen Charakters ist nicht nach dem Sinn des bodenständigen wie des bediensteten alten deutschen Adels. Es sind bittere Worte darüber gefallen; Worte, die man nur, wenn man unter sich war, und dann auch nur flüsternd, zu sprechen wagte. Aber irgendwie mußte der Verdruß sich austoben. Ich möchte nicht wiederholen, was z. B. in echt königstreuen Kreisen gesprochen wurde, nachdem S. M. dem kürzlich verstorbenen New Yorker Börsenmanne Morgan vor einigen Jahren den Stern zum Roten Adlerorden verliehen und Morgan zum Ehrenmitgliede des kaiserlichen Yachtklubs ernannt hatte. Es dürfte der Hinweis genügen, daß Ihre Zeitschrift in Deutschland augenblicklich verboten werden würde, wenn Sie jene Gespräche veröffentlichten. Auch die Annahme des von Carnegie gestifteten Heldenfonds hat in den vornehmen Kreisen Deutschlands keinen Beifall gefunden. Ihnen brauche ich sicher nicht erst zu erklären, daß die Stiftung für uns nicht existiert und daß für dieselbe in Deutschland nur „Helden" ganz subalterner Bedeutung in Betracht kommen können. — Die Carnegieschen Friedensbestrebungen betrachten wir als einen Versuch dieses durch Lieferung von Kriegsmaterial reich gewordenen Mannes, sich wichtig zu machen und sich in die Kreise gekrönter Häupter zu drängen. Daraus dürfen Sie schließen, mit welchen Gefühlen wir dem angekündigten Besuche des Herrn im Juni d. J. entgegensehen. In den Kreisen meiner Freunde herrscht die Ansicht, daß es Pflicht der Deutschen Botschaft in Washington gewesen wäre, objektive Berichte über die Geschäftsmethoden der Herren Carnegie, Morgan, Armour usw., wie über die gegen diese Leute von der amerikanischen Regierung erhobenen Anklagen zu erstatten; dann würden mancherlei Ereignisse, die Sie als „Unterlassungssünden der Höflinge" bezeichnen, unterblieben sein. Soweit kennen wir S. M. denn doch, trotz der viel zu oft erwähnten „Impulsivität". S. M. ist viel weniger impulsiv, als durch Zeitungsgeschrei verkündet worden.

Aus Ihren Artikeln weht ein Hauch echter Königstreue, unwandelbarer Vaterlandsliebe und strengen Gerechtigkeitssinnes. Dies hat mich veranlaßt, an Sie zu schreiben, denn ich hoffe, daß Sie nach dieser Aufklärung auch den „Höflingen" Gerechtigkeit widerfahren lassen werden. Mißverständnisse haben viel Volksverhetzung hervorgebracht. Beteiligen Sie sich nicht daran. Sie werden dann die Kreise aller Guten, die es treu mit dem Vaterlande und dem

Fürstenhause meinen, hinter sich haben. Ich bin ein alter Mann, der nicht mehr in der Aktivität steht. Ein anderer dürfte, selbst auf das Redaktionsgeheimnis bauend und in Ansehung der guten Absicht, solch' ein Schreiben nicht riskieren.

Ich wünsche Ihrer Zeitschrift Erfolg; aber ich möchte einen Rat daran knüpfen. Sie haben eine scharfe Sprache angewandt, meines Erachtens nach eine zu scharfe. Sie erreichen mehr, wenn Sie die Dinge ruhiger beurteilen. Wenigstens hier in Deutschland. Im allgemeinen wird dort immer stärker aufgetragen und die Unrast des dortigen Lebens mag eine gewisse Schärfe des Ausdrucks mit sich bringen. In Deutschland liegen die Verhältnisse anders. Größter Ernst, größte Sachlichkeit und wenig oder gar keine Polemik. Das wäre das Rezept für Deutschland. Aber ich gestehe, daß ich es nachempfinden kann, wie der furor teutonicus sich zu regen beginnt, wenn man glaubt, daß die eigene Volkheit vom Fürsten Fremden gegenüber zurückgesetzt wird. Auch h i e r hat der furor teutonicus sich geregt. Aber wir haben ihn nicht zum Ausbruch kommen lassen.

Ich würde mich freuen, wenn diese Mitteilungen Ihnen der Beachtung wert erschienen.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Ihr ganz ergebenster

. . . ."

Diese Mitteilungen erscheinen mir nicht nur der Beachtung wert, sondern sie sind mir so wertvoll, daß ich das ganze Schreiben, — ohne ein Wort zu kürzen oder zu ändern, — hier wiedergebe. Daß ich den Absender nicht nenne, erklärt sich selbst.

Leider kann ich mich der Ansicht des Herrn Verfassers des Briefes in bezug auf die Verantwortlichkeit der „Höflinge" nicht anschließen. Ich halte nach wie vor die verantwortlichen Ratgeber des Kaisers für die Schuldigen an einer Reihe von Ereignissen, die mit zwingender Notwendigkeit das Ansehen der Krone schädigen mußten. Der Kaiser ist so ungeheuer von allerhand Dienstgeschäften in Anspruch genommen, daß es eine physische Unmöglichkeit für ihn ist, auch nur einzelne Fragen auf ihre tiefere Wirkung hin zu erwägen. Dies ist Sache der Räte des Kaisers, die dem Monarchen über alle auf der Tagesordnung stehenden Fragen Vortrag zu halten haben. Entschließt der Kaiser sich, entgegen der Ueberzeugung seiner Räte, zu Handlungen, die das monarchische Prinzip schädigen müssen, dann bleibt den für das Ansehen der Krone verantwortlichen Männern nichts anderes übrig, als die Verantwortung niederzulegen, d. h. den Abschied zu nehmen. — Der Kaiser müßte doch geradezu gegen sich selbst und das deutsche Volk wüten wollen, wenn eine entschlossene Haltung seiner Ratgeber keinen Eindruck auf ihn machen sollte! — Aber man denkt in jenen Kreisen garnicht daran, eine entschlossene Haltung anzunehmen; man fürchtet sich, den Mund aufzutun und Vertuschen ist Trumpf. — Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn Mißvergnügen und Verdruß im deutschen Volke entstehen und wenn die Zahl der sozialdemokratischen Wähler bis ins Unheimliche emporwächst. — — Wir Auslanddeutschen hätten es mit F r e u d e n g e s c h r e i begrüßt, wenn in jener Zeit, von der der Herr Verfasser des Briefes spricht, in Deutschland der furor teutonicus zum Ausbruch gekommen wäre. Ihn zu unterdrücken, war f a l s c h ! — Man hat in Berliner Hofkreisen leider keine richtige Vorstellung von den schädlichen Rückwirkungen solcher Ausländerei. Ganz besonders, wenn es sich dabei um Börsenjobber handelt. Und mit voller Ueberzeugung stimmen wir ein in die Meinung eines vornehmen deutschländischen Blattes, das da in Anschluß an den Besuch des Deutschen Kaisers bei dem Börsenspekulanten Markus Cappel vor kurzem schrieb:

„Bloße Börsenspekulanten sind kein Umgang für den Deutschen Kaiser. Genügt es diesen Strebern nicht, sich ihre Stiftungen mit hohen Orden bezahlen zu lassen, so soll man eben darauf verzichten. Kaiserliche Besuche als Tauschobjekt goutiert die deutsche Nation nicht."

Es ist dies derselbe Cappel, der schon manches anrüchige Börsenmanöver inszeniert hat und durch den der verstorbene König Eduard VII. einst i n n e r h a l b z w e i e r W o c h e n z w a n z i g M i l l i o n e n M a r k an d e r B ö r s e „v e r d i e n t e". — Die

Gerüchte, daß auch der Deutsche Kaiser unter Benutzung von Leuten wie dieser Cappel, von dem in eingeweihten Kreisen noch schmutzige Geschichten aus seiner Lehrlingszeit in Erinnerung sind, an der Börse spekuliere, wollen nicht verstummen. Wir können diesen Gerüchten keinen Glauben schenken; aber der Verkehr des Monarchen mit Börsenjobbern, der solchen Legenden immer wieder neue Nahrung gibt, sollte aufhören. Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, dies im Interesse des Ansehens des Deutschen Reiches zu **fordern!** — Wie wenig dieser Cappel geachtet ist, geht daraus hervor, daß nicht einmal seine Glaubensgenossen in Börsenkreisen, die Mendelsohn, Rathenau, Goldberger, Ravene, James Simon usw., mit ihm verkehren. — Daß der Kaiser über Cappel in Unwissenheit lebt, steht wohl für jeden anständigen Menschen fest. Wessen Schuld ist es, daß der Kaiser diesen.... Herrn nicht kennt und aus diesem Grunde ihn seines Verkehrs würdigt, obschon jüdische Bankiers ihn ihres Verkehrs nicht würdigen?! — Sollte das nicht die Schuld der verantwortlichen Ratgeber des Kaisers sein?— — Wir denken doch! — Indes, wen möchte der Herr Verfasser des an uns gerichteten Briefes für die Besuche des Kaisers bei einem Manne verantwortlich halten, der einer solchen Ehre durchaus nicht würdig zu sein scheint? — Es wäre interessant, dies zu erfahren. —

Betrachten wir einen anderen Fall.

Vor etwas mehr als Jahresfrist besuchte der bekannte New Yorker Millionär, Zeitschrift-Herausgeber und enragierte Deutschenfresser Price Collier Berlin und äußerte den Wunsch, dem Deutschen Kaiser vorgestellt zu werden. Amerikanische Millionäre brauchen nur einen solchen „Wunsch" zu äußern und die Sache wird gemacht. Ganz egal, wie es mit den moralischen Qualitäten dieser Herrschaften aussieht. Herr Price Collier erhielt also Zutritt zum Kaiser und wurde in der Kaiserburg, die ehrlichen Deutschen verschlossen ist, sehr liebenswürdig aufgenommen. Derselbe Herr Price Collier, der nicht lange vorher ein Buch „England und die Engländer vom amerikanischen Standpunkt" veröffentlicht hatte, in dem es an einer Stelle heißt:

„Sollte England jetzt mit Deutschland Krieg anfangen, so würde es wahrscheinlich siegen, seinen gefährlichsten und unangenehmsten Rivalen schwer schädigen und der Rhederei, der Industrie und dem Handel Englands neues Leben spenden. Seine Staatspapiere, die, beiläufig bemerkt, in den letzten zehn Jahren gewaltig im Werte zurückgegangen sind, würden steigen, und im ganzen Reiche würden sich Unternehmungsgeist und neue Hoffnung regen. Das kann geschehen, und wenn es geschehen soll, je früher, desto besser für England. Die Deutschen haben seit 1870 die Stelle der Engländer als die Buren Europas eingenommen und in keiner Hauptstadt der Christenheit würden viel Tränen vergossen werden, **wenn sie gezüchtigt würden.** Der Zögling der englischen Public School regiert in der ganzen Welt, und der junge Deutsche dient ihm als Kommis."

Solch' ein Mensch erhielt Zutritt zum Deutschen Kaiser! — Ist das nicht eine schimpfliche Beleidigung für alle Deutschen, insonderheit für die Ausland-Deutschen, weil dieser Empfang als eine indirekte Bestätigung der Behauptung aufgefaßt werden muß, daß „der Zögling der englischen Public School in der ganzen Welt regiert und der junge Deutsche ihm als Kommis dient"? Ist es ein Wunder, wenn solche Leute nachher auf uns herabsehen? —

Die „Berliner Neuesten Nachrichten" bemerken dazu:

„Leute, die dergleichen geschrieben haben, sollten allerdings am Hofe des Deutschen Kaisers unmöglich sein. Ob freilich der Kaiser zu seinen übrigen Sorgen auch noch die Verantwortung für die Unbedenklichkeit der bei Hofe zuzulassenden Persönlichkeiten tragen kann, ist eine andere Frage. Im vorliegenden Falle dürfte den amerikanischen Botschafter die eigentliche Schuld treffen. Und wir würden es allerdings für

angemessen halten, wenn Herr v. Bethmann-Hollweg ihn aus diesem Anlaß wissen ließe, daß er in der Auswahl derjenigen Persönlichkeiten, die er am Berliner Hofe einführt, künftig eine größere Vorsicht walten lassen möchte."

Daß der Kaiser eine Verantwortung für die „Unbedenklichkeit" all' seiner Gäste nicht tragen kann und nicht trägt, ist vollständig unsere Ansicht. Der Monarch kann nicht die Vergangenheit, die Anschauungen und die Eigenschaften all' der Personen kennen, die an seiner Tafel sitzen und mit denen er sich unterhält. Aber seine Ratgeber haben die Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß diese oder jene Persönlichkeit nicht empfangen wird. Daß, wie die „Berl. N. N." annehmen, den amerikanischen Botschafter „die eigentliche Schuld" trifft, scheint nicht zu stimmen, denn der Berliner Vertreter der „New York Times" konnte seinem Blatte kabeln, der amerikanischen Botschaft sei von deutscher Seite nahegelegt worden, daß Colliers Vorstellung bei Hofe in jeder Beziehung willkommen sein würde. —

Unserer aus bester Quelle stammenden Information zufolge trägt Herr v. Bethmann-Hollweg die Verantwortung für die Vorstellung des Herrn Collier bei Hofe in Berlin. Im selben Sinne schreibt eine einflußreiche Berliner Zeitung:

„Leute, die so denken und schreiben, läßt der Kanzler des Deutschen Reiches seinem Monarchen nahen, und sie rühmen sich dieser Gunst und ihre Frauen und Töchter schleifen prunkend ihre Courschleppen durch den Weißen Saal. Der dreiste Dollarmann, der Deutschlands „Züchtigung" herbeisehnt, macht sich neben dem Thronhimmel breit, aber den Präsidenten des Deutschen Reichstages, die zugleich die hochgeachteten Vertreter deutschen Bürgertums und deutschen Handels sind, wird nicht aufgetan. Soll man das beklagen und ist es nicht gescheiter, an solcher Begriffsverwirrung lächelnd vorüberzugehen? Am besten nimmt man das Ganze für einen kleinen Irrtum des Portiers."

In Berlin kann man allerdings über diesen „Irrtum des Portiers" lächelnd sich hinwegsetzen. Anders liegen die Dinge für die Deutschen im Auslande; besonders in Ländern, in denen sie sich gegen eine numerisch führende anglo-keltische Bevölkerung zu behaupten haben. Die Herren in Berlin scheinen nicht zu wissen, wie schwer der Kampf um die Erhaltung unseres Volkstums gegen das andrängende anglo-amerikanische Element ist, und noch weniger scheinen sie zu wissen, daß sie uns diesen Kampf durch solch' unerhörte Auszeichnungen von Anti-Deutschen ganz ungeheuer erschweren. Vor allem, wenn die Auszeichnungen noch Leuten zuteil werden, die hier so wenig Achtung genießen. Und in welches Licht stellen die maßgebenden Kreise Berlins sich durch die Auszeichnung von Unwürdigen? — Bedarf es hierzu eines Kommentars? —

Es gibt unter den Anglo-Amerikanern eine große Anzahl vornehmer Männer, die wohl würdig wären, dem Deutschen Kaiser vorgestellt zu werden und die für die Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche von größerer Bedeutung sein dürften oder werden könnten, als volksausbeutende Milliardäre, einander befehdende Austausch-Professoren oder selbst die jeweilige Bundesregierung. Die Bundesregierung an sich ist ein beständig wankender Faktor, mit dem man nicht rechnen darf. Heute steht Wilson an der Spitze, in vier Jahren vielleicht Roosevelt und nach ihm wieder ein anderer. Und das jeweilige Kabinett sagt Ja und Amen zu seines Herrn und Meisters Entschließungen.

Wer die Vereinigten Staaten gewinnen will, der muß das Volk der Vereinigten Staaten gewinnen. Es ist ferner eine klar zutage liegende Weisheit, daß ein starkes, geeintes amerikanisches Deutschtum die Erfüllung der Berliner Wünsche sehr fördern kann. Aber man scheint selbst diese einfache Weisheit in Berlin nicht fassen zu können; sonst würde man sich dort weniger um Leute kümmern, die als Deutschenhasser bekannt sind. Man sollte sich doch daran erinnern, daß die Politik des Liebeswerbens mit einem Mißerfolg erster Klasse geendet hat. Fast scheint es, als ob man sich zu einem neuen Rennen rüste. Das wäre nicht ratsam! —

Wer dem Amerikaner imponieren will, muß ihm Selbstbewußtsein und Leistungen zeigen, die den Amerikaner überflügeln. Nichts sonst in der Welt vermag seinen Gleichmut zu stören. Man erwarte aber nicht Liebe vom Amerikaner; deren ist er nicht fähig. Man zeige ihm vielmehr die Macht des hervorragenden Könnens und zwinge ihn dadurch moralisch nieder. So lange man imstande ist, dieser Art die Führung zu behalten, so lange wird der Amerikaner Gefolgschaft leisten. Doch auf seine Treue als Kamerad nach deutschen Begriffen baue man nicht; — so was kennt der Amerikaner weder in der Politik noch im gewöhnlichen Leben. — —

Und damit wollen wir diese Serie bis auf weiteres schließen. — In Heft 7 (Juli) werden wir zu sprechen beginnen über das Thema: „Der Kaiser und die Nicht-Amerikaner.“

Fred. R. Minuth.



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

V.

W. A. Fritsch.



Länger als fünfzig Jahre weilt der Mann, über dessen kulturelles Wirken zur Ehre des deutschen Namens wir heute berichten, in den Vereinigten Staaten von Amerika. — Der Name Wm. A. Fritsch ist dem Deutschtum dieses Landes wohl vertraut; denn auch Fritsch zählt zu jenen deutschen Männern, die nicht nur in Wort und Schrift für die Erhaltung unseres Volkstums gewirkt, sondern die auch — gleich Julius Goebel und andere — den Deutsch-Amerikanischen Nationalbund jahrzehnte lang vorausgeahnt und auf den allgemeinen Zusammenschluß des amerikanischen Deutschtums hingearbeitet haben.

Wm. A. Fritsch wurde im Jahre 1841 zu Gollnow in Pommern, nahe bei Stettin, geboren, woselbst sein Vater — in seinen Mußestunden ein begeisterter Blumenfreund und Gärtner — Militärarzt war. Der Bataillonsarzt Dr. Fritsch hatte sich vor dem Tore des Landstädtchens einen großen Garten gekauft und in demselben ein schönes Wohnhaus erbaut. In diesem Garten lernte der kleine Wilhelm allerlei nützliche Arbeiten und die Kunst der Baumveredelung. Und bei den Arbeiten in diesem schönen Obst- und Blumengarten wurde in ihm der Keim gelegt zur Liebe für die Natur, die ihm sein Leben lang treu geblieben und so manches Mal Stütze und Stab in schweren Zeiten gewesen ist.

Und die schweren Zeiten begannen schon bei dem zwölfjährigen Wilhelm, als er während einer Cholera-Epidemie seine Mutter verlor. Der Vater hatte unterdessen den Abschied aus dem Militärdienst genommen und lebte von den Erträgen einer wenig reichen Privatpraxis. Jene Zeit hat ihren Schatten über das ganze Leben dieses Mannes geworfen. In seinen Erinnerungen an die Jugend schreibt er: „Bei der Cholera-Epidemie opferte der Vater sich fast auf. Nacht und Tag war er unterwegs und oft kam er mit wundgelaufenen Füßen nach Hause, sodaß die Strümpfe mit Blut an seinen Füßen klebten. Ich habe diesen Anblick mit durchs Leben getragen und werde ihn nie vergessen. Als Opfer dieser schrecklichen Krankheit starb uns noch dazu die Mutter, welche ich nie krank gesehen hatte und die sonst wohl ein hohes Alter erreicht hätte. Unser Vater war danach auch nicht mehr der kräftige, arbeitsfähige Mann, welcher er früher gewesen war, er wurde immer mehr hinfällig; es war vorauszusehen, daß ich bald seine Stütze würde

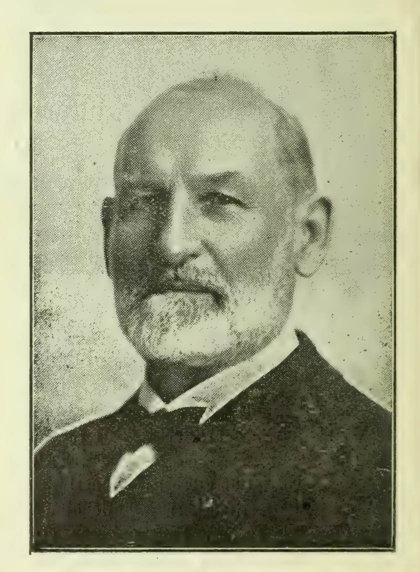
entbehren müssen; so blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach einem Lebensberuf umzusehen, der mich in kurzer Zeit selbständig machen würde."

Ostern 1856 bezog Wilhelm nach Vorbereitung in einer Privatschule und in der Bürgerschule zu Gollnow die Friedrich-Wilhelm-Schule zu Stettin. Hier schloß er seine erste dauernde Freundschaft. Sein Freund war der Oberlehrer Theodor Schmidt, ursprünglich Theologe, der zur Philologie übergegangen war, weil er in der Gottesgelahrtheit keine Befriedigung finden konnte und im Lehramte sicher am rechten Platze stand, denn er gehörte zu jenen gottbegnadeten Lehrern, unter deren Führung die Schüler spielend lernen und für die jeder Junge mit Begeisterung durch Feuer und Wasser zu gehen bereit ist. Dieser Mann, mit dem Wm. A. Fritsch bis zu seinem ende der achtziger Jahre erfolgten Tode in regem Briefverkehr gestanden hat, und dem Fritsch in seinem Buchwerke „Aus Amerika, Alte und neue Heimath" ein Kapitel widmete, ist für das Leben seines Schülers und Freundes richtunggebend gewesen. Die vornehme, mit Idealismus gepaarte Herrennatur des einstigen Lehrers, späteren Parlamentariers, tritt uns vielfach im Wirken seines Schülers Wilhelm Fritsch entgegen.

Bei dem jungen Wilhelm meldete sich bald der Ernst des Lebens. Gleich nach Absolvierung der Schule trat er bei einem Handelshause, das Getreidehandel trieb, in die Lehre. Bald darauf fallierte das Geschäft und Wilhelm mußte sich nach einem anderen Lehrherrn umsehen. Diesen fand er in einem Norweger, in dessen Geschäft es großzügig herging und in dem er wertvolle Kenntnisse sammelte. Aber auch diese Firma fallierte.

In jener Zeit erkrankte Wilhelms Vater. Es war sein letztes Krankenlager. — Nach der Beerdigung des Vaters nahm Wilhelm in der Kreisstadt Naugard vom Landratsamte, das von einem Landrat v. Bismarck verwaltet wurde, seinen Auslandpaß und an einem schönen Sommertage des Jahres 1862 zog er auf einem kleinen Flußdampfer die Elbe hinab nach Cuxhaven, wo der Ozeandampfer lag, der ihn zum Lande unter dem Sternenbanner führen sollte.

Als Wm. Fritsch in New York landete, tobte der Krieg zwischen Nord und Süd am heftigsten. Vor den Zeitungsbüros drängten sich die Leute. Ueberall exerzierten Soldaten. Das Werbegeschäft stand auf der Höhe. Für Fritsch waren diese Dinge aber noch zu neu, als daß er sich hätte für den Krieg begeistern können. Er zog an den Niagarafällen vorbei, Verwandte im Lande besuchend, zu anderen Verwandten nach dem Staate Indiana, zuletzt nach Evansville. — Damals wurden dort die ersten Petroleumquellen entdeckt. In Evansville betrieb ein älterer Bruder Wilhelms eine Apotheke. Hier trat er als Lehrling ein.



Dr. **W. A. Fritsch,**
Evansville, Ind.

Daneben lernte er Englisch. Seine Schulen waren die amerikanischen Kirchen, wo er den Predigern zuhörte, und die Gerichtshöfe, wo er den Verhandlungen beiwohnte. Nicht lange dauerte es, dann bekam er eine Stelle als Buchführer in der Auditors Office von Vanderburgh County. Der Auditor war ursprünglich Gerber, der in Bankerott geriet. Die Gläubiger des Mannes

traten mit Energie für seine Wahl zu dieser einträglichen Stelle ein. Nicht aber etwa, weil der Mann besonders befähigt für das Amt war, sondern damit die Patrioten zu ihrem Gelde kamen. — Hier hatte Fritsch eine in mehrfacher Hinsicht vorteilhafte Stellung: er vervollkommnete sich in der Landessprache und lernte allerlei politisches Getriebe kennen.

Als im Jahre 1864 ein neues Aufgebot Freiwillige angeworben wurde, trat auch er in die Armee ein. Evansville bildete eine Kompagnie des 136. Indiana-Freiwilligen-Regiments ganz aus Deutschen. In diese Kompagnie wurde auch Fritsch aufgenommen.

Ueber den Auszug ins Feld schreibt Fritsch in seinem Buche „Aus Amerika": „Mit Hurrah bestiegen wir dann die Wagen und fort ging es nach dem Süden. Unseren ersten Halt machten wir in Louisville, von dort wurde das Regiment an der Louisville-Nashville-Bahn verteilt; Kompagnie A kam nach Nolin Station in Kentucky, wo sich bei einer Eisenbahnbrücke eine Stockade befand, deren Besatzung wir ablösten. Es war unsere Aufgabe, die Brücke gegen feindliche Streifkorps vor Zerstörung zu bewahren; aber nicht lange sollten wir hier verweilen, denn plötzlich wurden wir in einer Nacht aus dem Schlafe geweckt, von einem heranbrausenden Eisenbahnzuge aufgenommen und nach Nashville im Staate Tennessee geführt. Hier bezogen wir einige Tage ein Lager auf einem Hügel nahe der Stadt. Nashville war damals voll Soldaten; das Kapitol, sehr schön auf einem Hügel gelegen, war verbarrikadiert, es enthielt die militärischen Büros des Militär-Gouverneurs; ich strollte durch die Straßen und, jung wie ich war, sah ich mir alles mit offenen Augen an. Plötzlich hieß es wieder: Zelte abgebrochen, zum Marsch fertig! Im Regenwetter ging es zum Depot, wo ein ungeheurer Frachtzug, der mit Proviant für die Truppen weiter im Süden vollgepackt war, bereit stand. Nun hieß es auf die Wagen klettern; mit Mühe, indem einer dem anderen die Hand reichte, kamen wir hinauf. Da saßen wir denn oben auf den Frachtwagen, das Gewehr in der Hand, das Gepäck auf dem Rücken, Soldat an Soldat gereiht. Das Wetter hatte sich ein wenig aufgeklärt, in der Nacht leuchteten die Sterne am Himmel. Die Lokomotive ging ächzend voran, uns bei manchem Zeltlager vorbeiführend, wo Soldaten um die Feuer gelagert waren. Spät war es, als wir unseren Bestimmungsort, die Stadt Murfreesboro, erreichten; wir stiegen von den Wagen, reckten die müden Glieder, stellten die Gewehre zusammen und legten uns auf die Erde zum Schlafen nieder. Der frühe Morgen, ein Sonntag, fand uns jedoch wieder munter, es war ein Ruhetag und wir besuchten das Schlachtfeld am Stone-Fluß, wo am 21. Februar 1862 so heiß gekämpft worden war, wo General Willich in Gefangenschaft geriet und das 32. deutsche Regiment von Indiana so große Verluste erlitten hatte. Das Schlachtfeld war mit Montierungsgegenständen noch übersät, unsere Leute lasen Kugeln und andere Sachen auf. Es war ein freundlicher, stiller Sonntagmorgen, als wir zu den Gräbern der 32er wallfahrteten. Ein kleiner Zaun schloß die Gräber der Gefallenen ein; beschränkt an Mitteln und Zeit, hatten die Ueberlebenden es so schön als möglich gemacht und diese Einfachheit sprach zu Herzen."

Bei Murfreesboro gab es anstrengenden Wach- und Aufklärungsdienst zu tun. Trotzdem fielen doch dann und wann ein paar Stunden Ruhe am Tage ab. Diese Zeit benutzte Fritsch, um als „Kriegsberichterstatter" für den „Evansville Demokrat" zu fungieren und sich die journalistischen Sporen zu verdienen. Bei dieser Gelegenheit kam er in Meinungsverschiedenheiten mit mehreren Offizieren seines Regiments und dem Feldwebel der Kompagnie, woraus er sich nicht viel gemacht zu haben scheint; denn er gab den Herren den sehr richtigen Rat, ihn doch zu widerlegen, falls sie recht hätten. — Bald darauf traf Befehl ein, nach McMinnville in den Cumberland-Bergen zu marschieren, woselbst Guerillabanden sich sehr unangenehm betätigten. Nach einem zweitägigen, sehr beschwerlichen Marsche begann ein noch beschwerlicherer Dienst. Endlich wurde dieser vorgeschobene Posten durch Kavallerie abgelöst und gegen Ende des Jahres 1864 erfolgte die Abmusterung des 136. Indiana-Freiwilligen-Regiments. Das Zeugnis, das Präsident Lincoln den 136ern ausstellte und das

seine und Edwin Stantons, des Kriegsministers, Unterschrift trug, lautete:

„Es war Ihr Glück, tüchtige Dienste bei den glänzenden Feldzügen im Südwesten zu leisten und zum Siegen unserer Truppen über die Rebellen unter Johnson und Hood in Georgia beizutragen. Bei jeder Gelegenheit und in jedem Dienst, den Sie zu leisten hatten, haben Sie als patriotische Freiwillige schnell und mutig Ihre Pflicht getan, wofür Sie den Dank der Nation verdient haben."

Dies Erinnerungsblatt aus alter Zeit wird von den 136ern hoch in Ehren gehalten.

Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge hatte Fritsch wieder seine Tätigkeit als Gehilfe in der Apotheke seines Bruders aufgenommen und sich auf dem Wege des Selbstunterrichts zum Pharmazeuten ausgebildet, schließlich es sogar bis zum Apothekenbesitzer gebracht. Hier wurde er von seinen Kunden, insonderheit bei erkrankten Kindern, sozusagen zum Arzt promoviert. Indes, dieses Halbwissen genügte dem gewissenhaften Manne nicht. Er stellte einen tüchtigen Gehilfen an, gab seiner Frau — unterdessen hatte er sich verheiratet — die Oberaufsicht über die Apotheke und er selbst ging nach Deutschland, um an den Universitäten Greifswald und Berlin Medizin zu studieren. — Nach Amerika zurückgekehrt, setzte er in New York im Bellevue Medical College und hierauf an der Universität Cincinnati seine Studien fort und promovierte an dieser Universität zum doctor medicinae. Dann kehrte er nach Evansville zurück und nahm die ärztliche Praxis auf, der er bis heute treu geblieben ist. —

Bald nach dem Kriege begann Fritsch seine journalistische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Ganz besonders hervorragend tätig war er während der Administration des Präsidenten Grant, als die Korruption zu wuchern begann. Er war einer der Teilnehmer an der denkwürdigen Cincinnatier Liberal = republikanischen Konvention, auf der er mit einer Reihe bekannter und hervorragender Deutschen, wie Friedrich Münch, Gustav Körner, J. B. Stallo, Karl Schurz, Friedrich Hecker, Karl Dänzer und anderen in Verbindung trat. Hier wurde Fritsch auch mit Isaak P. Gray, dem späteren Gouverneur des Staates Indiana, bekannt, der bald zu seinen Freunden zählte.

Wm. A. Fritsch nahm hinfort regen Anteil am politischen Leben seines Staates. Er war von der liberal-republikanischen Partei zu den Demokraten übergegangen und seiner Tätigkeit war zum großen Teile die Wiedererwählung seines Freundes Gray zum Gouverneur von Indiana zuzuschreiben. Gray ernannte Dr. Fritsch zum Mitgliede der staatlichen Gesundheitsbehörde, in welcher Stellung Fritsch viele Reisen durch den Staat machte und eine ausgedehnte Tätigkeit in der Hauptstadt Indianapolis entwickelte. Als im Jahre 1884 Cleveland zum Präsidentschaftskandidaten nominiert wurde, trat Dr. Fritsch im Staate Indiana energisch für seine Wahl ein. Nach der Erwählung Clevelands wurde Fritsch auf Empfehlung des Gouverneurs Gray zum Untersuchungsarzt für Pensionäre in Evansville ernannt. Auch für die zweite Wahl Clevelands, nach dem Interregnum Harrisons, war Dr. Fritsch unermüdlich tätig.

Weit über vierzig Jahre ist Dr. Fritsch als Schriftsteller und Journalist tätig. Seine erste bemerkenswerte Arbeit, „New Harmony, eine deutsche Niederlassung in Indiana", die in mehreren deutsch-amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurde, erschien im Original im „Deutschen Pionier" zu Cincinnati, Ohio, 1869. Seitdem schrieb Fritsch viele geschichtliche Aufsätze und Biographien von Deutsch-Amerikanern für den „Deutschen Pionier" in Cincinnati, für Franz Sigels „New York Monthly", für die „Geschichtsblätter" in Chicago und für eine Reihe von Tageszeitungen. Zur Hundertjahrfeier des Staates Indiana gab Dr. Fritsch eine Schrift „Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana" heraus, über die sich besonders W. Rapp in der „Illinois Staatszeitung" und Emil Preetorius in der „Westlichen Post" sehr anerkennend äußerten.

Während seiner Studienzeit in Greifswald und Berlin knüpfte er ebenfalls Verbindungen mit der Presse an. Eine Reihe von Jahren hindurch war Dr. Fritsch Mitarbeiter am „Generalanzeiger" und der „Neuen Stettiner Zeitung", ferner an der „Kritik" (Berlin), „Die deutsche Erde" (Gotha), „Deutsch-Ungarn" (Wien) u.

. — Ein weiteres Buchwerk trägt den Titel „Aus Amerika, Alte und neue Heimath". Außer dem erschienen eine Reihe von Flugblättern, von denen besonders „Deutsch in Amerika" erwähnt zu werden verdient.

In der deutschen Bewegung Amerikas hat Wm. A. Fritsch immer eine hervorragende Tätigkeit entwickelt. Sein Streben war auf die Ermittelung der geschichtlichen Ereignisse im Leben des amerikanischen Deutschtums gerichtet. Seit Bestehen des Ausschusses für Geschichtsforschung im „Deutsch-Amerikanischen National-Bund" ist Dr. Fritsch Vorsitzer dieses Ausschusses. Trotz der großen Schwierigkeiten, die sich der Ermittelung von Ereignissen aus der Vergangenheit des amerikanischen Deutschtums entgegenstellen, hat Wm. A. Fritsch doch manches Wertvolle geleistet. —

Ueber fünfzig Jahre hat Wm. A. Fritsch in der Stadt Evansville gelebt und ist während dieser langen Zeit in treuer Pflichterfüllung seinem ärztlichen Berufe nachgegangen. War es manchmal auch recht still und einsam um ihn her, — es berührte ihn nicht. Trotz aller seiner reichen Tätigkeit ist Fritsch doch ein ganz und gar verinnerlichter Charakter. Er tröstete sich mit Wilhelm Raabe, der seinen Sternseher Ulex sagen läßt:

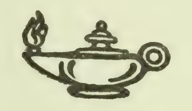
„Sieh nach den Sternen,
Gieb acht auf die Gassen."

Dann vertiefte er sich in die Werke deutscher Dichter und Denker, vergaß die Welt und ihre Händel und dachte, wie Victor Scheffel in seinem „Ekkehard" sagt:

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Wo im stürmischen Gedränge
Kleines Volk um Kleines schreit,
Da erlauschest du Gesänge,
Siehst die Welt du groß und weit. —

Fred. R. Minuth.





Deutschland.

Deutscher Freiheitskampf gegen römisches Recht.

Von Professor Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

1. Vom Kulturberuf der Germanen.



Weisheit und Gerechtigkeit verbürgen allein die dauernde Gesundheit und Kraft eines Volkes. Im Zeitalter der Maschinen gibt Muskelstärke nicht mehr den Ausschlag für Tüchtigkeit, wenngleich sie nicht schwinden darf. Die Menschheitsgeschichte sah Herrenvölker kommen und gehen, deren Körperkraft mit jenen geistig-sittlichen Werten nicht gepaart war, Ländereroberer und Ausbeuter — nicht Völkererzieher! Egypter, Babylonier, Perser, Römer, Spanier sind als Herrenvölker zugrunde gegangen; sie verstanden es nicht, Erzieher der Völker zu werden. Selbst die erdumspannende Romkirche hat das nicht vermocht. Zu Kulturbringern und Führern in höherem Sinne haben allein die Germanen Beruf. Es kann nach neueren Forschungen (Woltmann, Wilser u. a.) als erwiesen gelten, daß die im Kampfe mit der Eiszeit emporgezüchtete germanische Edelrasse überall in der Welt als Kulturbringer aufgetreten ist. Und ein Dichter- und Seherwort verkündet: „Am deutschen Wesen wird dereinst die Welt genesen!" Das ist eine große und herrliche Aufgabe. Lösbar ist sie aber nur, wenn wir uns nicht dünkelhaft überheben und uns auch unserer Fehler und Schwächen bewußt werden. Echte Germanenart ist es, nach eigener Veredelung zu ringen und dem Ganzen zu dienen. Leider werden unsere Tugenden auch zu unseren Fehlern. Mannentreue und -Gefolgschaft schlugen in der Entartung in Bedientenhaftigkeit um, sobald germanisches Blut sich mit minderrassigem mischte. Und nur zu oft schänden Namendeutsche unser Ansehen im Auslande. Manche Verfallerscheinungen haben sich auch bei den Völkern germanischen Ursprungs gezeigt, aber vor allem die Deutschen haben sich immer wieder aufgerafft und gingen gestählt aus solchen Prüfungen hervor. Sie überstanden manche Todesnot, wie den entsetzlichen dreißigjährigen Krieg, der die Zerstörung des Kulturaufstiegs eines ganzen Jahrhunderts und Hungersnot und Pest hinterließ. Deutschland hat sich auch nach der schmachvollen Niederlage Preußens vor hundert Jahren durch Napoleon auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt wieder erholt. Wir haben also keinen Grund zu mutlosem Verzagen, so schlimm es auch in der Gegenwart bestellt ist. Niederlagen und Hindernisse sind dazu da, um ausgewetzt und überwunden zu werden und uns zu läutern. Wir werden auch die Not unserer Zeit überwinden!

Die Jahrhundertfeier für das Jahr 1813 mit der Einweihung eines Riesendenkmals aus Stein für die befreiende Völkerschlacht bei Leipzig mahnt eindringlich, daß wir uns auf unsere völkischen Tugenden besinnen und durch die eigene Tat uns als ebenbürtige Nachkommen unserer heldenhaften Väter erweisen. Wir nahmen bereits einen Anlauf dazu, blieben aber auf halbem Wege stecken. Auf die glänzende Zeit unter Bismarck, der die äußere Einheit des Deutschen Reichs und seine Weltstellung schuf, folgte nicht die ebenso wichtige innere Einigung. Sein Werk fand nicht die notwendige Fortsetzung. Kaiser Wilhelm II. von Hohenzollern, der noch jung an Jahren zur Regierung kam, wollte selbst sein Kanzler sein und hat zum deutschen Volke manches verheißende Wort gesprochen. Er wollte uns zu Großem führen, er wollte mit der Sozialdemokratie als einer „vorübergehenden Erscheinung" allein fertig werden, aber in seiner jetzt fünfundzwanzigjährigen Regierungszeit hat alles dies keine Erfüllung gefunden. Die große Aufgabe

der sozialen Versöhnung ist nicht gelöst worden. Kaiser und Volk tragen gleichmäßig daran Schuld. Es war nur ein Mann da, der die Lösung der Aufgabe voll erfaßt hatte, ein Sylter Friese von echt germanischer Art, der ehemalige Bürgermeister von Ottensen, der Nachbarstadt Hamburgs, Rechtsanwalt Bleick Bleicken, der die letzten Reste germanischen Rechts in seiner Heimat noch kannte. Er warnte vergeblich den Kaiser und das deutsche Volk, durch Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs einen „Treubruch an sich selbst" zu begehen. Es erlangte dennoch im Jahre 1900 Gesetzeskraft, und was Bleicken voraussagt, ist heute bereits eingetroffen: es gähnt ein Abgrund zwischen dem bestehenden Recht und deutschem Volksempfinden. Hundertundzehn Sozialdemokraten sitzen, obwohl als „vaterlandslose Gesellen" gebrandmarkt, als Volksvertreter im Reichstage. Die überwiegende Masse des Volkes hat aber in der Tat kein Vaterland mehr, für das sie freudig mit ihrem Blute eintreten könnte. Das Land der Väter ist an Hypothekeninhaber verkauft, die nicht zum geringen Teil im Auslande wohnen, und das Hypothekenrecht erwürgt alle ehrliche Arbeit zugunsten eines kapitalistischen Spekulantentums. Die wirtschaftliche Not in ihrer vollen Grauenhaftigkeit ist niemals an den Kaiser selbst herangetreten, sonst hätte er nicht der Reichsbank zu einem glänzenden Jahresabschluß von 10½ Prozent gratulieren können. Er weiß nicht, was das bedeutet, weiß nicht, wie viele zusammengebrochene Existenzen diesen Gewinn ermöglichten, wie zahlreiche Landeskinder der Not, der Verzweiflung und dem Tod verfielen! Bleicken wurde von seinen Volksgenossen nicht verstanden, konnte aber auch nicht zu dem auf eine höhere Warte gestellten Kaiser gelangen. Wohl empfing ihn aufhorchend und begreifend der Schmied des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, in Friedrichsruh, aber er war nicht mehr im Amte. Auch der Kultusminister Bosse erkannte, „daß es sich hier um eine Angelegenheit handele, die von der größten Bedeutung, von kaum absehbarer Tragweite sei", doch er war unter dem neuen Herrn ein einflußloser Minister. Bleicken wünschte seine Unterstützung, um den juristischen und theologischen Fakultäten an den Landesuniversitäten die Frage vorzulegen, ob denn ein christliches Volksleben mit dem Grundsatze der Nächstenliebe oder doch wenigstens der billigen Rücksichtnahme überhaupt denkbar sei unter der Herrschaft des brutalen, formalen, römischen Rechts, das an dem Grundsatz festhält: „Menschliche Erwägungen scheiden völlig aus — fiat justitia, pereat mundus!" Nach dem im Jahre 1900 erfolgten Tode Bleickens, der noch den Beginn des von den Engländern gegen die Buren in Südafrika geführten Raubzugs erlebte und in diesem die große Ouvertüre zu dem großen Kampfe des zwanzigsten Jahrhunderts gegen die kapitalistische Versklavung erkannte, stellte nunmehr ich diese Frage an die theologischen Fakultäten beider Bekenntnisse („Rechtshort", Heft 4, 1906), fand aber keinerlei Verständnis. Unsere Universitäts-Theologen wissen von diesen Dingen, wie z. B. von der Bedeutung der Banken für das Volksleben, so gut wie überhaupt nichts. Mehr im praktischen Leben stehende Geistliche, wie der verstorbene Volksprediger Jatho, sind verwundert, daß sie sich auch damit beschäftigen sollen, und die Herausgeber christlicher Zeitschriften, wie Rade und Traub, erkennen es nicht, daß die größte sittliche Frage eine wirtschaftliche ist und dahin zusammengefaßt werden kann: was gönne ich meinen Mitmenschen zum Leben? Ja, ein protestantischer Pfarrer erklärte: Rechtsfragen gingen die Geistlichen gar nichts an; die Kirche habe ihre besten Zeiten gehabt unter den scheußlichen Rechtszuständen während des Verfalls des römischen Reiches.

Der deutsche Kaiser ist in Preußen auch oberster Bischof der protestantischen Kirche, und so hätte er den Ruf nach Erlösung von Gewissensnot hören müssen, als ein von den Leiden des Volkes erfaßter Offizier, Oberstleutnant Moritz von Egidy, im Jahre 1890 seine Schrift „Ernste Gedanken" in die Welt sandte, und ihm für diese kühne Tat zugejubelt wurde. Egidy sprach in Versammlungen vor Tausenden und Abertausenden, und es war sein sehnlichster Wunsch, vor den Kaiser treten zu können. So viele auch hinter ihm standen und so sehr seine Ideen geeignet waren, neues Leben in die Kirchen zu bringen, es ist ihm nicht gelungen, was ein Cecil Rhodes erreichte. Egidy hätte es verstan-

den, dem Kaiser ein Bild von der Not des Volkes zu entrollen. Nicht um den richtigen Glauben handelte es sich, sondern um die hilfreiche Betätigung im Leben. In religiöser Form ist es nicht so schwer, das Interesse der Menge zu wecken. Für einen konfessionellen Kulturkampf ist diese immer zu haben, und für die Bekämpfung des Glaubenszwanges wird eine außerordentliche Energie verwandt; der Rest geht dann in unfruchtbarsten politischen Parteikämpfen auf, sodaß für den viel wichtigeren juristischen Kulturkampf, der den ersten Schritt zu einer Gesundung und Verjüngung Deutschlands bilden muß, keine Tatkraft mehr übrig bleibt. In dieser Hinsicht fehlt es dem Kaiser und dem Volke an der hierfür nötigen Weisheit, die erst nach schlimmen Erfahrungen erworben zu werden pflegt. Ohne Weisheit vermag aber die Gerechtigkeit nicht zu gedeihen. Auch heute bleibt das Wort des Generals York noch als wahr bestehen: „In unserem Vaterlande müssen leider immer erst große Erschütterungen eintreten, ehe man zur wahren Besinnung kommt." So wird es denn wohl auch kommen müssen, und vielleicht sind wir davon nicht allzuweit entfernt.

Kaiser Wilhelm II. war bei Antritt seiner Regierung vor eine große Aufgabe gestellt und er glaubte an seine Mission, aber er kannte ihren vollen Inhalt nicht. Er ließ es sich angelegen sein, eine größere Annäherung an die nordischen Völker herbeizuführen, eine gewaltige Seemacht zu schaffen und den Frieden zu erhalten. Das ist sicher anzuerkennen, obwohl es mit starken Demütigungen erkauft wurde. Ist es denn aber wahr, daß unsere Zukunft „auf dem Wasser" liegt? Wenn es wörtlich genommen wird, dann kann dies Ziel uns nur verhängnisvoll werden. Nein, die Heimat muß stets die feste Burg der Deutschen bleiben; dort wurzelt unsere Kraft! Geht im Reiche alles drunter und drüber, dann nützt uns alle Macht zur See nichts. Schon viel zu oft zogen Deutsche über die Alpen und über die See. Der innere Hader zerklüftete die deutschen Gaue, während des Kaisers Waffen in Welschland erklangen. „Nicht rast- und planlos soll die Volkskraft schweifen, wie zur Vandalen- und zur Staufenzeit!" Fiel doch des letzten Hohenstaufen, des heldenmütigen jungen Konradins Haupt auf dem Marktplatz in Neapel unter dem Beil des Henkers. Italien ist zu einem Germanengrabe geworden, nicht zum wenigsten durch Blutvermischung, die in der Renaissancezeit deutlich durch die hohe Kunstblüte hervortrat. Rom hatte vordem nicht vermocht, seine Staatsmacht über Germanien auszudehnen, weil diesem Unternehmen Hermann, der Cherusker, in der Schlacht im Teutoburger Walde für immer ein Ende bereitete, und im Ostarlande (ein Teil des späteren Oestreichs) die Markomannen die Grenzwacht an der Donau hielten, und schließlich selbst Karnuntum, das Bollwerk der Römer, fiel, womit die Tore nach Italien geöffnet waren. Dennoch wurden die Germanen mit Hilfe König Karls, des großen Sachsenschlächters, unter die Botmäßigkeit der römisch-christlichen Kirche gebracht und durch die Rezeption des römischen Rechts bis auf den heutigen Tag in Roms Fesseln geschlagen. Der Tücke Roms war der Germane nicht gewachsen. Hier gilt es heute, eine Geistesschlacht zu schlagen und die Freiheit zu erringen!

Der Ausnützung aller technischen Hilfsmittel der Gegenwart schenkt Kaiser Wilhelm II. die allergrößte Aufmerksamkeit. Das beweist seine Vorliebe für die Marine und für technische Arbeitsstätten und Schulen. Auch seine Bevorzugung der Großkapitalisten des In- und Auslandes dient seinen Zwecken und er verschmäht selbst das Millionengeschenk eines Carnegie nicht. Um den Stand der Technik zu heben, stellte er die technischen Hochschulen den Universitäten gleich. Damit hat der Kaiser einen erfreulichen kameradschaftlichen Verkehr zwischen den Studierenden aller Hochschulen geschaffen, der eine nicht zu unterschätzende geistige Anregung zur Folge gehabt hat.

Unschätzbare Dienste hätte der Kaiser der Jugenderziehung leisten können, wenn er sich nicht gleich zu Anfang seiner Regierung hätte täuschen lassen, wie das dann später noch so oft geschehen ist. Eine Schar byzantinischer Streber und Lobhudler lenkte seine guten Anlagen in falsche Bahnen und schuf bei ihm ein Selbstgefühl, das ihn öfters fehlgehen ließ. — So entstand um ihn herum eine einflußreiche Nebenregierung, unheilvoll für das Volk, gefährlicher

noch für ihn selbst. Er glaubte, selbständig zu handeln und wurde nur zu oft geschoben, wie in dem unseligen Verhalten während des Burenkrieges. Als Kronprinz hatte Wilhelm von Hohenzollern der gymnasialen Schulbildung, die, anstatt Deutsche, junge Römer und Griechen erzöge, und die er auf dem Gymnasium in Kassel am eigenen Leibe kennen gelernt hatte, den Krieg bis aufs Messer erklärt. Zur Regierung gekommen, war es eine seiner ersten Taten, eine Schulkonferenz einberufen zu lassen. Ganz richtig urteilte er, daß die Anschauung der Jugend von dem Näheren zum Entfernteren geführt werden müsse, von der Heimat und Gegenwart zu fremden Ländern und zur Vergangenheit. Wie wurde das von philologisch geschulten Köpfen bespöttelt! Und den Mann, der es sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, eine solche Lebensschule, wie sie dem Kaiser vorschwebte, zu schaffen, den Privatgelehrten Dr. Hugo Göring, ließ der damalige preußische Kultusminister von Goßler in perfider Weise während der Anwesenheit des Kaisers nicht zu Worte kommen. Der Kaiser schloß die denkwürdige Konferenz, die man wahrheitsgetreu in meiner Zeitschrift „Rechtshort" No. 11 u. 12, 1905 geschildert findet, mit den Worten herzlichen Dankes für die treue und selbstlose Arbeit und ließ dem Minister sein Bildnis überreichen mit der eigenhändigen Unterschrift: „Sic volo, sic jubeo" — so will ich, so befehle ich es! Der Kaiser war gröblich betrogen worden. Herr von Goßler hatte mit sicherem Instinkt dafür gesorgt, daß des Kaisers Pläne nicht durchgingen, denn damit wäre naturgemäß das Ende der Kapitalistenwirtschaft und der Vergewaltigung des Volkes durch ein barbarisches Recht besiegelt worden.

Auf dem Gebiete der Jugenderziehung hatte Kaiser Wilhelm II. die Initiative ergriffen und betätigt sein Interesse in dieser Richtung noch heute, wenn auch nicht mehr mit demselben Eifer, da ihn so viele andere Aufgaben in Anspruch nehmen. Gänzlich versagte dagegen seine kaiserliche Machtfülle auf dem Gebiete des Rechtswesens. Ein König und Kaiser braucht nicht Erzieher zu sein, aber unter allen Umständen ist die staatliche Ordnung, der Schutz nach außen und innen, sein eigentlichstes Wirkungsfeld. Hoffentlich erweist sich die von Kaiser Wilhelm II., als obersten Kriegsherrn, geleitete Armee im Ernstfalle als schlagfertig und leistungsfähig! Als Schützer des Rechts und Reformator des Rechtswesens haben wir keine Veranlassung, ihn zu preisen, wenn auch verzeichnet werden muß, daß auf seinen Befehl die Verfolgung von Majestätsbeleidigungen eingeschränkt worden ist. Und auch das kann unter den zurzeit obwaltenden Umständen nur mit geteilter Freude begrüßt werden, wenn man sieht, wie der deutsche Kaiser in den einheimischen Witzblättern mitgenommen wird. Es ist das eine so unerfreuliche Erscheinung, daß es jeden monarchisch gesinnten Deutschen in tiefster Seele schmerzen muß. Seine gelegentlichen Volksbeleidigungen kann man schließlich verwinden, aber diese Bloßstellungen nicht! Kaiser Wilhelm II. scheint diese Art der Kritik, die oft die deutlichste ist, zu ignorieren. Daß er wiederholt in Rechtsstreitigkeiten den kürzesten gezogen hat, sollte ihm eine Lehre sein.

Wie schlecht Kaiser Wilhelm II. von seinen Ratgebern unterrichtet wird, das zeigte noch kürzlich der Fall mit seinem Gutspächter*), und es ließen sich nicht wenige andere Fälle, u. a. unverdiente Verabschiedungen hervorragend tüchtiger Offiziere, anreihen. So bedauerlich das alles ist, so wird es doch in den Schatten gestellt durch die Methode, mit der der Kaiser auf dem wichtigen Gebiete der Rechtspflege von seinem Justizminister aller Wahrheit zuwider belehrt worden ist. Trotzdem darf man hier nicht einmal behaupten, daß es absichtlich und wider besseres Wissen geschehen ist, obwohl auch das vorgekommen ist, wie in dem Falle des bei einem Kaisermanöver völlig blind geschossenen Artilleriehauptmanns Konrad Luthmer, wo der Kriegsminister von Goßler, ein Bruder des erwähnten Kultusministers, an Volk und Kaiser Verrat geübt hat. Man findet hierfür in der Broschüre „Mein Kampf ums Recht" nähere Angaben. Bezüglich des Folgenden möge man

*) Siehe: „Wer ist der Schuldige?" in diesem Hefte des „Kulturträger".

im „Rechtshort" No. 7 u. 8, 06 — 5. u. 6, 08 nachlesen. Als der jetzige preußische Justizminister Beseler sein Amt antrat und seine erste Abendgesellschaft gab, auf der der Kaiser als Gast anwesend war, da führte der hervorragende Rechtslehrer der Berliner Universität, Geheimrat Professor Gierke, in einer für den Kaiser berechneten Rede aus: „In der Tiefe des Volksgemüts ist das felsenfeste Vertrauen auf die Gerichte unerschüttert" und „des Königs Machtfülle erscheint auch uns gleich unseren Vorfahren als der sicherste Hort der Rechtsordnung." Ja, wenn es doch so wäre! Aber nirgends hat die aus dem Königtum hervorgegangene Kaisermacht Wilhelms des Zweiten mehr brach gelegen als auf dem Rechtsgebiete. Das alles ist zu einer schönen Sage geworden. Es gibt zu viele, deren Vertrauen gründlich zerstört worden ist. Wie furchtbar die Dinge hier liegen, das ist unverhüllt im „Rechtshort" an mehr als einer Stelle dargelegt worden. Unser Rechtswesen hat zu einer völligen Entmündigung und Versklavung des deutschen Volkes und zu einer byzantinischen Knochenerweichung in dem den Kaiser umgebenden Beamtenringe geführt, wie kaum in den Zeiten tiefster Erniedrigung. Das Unrecht hat jede Scham verloren, ja fürchtet selbst nicht mehr die Lächerlichkeit! Und die Zornesröte steigt jedem Graddenkenden ins Gesicht, wenn er liest, daß im deutschen Reichstage der Vizepräsident Dr. Paasche, der als Rittmeister a. D. im Reichstage die Sprache verlor, als der Kriegsminister mit dem Säbel rasselte, dem Abgeordneten Liebknecht einen Ordnungsruf erteilt hat, weil er von einem „gesetzwidrigen" Verfahren der Militärverwaltung sprach, und der Reichstag sich derartiges bieten läßt! In den Gerichtssälen ist die deutsche Sprache schon lange verboten und nun auch im Reichstage! Die gemarterte deutsche Seele steht hier vor Rätseln.

Die Aera Bülow-Beseler ist zu einem nationalen Unglück geworden; wir stehen wiederum vor einem Jena, wie vor hundert Jahren, jener Katastrophe, die hereinbrach, weil man auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen und mit der neugeschaffenen Zeit nicht fortgeschritten war. Schriften, wie die von Daniel Frymann „Wenn ich der Kaiser wär'" zeigen, wie der Kaiser keine Verbindung mit dem Volke hat, die im Volke liegenden Kräfte nicht auszunutzen weiß, ja durch seine häufigen öffentlichen Veranstaltungen und plötzlichen Entschlüsse und Reden das Interesse von wichtigen Dingen ablenkt, und daß so nicht weiter regiert werden darf, soll die deutsche Geduld nicht ein Ende nehmen. Ein neuer Bismarck wird ersehnt. Mit so extravaganten, zum Teil gar nicht ausführbaren Forderungen ist es aber nicht getan. Das deutsche Volk muß mehr als bisher seine Geschicke selbst in die Hand nehmen, durch einen Volksrat der Bewährtesten, der in Weimar tagen könnte, für eine neue Zentralstelle sittlicher Autorität sorgen und muß sich wieder seinen großen Kulturaufgaben zuwenden, die heute auf dem sozialen Gebiete liegen. Wo in der Gegenwart so große politische und wirtschaftliche Umwälzungen vor sich gehen, da kann es nicht zweifelhaft sein, was unsere Aufgabe ist. In kleinlichen Tagesfragen darf sich unsere Kraft nicht erschöpfen. Sehen wir nicht, wie die Balkanvölker die etwa 500 Jahre währende Türkenherrschaft und Mißwirtschaft jetzt aus Europa nahezu völlig hinausgeworfen haben? Länger lastet auf uns bereits die Sklaverei des römischen Rechts. Hinaus also mit dem römischen Recht aus dem Deutschen Reiche; das ist der notwendige erste Schritt zur weiteren Entfaltung unseres Kulturberufs!

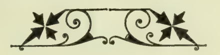
„Deutsch fühlen wir, deutsch bleiben wir,
Deutsch jetzt und deutsch für immer!"
(Bannerlied des Allgemeinen Deutschen Kulturbundes).

Es muß ein Ende nehmen, daß wir Deutsche in der Heimat immer noch unfreier sind als die Deutschen im Auslande und daß so viele wertvolle Kräfte als Auswanderer über See gehen, um dort ihre Ideale zu verwirklichen. Die es aber tun, seien Träger einer vorbildlichen Kultur bei uns!

Ueberaus trübe ist das entrollte Bild. So weit mußte es mit uns Reichsdeutschen unter einem unsittlichen Recht und der Pest des Mammonismus kommen! Aber es wäre falsch, zu meinen, daß die Elemente der Wiedergeburt nicht vorhanden wären. Der Kaiser hat sie nur nicht zu finden gewußt. An dem guten Willen fehlt

es den Hohenzollern und den übrigen Fürsten des deutschen Volkes sicherlich nicht. Kaiser Friedrich wollte es sich zur Aufgabe machen, die Verschuldung des Grund und Bodens, die Ursache aller Unfreiheit, zu beseitigen, und der jetzige Kronprinz forderte bei Uebernahme des Rektorats an der Universität Königsberg die Professoren auf, ihm zu helfen, die nationale Gesundung herbeizuführen. Daß es nicht bei Worten bleibe, das gebe Gott — wir harren der Fürsten, aber wir warten nicht mehr!

(Fortsetzung folgt.)



Literarisches.

— **Der Nationalitätenkampf auf der Bühne,** in Gestalt von Theaterstücken, findet jetzt immer mehr Bearbeiter. Einer der ersten unter ihnen war Dr. Franz Winterstein zu Kassel, der schon im Jahre 1904 ein Drama „Sonnenwende" (Gertrud) verfaßte, das in Böhmen auf der deutsch-tschechischen Sprachgrenze spielt. Diesem folgte 1911 ein ergreifendes Schauspiel aus Prag, unter dem Namen „Wiedergewonnen" (Libuschka). Beide Stücke sind nun, zusammengefaßt unter dem Namen „Die Deutsch-Völkischen, ein deutscher Schauspielabend in 2 Lebensbildern, den deutschen Volksgenossen in der Ostmark gewidmet," gedruckt worden (Deutsch-Völkischer Verlag zu Dresden-Niedersedlitz) und für 50 Pfg. (60 Heller) auch vom Verfasser zu beziehen (Kassel, Humboldt-Str. 30). Beide Dramen eignen sich vorzüglich zur Aufführung, auch auf Lieb- haber- und Vereinsbühnen, und haben sogar schon das Rampenlicht erblickt oder werden dafür zur Zeit vorbereitet. Aus der Zahl der verschiedenen schon vorliegenden günstigen Urteile möge hier nur eins erwähnt werden. Einer unserer bedeutendsten Dichter, Herr Ottokar Kernstock auf der Festenburg in Steiermark, richtete nämlich an den Verfasser die schönen Worte:

> „Ich bin der frohen Ueberzeugung, daß Ihre weckenden, die deutsche Heimatliebe und den deutschen Kämpferzorn aufrüttelnden Dichtungen die Volksseele auf das Günstigste beeinflussen werden."

Der nicht minder maßgebliche, gewaltige Schutzverein „Bund der Deutschen in Böhmen" empfahl die Wintersteinschen Theaterstücke seinen 1125 Ortsgruppen zur Aufführung, ebenso der „Deutsche Schulverein" zu Wien, der sogar 2500 Ortsgruppen umfaßt. So dürfte der Kernstocksche Wunsch im weitesten Maße verwirklicht werden.

Religion — Weltliebe. Von einem Christen. Evangelischer Verlag, Heidelberg. Zu beziehen durch die Kulturträger-Buchhandlung, P. O. Box 425, Grand Haven, Mich., zum Preise von 50 Cents bei freier Zusendung.

Der Verfasser, Reallehrer a. D. Dr. phil. Alfred Mulert, tritt uns in diesem Werk als mutiger Verfechter der Wahrheit entgegen, der sich nach schweren inneren Kämpfen durch Irrtum zur Erkenntnis durchgerungen hat. Eine Fülle religiösen Gefühls entströmt diesem Werke. In unserer Zeit des Materialismus und des Snobbismus wirkt das Buch Mulerts wie eine Offenbarung.

Auch die Broschüre „Neue Botschaft" desselben Verfassers (Kulturträger-Buchhandlung, Preis 30 Cents portofrei) enthält schöne Gedanken eines ehrlichen Gottsuchers.

Karl Wißmann.

An die Herren Einsender von Buchwerken.

Eine Anzahl von Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte, die uns in den letzten Wochen zuging, wird in den nächsten Heften einer eingehenden Besprechung gewürdigt werden. — Gegenwärtig war dies aus Mangel an Raum nicht möglich. Die Schriftleitung.

Unterhaltender Teil.

Im Wunderlande Amerika.

Eine Erzählung in Briefen.
Von Fred. R. Minuth.
(Fortsetzung.)

Es gibt Situationen im Menschenleben, für welche die Worte fehlen und in denen alle Weisheit und Lebenskunst versagt. Als ich in ihren wonnigen Jubel nicht einstimme, schaut Nelly mich betroffen an. Es ist ein Blick, der mir in die Seele schneidet, ein Blick voller Schicksalsahnung. Immer starrer werden ihre Augen, immer deutlicher kommt das Entsetzen in ihrem lieblichen Kindergesichtchen zum Ausdruck. Endlich flüstert sie mit bebenden Lippen: „Fred, — was bedeutet das? — Um Gotteswillen, Fred, wie siehst Du aus?"

Und nun presse ich in heiseren Lauten hervor: „Ich muß fort, Nelly!"

Verständnislos blickt sie mich eine kleine Weile lang schweigend an, dann sagt sie in unsicherem Tone: „Aber Du brauchst doch nicht fortzugehen, Fred...."

Ich weiß nicht mehr, was ich erwiderte. Ich weiß nur noch, daß mir ein unerträgliches, ermattendes Gefühl durch den Körper lief, daß ich in den nächsten Stuhl sank und das Gesicht in die Hände barg.

Wie lange ich so verharrt, weiß ich auch nicht; — endlich höre ich Nellys Stimme: „Fred, hast Du eine andere lieb?"

Ich schaue sie an und schüttele den Kopf.

„Mich hast Du auch nicht lieb," spricht sie mit zitternder Stimme.

„Sieh mich an, Nelly! — Sieht so einer aus, der lügt? — Glaubst Du mir nun?"

Um ihren Mund bebt das Weinen. Stumm nickt sie mit dem Kopfe. Im nächsten Augenblick sinkt sie mit einem Wehlaut neben meinen Stuhl nieder und klammert ihre Arme um mich. Tränenloses Weinen bebt durch ihren Körper.

Plötzlich springt sie auf, wirft sich auf meinen Schoß, umschlingt meinen Nacken und beginnt mit schluchzender Stimme: „Du wirst nicht gehen, Fred! Ich will nicht mehr reden zu Dir von mein' Lieb; aber bleib', Fred, — bleib' bei mir, wenn Du nicht willst, daß ich soll geh'n in den River! — O Fred, ich weiß nicht, ob ich sprechen das, oder ein' andre! — In mein' Kopf braust es und mein Herz will steh'n still vor Angst und Lieb'! — Ich bin gewesen so glücklich, ach! — so glücklich! — Und jetzt, — ich würd' sein glücklich, zu sein tod!" Dann drückt sie ihren Kopf an meinen Hals und flüstert immer wieder: „Bleib' bei mir, Fred; geh' nicht fort, bleib' bei mir, — bleib' bei mir...."

Ich habe gefühllose Menschen immer verachtet; — in diesem Momente beneidete ich sie ....

Eine lange Weile verharrte sie auf meinem Schoße. Endlich steht sie auf, schweigend löst sie den Zopf. Mit einer kleinen Schere, die auf dem Tische liegt, schneidet sie eine dünne Strähne dicht am Kopfe ab. Dann sagt sie: „Hilf mir das herausziehen, Fred!" Als die Haarsträhne heraus ist, formt und flechtet sie die Haare zu einem kleinen Ringe. Dann drückt sie das Ringlein an die tränenfeuchten Augen, tupft die Tränen auf ihren Wangen damit fort, küßt es und legt es endlich in ein Medaillon, das sie an einer Kette trug. Dann reicht sie mir das Ganze und sagt: „Hier, Fred,....das soll Dich begleiten und soll Dir Glück bringen. Was alles darin enthalten ist, das....das...." — ihre Lippen zucken, — „Du weißt es und wirst es nicht vergessen."

Eine kleine Weile steht sie schweigend, wie nachdenkend, dann fügt sie hinzu: „Ich gehe jetzt zu den Eltern. — Ich muß es ihnen ja sagen."—

Aber sie geht nicht. Schweigend verharrt sie auf derselben Stelle. Endlich sagt sie: „Laß mir irgend etwas von Deinen Sachen zum Andenken hier!" Dann ging sie.—

Ich begann nach dem Andenken zu suchen. Aber meine Hände bebten, meine Gedanken waren nicht bei der Sache; ich warf alles planlos durcheinander. Endlich ging ich in den Hof. Als ich am Pferdestall vorbeikomme, höre ich die Pferde wiehern. Sie kannten meinen Schritt genau und betrachteten mich als Freund. Ich ging in den Stall, trat an jeden einzelnen Stand heran. Die Pferde wandten die Köpfe nach mir und sahen mich mit ihren klugen Augen erwartungsvoll an. Mir bebte das Herz in Scheideweh. Und dann setzte ich mich auf die Futtterkiste und....weinte. — So traf mich der Farmer.

Einen Augenblick war er an der Stalltür stehengeblieben, dann trat er näher und sagte: „Well, Fred, Se misse wisse, was Se ze tun habe. Mer habe Se alle gern gehatt un ich muß sage, es tut mer leid, daß Se gehe; net bloß von wege der Nelly. — Aber Ihre Eltere sein vielleicht reiche Leit'; — Sie sein auch 'was Besseres, — ich hen das längst gemerkt; — vielleicht sein Se Leutnant, — wir sein bloß einfache Leit'...."

„Das stimmt nicht ganz, Herr Kunze! — Nächst meinem Könige und meinem Vater kenne ich keinen Mann, den ich mehr verehre als Sie. — Meine Eltern sind keine reichen Leute. Im Gegenteil: — mein Vater ist ein tiefverschuldeter Landwirt und ich bin ein ganz armer Teufel. Sie sind viel reicher als wir. Und etwas Besseres bin ich auch nicht, wenn ich auch, wie Sie erraten haben, Offizier bin. Aber etwas Besseres als ein Ehrenmann kann kein Mensch sein,— und darum stehen wir auf ganz gleicher Stufe!"

„Well, Fred,....das mag stimme. Ich hen nie 'was getan, wo ich mer hätt' schäme misse. Das mit'm Bub, — Gott weiß, mei Frau un ich hen unse' Schuldigkeit geta'. Awwer manchmal kann mer net gege' an. — Un wie Sie gekomme sin', hen mer es ä wenig vergesse gehatt'. Mer hen gedenkt, des könnt' nu' .... well, mer denkt viel...."

Als ich später noch einmal in meinen Sachen nach einem Andenken für Nelly suchte, fand ich ein Bild von mir. Ich stehe auf dem Felde neben dem Pfluge in Hemdärmeln und breitrandigem Strohhut. — Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Ich hatte mehrere Stunden gepflügt und ließ die Pferde ein wenig rasten. Da kam ein Mensch, einen kleinen schwarzen Kasten tragend, dahergezogen. Es war ein Amateurphotograph auf der Jagd nach ländlichen Genrebildern. Ich tat ihm den Gefallen und erhielt nach ein paar Wochen als „Honorar" zwei sehr gut ausgeführte Bilder.

Ich sehe noch das Leuchten in Nellys verweintem Gesichtchen, als ihr Blick auf das Bild fiel. Noch einmal schlang sie ihre Arme um meinen Nacken, drückte ihren Kopf gegen meinen Hals, verharrte so, ohne ein Wort zu sagen und lief dann plötzlich in das Haus ihrer Eltern. —

Auf dem Hofe stand der Wagen bereit, mit dem der Farmer mich nach der Bahnstation bringen wollte. Ich stieg ein. Fort ging's, der Freundlosigkeit und dem Winter entgegen... Und wieder begann ich auf der wankenden Scholle des Zufalls mit wunden Händen den schweren Stein der Sorgen zu wälzen................

....

Das alles liegt weit hinter mir. Meiner Empfindung nach viel weiter als in Wirklichkeit. Denn was ich seitdem an Seelenpein, Selbstverleugnung und Entbehrungen habe erdulden müssen, füllt ein ganzes Menschenleben. —

New York war von Arbeitsuchenden aller Art vollkommen überlaufen. Und jeder hatte eine Pferdelänge vor mir voraus. Es dauerte nicht lange, dann stand ich wieder mittellos und verlassen auf der Straße. In meiner Not begab ich mich nach dem Arbeitsnachweisungsbüro, aus welchem ich verheuert worden war. Der fette Gentleman sah mich unfreundlich an und meinte: „Well, Du brauchst garnich' 'runterzugehen, Arbeit gibt's doch nich' mehr!"

Für einen Augenblick benahm die Unverschämtheit der Anrede mir die Sprache. Dann aber war ich wieder Herr der Situation: „Verdammte Kanaille!" und dabei holte ich zu einer gehaltvollen Ohrfeige aus. Aber die Mühe war vergebens. Ehe ich abdrücken konnte, galop=

pierte das Mastvieh mit einer überwältigend wirkendenBehendigkeit die Treppe zu seinem „Office" genannten Stinkloche hinab.

Einn paar Hundert Schritte weiter fand ich ein anderes derartiges Büro. Auf meine Frage nach Arbeit zuckte der Inhaber die Achsel. Für alle Fälle könnte ich ja in der Office Platz nehmen, meinte er. Ich war müde und sehnte mich nach einem Sitz am warmen Orte. So ging ich in den Keller. Die Atmosphäre hier war fürchterlich; die Gesellschaft in dem Lokale unaussprechlich widerlich. Aber was wollte ich machen? — Mich hungerte, — und draußen lag Schnee.

In den Vormittagsstunden begann das Lokal sich zu leeren. Nach einigen Stunden kehrten die Leute wieder zurück. Manche kamen mit strotzend abstehenden Taschen; andere trugen ein Bündel in der Hand: gebetteltes Brot, eingebunden in ein farbiges baumwollenes Taschentuch, das einstmals rein gewesen sein mochte. Man setzte sich in Gruppen zusammen und packte aus, was Tasche und Bündel barg. Daneben erschienen die erbettelten Pfennige. Aus einer Ecke des Lokals wurde ein alter, verrosteter und schmutziger Blechkessel hervorgeholt, mit welchem einer aus der Tafelrunde sich in die nächste Wirtschaft begab, um für das vorhandeneBarvermögen Bier zu erstehen. —

Mich hungerte sehr, aber mir schauderte beim Anblick dieser Mahlzeit.

Niemand hatte an diesem Tage meineDienste begehrt. Mit Schrecken dachte ich an die Nacht. Wo sollte ich schlafen? — Keinen Cent in der Tasche, — und draußen fror es.

Als es dunkel wurde, leerte sich das Lokal scheinbar wieder. Stumpf an Leib und Seele blieb ich sitzen, wo ich saß. Da trat ein junger Mensch zu mir und fragte mich: „Wo wirst Du diese Nacht bleiben?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete ich.

Ein paar Sekunden lang sah er mich schweigend an, dann meinte er: „Du scheinst noch grün zu sein." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Jeden Augenblick kann Frank kommen. Dann mußt Du 'raus. Komm' mit!"

Er faßte mich an die Hand und zog mich durch einen dunkelen Gang in ein ganz finsteres Gelaß. Hier lagen, wie ich fühlte, Lumpen umher.

„Such' Dir hier von den alten Säcken zusammen, was Du bekommen kannst. Nimm Dich aber in Acht, daß Du keinem auf den Kopp trittst,— die anderen haben sich schon hingelegt."

Jetzt höre ich im Geiste Dich sprechen: „Mensch, konntest Du Dich denn nicht todschießen?"— Nein, Eberhardt, das konnte ich nicht. Dazu hätte immer noch etwas Geld gehört. Indes, ein Ende Strick hätte ich wohl auftreiben können. — Aber auch auf diese Weise ging's nicht. Jedesmal, wenn ich dem Elend entfliehen wollte, trat die Heimat greifbar deutlich vor mein Auge; ich schaute die Meinen; ich hörte ihreStimmen — — und dann konnte ich es nicht. — Und doch war es fürchterlich, was ich zu erdulden hatte. Für die Bezeichnung solcher Martern gibt es keine Worte. Aber selbst wenn es im Bereich der Möglichkeit läge, jene seelischen und körperlichen Qualen zu schildern, so würde doch kein Mensch die ganze Größe dieses unsäglichen Jammers begreifen können, der nicht selber einmal unter dem Einfluß von Hunger und Kälte, Schmutz und Gemeinheit, Gestank und Pöbel bis zum Stumpfsinn gelitten. —

In besseren Tagen hatte ich irgendwo einmal die Verse gelesen:

Die allergrößte Not und Plage
Wird endlich dennoch überwunden;
Der miserabelste der Tage
Hat auch nur vierundzwanzig Stunden.

Diese Worte waren mein ständig Gebet während der ganzen, schier nicht enden wollenden Nacht. Aber endlich verging auch diese fürchterliche Nacht, aber nur um einem noch fürchterlicheren Tage zu weichen. Der Hunger wurde heute so unerträglich, daß mir das klare Denken entfloh. Gepeinigt von dem brennenden Schmerze in den Eingeweiden, trat ich zu dem jungen Manne, der mich gestern Abend in das finstere Loch geführt hatte und sagte: „Darf ich Sie um einen kleinen Bissen Brot bitten?"

Ein paar Sekunden lang schaut er mich erstaunt an, dann sagt er: „Das mußt Du nicht tun. Das ist gegen den Komment. Bettele Brot von denen, die welches übrig haben!"

Beschämt drückte ich mich noch tiefer in meine dunkele Ecke und schaute gierigen Blickes zu, wie meine glücklicheren Genossen altes Brot mit anrüchiger Wurst aßen und abgeschaltes Bier dazu tranken.

Wieder wurde es Abend und wieder mußte ich in das Loch hinein, denn auch heute hatte niemand meine Dienste begehrt. —

In dieser Nacht umgaukelten mich entsetzliche Phantasien. Im Halbschlaf glaubte ich die herrlichsten Speisen zu sehen und ihren Duft wahrzunehmen — und wenn ich zugreifen wollte, dann kam das Elend mir zum Bewußtsein. — So müssen wohl die Höllenqualen beschaffen sein, die der strafende Priester den Sündern verheißt. —

Am Morgen des nächsten Tages faßte ich den Entschluß, etwas Brot zu erbetteln. Aber ich irrte nur von Straße zu Straße, denn es war mir nicht möglich, auch nur ein einziges Haus zu betreten. Und mich hungerte so entsetzlich, — mich hungerte w a h n s i n n i g und ich fing an, über meine Feigheit zu weinen, die mich dem Hungertode überantworten würde. — Und ich wollte doch nicht sterben, — — ich wollte doch das Schicksal besiegen....

Wie ich so hintrotte, fällt mein Blick auf ein Schild, welches die Inschrift „Deutsche Apotheke" trägt.

Die Erwartung, einen gebildeten Deutschen zu treffen, hatte viel Tröstliches für mich. Mit dem Mute der Verzweiflung trete ich ein. Und nun beginne ich dem Manne hinter der Tombank meine Lage zu schildern. Ehe ich noch viel gesagt, unterbricht er mich: "I can't understand!"

Eine junge Dame, die ich bei meinem Eintritt für eine Amerikanerin gehalten, erklärte dem Manne mein Anliegen. Verdrießlich schob er mir einen Nickel zu. Und mit einmal liegt neben dem Nickel ein halber Dollar und die Dame sagt im reinsten Deutsch: „Gestatten Sie, daß ich mich an der Unterstützung beteilige!"

Während mir bei diesen Lauten das Blut in die Wangen schoß, schlage ich automatisch die Hacken zusammen, — aber ehe ich eine Dummheit begehen konnte, hatte die Dame die Apotheke verlassen. —

Als ich auf die Straße trete, mache ich die merkwürdige Wahrnehmung, daß der Hunger vollkommen verschwunden ist. Jetzt hatte ich Geld in der Tasche und keinen Appetit .... Mit einmal höre ich hinter mir rufen: „Herr Baron von Polzin!" Ich greife mir an den Kopf und denke, ich sei verrückt geworden. Und nun steht ein junger Mann vor mir und sagt:

„Wie geht's, Herr Baron? — Nicht besonders, scheint's!"

„Bitte, nicht den Namen," sage ich. „Aber wo haben wir uns denn kennen gelernt? — Entschuldigen Sie, — aber — ich...."

„Sehr erklärlich," antwortet der andere. „Unsere Bekanntschaft war nur eine flüchtige. Wir lernten uns auf dem Schiffe kennen. Hellwig, Referendar!"

„Ob ich mich erinnere!" rufe ich freudig und strecke ihm die Hand entgegen. „Wie konnte ich Ihr herrliches Klavierspiel nur vergessen!"

Wir bummeln die Straße entlang. Als ein deutscher Biertempel in Sicht kommt, meint Hellwig: „Diese Stätte wollen wir einmal unserer hohen Protektion würdigen. — Zu einem Topf Bier langt's noch. Und dabei wollen wir 'mal unsere Erlebnisse austauschen!"

Als ich ihm erzählt, wie es mir ergangen, meint er: „Das war ein seltenes Glück, — und doch wieder ein merkwürdiges Mißgeschick. Aber trösten Sie sich. Sie haben viel vor mir voraus. Sie können holde Erinnerungen pflegen — ich muß mich bemühen, Sumpf, Ekel, Niedertracht zu vergessen. — Wie es mit dem Mitgebrachten ging, brauche ich Ihnen ja wohl nicht zu erzählen: — das war verblüffend schnell gegangen. Und wie das Geld, so ging alles andere. Zuletzt hatte ich nichts weiter als den Anzug, den ich jetzt auf dem Leibe habe. Von Unterkommen keine Spur. Bis zur Erschöpfung habe ich mich gegen das Letzte gewehrt. Alles vergebens. Und so bummele ich denn eines Tages planlos die Bowery entlang, überlegend, wie man am einfachsten und schmerzlosesten dem Elend entfliehen könnte. Da tönt mir aus einem unzweifelhaften Lokale schauderhaftes Klavierspiel entgegen. Und mit einmal kommt eine unbezwingbare Sehnsucht über mich, noch einmal zu spielen. — Ich trete ein. Die Huldinnen sind bei meinem Anblick enttäuscht; nur die zweite Garnitur bemüht sich um mich. ‚Ich will euch

nur etwas vorspielen, Kinder!' sage ich. ‚Sorgt 'mal dafür, daß der Böttchermeister da von dem Kasten aufsteht!' — Ich hatte unwillkürlich deutsch gesprochen. Aber man verstand mich. Alle waren deutsch. — — Ich setze mich ans Klavier. Und nun fällt mir das Lied ein, mit dem ich auf dem Schiffe Beifallsstürme entfesselte. Sie erinnern sich wohl, — ein letzter Gruß an die Heimat, — ein Gebet. — — Als ich geendet, ist es still im Zimmer. Plötzlich höre ich einen Laut wie unterdrücktes Schluchzen. Ich wende mich um. Allen stehen die Tränen in den Augen. Niemand rührt sich — niemand spricht. — Und plötzlich ist auch mir die Geschichte in die Kehle gefahren. Regungslos bleibe ich auf dem Klaviersessel sitzen. Nach einer Weile tupft mir jemand auf die Schulter. Ich wende den Kopf. Neben mir steht ein widerlich aussehender Kerl mit ordinärem Gesicht und fragt mich, ob ich hier wohl für fünfzehn Dollars wöchentlich und freie Station musizieren möchte. — Na, — was hätten Sie dem Kerl in meiner Lage geantwortet?

„Nun, — Sie haben angenommen!"

„Ich habe angenommen. Die freie Station schenkte ich dem Manne, denn in diesem Milieu vermochte ich keinen Bissen zu berühren. Ich gedachte mir hier das Geld zur Rückkehr in die Heimat zu verdienen. Aber ich hielt es nicht lange aus. Nein, über manche Dinge kommt mancher Mensch nicht hinweg. — Das wenige, unter beständigem Ekel Verdiente ging dann bald wieder den Weg allen Mammons und nun stehe ich — je nachdem, wie man's nehmen will — am Anfang oder am Ende aller Dinge. —"

„Und was machen wir jetzt? — Ich nehme an, daß wir zusammen bleiben!"

„Mit Freuden!" antwortet Hellwig. Ich stehe im Begriff, nach Baltimore abzureisen. Vor acht Tagen beichtete ich meinem Alten Herrn und bat ihn um das Geld zur Rückreise. Da ich mich bis zum Eintreffen der Antwort in New York nicht mehr halten kann, ließ ich das Geld nach Baltimore schicken. Warum soll ich mich noch länger hier schinden und schänden."

„Sie Glücklicher," antwortete ich. „Sie können noch Reisen machen!"

„Nun, zu einem Puffer-Billet wird es doch wohl auch bei Ihnen noch langen!" lacht Hellwig.

Ich erhob mein Glas, — wir stießen an, — und dann traten wir die Reise nach Baltimore an.... Um unser Gepäck hatten wir keine Sorge, — diese Sorge hatten längst andere übernommen....

Als wir Baltimore erreichten, war die Sendung bereits dort. Hellwigs Vater hatte die Summe per Kabel angewiesen. —

In meinem Leben werde ich das Wonnegefühl nicht vergessen, mit welchem ich, zum ersten Male in Monaten, nach erquickendem Bade eine anständige Mahlzeit genoß und mich dann in ein reines, weiches, warmes Bett legte....

Zwei Tage später fuhr Hellwig ab. Allen irgend ihm entbehrlichen Mammon zwang er mir auf. „Sie brauchen die Kröten nötiger als ich," lachte er. „In Bremerhaven telegraphiere ich an meinen Alten Herrn, der mir für diesen ‚Leichtsinn' mit Händedruck Absolution erteilen wird. Das dürfen Sie mir glauben. Und wenn Sie dann zu Geld kommen, schicken Sie mir das fürstliche Vermögen! — A l s o !" — Und wieder lachte er, wie nur ein Mensch in froher Erwartung lachen kann....

Als er fort war, kam das Gefühl des Verlassenseins wieder in seiner unsäglichen, von Euch allen, Ihr braven Leute dort drüben ungeahnten und ewig unverständlichen Bitterkeit über mich. Aber der Winter war über den Höhepunkt hinweg. Mit jedem Tage rückte der Frühling, der Freund der Darbenden, näher und bald mußte es Arbeit auf den Farmen geben. — Arbeit aber ist Seelenlabe. — —

Jetzt noch dies: — wenn Du nach Polzin zur Jagd fahren wirst und die Meinigen sollten Dich fragen, ob Du von mir gehört hättest, dann sage, es ginge mir soso-lala; — 'mal gut, 'mal nicht gut. — Das ist wahr und verrät nichts. Ich schreibe nämlich sehr selten nach Hause. Diese Briefe bereiten mir Qualen. Lügen kann ich nicht und die Wahrheit schreiben darf ich nicht. Mama würde keine ruhige Stunde haben, wenn sie die nackte Wahrheit erführe. Sie würde darben, um mir Geld senden zu können. Und das wäre nutzlos. Das Erlernen einer praktischen Tätigkeit und dauernde Beschäf-

tigung: — darin liegt meine Zukunft, wenn es für mich keine Rückkehr mehr geben sollte. —

* * *

In den Blue Mountains, Virginia,
3. Oktober 18..

Mein lieber Eberhardt!

Wieder habe ich nicht Wort gehalten. Anderthalb Jahre sind vergangen, seit mein letzter Brief bei Dir eintraf. Angenehm überrascht hast Du mich durch das freundliche, wenn auch nicht immer billigende Verständnis, mit welchem Du der Wandlung meiner Weltanschauung begegnest. Aber bedenke: wir leben nicht nur räumlich in zwei verschiedenen Welten, sondern auch gesellschaftlich, wirtschaftlich, ethisch und politisch. — Erzählen soll ich Dir von meinen Erlebnissen. Bunt genug waren sie. Aber heute möchte ich von diesen Dingen nicht reden. Ich befinde mich nicht in der Stimmung, über allerlei menschliche Kleinlichkeiten und Gebrechen zu berichten. Ich liege in weltentrückter Einsamkeit auf dem Kamme eines Ausläufers der Blue Mountains — der blauen Berge — in Virginien. Ueber mir wölbt sich der Waldesdom. Weihevolle Stille rings umher. Tief unter mir breitet sich vor meinen Blicken eine weite Ebene von paradiesischer Schönheit, durchzogen von einem in majestätischer Ruhe dahinfließenden Strome. In blauer Ferne erhebt sich über dem Horizont ein Wolkenmeer, rosig durchflutet vom Abendschein. — Wolken formen sich zu Gebilden, Schiffen gleich, die mit schwellenden Segeln und wehenden Wimpeln dahinziehen — — und mir ist, als zögen sie zu der Kindheit wonnevollem Märchenland. — O — wer mit ihnen ziehen könnte! — Doch diese Insel der Seligen ist entschwunden für immer. Ein Stück Erinnerung voller Wehmut, — ein wortloser Gruß an jene schöne, versunkene Welt, — das ist alles, was blieb....

Losgelöst und fern vom wesenlosen Ungeheuer Zivilisation liege ich hier auf einsamer Waldeshöhe. Kein Vogel regt sich; keine Grille zirpt; kein störender Laut des Lebens. Nur ganz leise zieht durch die Wipfel ein verworrenes Rauschen, als töne aus dem Kosmos hernieder ein sehnsuchtsvolles Lied von dem großen Weltgeheimnis. In dieser Stunde reden von der Menschheit Streit und nichtigen Wünschen, wäre Entweihung der hehren Predigt der Natur, die mein Sein erfüllt und meine Seele dem Schöpfer näher bringt. Ein seliges Träumen ist über mich gekommen. Bilder der Heimat schaut mein geistiges Auge und wie Grüße der Liebe aus weiter Ferne tönt das Säuseln und Flüstern, das von Zeit zu Zeit durch die Zweige der Kiefer zieht, in deren Schatten ich diese Zeilen schreibe. — Gar eigenartige Empfindungen bewegen mein Gemüt, — Empfindungen, wie sie nur die von Menschenhand noch unentweihte Waldeinsamkeit auszulösen vermag.

Mir ist, als blickte ich von einem anderen Weltkörper auf die Erde nieder. Vor meinen Blicken kribbelt der große Ameisenhaufe Menschheit und ich sehe eine Welt voller Dünkel, Torheit, Bosheit und Leiden. — Ich sehe, wie die Menschheit sich in den Sklavenketten ihrer Torheit windet, sehe, wie Dünkel gebietet, wie Bosheit die Geißel auf die Gefesselten schwingt und höre deren Schmerzenslaute gen Himmel gellen.

Wüßten die Menschen doch, welch' eine unheilvolle Rolle Torheit und Dünkel in ihrem Dasein spielen! Aber sie wollen sich nicht befreien lassen, weder von der Torheit noch vom Dünkel. — Wer sich dessen unterfängt, den nagelt man ans Kreuz. Heute noch, wie vor tausendneunhundert Jahren. Und doch schwände mit Torheit und Dünkel die Bosheit, — und mit der Bosheit schwänden die Leiden. Wo Wahn herrscht, würde Wissen — walten.

Da liege ich hier in weltentrückter Wildnis. Frei wie der Vogel in der Luft. Keines Menschen Untertan, — keines Menschen Herr, nur Herr meiner selbst! Die Torheit und den Dünkel und den Wahn hat man mir stückweise vom Leibe, aus dem Hirn, aus dem Herzen, aus der Seele gerissen, aus der Seele gerissen unter Kreuzesqualen. — Frei bin ich, — frei von der Torheit, dem Dünkel, frei vom Wahne! —

Vom Wahne? — Frei, — ganz frei? — Nein, doch nicht. — Nicht ganz frei. Ein Restlein eigenartigen Wahnes ist mir geblieben, lebt noch in meiner Seele. Dieses Restlein eigenartigen Wahnes war mir Stab und Stütze in meiner größten Not, half mir ringen gegen sche-

menhafte Ungeheuer, bewahrte mich vor dem moralischen Tode. Dieses Restlein edlen Wahnes, mein Gott, erhalte mir. Es ist das Einzige, das ich herüber zu retten vermochte aus der Kindheit Tage: — der wonnige Wahn der Heimatsliebe! — Erhalte ihn mir, mein Gott,— erhalte ihn mir! — —

Dämmerung senkt sich hernieder, — das erste Sternlein flimmert am Firmament....

(Schluß folgt.)





Abendgang.

So geh' ich gern, recht in Gedanken so,
Auf stillem Wege noch ein wenig Licht,
Ein halbverlornes Läuten irgendwo,
Ein Windhauch, der mir fächelt ums Gesicht....

Da fällt mir ein, bewegt mich allerlei, —
Vergangnes, Künft'ges, Hoffnung, alter Gram;
Als ob mein Innres voller Stimmen sei, —
Doch leise regt sich's nur, fast andachtsam....

Es will mir sein, wie doch ein töricht' Ding
Der Wünsche und der Zweifel Saus und Braus.
So wie des hohen Mittags Glut verging,
Rinnt Lust und Qual in einem Abend aus....

Und lang getragnes Leid, nur schmerzt es nicht,
Und künftger Freuden werd' ich leise froh,
Auf meinem Wege liegt ein wenig Licht:
So geh' ich gern, — recht in Gedanken so....



Bezugsstellen für den „Deutschen Kulturträger in Amerika.

New York, N. Y.: International News Company, 83—85 Duane Str. — Bernhard Klug, 18. West 18. Str.

Chicago, Ill.: Wartburg Publishing House, 623—633 Wabash Ave.

Aurora, Ill.: Chas. A. Walter, 671 Fourth Str.

Cincinnati, O.: Gustav Mühler, 1328—1330 Main Str.

Chillicothe, O.: Charles Albert Fromm.

Indianapolis, Ind.: Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave.

Logansport, Ind.: John Day, Freie Presse.

San Francisco, Cal.: Gustav Schenk, 2007a Fillmore Str.

Los Angeles, Cal.: Valentin Bühner, 718 W. 43. Place.

Antigo, Wis.: Carl Ohlen.

Dubuque, Iowa: C. W. Katz.

Tacoma, Wash.: Emil Kliese, 2120 S. C Str.

Aberdeen, S. D.: W. Heynacher, 318 Citizens Bank Building.

Fredericksburg, Texas: Robert Penniger.

Reisender Vertreter für Amerika:
Wm. Hoffmeister zu Fredericksburg, Texas.

Berichtigung.

Seite 256, 1. Spalte, 25. u. 26. Zeile, soll es heißen anstatt: in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Der Wanderer", — in der „Deutschen Zeitung von Mexiko".

☛ Reisende Vertreter für den „Deutschen Kulturträger" werden in allen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko und Kanada verlangt. Gute Kommission und ausschließliches Gebiet für die richtigen Leute. Nur wirklich tüchtige Reisende, vorzugsweise solche mit etwas Erfahrung in dem Geschäftszweige, wollen sich melden. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, Geld zu verdienen und Reisestudien zu machen, bei welchen sie mit dem gebildeten Deutschtum in der westlichen Hemisphäre bekannt werden.

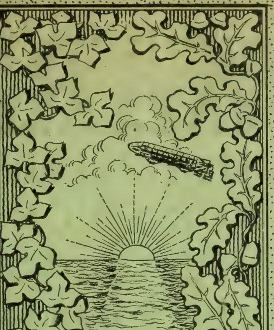
Anmeldungen sind zu richten an die Kulturträger Publishing Co., Fredericksburg, Texas.

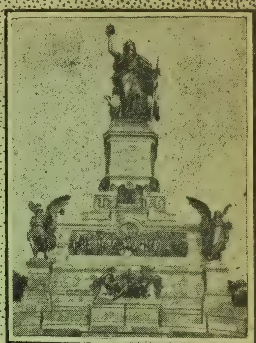
Inhaltsverzeichnis

des sechsten Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".



LIBERTY-STATUE b. NEW YORK





Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Juli. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., V.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Man adressiere alle Geschäftsmitteilungen an:

Kulturträger Publishing Co., Fredericksburg, Texas, U. S. A.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post-Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. Juli 1913. Nummer 7.

Das Kaiserjubiläum.*)

Von Dr. Richard Bahr-Berlin.



Die Nation rüstet sich zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum ihres Kaisers. Das heißt: rüstet die Nation wirklich? Mir scheint: man wird da unterscheiden müssen. Auf Vorbereitungen stößt man gewiß allerorten. Die ersten Spuren solcher Geschäftigkeit reichen wohl gar Jahre zurück. Nur daß das Geschäftige hier vielfach zugleich ein Geschäftliches ist. Man darf es nämlich nie vergessen: nicht jede gute Tat, doch jede gute Gesinnung findet in deutschen Landen ihren Lohn. Und so müht sich eben und eilt, wer ein Kreuzlein oder wer einen Titel zu erhaschen hofft. Die einen (die ganz Reichen) stiften ansehnliche Gelder für irgend einen Zweck, von dem sie wissen, daß er „oben" wohl gelitten sei; die anderen, die wohl das Herz, nicht aber den Beutel dazu haben, machen's billiger. Sie behalten das Geld für sich, aber sie organisieren etwas Wohlgelittenes, bei dem andere Leute das Ihrige los werden können. Und die dritten — das sind die bösartigsten von allen, die schäbigsten Rechner — schreiben Bücher. Bücher, wie man sie früher (bisweilen tut man's leider auch heute noch) für die reifere Jugend schrieb. Voll Unwahrhaftigkeit und gekünstelter Naivität, die so, als ins Politische übertragene Traktätchen, „die Person des geliebten Herrschers dem Volke näher bringen sollen". Alle diese geschäftliche Geschäftigkeit wird in den nächsten Wochen sich verdrei- und vervierfachen. Eine Sintflut von Jubiläumstinte wird über die deutsche Erde hinströmen und in Wort und Schrift, auf Festessen und feierlichen Redeakten wird man sich orgiastisch übernehmen. Kurz, es wird sein, wie es neuerdings immer bei uns ist: wenn die Gedanken fehlen, stellt der Superlativ sich ein. Aber außer den Gedanken fehlt leider noch ein anderes diesen Vorbereitungen und wird, fürcht' ich, erst recht dem Feste selber fehlen: der warme Herzschlag innerlicher Verpflichtung. Man kann es vielleicht auch den überspringenden Funken heißen. Das Gefühl: Dem Mann, den du (immer natürlich vom Durchschnitt gesprochen) nur von ferne sahst,

*) Der Artikel sollte im Juni-Hefte erscheinen, gelangte aber zu spät in unsere Hände.
Die Schriftleitung.

dessen Stimme du kaum je vernahmst, der von deiner Existenz nichts weiß, bist du, ist jeder unter uns einen ganz persönlichen Dank schuldig. Denn wäre er nicht, wir wären alle nicht so, wie wir heute sind....

* * *

Wir müssen uns klar darüber sein: unsere Stellung zur Monarchie ist anders als die der früheren Generation, vielleicht sogar als unsere eigene noch vor einem Menschenalter war. Es wird verstattet sein, in diesem Zusammenhang von persönlichen Erfahrungen zu sprechen; zumal wenn der individuellen Entwicklung das so durchaus Typische beiwohnt. Da ich als junges Studentlein zum ersten Male unseren alten Kaiser sah, sind mir die Tränen in die Augen getreten. Ich weiß es noch wie heute. Ein grauer, nebeldurchdampfter Oktobermorgen. Der Bahnhof Friedrichstraße hat den ungelenken, noch gar nicht flüggen Sohn des Ostens entlassen, und bedächtig, Schritt für Schritt prüfend, bin ich in die langsam erwachenden Linden (Straße: „Unter den Linden" in Berlin. Die Schriftl.) eingebogen. Da rollt vom Brandenburger Tor — im Tempo kaum schneller als eine Droschke — ein schlichter Hofwagen heran. Darin ein alter Herr im grauen Militärmantel, die Mütze tief über das schmale Haupt gezogen, ein wenig matt und gebrechlich, aber unendlich gütig, und unermüdlich jeden der spärlichen Passanten für den ehrerbietigen Gruß dankend: der erste deutsche Kaiser, der von der Jagd kommt. Der Eindruck hat mich durch das ganze Leben begleitet, und wie mir — nur deshalb wagte ich hier so breit von dem persönlichen Erlebnis zu sprechen — ist es Tausenden und aber Tausenden ergangen.*) Es ist bezeichnend und wiegt in der Beziehung eine lange Reihe anderer Beispiele auf, daß selbst ein so demokratisch gestimmtes Temperament wie Eugen Richter in seinen Jugenderinnerungen ganz ähnliche Eindrücke aus seiner Berliner Studentenzeit aufbewahrt. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß dergleichen auch heute noch einem jungen Mann, der zum ersten Male seinen Kaiser sähe, widerführe. Damals war der Gefühlsroyalismus eben noch eine starke Tatsache im deutschen Leben. Heute ist er's nicht mehr. Nicht daß die Gefühlsroyalisten ganz ausgestorben wären In bestimmten Strichen — geographischen wie ständischen — sind sie vielmehr noch heute heimisch. Dennoch hat sich gerade in diesen Klimaten vielfach eine bedenkliche Neigung zur Medisance ausgebildet; die Einheit von Wille und Vorstellung beginnt leise zu zerbröckeln, und

---

*) Ein gleiches Erlebnis hatte ich im Jahre 1876 in Berlin. Es war ein schöner Frühlingstag. Ich schritt, von der Karlsstraße kommend, der Karlsbrücke zu. Vom Lehrter Bahnhof her kam in langsamer Gangart ein offener Hofwagen. Als ich näher hinsehe, erblicke ich den alten Kaiser Wilhelm, neben ihm — zur Linken — den Herzog von Mecklenburg. Fünfzehn Schritte vor dem Wagen mache ich Front und ziehe den Hut. In der Nähe sonst kein Passant. Wohl fünf oder sechs Schritte vor mir legt der alte Kaiser die Hand an die Mütze und grüßt, liebenswürdig sich verneigend. An dieser Stelle der Straße, gerade am Beginn der Brücke, befand sich zu damaliger Zeit kein durch einen Rinnstein abgegrenzter Seitenweg. Der Wagen bog rechts nach der Karlsstraße ab und kam dabei kaum auf Meterlänge an mir vorbei. Der Kaiser blickte mich freundlich an und ließ die Hand erst sinken, als der Wagen an mir vorüber war. Auch mich hat dieser Eindruck durch das Leben begleitet. —

Jene Zeiten sind, wie der Herr Verfasser richtig hervorhebt, entschwunden. Auch davon konnte ich mich durch den Augenschein überzeugen. Als ich von meiner Reise nach Asien, die ich im Jahre 1897 von Amerika aus antrat, über Deutschland zurückkehrend, mich längere Zeit in Berlin aufhielt, habe ich auch Kaiser Wilhelm II. wiederholt gesehen. Stets aber wurde ich durch eine Abteilung berittener Schutzleute, die in forziertem Tempo die Straße entlangritten und diese von Gefährten säuberten, auf den Kaiser aufmerksam. Das erste Mal wußte ich nicht, was dies zu bedeuten habe; denn unter dem alten Kaiser war alles so ganz anders gewesen. Auf meine Frage wurde ich durch einen Bekannten belehrt und schon war der Kaiser vorbei; — ich hatte ihn kaum gesehen. Später paßte ich auf, wenn solch' eine Schutzmanns-Kavalkade sich näherte. Ich habe den Kaiser ein einziges Mal in der Equipage, sonst immer im Automobil gesehen. Ob er die Grüße des Publikums erwiderte, weiß ich nicht. Das Automobil fuhr immer in einer Gangart, bei der das Auge kaum etwas mit Bestimmtheit erfassen konnte. — Tempora mutantur.

F r e d. R. M i n u t h.

wenn man unter sich ist, spöttelt man gar über die alten Heiligtümer. Im allgemeinen ist es der Königstreue ergangen wie es auch der Kirchlichkeit erging: es ist ihnen nicht bekommen, daß sie zum guten Ton gehören. Vielleicht kann man sogar sagen: Der letzte Gefühlsroyalist in jenem alten, immer von einem Hauch von Mystik gestreiften Sinne ist Friedrich Naumann. Und auch der möchte am Ende sein phantasievolles Buch über Demokratie und Kaisertum nicht zum zweiten Male schreiben. Wir andern vollends sind in diesen Stücken recht nüchtern geworden. Mag sein, noch keine Vernunftsmonarchisten; auf alle Fälle aber vernünftige Monarchisten. Dabei ist festzuhalten — und das wird als Zeichen wachsender politischer Reife zu werten sein, — daß wir trotz der vier Millionen Sozialdemokraten der Institution als solcher weit unbefangener, freundlicher, bejahender gegenüberstehen, als unsere Väter taten. Die Zeiten, wo man die Republik einen „Freistaat" nannte und sich allen Ernstes einredete, in ihr die am höchsten stehende und am feinsten ausgebildete Staatsform zu besitzen, sind längst vorüber. Wir wissen nun alle, daß die Regierungsform als solche recht wenig über das wahre Wesen des Staates aussagt, daß Bürgerfreiheit und soziale Gerechtigkeit zumeist sogar weit ausgiebiger in den monarchischen Ländern gesichert sind. (Sehr richtig! Die Schriftl.) Aber die Monarchie, die ein reifes und mannbar gewordenes Kulturvolk zu tragen vermag (und dann auch gerne trägt), zeigt doch wesentlich andere Züge als die Monarchie der alten Ueberlieferung. Man wünscht heutzutage, daß auch die Monarchie sich handfest und mit beiden Füßen auf den Boden dieser Welt stellt, wie sie nun einmal wurde. Man verübelt dem Monarchen nicht (denn gottlob gilt trotz aller sozialisierenden Tendenzen das Recht der freien Individualität), daß er über Menschen und Dinge sich seine eigenen Gedanken macht. Man ist nur empfindlich berührt, wenn diese Gedanken uns als die allgemein gültigen und einzig richtigen aufgedrängt werden sollen. Man ist auch keineswegs untröstlich, die Monarchie gelegentlich einmal auf einem Irrtum zu betreffen. Nur wenn sie eigenwillig auf ihm beharrt, wird man empfindlich. Wir verlangen von unseren Königen keine Unfehlbarkeit; sind keine Orientalen, die es nicht vertragen können, die Monarchen bei Speis und Trank, gleich anderen Sterblichen bei menschlicher Hantierung, zu sehen. Freilich, daß sie stolze und freie Menschen seien, von vornehmer Gesinnung und über alles kleinliche Wesen erhaben, wollen auch wir. Aber doch nur Menschen. Primi inter pares. Sozusagen geborene Präsidenten.

* * *

Aus dieser Analyse des „monarchischen Gedankens" oder vielmehr unserer Stellung zu ihm ergibt sich schon, warum Wilhelm II. und die Nation in den fünfundzwanzig Jahren zu einander kein rechtes Verhältnis gefunden haben. Der Kaiser ist in allen Stücken Supranaturalist. Es lebt in der Beziehung etwas in ihm von der Art des vierten Friedrich Wilhelm, der dem vertrauten Bunsen gelegentlich ganz ernsthaft zu erklären pflegte: es gäbe Dinge zwischen Himmel und Erde, die kein Untertan, auch der Gescheiteste nicht, zu erfassen vermöchte, die ganz richtig nur ein Gesalbter verstünde. Wie oft hat Wilhelm II. sich uns als das Instrument des Herrn geschildert, als das erlesene Werkzeug in der Hand des Höchsten, das nur diesem und sich selber verantwortlich bleibe. Kein Wort darüber zu sagen, daß auch das eine Anschauung von hohem sittlichen Schwung ist, von einem Idealismus, der unter Umständen dem einzelnen die schwersten Verpflichtungen auferlegen kann und auch dem Kaiser gewiß schon auferlegt hat. Nur wird man eben doch bekennen dürfen: Unser Weltbild ist das nicht. Diese Art zu denken ist uns fremd wie die ganze Geschichtsauffassung, auf deren Grund sie erwuchs. Woher es denn gekommen ist, daß auch Kaiser und Volk in diesem Vierteljahrhundert einander immer fremder wurden. Anfangs hat er uns vielleicht zu erobern versucht; vielleicht! Denn die letzten Tiefen seines Wesens sind trotz der vielen Reden uns kaum offenbar geworden. Aber dann begab es sich, daß fast jeder dieser Reden — bald in dem Lager, bald in jenem — Unwille, Verstimmung, mitunter wohl auch noch Ernsteres folgten. Und so viel auch von einer schmeichlerischen

Umgebung, die ihrer verantwortungsschweren Aufgabe vergaß, dem Kaiser verheimlicht sein mag: einiges wird er doch wohl erfahren haben. So gab er das Erobernwollen denn auf. Blieb uns nur der Mahner und Bußprediger, der kraft seinem Begriff von Fürstenrecht und Fürstenberuf und dem nach Widerspruch, nach offenem Bekennen drängenden Temperament sein Wort hinsetzte, unbekümmert, wie es wirkte. Bei einem anderen, dem wir mit gleichen Waffen gegenüberstehen, hätten wir das wohl gar als Ausfluß tapferer, herzhafter Männlichkeit besonders hochgeschätzt. Hier, wo uns der Anspruch gegenübertrat, ewige Wahrheiten zu prägen, weckte er neuen Groll. Bis sich dann alles, was sich in langen, vielfach recht schmerzlichen Jahren auf dem Grund der Volksseele aufgespeichert hatte, zu den Novemberstürmen verdichtete. Es mag pietätlos scheinen, aus festlichem Anlaß an diese Unbehaglichkeiten, diese nie ganz beglichenen Rechnungen zu erinnern. Im bürgerlichen Leben — ich bekenne es offen — würde es schlechthin gegen den Takt verstoßen. Hier liegen die Dinge doch wohl ein wenig anders. Es ist so viel geheuchelt worden in all' den Jahren. Und es muß doch gesagt werden, wie der Zwiespalt entstand, und daß es nicht unsere Schuld ist, wenn er selbst der Jubiläumsstunde nicht ganz weichen will, wenn wir trotz der langen Vorbereitungen, der Spenden, der schwülstigen Bücher und noch schwülstigeren Artikel nur ein recht äußerliches, frostiges Fest feiern.

* * *

Oder: ist es am Ende doch unsere Schuld? War es nicht vielmehr unsere Mattheit, Feigheit, unser lauernder Egoismus (das Allzugeschäftliche der Neudeutschen, dies alte Lied), die das Uebel und damit die Entfremdung so groß wachsen ließen? Wie oft ist es denn geschehen, daß die Nation offen und freimütig zum Kaiser geredet hätte? Im Grunde nur ein einziges Mal. Damals, 1909, wo wir die Schauer der Schicksalsstunde verspürten, wo der Parteikram von uns abfiel und die kleinen fraktionellen Eifersüchteleien, die auch dem Erwachsenen bisweilen eine Schulbubenseele einzuziehen pflegen, und wir ausnahmsweise einmal mit- und zu einander ehrlich waren. Auch das hat uns bald gereut: als dann im selben Reichstage über die Marienburger Rede gehandelt wurde und Herr v. Bethmann aus Bülows Geschick gelernt hatte, wie man's nicht machen dürfe, wenn man im Amte bleiben wolle, schlugen die nämlichen Leute sich mutvoll ins eigene Gesicht. Und sonst? Wer hat denn sonst gewagt, vor den Kaiser zu treten und mit aller schuldigen Ehrerbietung zu sprechen: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege. Dein Patriarchalismus, der übrigens in den Gesetzen dieses Landes keine Unterlage findet, ist uns fremdartig, und Dir schadet er nur. Die von Dir bevorzugten Symbole sichtbarlicher Kaiserherrlichkeit, das steife Zeremoniell und der bunte Prunk, lassen uns kalt. Dem einen oder dem anderen aber kräuseln sie gar spöttisch die Lippen. Wir sind empfindlich und reizbar geworden gegenüber Eingriffen in unsere private Sphäre und wünschen nicht darüber belehrt zu werden, was wir als schön und verehrungswürdig zu empfinden haben. Wir können auch nicht zugeben, daß der Patriotismus notwendig eins sei mit der Anhänglichkeit an die in Preußen und im Reich regierende Familie. Wir verkennen keinen Augenblick die Verdienste, die sich das in der Mehrzahl seiner Glieder sehr tüchtige, ehrbare und pflichtbewußte Hohenzollerngeschlecht um die Geschicke der Deutschen erworben hat; aber der Begriff der Nation geht uns denn doch ein gut Teil höher. Vor allem hat Deine Art, die Geschäfte des Landes im Innern wie nach außen zu führen — man hat es mit einem Schlagwort wohl auch das Impulsivische genannt, — dies Handeln und noch mehr das Sprechen aus dem ersten Eindruck heraus, — uns nicht zufrieden gemacht und den Glanz Deines Namens nicht erhöht. Wir bestreiten Dir nicht Deine lautern Absichten und sind nicht blind gegen Deine Talente und Verdienste (zu denen wir freilich nicht nach dem beliebten Tischredeschema die „Bewahrung des Friedens" rechnen möchten: der Friede um jeden Preis ist ebensowenig ein absolutes Gut wie das Leben). Aber bei all' Deinen Gaben und Deinem redlichen Eifer traf Dich im Grunde ein tragisches Los: Du hast die besten und ehrlichsten Deiner Volks-

genossen nicht verstanden. Es war ein kühles, oft bitteres, fast immer innerlich fremdes Aneinandervorbeigehen“. . . .? *)

Gewiß, ein paar (von den hämischen Krittlern und den ewig Süffisanten abgesehen, die durch ihre spitzigen und nicht selten geschmacklosen Uebertreibungen nur schadeten) haben bisweilen so zu sprechen als ihre herbe Pflicht empfunden. Ein paar Einsame, die man dafür Nörgler von Beruf schalt; Störenfriede, die, um ihrer kleinen Eitelkeit zu fröhnen, uns die Freude am Vaterlande verdürben. Gedacht haben sie zuweilen alle so, alle. Aber es schien nützlicher, nun das Herz zur Mördergrube zu machen. Zum mindesten verhieß es mehr und greifbaren Gewinn. Der Reichtum ergoß sich ja in breiten Strömen in das ehedem nicht just von Gold gedüngte Land. Von dem so viel als irgend möglich zu erhaschen, ward uns zum höchsten Gebot. Schon mit den Behörden sich anzulegen, konnte in solchen Zeitläuften immer von neuem reifender Ernten in Mark und Pfennig auszurechnenden Verlust bedeuten. Wer aber mochte so töricht sein, den zu reizen, der über alle Behörden gesetzt war! Der verstorbene Georg v. Siemens, der sicher ein kluger Mann war, hat schwerlich geahnt, wie er, bis in ihre letzten Schlupfwinkel, die zeitgenössische Bourgeoisseele klarlegte, da er den seither viel zitierten Satz prägte: „Wir wollen Ruhe fürs Geschäft.“ Ruhe um jeden Preis. . . .

* * *

Unter dieser erhebenden Parole haben wir— nehmt alles nur in allem — das letzte Vierteljahrhundert gelebt. Haben Feste gefeiert, nach denen unser Herz nicht verlangte; zwischendurch aus akutem Anlaß uns wohl auch weidlich geärgert und zu jeder Frist reichlich geschimpft. Aber dann doch wieder als vorsichtige Rechner, die ihren Vorteil — freilich nur den kleinen, nächstliegenden — bedenken, die Faust in der Tasche geballt. Schließlich, wenn's gewünscht wurde, fand man sich wieder zum Jubilieren zusammen; steckte Fahnen und bunte Wimpel heraus und erstarb in triefenden Loyalitätsbezeugungen. Man soll gerecht sein: war's ein Wunder, daß der Kaiser, der nun einmal in einer anderen Vorstellungswelt lebte, dem das Bild einer in den ewigen Sternen verankerten Majestät die Seele erfüllte, den Firnis, den gleißenden Schein für echt hielt, daß ihm entging, wie die besten, die reifsten und feurigsten Patrioten bei diesen Feiern abseits blieben und allen, auch den emsigsten Hurrahschreiern, die Monarchie in Wahrheit eine sehr natürliche Angelegenheit geworden war?

Man soll gerecht sein, sagte ich. Gerade um deswillen aber lieber von dem Versuch abstehen, etwas wie eine Bilanz aufzumachen. Gefehlt ist in diesen fünfundzwanzig Jahren von hüben und drüben. Vielleicht lag es an beiden Teilen, daß die „herrlichen Tage“, denen, da wir selber noch jung waren, der begeistert begrüßte junge Kaiser uns entgegen zu führen verhieß, bisher uns nicht kommen wollten. Indes: noch dämmerte über seinem Leben der Abend nicht herauf; immer noch mag seiner ein rüstiges Tagewerk harren. Auch in der Nation — jeder neue Tag erweist sich in neuen Leistungen — vermindern sich Schaffenskraft und Schaffenslust nicht, wenngleich sie im Politischen als Ganzes häufig genug versagte. Kann sein, daß beiden, die fünfundzwanzig Jahre in Epigonensehnsucht aneinander vorbeilebten, doch noch ein stolzer Wurf gelingt. Es wird dem Ansehen des Kaisers dann nichts schaden, daß unsere Stellung zur Monarchie sich wandelte. Für derlei Vergottung sind wir allgemach zu nüchtern geworden. Aber das Bedürfnis, die großen und um uns verdienten Männer zu verehren und zu lieben, blieb. Und wird bleiben.



---

*) Und doch hat jemand so, wenigstens sehr ähnlich, ganz gewiß aber viel liebevoller, einmal zum Kaiser gesprochen. Es war unser deutschländischer Schriftleiter, Universitätsprofessor Dr. Lehmann-Hohenberg. Wir werden diesen Brief, der da beginnt: „Mein Kaiser!“ und innige Töne anschlägt, in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift veröffentlichen. Leider verhallten diese Töne an der chinesischen Mauer der Höflinge. Die Schriftleitung.

Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana.

Von Dr. Wm. A. Fritsch.

1.

Die ersten Ansiedler.



Im Jahre 1786 wurde im Kongreß der Vereinigten Staaten ein für die Größe und Wohlfahrt der Union weittragendes Gesetz angenommen, nämlich „die Ordonnanz für das nordwestliche Gebiet", wodurch das weite Reich, welches jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin ausfüllen, der Kolonisation einzelner östlicher Staaten entzogen und der freien Einwanderung übergeben wurde. Damals dachte wohl niemand an die große Entwicklung, welche diesen Urwaldboden in hundert Jahren in fünf große Staaten umwandeln sollte. Gouverneur St. Clair fand am 15. Juli 1788 bei seinem Regierungsantritt in diesem Territorium nur eine spärliche Bevölkerung, doch die weise Maßregel der Ausschließung der Sklaverei von dem Gebiet und die freie Einwanderung in dasselbe schufen diese Wälder und Prärien in kurzer Zeit in Kulturstaaten um. Unter den Einwanderern gab es von Anfang an sehr viele Deutsche, die ihr gut Teil zum Aufbau dieser Staaten beigetragen haben. Den Deutschen des Staates Indiana gebührt das Lob, bei der Entwicklung dieses Staatswesens treu und fleißig mitgeholfen zu haben. Für die jetzt hier lebenden Deutschen ist es ein Akt der Gerechtigkeit, dies Verdienst ihrer Vorgänger hervorzuheben und festzustellen, daß die heutige Kultur im Staate Indiana, wie in den Vereinigten Staaten überhaupt, keine spezifisch englische oder irländische ist, sondern daß die Deutschen einen sehr erheblichen Anteil daran haben.

Die ersten Ansiedler in Indiana waren aus Kanada eingewandert und gehörten der französischen Emigration an. König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher die Rhein-Pfalz verwüstet und viele Deutschen zur Auswanderung gezwungen hatte, ging auch in Amerika ohne Skrupel auf Eroberungen aus. Man wollte das westliche Gebiet an sich reißen, da die Entdeckungen des Sieur de La Salle die Aufmerksamkeit der französischen Machthaber dem Mississippi-Tale zugelenkt hatten. Zu diesem Zwecke wurden unter König Ludwig XV. Regierung in Indiana mehrere „Forts" angelegt: Das Fort Ouiatanon am Wabash, in der Nähe, wo die Stadt Lafayette heute steht, im Jahre 1720, dann Vincennes, das im Jahre 1727 gegründet wurde. Es waren nicht lauter Offiziere, welche nach dem Westen drangen, sondern in ihrem Gefolge fanden sich kleine Leute, die von dem Handel mit den Indianern, von der Jagd und dem Landbau lebten. Friedrich Kapp hat zwar geschrieben: Die französische Einwanderung sei ein Heer gewesen, das Offiziere gehabt, dem aber die Massen gefehlt hätten, während die Deutschen ein Heer ohne Führer gewesen seien. Dieser Ausspruch Kapps ist in mehreren amerikanischen Magazinen in englisch verfaßten Artikeln nachgeschrieben und breitgetreten worden, läßt sich jedoch nicht auf Tatsachen zurückführen. Die „Canucks" sowie die noch heute in Kanada und Louisiana lebenden Nachkommen französischer Ansiedler beweisen das Gegenteil. Auch die Anpreisung, welche Kapp den Führern der französischen Emigration zuteil werden läßt wegen ihres scharfen, klaren Blickes, der sie befähigt haben soll, für ihre Ansiedelungen die besten Plätze auszuwählen, ist etwas übertrieben, besonders wenn er diesen Führern seine Landsleute hintenanstellt. Kapp rechnet es den Franzosen als ein besonderes Verdienst an, daß sie Montreal, Detroit, St. Louis und New Orleans gegründet haben, und doch können wir in alledem nur die Tatsache sehen, daß die Franzosen eher hier waren als die Deutschen, daß sie das Land unbesiedelt vorfanden und es somit leichter war, die besten Plätze auszuwählen als zur Zeit, da die Deutschen nach dem Westen kamen und fanden, daß an den besten Plätzen schon Handelsstationen und Forts eingerichtet waren. Post Ouiatanon, Fort Chartres, Cahokia, Assumption, Vincennes

in dem früheren Indiana-Territorium sind von den Franzosen gegründet worden und doch sind alle bis auf Vincennes von der Erde verschwunden. Diese Stadt hatte einmal für frühere Zeiten eine ganz ansehnliche französische Bevölkerung, aber in der alten französischen Kathedrale hat schon lange die französische Sprache der englischen weichen müssen, und der alte französische Stadtteil, „Frenchtown" genannt, steht heute weit hinter dem neuen Stadtteil zurück, zu dessen Aufbau deutsche Kraft und Ausdauer beigetragen haben. Volney, der berühmte französische Autor, besuchte im Jahre 1796 Vincennes und erzählt in seiner Reisebeschreibung, wie die alten französischen Ansiedler gar weit hinter den neuen Ankömmlingen aus den Staaten zurückstanden. Sie hatten keine Schule, eine solche wurde erst später errichtet, und zeigten wenig Lust zum Landbau und zum Industrieleben. Unter den ersten Ansiedlern in und um Vincennes finden sich mehrere, welche deutsche Namen führten; sicher war aus den deutschen Grenzlanden, aus Elsaß und Lothringen, mancher Deutsche mit den Franzosen in die neue Welt gekommen, die dann der deutschen und der französischen Sprache mächtig waren. Schon zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes in den Feldzügen zwischen den Engländern und Amerikanern, tat sich ein Deutscher, der Hauptmann Leonhard Helm, bei verschiedenen Gelegenheiten als tapferer, umsichtiger Führer hervor. Er hatte im Jahre 1778 am Monongahela eine Kompagnie rekrutiert und war mit derselben zu der Armee des Generals George Rogers Clark gestoßen, der von Virginia ausgesandt wurde, den Nordwesten der Herrschaft der Engländer zu entreißen. General Clark fuhr in Booten mit seinen Truppen den Ohio hinunter bis zur Mündung des Tennessee, von wo er durch Süd-Illinois nach Kaskaskia marschierte und dieses Fort am 4. Juli in Besitz nahm. Als er hier festen Fuß gefaßt hatte, bemächtigte er sich durch eine Kriegslist auch des Forts Vincennes, setzte dort den Kapitän Helm als Befehlshaber ein und machte ihn gleichfalls zum Direktor der Indianerangelegenheiten am Wabash. Im Herbst erschien nun plötzlich eine englische Armee unter Befehl des Leutnant-Gouverneurs Henry Hamilton vor Vincennes und wollte das Fort am 15. Dezember zur Uebergabe zwingen. Wie Butler in seiner Geschichte von Kentucky erzählt, verließen die französischen Ansiedler schnell den Kommandanten Helm, als die Nachricht von dem Anrücken der Engländer laut wurde, nur der Soldat Henry blieb ihm treu. Er geriet in große Bedrängnis, verlor aber den Mut nicht. Vor das Tor der Festung fuhr er eine geladene Kanone auf, richtete das Geschütz auf den Feind und stellte sich mit der brennenden Lunte daneben. Als General Hamilton mit seiner Armee auf Hörweite herangekommen war, rief Helm ihm ein energisches Halt zu. Hamilton stutzte, ließ die Truppen halten, verlangte aber doch die Uebergabe des Forts. Helm erwiderte, daß kein Mann ins Fort käme, bevor ihm die Bedingungen der Uebergabe genannt seien. Hamilton, durch dies mutige und bestimmte Verhalten eingeschüchtert, nahm nun an, daß Helm über eine starke Besatzung gebiete und gut verproviantiert sei. Er bewilligte darum der Besatzung freien Abzug mit Kriegsehren. Diese Bedingungen nahm Helm an. Die Wut der Engländer über den Reinfall war so groß, daß Hamilton das gegebene Wort brach und Helm trotz des bewilligten freien, ehrenvollen Abzuges als Gefangenen festhielt. Dieser Treubruch sollte sich selbst rächen. General Clark hatte von dem Fall des Forts Vincennes Kunde erhalten. Darauf unternahm er mit seiner kleinen, geschwächten Armee jenen in der Geschichte Amerikas denkwürdigen Zug mitten im Winter nach Vincennes. Von Kaskaskia führte ihn sein Weg durch das südliche Illinois, damals ein unerschlossenes, unwirtliches Land. Die Soldaten mußten Flüsse und Sümpfe durchschwimmen und waren zuletzt zu Tode erschöpft. Aber ihre Ausdauer war größer als die Strapazen. Vincennes wurde von Clark genommen und General Hamilton mitsamt der Besatzung gingen in die Gefangenschaft.

Im ganzen Lande rühmte man den Mut und die Ausdauer, welche General Clark und seine Truppen auf diesem Zuge bewiesen hatten. Clark wurde seitdem „der Hannibal des Westens" genannt, ein Beiname, den ihm sein Landsmann

John Randolph von Roanoke beilegte und den er bis zu seinem Ende behielt.

Kapitän Leonhard Helm übernahm nach seiner Befreiung wieder das Amt eines Direktors in Indianerangelegenheiten am Wabash, das er von Vincennes aus verwaltete. Im Jahre 1792 befand sich der deutsche Prediger John Heckewelder in Vincennes. Er war in Begleitung des Generals Rufus Putnam dorthin gekommen und diente dem General bei einem Friedensvertrage mit den Indianern als Berater und Dolmetscher. Heckewelder gehörte zu der Sekte der Herrenhuter, die unter den Indianern als Lehrer und Missionäre tätig waren, um sie zu einem friedlichen und seßhaften Leben zu bekehren. Er war mehrerer indianischer Sprachen mächtig, schrieb ein Wörterbuch in der Onondago-Sprache, deutsch und englisch, desgleichen eine Grammatik und ein Buchstabierbuch der Delaware-Sprache. Die Regierung der Vereinigten Staaten verwandte ihn öfters, um Friedensverträge mit den Indianern abzuschließen. — Im Jahre 1793 schrieb Präsident Washington an Benjamin Lincoln, Beverly Randolph und Timothy Pickering, welche er zu Indianerkommissären ernannt hatte, folgendermaßen: „Der Prediger John Heckewelder, ein Herrenhuter Lehrer, der viele Jahre unter den Indianern lebte, die zu den Delawares gehören, wird Sie begleiten, um ebenfalls seinen Einfluß für den Frieden in die Wagschale zu werfen. Er versteht die Delaware-Sprache vollständig, und obwohl er nicht als ein gewöhnlicher Dolmetscher zu fungieren wünscht, so mögen Sie sich dennoch darauf verlassen, daß er seine Fähigkeiten anwenden wird, irgend welchen Betrug zu verhindern."

Heckewelder zog sich später von der aufreibenden Tätigkeit als Indianerlehrer zurück und lebte in Bethlehem, Pa., wo das Mutterhaus der Herrenhutergesellschaft steht. Dort schrieb er seine Erlebnisse nieder. Nach Heckewelders Rücktritt nahm der deutsche Prediger Luckebach seine Stelle ein. Luckebach errichtete ein Missionshaus unter den Delawares am White River und war dort längere Zeit als Lehrer tätig.

„St. Vincennes, den 4. Juli 1800. An diesem Tage nimmt die Regierung des Indiana-Territoriums ihren Anfang, nachdem William Henry Harrison zum Gouverneur, William Clark, Henry Vanderburgh und John Griffin zu Richtern für das Territorium ernannt worden sind."

Mit diesen Worten des Journals beginnt das junge Staatswesen Indiana seine Territorial-Regierung anzuzeigen. Das Indiana-Territorium bestand aus Illinois und Indiana. Der Regierungssitz dieses neuorganisierten Territoriums war, wie das Journal anzeigt, in Vincennes. Die ganze zivilisierte Bevölkerung in diesen zwei großen Staaten, wie wir sie heute kennen, bestand im Jahre 1800 aus 5,641 Seelen. Doch große Horden von Indianern waren an verschiedenen Orten ansässig oder durchzogen dieses noch unerschlossene Land. Im Jahre 1811 brachten Aufreizungen des großen Propheten und seines Bruders Tecumseh die Indianer in Konflikt mit den Truppen der Vereinigten Staaten. William H. Harrison, Gouverneur des Indiana-Territoriums, sammelte eine Armee und marschierte gegen die Indianer, welche in der Nähe der heutigen Stadt Lafayette sich angesammelt hatten. Dort kam es zur Schlacht von Tippecanoe, in welcher, nach heftigem Widerstande des Propheten, die Indianer in die Flucht geschlagen wurden. Unter den tapfersten dieser Indianer-Truppen begegnen wir Männern von deutschen Namen. Da war erstens Hauptmann Geiger oder Guiger, wie einige amerikanische Historiker den Namen schreiben, der den ganzen Anprall des vom Propheten fanatisierten Feindes mit seiner Kompagnie auszuhalten hatte. Der andere war Oberst Luke Decker, welcher einen Teil der Milizen befehligte. Beide Offiziere wurden in der Schlacht verwundet und Oberst Decker erhielt, als bald darauf die Legislatur in Vincennes zusammentrat, Dankesbeschlüsse seiner Mitbürger für die bewiesene Tapferkeit. Noch öfters diente Oberst Decker dem Staate in wichtigen Aemtern und gehörte während der Territorialzeit zu den angesehensten Persönlichkeiten. Er war von Virginia eingewandert, wo schon zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes im Shenandoah-Tale viele Deutsche ansässig waren. Den Abend seines Lebens verbrachte Luke Decker auf einer Farm bei Deckers Station, welche südlich von

Vincennes an der Evansville und Terre Haute-Bahn belegen und nach ihm benannt ist.

Im Kanton Waadt in der Schweiz hatte sich schon ums Jahr 1796 eine Aktiengesellschaft gebildet, um eine Kolonie am Ohio zu gründen, welche es sich zur Aufgabe machen sollte, Weinreben zu ziehen und Weine zu keltern. Man schickte eine Anzahl Winzer nach den Vereinigten Staaten, um Nachforschungen anzustellen, wo wohl der geeignetste Platz für eine solche Kolonie sei. Diese Abgesandten sahen sich um und erklärten schließlich, daß das heutige Vevay und Umgegend sehr geeignet seien zur Anlage von Weinbergen. Die Schweizergesellschaft, bestehend aus Johann Jakob Defour, seinem Bruder und einigen Verwandten, sowie mehrere Weinbauern trafen im Jahre 1802 in dem nach ihnen benannten Switzerland County ein, gründeten Vevay, in dessen Nähe sie 3700 Acker Land erwarben und eine Reihe von Weinbergen anlegten.

Viele deutsche Familien folgten diesen ersten Ansiedlern. Im Jahre 1810 hatte die Kolonie schon eine Weinernte von 2400 Gallonen, die im Jahre 1817 bereits auf 5000 Gallonen gestiegen war. Die guten Weine und feinen Liköre, welche diese Kolonisten in den Handel brachten, fanden guten Absatz und der herbe Wein des alten französischen „habitant", welchen derselbe aus den Trauben der wilden Rebe bei Vincennes gekeltert hatte, kam jetzt ganz in Verruf. Die Frauen der Winzer in und um Vevay betrieben die Fabrikation von Strohhüten, welche sie nach Cincinnati und an die Handelsboote auf dem Ohio verkauften. Da die Kolonie jedoch nicht so rasch emporblühte, als man erwartet hatte, verließen mehrere wieder die Ansiedlung, um sich anderswo im Staate anzusiedeln.

Im Jahre 1816 fand die konstitutionelle Konvention in Corydon statt, wohin nach der Trennung von Illinois der Regierungssitz des Territoriums Indiana verlegt worden war. Die Sitzung, welche am 10. Juni eröffnet wurde, war nur von kurzer Dauer; doch wurde während derselben die erste Konstitution von Indiana beraten und angenommen. Eines der Mitglieder dieser Konvention war Friedrich (Reichardt) Rapp, von dem im nächsten Kapitel eingehender die Rede sein wird. Am 11. Dezember 1816 wurde das Territorium Indiana als Staat in die Union aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)



Der deutsche Gedanke in der Welt.*)

(Schluß.)



Man kann nun fragen, ob es denn wirklich nötig sei, daß wir Deutsche uns für Ausbreitung und Geltendmachung unseres nationalen Gedankens einsetzen und unsere Kräfte anspannen. Warum nicht England die weite Welt überlassen und daheim still unseren Kohl bauen, kaufen und verkaufen, vergnügt und zufrieden sein mit dem, was wir haben? — Einmal ganz abgesehen davon, daß wir geistige und sittliche Werte unser eigen nennen, die kein anderes Volk so hat, zeigt Rohrbach eine unentrinnbare Notwendigkeit, der wir auf die Dauer uns nicht entziehen können, außer wir schneiden uns durch künstliche Einschränkung selber den Lebensfaden ab. Unsere starke Volksvermehrung nötigt uns hinauszugehen, um Brot zu schaffen. „Stillstand oder starke Verlangsamung unseres zahlenmäßigen Wachstums und gleich-

*) Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt. 30. Tausend, 250 S. Verlag Carl Robert Langewische. Zu beziehen durch die Kulturträger Buchhandlung, Box 425, Grand Haven, Mich.

zeitiges Aufrechterhalten eines Anspruchs auf universelle Wirkung des deutschen Gedankens in der Welt, das gibt es für uns nicht." Dazu kommt unser schwindelnd schnell sich vergrößernder Handel. Im Jahre 1891 war allein die englische Ausfuhr um 700 Millionen Mark größer als Deutschlands Einfuhr und Ausfuhr zusammengenommen, und Englands Gesamthandel fast doppelt so groß als der deutsche. Siebzehn Jahre später war er weniger als 1½ mal so groß. Während die Engländer zwei Schritte tun, machen wir jedesmal drei. Wenn unsere wie ihre Entwicklung während der nächsten Zeit denselben Charakter beibehält wie bisher, so wird in zwölf bis fünfzehn Jahren der deutsche Handel dem englischen gleichwertig geworden sein. Aber Handelsziffern allein machen noch lange kein Weltvolk, sondern erst der weltpolitische Geist. Eine große Ausfuhr und Einfuhr haben wir, nur den weltpolitischen Geist haben wir noch nicht. Unser an sich berechtigter Interessenegoismus entbehrt noch der sittlichen Weihe durch den kategorischen Imperativ des Dienstes am nationalen Gedanken. Dieser ist es, der die große moralische Kraft des Angelsachsentums in der Weltpolitik begründet, und er muß hinter den englischen Handelsziffern noch als ein unsichtbares, aber gewaltiges Plus auf der Kreditseite des englischen Kontos gelesen werden."

„Je mächtiger der Volkskörper wird, von dem Kräfte ausgehen, desto unwiderstehlicher machen sie ihre Wirkung geltend. Eilten wir nicht den Engländern mit den Riesenschritten unserer wissenschaftlichen Entwicklung nach, so wäre das Reden vom deutschen Gedanken in der Welt eitel. Nie dürfen wir vergessen, daß mit jeder Stufe, um die wir England näher rücken, für das englische Volk das Problem sich verschärft, ob es unseren Einfluß auf Weltwirtschaft, Weltpolitik und Weltkultur als gleichberechtigt mit sich anerkennen will oder nicht. Von Jahr zu Jahr müssen sich die Engländer ernsthafter fragen: soll es ferner heißen: die Welt wird immer englischer? Oder soll es von heute oder morgen ab heißen: die Welt wird immer englischer und immer deutscher?" Der Deutsche hat aber auch Kräfte, durch die er alle Hemmungen überwinden kann: unter allen großen Völkern zweifellos das am höchsten entwickelte persönliche Pflichtgefühl. Kein Volk innerhalb des abendländischen Kulturkreises ist so willig zur Arbeit um der Arbeit willen wie wir. Nirgends sind die Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit der Arbeitsleistung so hoch wie bei uns. Dazu kommt unser vorzügliches Schulwesen, dem Rohrbach nur das dänische überordnet. Freilich versagt unser Schulwesen noch vollständig gegenüber der Aufgabe, die nationale Idee zu pflegen, d. h. nicht Hurrahpatriotismus zu treiben, das will Rohrbach nicht. Der Satz ist nur zu richtig: Von den vier Millionen sozialdemokratischen Wählern zum letzten Reichstag ist doch jeder einzelne sieben oder mehr Schuljahre hindurch dem Arbeitsgeräusch des patriotischen Apparats ausgesetzt gewesen, und wer wird behaupten wollen, daß es nur eine unbeeinflußbare, verhetzte und futterneidische Masse sei, die ihrer üblen Stimmung mit dem Stimmzettel Luft gemacht hat?" Die bisherige Unterweisung entbehrte der eigentlich nationalen Triebkraft, „weil sie nicht imstande ist, ein ideales Zukunftsziel aufzustellen, an dem jeder einzelne mit seinem Herzen beteiligt ist. Nationale Begeisterung kann sich überhaupt nicht an etwas Erworbenem und Vorhandenem entzünden, sondern wenn sie echt und kraftvoll sein soll, muß sie mit Vorwärtswollen und mit Zukunftshoffnungen durchtränkt sein. Der höchste Wert der deutschen Geschichte besteht doch nicht darin, daß sie die Einheit und das Reich geschaffen, sondern darin, daß sie uns durch Erfolge der Einigung gerade noch rechtzeitig den Zugang zum Wettbewerb der Weltvölker und die Gestaltung des Weltschicksals eröffnet haben." Andererseits: „wo ist die Schule, die der Jüngling, das Mädchen mit einem deutlichen Empfinden von der Wucht der nationalen Schicksalsfrage verläßt", die darin besteht, daß England vor die Möglichkeit gestellt wird, sich mit Deutschland in die Macht und die Kulturgröße teilen zu müssen? England hat es in dieser Erziehungsfrage viel leichter, denn „die englische Jugend wächst heran in dem selbstverständlichen Gefühl, daß die Welt, mindestens die überseeische Welt, und das Interessengebiet des englischen Volkes identische Größen sind. Um das zu erfassen, bedarf es für sie keines Lernens, sondern

nur des Sehens und Erlebens. Die Weltkarte ist bedeckt mit englischem Rot; kaum eine Familie wird es in Enland geben, von der nicht Angehörige oder Verwandte, Söhne, Töchter, Vorfahren durch den Staats- und Heeresdienst, durch Seefahrt, Handel, Mission, Forschung nach Indien, Amerika, ans Kap der guten Hoffnung, nach Inner-Afrika, Australien, China gebracht worden sind."

Andererseits leisten unsere technischen Wissenschaften Vorzügliches. „Nicht, daß die Spitzen der Wissenschaft in England, Amerika oder Frankreich weniger leisteten als in Deutschland, oder daß die mittlere Begabung für die Technik dort geringer wäre als bei uns, aber die Organisation und die breit und tief gehende wissenschaftliche Fundamentierung des Massenunterrichts haben bisher weder die Angelsachsen noch die Romanen nachmachen können. Das englische System der mehr praktischen, auf einer reichen Summe von Erfahrung beruhenden Ausbildung kommt allmälig von der zunächst langsamen, aber mit größerer Gründlichkeit und exakterer Bildung nachrückenden Phalanx der deutschen Chemiker, Elektrotechniker und sonstigen gewerblichen Arbeiter ins Hintertreffen." Ebenso kann sich unsere technische Arbeit neben England wohl sehen lassen. Rohrbach erinnert an die hervorragenden, England teilweise übertreffenden, sicher aber ereichenden Leistungen im Schiffbau. „Stände hinter der Präzission und der technischen Vollendung unseres Könnens auf diesem Gebiet auch noch das entschlossene Wollen eines großen und einheitlichen Pflichtgefühls, so könnte der deutsche Gedanke einen Flug in die Welt hinaus nehmen, der ihn bald genug an die Seite des angelsächsischen bringen würde." Dazu ist für unseren Handel nötig, daß wir keine schlechte und billige Massenware, sondern Qualitätsware herstellen, und zwar müssen wir rechtzeitig mit einem möglichst großen Teil unserer Exportindustrie auf diese Qualitätsware übergehen. Der Deutsche Werkbund z. B. hat sich in den Dienst dieser Qualitätsverbesserung gestellt.

Ich übergehe die Ausführungen über Heer und Flotte, Beamtentum, Steuern und Steuerentziehung, die Parteien und Konfessionen. Ueberall weist Rohrbach die „deutsche Krankheit" scharfblickend und schonungslos nach: Klassenwesen, Sonderinteressen und Eigenbestrebungen, anstatt Opfermut und -willigkeit und Einigkeit für die nationale Idee.

Gegenüber der einseitig materiellen Wertung unserer Kolonien vertritt Rohrbach — einer ihrer besten Kenner — den Gedanken, daß „ihre höchste Aufgabe die Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung unseres Volkes ist." Nicht nur Vermögen verdienen, sondern deutsche Kultur bringen! Man lese diesen Abschnitt selber bedächtig. Im weiteren Sinne auf die ganze Welt angewandt, fordert Rohrbach in dem Kapitel „Moralische Eroberungen" die Durchdringung der erstrebten Einflußgebiete im Sinne idealen Fortschrittes. Dazu gehört z. B. eine starke, den Tatsachen entsprechende Beeinflussung der Auslandpresse. Dann bewußtes Hineintragen deutscher Kultur und Sprache und Schule in die fremden Länder. Rohrbach zeigt, was Frankreich durch die weitblickende Politik Napoleons III. in der Türkei erreichte. Die deutschen Schulen haben, weil zu wenig an Zahl, zu wenig Einfluß. Auch im Offizierkorps neigt man mehr zu Frankreich, wenngleich man die nun so rauh unterbrochene Förderung durch Deutschland hochschätzt.

Die Schlußworte Rohrbachs kann man sich nur ins Herz schreiben:

„Philisterei, Klassendienst und als Schneidigkeit maskierte Brutalität sind schließlich, wir hoffen es, vielleicht doch mehr die Charakterzüge von „Schein"-Deutschland, als von „Sein"-Deutschland, und wenn wir recht zusehen, so will es uns scheinen, als ob bei uns jetzt Grundzüge einer neuen, einer besonderen deutschen Kultur sich herausbilden, die nicht nur imstande sein wird, den Völkern Asiens und Afrikas innere Werte des deutschen Wesens zu vermitteln, sondern auch innerhalb unserer eigenen abendländischen Kulturwelt den deutschen Gedanken zu hellerem Leuchten zu bringen. Ist dieser unser Glaube nicht eitel, dann wird der sicherste Beweis für seine Richtigkeit darin liegen, daß sein Wirken für unsere nationale Zukunft draußen in der Welt beginnt, so lange es für uns Tag ist. Die deutsche Bildung ist es daher, an die der Ruf

ergeht: Heraus zur Arbeit für die deutsche Idee in aller Welt! Was der gebildete Teil unseres Volkes wirklich erkennt und will, daß setzt sich auch mit Naturnotwendigkeit in Volksstimmung, politische Tendenz und nationales Handeln um."

Emil Engelhardt,
Pastor der deutschen Gemeinde,
Honolulu, Hawaii.



Das Verhalten des Deutschen Gesandten in Mexiko, Paul von Hintze, unter der Lupe der Wahrheit.*)

(Schluß.)

Wenn ein simpler Regierungsrat aus Liebe zum Vaterlande ein Buch schreibt, das die Mißwirtschaft gewisser Herren „höher hinauf" und sonstige Schäden aufdeckt, die im Deutschen Reiche einmal zur Katastrophe führen müssen, dann wird solch ein vorlauter Herr kurzer Hand an die frische Luft gesetzt. Regierungsrat a. D. Rudolf Martin kann dies bestätigen. Treibt es aber einmal einer der Herrschaften aus Ministerkreisen oder ein Angehöriger der höheren Diplomatie zu bunt, dann treten „Gesundheitsrücksichten" ein. — Der Herr erhält einen „Tip", geht in „Urlaub" und die Steuerzahler greifen hübsch gehorsam in die Tasche, um einem Menschen einen unverdienten Gehalt zu zahlen, der von Rechts wegen zur Verantwortung gezogen gehörte. Das nennt man „Staatsraison". — Fürst Bismarck kannte zwar auch eine „Staatsraison", aber diese war anders beschaffen als die heutige. Jedermann weiß, daß er seinen Vetter Harry v. Arnim drei Monate ins Gefängnis brachte, als dieser in seiner Eigenschaft als Gesandter in Paris nicht ganz korrekt gehandelt hatte. — Was wäre wohl mit Herrn v. Hintze unter Bismarck geschehen? —

Leicht war es nicht, das Auswärtige Amt in Berlin — gelinde gesagt — von der „Unzulänglichkeit" des Deutschen Gesandten v. Hintze zu überzeugen. Es mußte erst ein gewaltiger Apparat in Bewegung gesetzt werden. Bismarck hätte Herrn v. Hintze wahrscheinlich kurzer Hand nach Berlin beordert, um Rechenschaft von ihm zu fordern. Herr v. Bethmann-Hollweg verschrieb dem Herrn Urlaub zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit.

Aber ehe wir Herrn v. Hintze abreisen lassen, wollen wir uns doch noch einmal mit seinem Wirken in Mexiko beschäftigen. Wir finden darin mancherlei interessante Einzelheiten, die den Zeitgenossen nicht vorenthalten werden sollten.

Nebenbei wollen wir bemerken, daß zu der Zeit, da die Ausländer in Mexico City sich auf Selbstverteidigung angewiesen sahen, eine Deutsche Gesandtschaft in Mexiko nicht existierte. Denn kein Deutscher fand beim Vertreter seines Vaterlandes Schutz oder Zuflucht. Die Amerikaner, Franzosen, Oestreicher, Schweizer usw. hatten es besser: denen öffneten sich die Tore ihrer Gesandtschaften. Interessanter ist uns eine andere Erscheinung. Dem Vorbilde großer Männer folgend, hatte auch Madero ein „schwarzes Kabinett" eingerichtet. An der Spitze

*) Die ausschließliche Verantwortung für diesen Artikel trägt der unterzeichnete amerikanische Schriftleiter, da der deutschländische Schriftleiter auf die Veröffentlichung dieses Aufsatzes keinen Einfluß hatte, auch die Veröffentlichung nicht verhindern konnte. Sollte Herr v. Hintze sich durch die Darlegungen beleidigt fühlen, so erbietet der Unterzeichnete sich, vor einem deutschländischen Gerichtshofe den Wahrheitsbeweis anzutreten. Dies bezieht sich auch auf den Anfang des Artikels im Juni-Heft dieser Zeitschrift.

Fred. R. Minuth.

dieser nützlichen Institution stand ein gewisser Sommerfeld, ein Erzhallunke und — leider Gottes — deutscher Reichsangehöriger. Leute deutscher Nationalität wie diesen Sommerfeld gibt es ja auch noch in anderen Ländern. Dafür kann man das deutsche Volk im allgemeinen wohl nicht verantwortlich machen, wennschon dieses Gelichter unserer Kulturarbeit sehr hinderlich ist und Wasser auf die Mühlen unserer Widersacher leitet. — So lange aber der Vertreter des Deutschen Reiches Menschen dieser Art ignoriert, was in der Regel geschieht, hat wenigstens das Ansehen des Reiches nicht zu leiden. Ausnahmen bestätigen die Regel. Eine solche Ausnahme bildet auch hier Herr v. Hintze. Unglaublich, aber wahr: — Herr v. Hintze, der die anständigen Deutschen Mexikos nicht schützen konnte oder wollte, hat diesem Spitzbuben nicht nur Schutz in der Deutschen Gesandtschaft gewährt, sondern ihn auch unter dem Schutze der deutschen Flagge aus Mexiko entführt, wo ihm der Prozeß wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder gemacht werden sollte.

Dieser Sommerfeld hatte die Aufgabe übernommen, Madero-Gegner zu denunzieren, falsche Zeugen zu stellen, die Denunzierten verhaften zu lassen und für das „Abtun" der Unglücklichen „zu sorgen". Auf Veranlassung dieses Hallunken wurden vierzehn Deutsche auf die Proscriptionsliste gesetzt, und etwa sechs waren verhaftet worden, ohne daß Herr von Hintze einen Finger gerührt hätte! — Maderos Fall war die Rettung dieser Vergewaltigten. Unter ihnen stand auch der Schriftleiter des „Wanderer" auf der Totenliste. Den Vorkämpfer im Covadonga = Falle, Sanitätsrat Dr. Pagenstecher, setzte man allein deshalb nicht auf die Liste, weil Dr. Pagenstecher mit dem damaligen Minister Lascurain befreundet war. Bei den innigen Beziehungen, die zwischen Sommerfeld und dem Gesandten von Hintze bestanden, erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß der Gesandte um diese Totenliste nicht gewußt hat, ebenso wenig konte er über die wahre Beschaffenheit des Charakters dieses Sommerfeld im Unklaren geblieben sein.

Die Regierung des Präsidenten Huerta erließ einen Haftbefehl gegen Sommerfeld wegen seiner Tätigkeit als Oberspitzel und wegen Unterschlagung von Staatsgeldern. Um sich der Prozessierung zu entziehen, flüchtete er auf die Deutsche Gesandtschaft und fand offene Tore. Und jetzt entdeckte auch Herr von Hintze sein Herz und seine Macht. Auf Betreiben der Deutschen Gesandtschaft stellte die mexikanische Regierung das Verfahren gegen Sommerfeld ein, forderte aber, daß er unverzüglich das Land verlasse.

Am 16. März d. J. verließen Herr v. Hintze und sein Freund Sommerfeld Mexiko auf Nimmerwiedersehen. —

Es ist ganz gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn politische Flüchtlinge den Schutz der Gesandtschaft ihres Vaterlandes genießen. Ja, wir möchten es einem Vertreter des Deutschen Reiches arg übelnehmen, wollte er einen solchen Schutz verweigern. Wenn der Vertreter des Deutschen Reiches aber Leute wie Sommerfeld unter den Schutz des Reiches stellt, so ist sein Verhalten eine Beschimpfung des Deutschen Reiches, ganz abgesehen von der würdelosen Intimität mit einem Spitzbuben. Ehe wir über den „Fall v. Hintze" zur Tagesordnung übergehen, sehen wir uns genötigt, die Begleitumstände des Abschiedes des Herrn von Hintze vom Deutschtum der Stadt Mexiko zu beleuchten; denn es ist dabei zu einer würdelosen Komödie gekommen, über die in Deutschland als Akt der Verehrung und der Dankbarkeit des Deutschtums in Mexiko berichtet worden ist und die wir im Interesse des Ansehens des Deutschen Reiches denn doch in Zukunft vermieden sehen möchten.

Als es in Mexico City ruchbar wurde, daß Herr von Hintze höheren Orts genötigt worden sei, „Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen", begann es sich im Lager der Freunde des Herrn Gesandten innerhalb der Deutschen Kolonie gar emsig zu regen. Die Deutsche Kolonie der Stadt Mexiko zählt etwa tausend männliche Mitglieder. Von diesen tausend kann man ohne allzu große Ueberschätzung etwa zwanzig Herren zu den Freunden des Herrn von Hintze rechnen. Diese zwanzig Herren brachten eine großartige Abschiedsfeier mit den üblichen Ovationen in Vorschlag. Anfangs zeigte sich zwar etwas Interesse dafür, bald aber ließ man die

Sache fallen, weil die Masse des Deutschtums in Mexico City für eine Ehrung des Herrn von Hintze nicht zu gewinnen war. Nun beschloß man die Ueberreichung einer künstlerisch ausgeführten Adresse und einer Reiterstatue in Bronze an den Herrn Gesandten, als Anspielung auf den „Ritter ohne Furcht und Tadel" von Hintze. Die Unterschriften für die Adresse an den Gesandten von Hintze wurden auf dem Wege des Zwanges „gesammelt", denn eine Adresse mit zwanzig Unterschriften wäre in diesem Falle der Gipfel allen unfreiwilligen Humors gewesen. Das sahen die Freunde des Herrn von Hintze ein. Weiter reichte ihre Einsicht nicht; sonst hätten sie sicher den Mißbrauch ihres Einflusses für eine verlorene Sache unterlassen.

Die Herren Prinzipale, die über zahlreiches deutsches Personal verfügten, legten also ihren Angestellten die Adresse zur Unterschrift vor.

Beim ersten Rennen soll dieZahl der Unterschriften ungewöhnlich klein gewesen sein. Die Adresse machte darum zum zweiten Male die Runde, — diesmal begleitet von nicht mißzuverstehenden Hinweisen. Wieder war das Ergebnis ein recht peinliches, für die Veranstalter sowohl wie für Herrn von Hintze. Die Adresse mußte zum dritten Male in Bewegung gesetzt werden. Und nun hieß es kategorisch: — Unterschrift oder Entlassung! — — —

Auf diese....Weise brachten die Freunde des Herrn von Hintze es bis auf beinahe dreihundert Unterschriften von etwa tausend intelligenten Männern. Auf den Inhalt der byzantinischen Adresse wollen wir lieber nicht eingehen. Es war ein Führungsattest für den Herrn Gesandten über seine Amtstätigkeit in Mexiko, — und zwar ein wissentlich unwahres Führungsattest.

Daß es Deutsche ohne Taktgefühl auch im Auslande gibt, ist eine bekannte Tatsache, und wird es wohl auch so bleiben. Aber wir brauchen uns angesichts der einer glücklichen Lösung entgegengehenden Kulturmission der Deutschen im Auslande darüber nicht sonderlich aufzuregen. Wenn jedoch ein Vertreter des Deutschen Reiches sich an derartigen Taktlosigkeiten beteiligt und eine unwürdige Komödie über sich ergehen läßt, so ist das tief beschämend für das Reich und seine Angehörigen, besonders für die im Auslande Wohnenden.

Herr v. Hintze nahm diese unter äußerstem Zwang ermöglichte Adresse und die von zehn Herren gestiftete Reiterstatue, als vom „Deutschtume Mexikos" stammend, entgegen. Und Herr von Hintze fand es auch nicht unter seiner Würde, in dem Dankschreiben, das er an die „Macher" richtete, von seiner „Rückkehr aus dem Urlaub" zu sprechen, obschon er ebenso genau wie jeder Deutsche in Mexiko wußte, daß er abgesägt sei und nicht wiederkommen würde! —

Ist das nicht ein lächerlich-dummes Possenspiel? — Wo soll da die Achtung vor den Vertretern des Deutschen Reiches im Auslande bleiben, wenn es solche Persönlichkeiten darunter gibt und wenn solche Dinge ungerügt bleiben? — Da liegt die Frage wohl nahe, ob wir Ausland-Deutschen, die wir beständig gegen ein fremdes Volkstum uns zu wehren haben, wenn wir unsere Volkheit bewahren wollen, uns einen solchen entwürdigenden, unsere Stellung schädigenden Schwindel gefallen lassen müssen, oder ob wir das Recht haben, vom Auswärtigen Amte zu verlangen, daß Leute wie von Hintze zurRechenschaft gezogen und Schritte getan werden, um ähnliche Ereignisse in Zukunft unmöglich zu machen? —

Wir glauben, daß wir ein Recht dazu haben; — wenn schließlich kein kodifiziertes, dann doch ein moralisches! —

Es soll verschmäht werden, diese übelriechende Sache durch Eingehen auf weitere Einzelheiten breit zu treten. Wir könnten in bezug auf die Amtsführung des Herrn von Hintze in Mexiko noch eine ganze Reihe von Tatsachen anführen, die eines Vertreters des Deutschen Reiches unwürdig sind. Wir halten vielmehr das Angeführte für überaus hinreichend, um eine Disziplinar-Untersuchung gegen Herrn von Hintze zu rechtfertigen. Und diese Disziplinar-Untersuchung erwarten wir. Wir erwarten sie im Interesse des Ansehens des Deutschen Reiches und wir erwarten sie im Interesse des Ausland-Deutschtums! — Wir geben uns der Hoffnung hin, daß das Auswärtige Amt in Berlin durch unverzügliches Handeln uns die Veröffentlichung unseres photographischen Beweismaterials erspart und Herrn Sanitätsrat Dr. Pagenstecher in

Mexico City, der durch Herrn von Hintze unter Mißbrauch seiner amtlichen Stellung in seiner persönlichen Ehre aufs tiefste verletzt worden ist, die ihm gebührende Rehabilitierung zuteil werden läßt.

Austin, Texas. Prof. Eugen Knapp.

Berichtigung: Im Juni-Heft, Seite 257, Spalte 2, Absatz 2, muß es heißen:

„Die Regelung der in Rede stehenden Entschädigungsfrage ist dann doch noch von der Madero-Regierung ohne weiteren Widerstand erledigt worden."

Anmerkung der Schriftleitung:

Diese Sache mit dem „Führungsattest" ist denn doch starker Tabak. Wir brauchen die Adresse gar nicht „Führungsattest" zu nennen. Sie bleibt trotzdem starker Tabak. — Was würde wohl Graf Bernstorff, der Deutsche Botschafter in Washington, dazu sagen, wenn z. B. der „Deutsch-Amerikanische National-Bund", der mit seinen 2,500,000 Mitgliedern denn doch eine ganz andere Körperschaft darstellt als die ganze, tausend Mann starke Deutsche Kolonie der Stadt Mexiko, auf die Kateridee kommen wollte, ihm zu bescheinigen, daß er sich dienstlich und gesellschaftlich tadellos geführt habe und daß der National-Bund ihm dafür seinen Dank ausspräche? — Graf Bernstorff würde sich eine solche Taktlosigkeit (die übrigens bei den leitenden Männern des National-Bundes vollkommen ausgeschlossen ist) energisch verbitten! — Wenn nun ein Vertreter des Deutschen Reiches solches über sich ergehen läßt, dann kann er entweder nicht ganz zurechnungsfähig sein oder er muß ein räudiges Gewissen haben.

Vor etwa 15 Jahren machte ich eine äußerst stürmische Fahrt über den Ozean, die des Sturmes wegen vierzehn Tage dauerte. Auf dieser Fahrt tat sich der Chef-Steward hauptsächlich bei der Fürsorge für die Kinder ganz besonders hervor. Am Tage vor der Landung berieten wir über eine Ehrung dieses Offiziers. Wir einigten uns auf ein Anerkennungsschreiben. Ich wurde mit der Abfassung desselben beauftragt. Während ich das Konzept entwarf, trat der Mann an mich heran und sagte: „Ich habe erfahren, die Passagiere wollen mir ihre Anerkennung für meine während des Sturmes geleisteten Dienste schriftlich aussprechen. Ich bitte Sie aufrichtig, dies zu verhindern. Es war meine Pflicht, stets auf dem Posten zu sein. Dafür werde ich von der Gesellschaft bezahlt. Ich habe nichts als meine Pflicht getan und eine besondere Anerkennung würde mich beschämen." Dann reichte er mir die Hand und bat mich nochmals, dies den Passagieren mitteilen zu wollen.

Ich bin der Ansicht, daß Herr von Hintze, der Admiral ist, von diesem Schiffs-Steward lernen könnte. Fred. R. Minuth.



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

VI.

Ferdinand H. Lohmann.



Heute will ich von einem eigenartig lieben Menschen erzählen, einem Manne, dem das Schicksal an Arbeit, Kummer, Entbehrungen, Krankheit reichlich gab, während es ihm die Freuden kärglich bemaß, und er sich dadurch doch nicht verbittern ließ, der sein langes Leben hindurch wie ein Idealist wirkte und wie ein Weltweiser lebte.

Dieser Mann ist Ferdinand H. Lohmann, in einem weiteren Kreise als Dichter, in einem engeren seit dreiundvierzig Jahren als Lehrer bekannt. Mit Bienenfleiß hat Lohmann unermüdlich für die Erhaltung und Verbreitung des deutschen Gedankens in Amerika gewirkt und keine Opfer an Zeit und Geld waren ihm, der seit dreiundvierzig Jahren als Landschulmeister ein Durchschnittsgehalt von 436 — vierhundertsechsunddreißig — Dollars im Jahre bezog, zu schwer, um den Stammesgenossen das Evangelium des Deutschtums zu predigen. Man muß Männer, wie Lohmann, und ihr Wirken kennen gelernt haben, um die beschämende Größe der Gedankenlosigkeit der Menge und das berechnende Pharisäertum einzelner Satter, Fettgefressener richtig beurteilen zu können. — Seitdem verstehe ich mancherlei Erscheinungen auf diesem Gebiete, die mir lange unverständlich waren...., — verstehe jenen Mann, den ich vor beinahe sechsundzwanzig Jahren, dem Verhungern nahe, auf dem Broadway in New York vergeblich um eine Mahlzeit ansprach. — — Stumpf an Leib und Seele schritt ich dahin. Vor mir gingen zwei elegant gekleidete Herren, die ich ihrer Erscheinung nach für Deutsche hielt. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, doch schien es mir Englisch zu sein. Plötzlich blieben beide vor dem Eingang eines vornehmen Officegebäudes stehen. Der eine, im Begriff einzutreten, reichte dem anderen die Hand und sagte: „Also dann bleibt es dabei!" Ein eigenartig wonniges, erlösendes Gefühl kam über mich bei diesen Lauten. Als der andere weiterging, trat ich, höflich grüßend, an seine Seite, sagte ihm, daß ich sehr kurze Zeit im Lande sei und mich in der größten Not befände, bat ihn um eine Mahlzeit und — wenn irgend möglich — um Beschäftigung. Da antwortete der Mann mir in Englisch. Was er sagte, verstand ich nicht. Eins aber fuhr mir mit Blitzesschnelle durchs Hirn: dieser elegante Mensch mußte ein erbämlicher Wicht sein. In dieser Erkenntnis blieb ich mit meinem Hunger und einer unsäglich großen Verachtung unwillkürlich stehen, während der andere seines Weges ging. — Auch ich ging bald weiter. Unsere Wege haben sich später aber noch öfter gekreuzt; ich erfuhr den Namen dieses Mannes und etwa zwanzig Jahre später bewirtete er mich in einem teuren Restaurant des Ostens; dabei tranken wir Weine, von denen die Flasche fünf Dollars kostete.... Damals war ich aber nicht dem Verhungern nahe und der Kleidung nach glich ich auch nicht mehr einem Verlassenen.

Ich habe dieses Erlebnis hier eingefügt, weil es typisch ist für ein gewisses Deutschtum dieses Landes und weil wir auf allen Gebieten unserer Betätigung eng verwandten Erscheinungen begegnen.

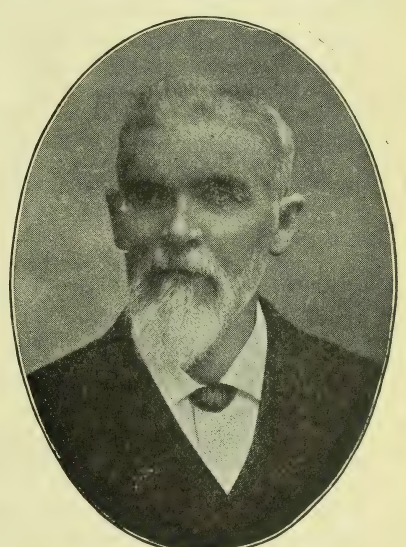
Auch der in Einfachheit und Natürlichkeit dahinlebende Lohmann hat ganz ähnliches erfahren müssen. Lohmann hat sich, abgesehen von einem ihm qualvoll gewordenen Jahre der Lehrtätigkeit in Chicago, nie von der ihm lieb, ja unentbehrlich gewordenen idyllischen Ruhe des Landlebens zu trennen vermocht. Dies verzieh ihm die Welt, die durch den Schein betrogen werden will, aber nicht: sie kaufte Talmi und wies das Gold des Landschulmeisters beharrlich zurück. So geschah es, daß Lohmann Hunderte von Dollars sich am Munde absparte, um die Druckkosten seiner Werke zu bestreiten. Und die gedankenlose Menge bereitete ihm Enttäuschung auf Enttäuschung. Das unter Mühen und Entbeh-

rungen ersparte Geld war in Geistesgold umgemünzt worden, — aber unsere Deutschen hatten keinen Sinn dafür. Was Lohmann von seinen 436 Dollars Jahresgehalt für die Drucklegung seiner Werke erhungert hatte, war verlorenes Kapital.... Geistesgold hatte keinen Kurs mehr, nicht einmal bei den Deutschen. — Aber nicht nur das Deutschtum Amerikas hat diesen Mann schlecht behandelt, auch die Presse ist ihm verhältnismäßig nur selten gerecht geworden. Für Leute, welche durch ihr oft zweifelhaftes Fabrikat Millionen über Millionen aus dem Volke herausholten und dann gelegentlich ein paar Zehntausender öffentlichen Zwecken zuwandten, erfand die Presse Wortungeheuer, wie „Brauerfürsten" und ähnlichen nach Byzanz stinkenden Unsinn; aber für einen Edeling des Geistes und des Herzens hat sie noch kein Schlagwort erfunden.— Im Grunde wollen wir dafür dankbar sein. —

Ferdinand H. Lohmann wurde am 20. November 1848 als Sohn eines in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Buchhändlers zu Eckernförde in Schleswig geboren. Im Jahre 1857 wanderten Lohmanns Eltern nach Amerika aus. Ferdinand war damals etwas über acht Jahre alt und hatte kaum anderthalb Jahre Schulunterricht genossen. Auf dieser schwachen Grundlage hat der Junge und später der Mann in unstillbarem Wissensdurste unter den schwierigsten Verhältnissen autodidaktisch weiter gebaut, und das, was er erreichte, muß jeden Urteilsfähigen mit Staunen erfüllen.

Lohmanns Eltern ließen sich in Boerne, Texas, nieder. Da die Leute mittellos waren, mußten alle in der Familie die Hände regen. Auch Ferdinand, kaum neun Jahre alt, mußte mit dem Vater zur Arbeit gehen und verdiente pro Tag 25 Cents. Im Alter von elf Jahren verdang ihn der Vater bei einem Farmer und Viehzüchter in Monatslohn. Hier blieb Ferdinand viereinhalb Jahre. Unterdessen hatte es der Vater durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem eigenen Farmhof gebracht. Ferdinand kehrte ins Elternhaus zurück und half seinem Vater. Aber die Feldarbeit befriedigte den geistig regen jungen Menschen auf die Dauer nicht. Sein Sehnen war auf das Erforschen und Erkennen des Weltgeschehens gerichtet. Als der gerade Weg zu diesem Ziele erschien ihm das Lehrfach. Im Herbst 1869 beschloß er, Lehrer zu werden.—

Dies war angesichts der ihn umgebenden Verhältnisse ein kühner Entschluß, der wohl auch nur auf amerikanischem Boden geboren werden konnte. Lohmann hatte in Amerika fast keinen Schulunterricht gehabt und mit seiner Kenntnis der englischen Sprache sah es traurig aus. Aber wer die Energie eines Niedersachsen kennt, wird sich nicht wundern, daß Lohmann trotz der sich türmenden Hindernisse an seinem Entschluß festhielt. Und als das Merkwürdigste an dem ganzen Ereignis muß wohl die Schnelligkeit



Ferdinand H. Lohmann.

bezeichnet werden, mit welcher die Umwandlung des Farmerburschen in den Lehrer trotz des Mangels an Lehrmitteln und eines geordneten Unterrichts sich vollzog. Der Werdegang dieses Mannes scheint einzig dazustehen, und neben der Tragik dieses Ringens begegnen wir oft einem überwältigenden Humor. So schreibt Lohmann z. B. einem Freunde über seine Jugend: „Bücher, aus denen ich Kenntnisse schöpfen konnte, waren mir unbekannt. Rechnen lernte ich aus

Kroymanns Rechenbuch, das ein Vetter von mir vor dreißig Jahren in einer deutschen Kaufmannsschule benutzt hatte. Von einem Herrn, der fünfzehn Meilen von Boerne wohnte, erhielt ich Ungewitters Staatenkunde. Das Buch stammte aus dem Anfang der vierziger Jahre. Aus diesem Buche schöpfte ich mein geographisches und geschichtliches Wissen. Da ich meiner Unkenntnis des Englischen wegen nur erwarten konnte, in einer deutschen Ansiedelung eine Stelle als Lehrer zu finden, ritt ich mehrere Monate lang jeden Samstag nach dem zwölf Meilen entfernten Leon Springs, wo Herr F. L. Töpperwein mich nachmittags in deutscher Sprache und im Aufsatz unterrichtete. Dieser treffliche Mann war in Deutschland erster Lehrer an der höheren Mädchenschule in Neu-Ruppin gewesen. Freigeistiger Ansichten wegen verlor er seine Stelle. An diesem Manne fand ich einen verständnisvollen Führer und Freund. — Im Oktober 1870 erhielt ich eine Stelle als Lehrer an einer deutschen Landschule in Gillespie County, fünf Meilen von Friedrichsburg entfernt. Von meiner Schule aus wanderte ich jeden Samstag und Sonntag zu Fuß nach Friedrichsburg zu einem Lehrer, der mich im Englischen unterrichtete. An jedem der zwei Tage mußte ich ihm drei bis vier Stunden vorlesen, wodurch ich die Aussprache lernte. Mit der englischen Rechtschreibung machte ich mich vertraut, indem ich das Gelesene aus dem Gedächtnis niederschrieb."

In einem anderen Briefe heißt es: „Ersparnisse kann ein Lehrer bei dem niedrigen Gehalte natürlich nicht machen. Besonders da bei den meisten Schulen nicht einmal eine Lehrerwohnung vorhanden ist. In den ersten zwei Jahren meiner Lehrtätigkeit habe ich anderthalb Jahre vergeblich auf Gehalt gewartet und als ich nicht länger warten konnte, verkaufte ich die Anerkenntnisse des Schulvorstandes an eine Bank mit Verlust von 40 Cents am Dollar...." Und dennoch hat dieser Mann Hunderte von Dollars erspart, richtiger wohl: erhungert, um die Drucklegung seiner Werke zu ermöglichen.

Lohmann ist Mitglied des „Deutsch-Amerikanischen Lehrer-Bundes" seit seiner Gründung. Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde Lohmann zum Hilfsredakteur des Bundesorgans ernannt. Bei einem Preisausschreiben des „Deutsch-Amerikanischen Lehrer-Bundes" erhielt Lohmann einen ersten und einen zweiten Preis. Von Lohmanns Werken, die in Buchform erschienen, sind besonders hervorzuheben: „Die deutsche Sprache", "Adolf Diesterweg, Gleanings from his Writings", ferner: "To my Darling and other Poems". In diesem Bande bringt Lohmann Uebersetzungen der besten deutschen Dichter in englischer Sprache. Seine letzte Veröffentlichung ist ein Band Gedichte unter dem Titel „Texas-Blüten". Der nach dem Schema urteilende Kritiker findet an diesen Gedichten wahrscheinlich manches auszusetzen; daß ihnen tiefe Gedanken und Schönheit des Ausdrucks mangelt, wird er aber wohl nicht behaupten wollen. Und d a r a u f kommt es doch nur an. Kann man einen Gedanken über „die deutsche Sprache" schöner ausdrücken, als es Lohmann in seinem Gedichte tut:

„Was je ein Mensch noch hat ersonnen
In seiner Leiden tiefster Nacht,
Was je in seinen höchsten Wonnen
Ein Mensch hat seinem Gott gebracht:
Du sprichst es aus, du leihst d e m Worte,
Was in dem Herzen tost und sprüht,
Wenn stürmisch in der Seele Pforte
Die Trauer weint, die Freude glüht.

Außer den Buchwerken hat Lohmann eine große Anzahl von Novellen und Essays in deutscher und englischer Sprache veröffentlicht. Auf Veranlassung seitens einer Bibliotheken-Kommission stellte Lohmann unter Opferung von $300.00 eine umfassende, für die deutsch-amerikanische Jugend bestimmte, nach Altersstufen geordnete Bücherliste zusammen. Als die Arbeit fertig war, entstanden Meinungsverschiedenheiten in der Kommission, hervorgegangen aus persönlichen Gegensätzen zwischen den einzelnen Mitgliedern. Als Ergebnis ging aus diesem Streit die Ablehnung der Arbeit Lohmanns hervor. Das war nun geradezu eine Vergewaltigung; denn die Arbeit war beordert worden. — Klagen mochte Lohmann nicht, auch fehlte ihm das Geld zum Klagen. — So hatte er eine bedeutende Arbeit ausgeführt und dazu dreihundert Dollars zugesetzt — alles nutzlos, — nur weil ein paar Banausen sich zankten....Und dies Opfer bei

einem Jahresgehalt von $436!! — Kann man da noch von Anstand sprechen? —

Heute hat er unentwegte Vorkämpfer für veredeltes Deutschtum ein Alter von fünfundsechzig Jahren erreicht. Alles, was er von seinem Einkommen sich abzudarben vermochte, opferte er der deutschen Sache, und so ist der Lehrerveteran, der sich in Ehren einen Ruhesitz verdient hat, noch immer auf Erwerb angewiesen. — Und die Kräfte schwinden, — die Gesundheit ist schwer angegriffen, — ein Herzleiden hemmt oft ernstlich die Tätigkeit dieses ewig rastlosen Mannes. —

Kaiser Wilhelm II. hat während seiner Regierung mehreren verdienten Dichtern eine Ehrenpension ausgesetzt. Das Volk der Vereinigten Staaten, das sich bei jeder Gelegenheit auf seine Souveränität beruft, hätte hier die vornehmste Gelegenheit, seine Souveränität durch einen königlichen Akt auch einmal zu betätigen. Dafür hat man in den Vereinigten Staaten von Dollarika wohl aber kein Verständnis. Im Geiste höre ich mich von unseren „Lebenspraktikern" der einfachen Andeutung wegen schon als Narren verlachen. — Ach! — das Hohnlachen dieser Herrschaften tut mir wohl! —

Aber an das vornehme Deutschtum Amerikas möchte ich die herzliche Bitte richten, den Lebensabend dieses edlen Kämpfers für deutsche Ideale ein wenig freundlicher zu gestalten durch Bestellung der Werke dieses Mannes.*) Ferdinand Lohmann hat monatelang bis zum Schulschluß unter Qualen unterrichtet. Der Mann ist ernstlich krank. Er bedarf dauernder Ruhe. An die Millionäre deutschen Stammes in Amerika wende ich mich nicht. Diese Leute haben ihr Deutschtum vergessen. Sie besinnen sich nur gelegentlich darauf, wenn eine tüchtige Zeitungsreklame die etwa geopferten Zechinen mit Zins und Zinseszins wieder einzubringen verspricht. Nein, — ich wende mich an alle diejenigen, die einst am eigenen Leibe erfahren haben, wie dem Kranken, dem Bekümmerten ums Herz ist, wenn's anfängt, dunkel zu werden und in den Heimen die Lichter aufblinken, während man allein dasteht und keines der Lichter uns winkt, — allein, ohne Heimstatt. — Solch ein Einsamer ist Ferdinand Lohmann, — er hat weder Heimstatt noch Weib oder Kind. —

Die Herzen auf, Freunde! — Kauft Lohmanns Bücher; — ein Geschenk nimmt dieser Mann nicht an! —

Fred. R. Minuth.

*) Alle Bücher Ferdinand H. Lohmanns sind vom Verfasser zu beziehen und kosten per Band einen Dollar. Die Adresse lautet: Box 102, Boerne, Texas. Die Bücher sind gebunden. Nur „Die deutsche Sprache", eine kleinere Schrift, die 30 Cents bei freier Zusendung kostet, ist geheftet.

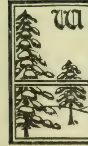


Der Kaiser und die Deutschen.*)

1.

Einleitung.

Im Dienst der Menschheit
Für Deutschlands Wohlfahrt!



Wann wird die weltgeschichtliche Stunde kommen, wo die Stimmen des deutschen Volkes das Ohr des Kaisers erreichen und der Erste der Deutschen sich der großen Aufgabe bewußt werden wird, welche die Menschheitsentwicklung gerade Ihm gestellt? Er ist in eine Zeit hineingeboren, die Ihm die Durchführung einer Aufgabe vorbehalten hat, so groß und erhaben, wie sie an keinen Fürsten je zuvor herantrat. Zu keiner Zeit verfügte die Menschheit über so große Mittel des Wissens und Kön-

*) An Stelle des angekündigten Themas: „Der Kaiser und die Nichtamerikaner" wählten wir vorerst das Thema: „Der Kaiser und die Deutschen".
Die Schriftleitung.

nens; es kommt also nur auf das Wollen an. Wird Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Volke im eigenen Reiche, den Stammesangehörigen in fremden Ländern und damit allen Völkern der Erde die von ihm allein ausführbare Großtat leisten und ein Erlöser der Menschheit von alter Schuld und Sünde, von Not und Gebrechen werden?

Man erzählt aus der Jugendzeit des Deutschen Kaisers, wie er ein Anhänger aller modernen Ueberzeugungen und Ideen war und ihm besonders die materielle und moralische Entwicklung der unteren Klassen am Herzen lag. Mancherlei persönliche Züge bekunden seine gute Absicht zu helfen, wollte Er doch die Deutschen einst zu Großem führen! Begabung und Macht, die höchste Gewalt im Reiche, sind auf seiner Seite, und doch fehlt es in einem Punkte: seine Räte beherrschen nicht das Wissen der Zeit! So verliefen des Kaisers gutgemeinte Reformbestrebungen im Sande, und sein Denken scheint eine andere Richtung genommen zu haben. Zwar hat Wilhelm II. in seiner Königsberger Rede vor etwa sechzehn Jahren vernehmlich ausgesprochen, daß jedem im Volke sein Ohr gehöre, und an eines Kaisers Rede soll man nicht tüfteln und deuteln; auch betonten einst in Koblenz gesprochene Worte, wie sehr er sich der gewaltigen Verantwortung bewußt sei, die ihm sein Amt vor allen anderen im Volke auferlegt; aber mit diesen Worten steht nicht in Einklang, daß denen im Volke, die die richtige Antwort auf die große Frage der Gegenwart wissen und sie dem Könige vortragen wollen, das Ohr des Königs und Kaisers trotz der Königsberger Versicherung nicht zugänglich ist, und es ist dem Volke fast unmöglich geworden, zu beruteilen, was es von seinem Fürsten zu gewärtigen hat. Soll der Fürst dem Volke die Treue bewahren können, so genügt aber nicht sein pflichttreues, natürliches Wollen; er muß auch aufs beste unterrichtet sein über das, was des Volkes Seele bewegt und über die Forderungen, die die Gegenwart an ein Kulturvolk stellt, das auf sozialem Gebiet die Führung der Völker zu übernehmen berufen ist. Kaiser Wilhelm II. ist nicht richtig unterrichtet und steht vor der Gefahr, sich dem Volke zu entfremden. Auch Friedrich Wilhelm IV. war eine bedeutende Persönlichkeit, aber er verstand seine Zeit nicht. Gott verhüte, daß wir etwas Aehnliches erleben wie vor 65 Jahren! Harte und gefährliche Worte werden als Aussprüche des Kaisers durch die Zeitungen verbreitet, und durch schwere Ahndung jeder unvorsichtigen Kritik wird dem Volk der Mund verbunden. Das mag vom Kaiser nicht gewollt sein, der einst wünschte, daß das Volk sich doch ermannen möchte, und unmöglich wird gerade Er die ehrlichen, wenn auch in der Form vielleicht fehlenden Männer zu Boden werfen wollen, aber in seinem Namen und unter seiner Verantwortlichkeit wird dies für das Verhältnis zwischen Volk und Fürst verhängnisvolle System geübt. Soll die bereits bestehende Kluft nicht breiter und breiter und schließlich unüberbrückbar werden, so muß ein offenes deutsches Wort in Treue zum Kaiser gesagt werden. Aufrichtigen Patrioten blutet das Herz zu sehen, wie der Kaiser über die Verstimmung im Volke nicht richtig unterrichtet ist und nicht weiß, daß weder Gerechtigkeit noch Gesetzlichkeit unter seiner Regierung immer gewahrt werden, noch überhaupt auf dem bisherigen Wege der Staat zu einer in allen Teilen sittlichen Gemeinschaft werden kann, daß hier noch geradezu barbarische, unserer Zeit unwürdige Zustände zu überwinden sind. Der Beweis hierfür ist unschwer zu erbringen und die Wahrheit muß an höchster Stelle bekannt werden, wenn Deutschland einer großen und glücklichen Zukunft entgegengehen soll.

Nehmen wir beispielsweise den im Reichsanzeiger veröffentlichten Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler anläßlich seines Geburtstages im Jahre 1898, von dem wir sicher sein können, daß er mit dem Denken und Wollen des Kaisers übereinstimmt. Er lautet:

„Mit herzlicher Freude habe Ich es auch bei der diesjährigen Wiederkehr Meines Geburtstages erfahren dürfen, wie festlich dieser Tag im ganzen Reiche und weit über seine Grenzen hinaus begangen ist und welche treuen Wünsche

und Fürbitten Mich in das neue Lebensjahr geleitet haben. Eine große Anzahl von schriftlichen und telegraphischen Kundgebungen gab Mir ein beredtes Zeugnis davon, daß das Band, welches Mich mit dem deutschen Volke verbindet, auf treuer Anhänglichkeit und zuversichtlichem Vertrauen gegründet ist. Ich habe aus den begeisterten Huldigungen aber auch mit Befriedigung ersehen, welch freudigen Wiederhall die jüngsten Erfolge unserer Bemühungen, den deutschen Interessen auch im Auslande einen ausreichenden Schutz und eine gesunde Weiterentwicklung zu sichern, in den Herzen aller Patrioten, besonders auch bei den fern vom Vaterland lebenden Deutschen gefunden haben. Mein Sinnen und Denken wird im Aufblick zu Gott dem Herrn auch ferner darauf gerichtet sein, die Sicherheit und die Wohlfahrt des Reiches zu fördern und zu heben. Von dem Wunsche beseelt, allen, welche Mich an Meinem Geburtstage durch freundliche Wünsche und sonstige Aufmerksamkeiten erfreut haben, Meinen wärmsten Dank zu erkennen zu geben, ersuche ich Sie, diesen Erlaß alsbald zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, Schloß, den 31. Januar 1898.

(gez.) Wilhelm, I. R."

Daß eine treue Anhänglichkeit im allgemeinen beim deutschen Volke an seine Fürsten und insbesondere an die mit der Kaiserwürde belehnten Hohenzollern besteht, darf wohl als richtig gelten. Von einem zuversichtlichen Vertrauen konnte aber schon damals in sehr weiten Kreisen nicht gesprochen werden. Mögen diejenigen noch so zahlreich sein, die dem Kaiser bei seinem Geburtstage oder bei sonstigen Anläßen Huldigungen darbringen, und mögen sie alle ohne eigene Sonderinteressen sich vordrängen oder auch als Repräsentanten von Gruppen anzusehen sein, wie viele sind sie denn gegenüber den Millionen des Volks? Durch ihre Kundgebungen wird die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß in den weitesten Kreisen eine starke Hoffnungslosigkeit besteht. Es bedarf ja nur einer Durchsicht der Stimmungsbilder in den Zeitungen; es nützt nichts, die Augen vor Tatsachen zu verschließen. Wäre es selbst nur die Sozialdemokratie, die kein Vertrauen zum Kaiser hat, so wären das schon sicherlich viel zu viele im Volk.

Kein mit den Verhältnissen Vertrauter zweifelt daran, daß die Sozialdemokratie niemals den heutigen Umfang erreicht haben würde, wenn die Regierungen sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt und die Lösung der sozialen Frage selbst in die Hand genommen hätten. Können denn die unteren Schichten dafür, daß die oberen es nicht besser verstanden haben, sie zu erziehen, aufzuklären und zu befriedigen. Man regiere richtig und wir haben keine Sozialdemokratie! Letztere ist nur ein Spiegelbild der nach dieser Richtung hin bestehenden Leistungsunfähigkeit der Regierungen. In unserer konfusen Zeit gibt es keine beißendere Ironie auf ihre Unzulänglichkeit als den Ansturm der Frauen, die von Natur auf den Schutz der Männer angewiesen sind, auf die politische Mitregierung und das Drängen nach Gleichheit bei den Frauen und Sozialdemokraten. Jeder Einsichtige wird dafür eintreten, daß die Frauen eine wesentlich bessere und vernünftigere Stellung erhalten müssen und daß allen im Volke eine menschenwürdige Existenz ermöglicht werde, aber so, wie die Dinge nun einmal historisch geworden sind, durch Massenabstimmungen über das Wohl des Volkes entscheiden zu lassen, das wäre der schlimmste und letzte Fehler, den die deutschländischen Regierungen machen könnten, denn dann hätte man in Deutschland sehr bald die Anarchie, und zwar nicht eine Edelanarchie, die manche Ethiker für möglich halten. Was wir brauchen, ist nicht eine Feudal- und Geldaristokratie, sondern eine Geistesaristokratie. Würde eine vernünftige Politik der Wohlfahrt des Volkes betrieben, die Arbeiter würden zu Hause bei ihren Frauen und Kindern bleiben und nicht so viel in die Versammlungen laufen. Aus der jetzigen Ratlosigkeit müssen die leitenden Kreise endlich heraus; sie sind unter allen Umständen verpflichtet, Besseres zu bieten, als die Versammlungsredner in der Regel leisten.

Wenn der Regierung Achtung und Vertrauen entgegengebracht werden soll, dann muß sie auch danach sein! Man kann es namentlich den unteren Schichten nicht verdenken, wenn sie kein Vertrauen zu der heutigen Regierung haben. Mit

dieser Ansicht stehe ich gewiß nicht allein. Sollen wir nun die Schuldfrage aufwerfen? Ist es nicht im letzten Grunde des Volkes eigene Schuld, weil es die heillosen Zustände sich gefallen läßt und die richtigen Wege nicht findet, sich eine andere und bessere Regierung zu schaffen? Aber kommen wir da nicht schließlich auf den Herrgott, der die Menschen nicht besser geschaffen und ihre Regierungen ohne Erleuchtung ließ? Kann man denn wirklich von einer Schuld der unteren und mittleren Schichten, die man so gewöhnlich das Volk nennt, sprechen? Die Menge verhält sich wie Kinder, und kann man von Kindern verlangen, daß sie die Wege wissen? Nein, die Schuld liegt zweifellos an den leitenden Kreisen, die die richtige Einsicht haben könnten und die keine Berechtigung für ihre privilegierte Stellung besitzen, wenn sie nicht der Gesamtheit zu dienen verstehen. Von dem um sein täglich Brot ringenden Volke ist nicht zu verlangen, daß es auch die Höhen des Wissens erklimme, wohl aber von allen denjenigen, die von amtswegen oder aus eigener Wahl sich an der Regierung und Volkserziehung beteiligen. Ganz gewiß trifft auch dort keinen einzelnen die Schuld, sondern alle sind mehr oder weniger beeinflußt durch die Vorurteile der Zeit; nur sehr wenigen gelingt es, sich über diese zu erheben. Nicht böser Wille, sondern das böse Nichtwissen trägt die Schuld. Für Spezialangelegenheiten haben wir nicht selten die bestunterrichteten und allermeist pflichttreuesten Beamten, aber bezüglich ihrer Gesamtleistung in den großen allgemeinen Volks- und Menschheitsfragen sieht es ganz unglaublich trostlos aus. Mancher preußische Kultusminister hat sich schlimme Dinge sagen lassen müssen, und doch sind wohl alle von den besten Absichten beseelt gewesen und haben sich auch manches Verdienst erworben. Aber an der obersten Stätte des deutschländischen Bildungswesens herrscht eine unheilvolle Unausgeglichenheit von Gegensätzen. In staatlichem Auftrage werden auf den Hochschulen moderne, unsere Weltanschauung in bedeutungsvollster Weise beeinflussende Ergebnisse der Naturforschung gelehrt, und doch verlangt man von den Theologen und Juristen, die für die Staatsämter an den Universitäten sich ausbilden und die später so unmittelbar in das Leben des Volkes eingreifen, so gut wie gar keinen Ausweis von Kenntnissen der Vorgänge und Gesetze des organischen und des menschlichen Lebens. Die Geistlichkeit schleudert fortgesetzt ihr Anathema gegen die Naturwissenschaften, auf denen doch unsere ganze hochentwickelte Technik und die private und öffentliche Hygiene beruhen, da sie es nicht versteht, die ethischen Lehren aus Ergebnissen der Naturforschung zu ziehen. So bringt der Staat durch seine eigenen Institutionen Verwirrung in das sittliche Denken des Volkes und verliert dabei selbst seine sittliche Autorität. Obwohl die Verfassung jedem, auch dem staatlich beamteten Bürger die Freiheit in der Vertretung seiner Ueberzeugungen zu wahren verspricht, so wird diese Freiheit doch in schlimmster Weise unterbunden, sodaß wenige Beamte den Mut finden, ihre, dem Kirchentum widerstreitende Meinung öffentlich zu bekunden. Täten sie es, so würde freilich nur offenbar, was jedermann in Deutschland weiß, daß die dortige gebildete Welt fast durchweg das staatlich aufrecht erhaltene Kirchentum als überlebt erachtet. Wie ein Alp lastet dieses Kirchentum auf dem deutschländischen Erziehungswesen, hemmt es in unerträglicher Weise und verbaut der Volksveredelung die Wege. Die Kinder zwingt man zu der verruchten Begriffsverwirrung von ihrer Sündenlast und anderem heillosen Unsinn, der ihre Menschenwürde im Keime zu ersticken geeignet ist. Das deutschländische Erziehungswesen, auf das man einst so stolz war, ist ein Verbildungswesen geworden und widerspricht dem Wissen unserer Zeit. Und allen Diesem stehen Männer der Regierung und selbst der Fürst trotz der ihnen vom Volke gewährleisteten Macht hilflos gegenüber. Wo soll da die Liebe und die Achtung für staatliche Einrichtungen kommen? Die aufwachsende Jugend wird es bald nicht mehr verstehen, daß ihre Väter monarchisch gesinnt waren. Das schlimmste Banditentum treibt im Handel sein Handwerk und Wilhelm II. fährt nicht mit gepanzerter Faust dazwischen, ja er kann

es nicht einmal, weil eine rückständige Gesetzesgerechtigkeit, ein Recht, das geschickten Wegelagerern ermöglicht, das Volk auf den Straßen zu plündern und zu betrügen, ein geschriebenes Recht, ein Stück Papier, ihn daran hindert. Kein Wort ist zu scharf, um die Gewissenlosigkeit zu kennzeichnen, die die deutschländische Gesetzesgerechtigkeit hat aufkommen lassen. Dem entsprechend sind denn auch die schmachvollsten Zustände groß geworden: Schwindel und Schmutz beflecken das öffentliche Leben. Und der Kaiser will doch, daß es anders werde. Hat denn der Kaiser keine Macht? Das untere Volk begreift das einfach nicht. Sollen diese Scheußlichkeiten unabänderlich sein? Soll das Volk sich mit diesem unseligen Wahne zufrieden geben? Deutscher Glaube, deutsches Hoffen hat sich wahrlich noch stets anders betätigt! Zwar brauchen wir noch lange nicht zu fürchten, daß wir an die Grenzen kommen, wo dem menschlichen Vermögen, bessere Zustände zu schaffen, eine Schranke gezogen ist. Aber ich sehe auch keine Taten. — —

Jene Machtlosigkeit, die Dinge des Lebens zu ordnen, ist der Ausfluß einer Gedankenwelt, die nicht mitgewachsen ist mit den großen Fortschritten unseres neuzeitlichen Naturerkennens. Auf dieser Grundlage ist die alte Weltanschauung nicht mehr haltbar, und so ist ein klaffender Widerspruch entstanden zwischen dem geschriebenen Recht der alten Zeit und dem Rechtsbewußtsein eines neuen Denkens, das keine Staatsgewalt aufzuhalten die Macht hat. Wo aber Wissen und Gerechtigkeit fehlt, da fehlt auch die Macht, das Leben des Volkes zu ändern; da lassen sich wohl Truppen von Soldaten und Polizisten in Bewegung setzen, aber nicht moralische Schäden beseitigen. So ist die äußere Staatsordnung in Wahrheit eine Unordnung, und eine Verfassung, die dies zur Folge hat, sollte geändert werden. Auf ein Blatt Papier läßt sich auch ein anderer Inhalt schreiben, wenn nur der schöpferische Geist da ist. Dieser kann nur ein christlicher und ein deutscher sein, niemals ein jüdischer noch ein römischer! Und hier nun liegt der Angelpunkt der großen, unsere Zeit bewegenden Frage. Unser Wissen und unsere Gesetzgebung ist um der Menschen willen da; das ist die Forderung, die auch Jesus einst an die Machthaber richtete, deretwegen er die Wechslertische umstieß und die Priester mit Hohn überschüttete, deretwegen er sich selbst opfernd in den Tod ging.

Steht es heute in Deutschland anders mit den berufenen Führern des Volkes, den Geistlichen und den Männern der Wissenschaft, insbesondere der Rechtsgelehrsamkeit? Noch immer verdirbt man mit Dogmen und falsch behandelten biblischen Geschichten das naturgemäße Denken und Fühlen der Kinder und läßt ihre menschlich guten Eigenschaften sich nicht entwickeln, da man ihnen die Originalität raubt und ihre Persönlichkeit unterdrückt. Nicht freie Männer, sondern Knechte erzieht jenes System. Wenige nur haben Stärke und Charakter genug, um sich so nicht erziehen zu lassen und trotz der Erziehungsvergewaltigung ihr Selbst zu bewahren. Wo Gefängnisse und Zuchthäuser in steter Zunahme begriffen sind, da muß ein Erziehungswesen herrschen, das in Wahrheit keins ist, und da gibt es auch kein lebendiges Christentum.

Vor einer Reihe von Jahren traten in Deutschland Männer in einer freien kirchlich-sozialen Konferenz zusammen, um über Bibel und Naturwissenschaft, über Bibel und moderne Bildung u. a. zu sprechen. Das war an sich erfreulich. Aber erschreckt durch falsche Anwendungen naturwissenschaftlicher Gedanken seitens Unberufener ahnt die Geistlichkeit noch gar nicht, daß die von der Naturerforschung erkannte biologische Entwicklungslehre und die Lehre Jesu Christi, daß wir vollkommen sein sollen, aufs engste mit einander verknüpft sind, und daß das Christentum in Wahrheit die auf den Menschen angewandte Entwicklungslehre ist.

Noch besteht der Zustand in höchster Blüte, daß die geistige Nahrung, die dem Volke tagtäglich durch seine Presse und Schaubühnen zugeführt wird, von kapitalistischen Unternehmungen zubereitet wird, um das Volk in Blindheit zu halten und für Sonderzwecke auszunützen. Diese fürchterliche Macht der Presse und des Kapitals

verwüstet und vergiftet das Denken des Volkes schlimmer als der ärgste Alkoholmißbrauch. Körperliche und geistige Entartung des Volkes ist die notwendige Folge, und mit dieser hängen dann alle die anderen Uebel der Prostitution, der Gewissenlosigkeit und der Ausbeutung und Unterdrückung zusammen. Hier ist die Stelle, wo der Hebel angesetzt werden muß, und bedarf es dazu gar keiner besonderen parlamentarischen Bewilligungen. Richtige Einsicht und guter Wille genügt, aber noch erfolgen keine Taten von seiten der berufenen Männer, insbesondere der Räte des Königs und Kaisers. Ja, was noch schlimmer ist: sie sorgen nicht dafür, daß ernste Worte aus dem Volke zum Kaiser gelangen; sie berauben ihn damit der besten Quellen seiner Einsicht und schädigen sein fürstliches Ansehen. Bereits erstreckt sich die Verstimmung und teilweise Erbitterung bis in die obersten Kreise hinauf; schon lange handelt es sich dabei nicht mehr bloß um die Sozialdemokratie. Daß es so weit hat kommen können, muß den Räten des Kaisers zum schwersten Vorwurf gemacht werden. Dem deutschen Volke — dem im Reiche wie im Auslande wohnenden — kann es nicht gleichgültig sein, ob des Kaisers Tun böser Kritik verfällt. Wohin soll das führen, wenn der berechtigten Kritik und den Beschwerden des Volkes der Zugang zum Kaiser verwehrt wird? Beugt man dadurch Unruhen vor? Hat der Kaiser nicht wiederholt angedeutet, daß er entschlossen ist, jede Erhebung in ihrem ersten Aufflackern mit Waffengewalt zu ersticken? Das ist gewiß des Kaisers Pflicht, da er Inhaber der obersten Gewalt ist. Was wäre aber damit erreicht? Nehmen wir einmal an, daß die unleugbar vorhandene Erbitterung zu Aufständen der unteren Volksschichten führte und des Kaisers Truppen siegreich bleiben, wie das kaum anders zu erwarten ist, was dann? Müßten dann nicht die Ursachen jener Unruhen beseitigt werden, und kann das nicht auch *vorher* geschehen? *Ist es nicht Pflicht der Regierung, dem Begehren des Volkes vorauszueilen und Mißstände zu verhüten?* Wäre es nicht *ihre* schwere Schuld, wenn sie es zu Unruhen kommen ließe? — Die Notwendigkeit, die Gewalt der Waffen gegen das eigene Volk anwenden zu müssen, würde der Regierung das allerschlechteste Zeugnis ausstellen und könnte niemals ein Ruhmestitel in dem Leben des Fürsten werden. Das Recht der Waffen kann nimmermehr die verloren gegangene *soziale Gerechtigkeit* ersetzen, ohne welche Staaten und Völker nicht bestehen können.

Möge sich der Blick des Kaisers auf eine andere Seite seiner Machtvollkommenheit richten! Das Volk überträgt alle großen und schönen Gedanken auf den König und stattet ihn so zu einer Lichtgestalt aus. Ein König von Gottesgnaden wird der Fürst weniger durch seine Geburt als dadurch, daß er die geistigen und sittlichen Kräfte, die im Volke sich regen, zu sammeln versteht und das Volk einer höheren Kultur zuführt. „*Nur eines Mannes großer, fester, reiner Wille kann uns helfen, eines Königs Wille.*" (Lagarde).

Aus königlichem Stamme erhofft das Volk wohl zu allen Zeiten seinen Erlöser, und nach der Machtfülle und Herrlichkeit, die es dem Königtume gab, hat es ein begründetes Anrecht darauf. Nicht als ein Geschenk soll die Erfüllung seiner Sehnsucht ihm zufallen, sondern als die Frucht ehrlicher Arbeit und mutigen Kampfes unter der Führung seiner Fürsten. So wurden die Siege erfochten, die zur nationalen Einigung führten, aber es scheint, als ob die Großtat der nationalen Einigung Deutschlands alle vorhandene Kraft aufgebraucht hat. Was ist denn in der Folgezeit erreicht worden? Geschah, was folgen mußte: die innere Einigung und sittliche Kräftigung des Volkes? Keineswegs! Zweiundvierzig kostbare Jahre nach jenem für das deutsche Volk und seine Fürsten ehrenhaften Ringen sind verloren gegangen für die Läuterung des deutschen Volkes. Die beste Zeit ist in einem verhängnisvollen Kulturkampf, d. h. in konfessionellem Hader, vertrödelt worden, und das Volk hat sich gegenseitig verärgert. Sollen wir wiederum nach Verpassen des günstigen Augenblicks erst durch Not und Unehre zur Besinnung gebracht werden, soll wieder ein Jena über uns hereinbrechen? In letzter Stunde gilt es, daß das deutsche Volk sich auf seine Aufgabe besinne und

daß die Fürsten ihre Führerschaft betätigen. Schwere Erschütterungen künden sich im Westen und Osten an. In Oestreich-Ungarn kämpft das Deutschtum um seine Existenz. Es wird zugrunde gehen, wenn es seine Berechtigung, das führende und bindende Element zwischen den Nationalitäten zu sein, nicht durch Kulturtaten beweist und die anderen zu sich emporhebt. Das Deutsche Reich wird davon nicht unberührt bleiben. Seine Aufgabe ist es, eine soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen, die auch die Nachbarn nötigt, sich der friedlichen Kulturarbeit zu widmen.

Kaiser Wilhelm II. hat einst die Welt überrascht durch ein entschiedenes Eintreten in die Weltpolitik und dafür von vielen Seiten laute Zustimmung erhalten. Eine Mehrung der Seemacht war sicherlich geboten und wurde namentlich vom gesamten Ausland-Deutschtum mit ganz besonders großer Freude begrüßt! —

Das Wachstum und die gesunde Entwicklung jedes Gebildes hängt ab von der äußeren Sicherheit, und so ist der Kaiser als Schirmer des Reichs zwar in erster Linie Kriegsherr, aber höher und noch schöner ist sein Beruf als Friedensfürst. Daß bloß der Völkerfriede gewahrt und der Handel nicht gestört werde, ist indes eine zu geringe Aufgabe für die Hohenzollern und das deutsche Volk: höher müssen wir unsere Ziele stecken! Durch die Welt geht ein Sehnen nach höherer Gesittung und nach einem glücklicheren und froheren Dasein: — aus Sklavenfesseln drängt das Volk zur Freiheit:— zur Selbstbestimmung! Es branden gewaltig die Wogen menschlichen Wollens, um die große, von der Vergangenheit überkommene Ungerechtigkeit: die Unterdrückung des Menschenrechts durch die Sklaverei des Kapitalismus, abzuschütteln, die selbst das geistige Leben in Fesseln schlug und jeder gesunden Entwicklung den Weg verlegt. Das deutsche Volk will nicht in einem kapitalistischen, sondern in einem christlichen Staate leben! Hier gilt es, den Eigennutz des eigenen Volkes zu überwinden; und hier den Sieg davon zu tragen, das wäre in Wahrheit eine kaiserliche Großtat!

Die ganze Welt sieht auf Kaiser Wilhelm II. und Er selbst betrachtet seinen Beruf als ein von Gott verliehenes Amt. Es gibt keinere schönere Auffassung. Von niemandem will er sich die Verantwortlichkeit abnehmen lassen. Wir haben kein Recht, an der guten Absicht des Kaisers zu zweifeln, und deshalb wäre es einem Fürsten gegenüber, der so entschieden erklärt, seine Aufgabe erfüllen und seine guten Gaben im Dienste des Volkes betätigen zu wollen, eine Ehrlosigkeit, ihn im Stiche zu lassen und ihm nicht offen und treu zu sagen, wie die Dinge liegen. Die künftige Geschichtschreibung soll nicht berichten müssen: Niemand wagte, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen, Niemand leistete ihm diesen Dienst der Treue!

Wirr genug ertönen die Forderungen. Wer sich auf die höhere Warte der Menschheitsveredelung stellt, der sieht die Wege, die in das Land einer glücklicheren Zukunft des Menschengeschlechts führen.

Was vor bald zweitausend Jahren Jesus, der Menschenfreund, unternahm, die Menschen ihrer höheren Natur zuzuführen, ist es so ungeheuerlich zu denken, daß ein Großer der Erde, — ein Fürst, ein Kaiser — es aufnehme, den Christusgedanken ganz erfaßte und sich in seinen Dienst stellt? Sollen wir nicht Alle Nachfolger Jesu werden? Freilich gehört für einen Fürsten dazu die Kentnnis des Volkes, die ihm so schwer gemacht wird. Jesus von Nazareth wußte, daß die staatliche Gesetzesgerechtigkeit nur ein Mindestmaß des Sittlichen sei und daß es nicht die höchste Weisheit des Staates bedeute, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern daß allein die Erziehung durch das Beispiel die Menschen von Niedrigkeit und Sünde erlöse. Sollten wir davon im deutschen Staatswesen nicht einen erheblich vermehrten Gebrauch machen können? Mit unserer Gesetzesmacherei sind wir doch ganz gewiß auf einen falschen Weg geraten! Die kaiserliche Macht und vor allem das Beispiel des Kaisers selbst ist wahrlich nicht unzureichend, um hier zu helfen und Wandel zu schaffen. Wenn der Kaiser wollte: Er könnte wie Jesus von Nazareth als Erzieher seinem Volke dienen. Ihm würde kein Kreuzestod drohen; er würde ein gut Stück vollenden können von dem, was Jesus nur anzu-

regen vermochte. Noch werden allen idealeren Bestrebungen Steine über Steine in den Weg geworfen; wer wollte aber das wagen, wenn der Kaiser Seine schirmende Hand darüber hielte? Er allein hat die Macht, ein großes Werk durchzuführen, denn die mancherlei auf Verbesserung gerichteten Sonderbestrebungen im Volke heben sich meist gegenseitig auf; Er allein kann sie zu einem großen, mächtigen Strome vereinigen, der nützliche Arbeit leistet. Welche Befriedigung müßte es dem Fürsten gewähren, der Vollbringer der Volksideen zu werden und wie würden die Deutschen der ganzen Erde dem Hohenzollernkaiser zujubeln, wenn der Fürst die Führung des Volkes zu energischen Taten in der Menschheitserziehung übernehmen wollte! —

Die Erdgeschichte breitet noch eine große Zukunft vor unseren Blicken aus und die erste Epoche der Menschwerdung sah bereits bessere und glücklichere Zeiten. Ganz ohne tatsächlichen Untergrund können die Sagen vom Paradiese und von dem goldenen Zeitalter nicht sein. Wenn wir nur mehr dafür sorgen wollten, die alte Zeit zu entziffern und zu verstehen. Schon vor vielen tausend Jahren sollen die Chinesen bereits solches Glockengeläut gehabt haben wie wir. Berichtet nicht aber Plato, daß Solon von den egyptischen Priestern aus Sais die Kunde von einem mächtigen und glücklichen Volk der Atlantiner mitbrachte, das vielleicht vierzehn Jahrtausende vor uns lebte und zahlreiche Kolonien gründete, bis eine große Naturkatastrophe ihr Land im Meer versinken ließ? Getreidebau und Haustiere waren ihnen nicht fremd, auch das Kreuzeszeichen war ihnen bekannt. Geologie, Prähistorie und Ethnographie können hier noch viel tun zur Aufklärung der dem Solon mitgeteilten, immerhin wahrscheinlichen Ereignisse und Angaben. Dann erhielten die Berichte der Bibel wohl auch eine andere Beleuchtung und wir lernten sie besser als bisher verwerten für die Menschheitsentwicklung. Aber noch immer gilt für uns ihre, den Sinn des menschlichen Daseins zusammenfassende Aufforderung: Lasset uns Menschen machen nach dem Ebenbilde Gottes!

Das ist wahrlich eine Aufgabe der Fürsten, und wenn wir verkünden könnten, daß Wilhelm II. von Hohenzollern dies als vornehmste Aufgabe an die Spitze seines Strebens zu stellen gesonnen sei, so wäre das ein Kaiserevangelium, das die Herzen des gesamten deutschen Volkes im Sturm erobern würde.

Fred. R. Minuth.





Deutschland.

Deutscher Freiheitskampf gegen römisches Recht.

Von Professor Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

2. Deutsche Rechtsnot.



Den Beginn eines inneren Verfalls im Deutschen Reiche erkannten bereits zur Zeit Bismarcks Männer wie Paul de Lagarde, Bleicken, Beta, und viele andere erheben darüber laute Klage in der Gegenwart. Im Schatten der Riesengestalt Bismarcks ließ es sich geruhig wohnen, aber nun sind wir auf uns selbst angewiesen. Nachdem Bismarck Deutschland in den Sattel gehoben, muß es selbst reiten lernen. Keiner der nachfolgenden Reichskanzler, Caprivi, Hohenlohe, Bülow, hat genug kräftige Eigenart besessen, um Bismarck zu ersetzen, und auch Bethmann-Hollweg kann dies nicht. So wollte es wohl auch der jetzige Kaiser, aber sein kühner Gedankenflug vermag nicht, die Zeit zu meistern, und er vergißt, daß nur die Verbindung mit dem Volke ihn zum Vollbringer deutschen Wollens, zum deutschen Herzog machen kann. Wir aber haben unter seinem Großvater, Wilhelm „dem Pflichttreuen", ein deutsches Kaisertum, kein romanisches Imperium schaffen wollen. Nicht Herrschaft, sondern Führung wollen wir Deutsche! Vor vierzig Jahren vergossen unsere Brüder und Väter ihr Blut auf den Schlachtfeldern in Frankreich und löschten die Schmach aus, die vor hundert Jahren der dämonische Sohn der Revolution, Kaiser Napoleon, Preußen-Deutschland bei Jena und Tilsit zugefügt hatte. Wie kam es denn zu der Völkerschlacht von Leipzig, die in diesem Jahre durch eine Hundertjahrfeier und durch Einweihung eines gewaltigen Denkmals dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht werden soll? Männer wie der Freiherr von Stein, sein treuer Gehilfe, der Sänger der Freiheit Ernst Moritz Arndt, Oberpräsident von Schön, Rektor Lehmann, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, traten zum deutschen Tugendbunde zusammen oder unterstützten diesen, der von Königsberg in Ostpreußen aus den Geist der Befreiung in alle deutschen Gaue trug. Welche Leistungen haben nun die Männer der Gegenwart aufzuweisen? Sind wir ein unfähiges Zwerggeschlecht? Ganz gewiß nicht! Wer den Grafen Zeppelin bei seiner ersten Fahrt über Frankfurt a. M. mit seinem Luftschiff fliegen und dort landen sah, der war im Innersten bewegt durch den Gedanken: wie Großes kann der Mensch leisten, wenn er seine Vernunft gebraucht! Die Glocken der Kirchen läuteten, Böllerschüsse und der Jubel von Tausenden begrüßten den Grafen Zeppelin. Wir verfügen über ganz außerordentliche Mittel der Technik, und es ist eigentlich nichts unmöglich, was sie in Angriff nehmen will, aber trotzdem leben wir im Deutschen Reiche wie in einem Tollhause. „Wodurch hat unser deutsches Volk verdient, daß es mit so wenig Weisheit regiert wird?" frug Professor Pfarrer Martin Rade in seiner Zeitschrift „Die christliche Welt". Nun, weil wir überhaupt so viel „regiert" sein wollen. Unser Volk hat die politischen Kinderschuhe noch nicht ausgetreten. Wir werden selbständig werden müssen und dürfen uns nicht immer auf Verheißungen verlassen. Herrlichen Tagen sollten wir entgegengeführt werden, aber wir Deutsche sind in des Teufels Küche geraten! Nirgends mehr besteht im Staate eine sittliche Autorität, weder bei der Kirche und Schule noch bei dem Richtertum und der Regierung. Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Menschlichkeit haben Schiffbruch gelitten; der Staat verfehlt seinen Zweck, soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen. Alles wird unter der gottlosen Herrschaft des Geldes zum Geschäft! Eine Afterwissenschaft, die Psychiatrie, hat zur Knechtung der Menschen den Seelenmord in ein System gebracht und sich in den Dienst privater und politischer Machthaber gestellt. Schrecklicher als Gefängnisse sind Irrenanstalten. Jeder Gefangene weiß, wann seine Strafzeit zu Ende geht; der in Irrenhäusern verwahrte geistig Gesunde muß in der hoffnungslosen Verzweiflung leben, daß er von seiner Qual vielleicht erst im Grabe erlöst wird. Was



Sibirien für Rußland ist, das sind vielfach die Irrenhäuser in Preußen-Deutschland — der unauffälligste Verwahrungsort für unbequeme Personen. Wozu brauchen wir noch Richter, wenn Psychiater Schergendienste tun? Gegen das weltfremde, Psychiater zu Hilfe rufende Richtertum herrscht in weiten Kreisen des Volks die tiefste Erbitterung, und wir werden die Formaljuristen beseitigen und zu Volksgerichten kommen müssen. Nicht Psychiatrie, sondern: justitia est fundamentum regnorum! Gegen die in der Strafgesetznovelle babsichtigte infame weitere Knebelung der Presse und Bestrafung aller derjenigen, durch deren Tun andere sich zu Ungesetzlichkeiten verleiten lassen könnten — den Polizeistaat in höchster Potenz — müssen unsere Volksvertreter mit Empörung Front machen oder wir haben kein Interesse mehr an dem Bestehen eines Reichstags! So muß es denn für das deutsche Volk heißen: hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Wir werden planmäßig an die Stelle der heutigen Anarchie die vernünftige, sittliche Ordnung setzen müssen. Wir dulden Dinge, die von der uns zu Gebote stehenden Erkenntnis längst als Kindereien und Narrentum, wenn nicht als selbstmörderisches Verbrechen am Volk gebrandmarkt worden sind. Wir schließen die Augen und tun, als ob alles in bester Ordnung sei, derweilen die Fäulnis und Korruption immer weiter um sich greift. Selbst die Kirche, die doch unser Gewissen wecken sollte, steht verständnislos bei Seite, sieht den Machthabern die größten Rechtsbeugungen durch die Finger und unterläßt es, dem Unrecht entgegen zu treten. Schrieb doch ein im Amte befindlicher Pastor in bezug auf die Rechtsnot unserer Zeit: „An und für sich ist selbstverständlich der Kampf fürs Recht eine hochanzuerkennende Tat. Ob ich aber dafür berufen bin, ist mir sehr zweifelhaft. Mein Beruf (nicht bloß mein amtlicher) ist die Pflege des Ewigkeitslebens. Für dieses sind die bestehenden Rechtszustände völlig gleichgültig. — Der Kirche ist es nie besser ergangen, als unter den greulichen Rechtsverhältnissen des römischen Kaisertums." Es wird dann noch als verfehlt hingestellt, „der Kirche einen Kampf gegen unsittliches Rechtswesen zuzumuten".

Eine schroffere Ablehnung, den Mitmenschen zu helfen, ist seitens eines Vertreters und Verkündigers des Christentums wohl kaum denkbar und zeigt, wie wenig wir von der Kirche zu erwarten haben. Also Rechtszustände, wie sie durch die Heimarbeiter-Ausstellung vor einigen Jahren in Berlin allgemein — nicht bloß bei der Kaiserin — einen Schrei des Entsetzens hervorriefen, sind der Kirche völlig gleichgültig! Ja, hört man da nicht überhaupt auf, Mensch zu sein? Ist unser Erdendasein so gänzlich gleichgültig? Fängt unser Ewigkeitsleben etwa erst nach unserm Tode an? Eine merkwürdige Ewigkeit, in der unser irdisches Leben nicht ein Glied in der Kette ist! Was wir in diesem Leben in der Emporentwickelung versäumten, das werden wir wohl überhaupt nicht mehr nachholen können. Der ganze Gedankengang ist völlig verfehlt und für uns Deutsche durchaus unbrauchbar. Wir ziehen es vor, unser Gegenwartsleben so gut und so vernünftig wie möglich zu gestalten.

In Wirklichkeit treiben es die Menschen so unvernünftig wie nur möglich, und das steigert sich von Jahr zu Jahr. Wer die Zeitungen und Witzblätter durchmustert, den muß Ekel erfassen vor all' dem wüsten Treiben und der Plattheit der Gedanken. Bei Hofe und in der oberen Gesellschaft Festlichkeit über Festlichkeit, in den Theatern Stücke mit Namen, die nur zu deutlich verraten, welcher Art Moral die Tempel der Kunst dienen sollen. Daneben Taten der Verzweiflung, Einbruch und Mord, Reklame für große Geschätsgewinne. Erfreulich ist das alles gewiß nicht, aber wie kann es anders sein, wenn wir keine Stelle der sittlichen Autorität mehr haben, wenn selbst die berufensten Warner unseres Gewissens, die Pfarrer, darüber als etwas Gleichgültiges — betrifft es doch nur dieses Leben — hinweggehen zu können glauben.

Das Unglück des deutschen Volkes ist seine Zerrissenheit in so viel politische Parteien. Seit der Errichtung des Reichs hat uns der unselige Hader der Parteien nicht vorwärts, sondern rückwärts gebracht. Es hat fast den Anschein, als ob es nur noch Parteiangelegenheiten und keine Aufgaben des ganzen Volkes gäbe. Es soll nicht bestritten werden, daß die politischen Parteien

ihre historische Bedeutung gehabt haben, aber sie reiten wie hypnotisiert immer noch das alte Steckenpferd. Selbst die Namen passen nicht mehr. Sogenannte „Liberale" sind oft höchst „konservativ" und rückständig. Tut aber alles nichts, nur ja nicht umdenken und das Gehirn anstrengen!

Und all' dieses Elend verdanken wir dem Einbruch des römischen Rechts in die germanische Kulturentwickelung und Gedankenwelt vor nunmehr tausend Jahren. Der rechtlich denkende Germanengeist unterlag in seiner Unerfahrenheit gegenüber den Rechtskünsten Roms und es entwickelte sich in immer mehr steigendem Maße die Herrschaft der Juristen. Heute hat im wirtschaftlichen und Staats-Leben der römisch-rechtlich vorgebildete Jurist überall die Entscheidung in der Hand. Er bekleidet die obersten Aemter in der Verwaltung und Regierung, auch wenn er dem Leben des Volkes völlig fremd gegenübersteht und ein Mann ohne jede geistige Begabung ist. Wer bei der Wahl seiner Eltern die nötige Vorsicht geübt hat, aus adeliger Familie ist und als Student in ein vornehmes Korps eintritt, dem fehlt es nicht an Konnexionen, zu lernen braucht er nichts. Den sehr erheblichen Monatswechsel, den das studentische Korpsleben nun einmal erfordert, zahlt ein verständiger Vater gern als Versicherungsprämie für spätere einträgliche Anstellung. Im preußischen Herrenhaus verriet einmal der Nationalökonom Professor Schmoller, daß bei Anstellungen die Minister nicht nach der Befähigung frügen, sondern welchem Korps der ein Staatsamt Begehrende angehöre. Aus diesem Milieu erhalten wir unsere obersten Leiter der Regierung und die Mitglieder unserer Gesandtschaften, deren Fähigkeit, das deutsche Volk zu vertreten, der ehemalige Botschaftsrat Emil Witte in seinem Buche „Aus einer deutschen Botschaft. Zehn Jahre deutsch-amerikanischer Diplomatie" *) als unter aller Kritik dargestellt hat. Damit steht in Einklang, daß wir auch den Feldzug gegen China dem unerhört frivolen Verhalten des an hoher Stelle als Taugenichts bekannt gewesenen Gesandten Ketteler verdanken, den die Chinesen vorsätzlich und mit Recht wie einen tollen Hund auf der Straße in Peking erschossen haben.

Trotz des bisher als hochstehend angesehenen deutschen Schul- und Erziehungswesens ist durch den hier herrschenden Humanismus doch der Geist einer erschreckenden Gewissenlosigkeit großgezogen worden. So wohltätig die formale Gymnasialbildung starke Charaktere zu beeinflussen vermochte, so entsetzliche Verheerungen richtet sie bei Schwächlingen an. Die Form, der Schein muß bei ihnen allzu oft den Inhalt ersetzen. Das tritt besonders in der Justiz hervor. Mit dem Scheinwesen ist aber stets der Verfall Hand in Hand gegangen. Zwängt man das natürliche Leben des Volkes in unwahre Formen, dann erstickt es. Das ist unser Schicksal, wenn wir nicht bald zur Besinnung kommen. Welche Schläge sollen uns noch treffen, bis wir die Schleier der Verständnislosigkeit abwerfen und die Ketten des Betrugs zerbrechen?

Ein Volk, dessen gute Anlagen durch viele Jahrhunderte unterdrückt und mißhandelt worden sind, muß schließlich entarten und zügellosen Begierden anheimfallen. Der Mammon wird dann zum einzigen Gott erhoben, dessen Reich nur unfreie Sklaven kennt. Das ist auch so unmerklich über uns gekommen, wie die Verwelschung unseres Denkens. In alten Zeiten war der Gelderwerb noch nicht von so gefährlichen Folgen begleitet. Die Naturalwirtschaft, der Tausch der Gebrauchsgegenstände gegeneinander bestand noch neben dem Ausgleich durch Geld. Das Leben hastete auch nicht so wie in der Gegenwart. Heute geht alles im Schnellzugstempo! In Bergwerken wechseln Tag- und Nachtschichten, Pochwerke stampfen, Maschinenräder surren, Turbinen dröhnen, Eisenbahnzüge und Dampfschiffe rasen durch die Länder und über die Meere; die Riesen des Dampfes und der Elektrizität keuchen in unserem Dienst. Da fließt das Gold in Strömen aus technischen Unternehmungen und Spekulationen mit Börsenwerten. Fast über Nacht entstehen Geldfürsten und Könige des Mammons. Doch wehe den Besiegten! Der Unterliegende ist das Volk, die große Masse. Die Begriffe von Recht und Unrecht haben sich vollständig verschoben.

*) Selbstverlag. Berlin-Friedenau, Blankenbergstraße 11. Preis Mk. 2.30.

Altgewohnte Treue und gute Sitte wandern in die Rumpelkammer. Alles ist erlaubt: laisser faire, laisser aller — Freiheit dem Gelde, wie in den Spielsälen! Aber Knechtschaft der Menschen ist die unausbleibliche Folge. Wir haben den freien Arbeitsvertrag, aber die Notwendigkeit zu leben — wenn nicht für uns, dann für andere — zwingt uns, unsere Arbeitskraft, körperliche und geistige, zu verkaufen. Der Kapitalist kauft sie so billig wie möglich und bestimmt oft ganz allein den Preis. Schon Fichte, der patriotische Philosoph der Berliner Universität, warnte vor hundert Jahren vor der verhängnisvollen Spaltung des deutschen Volkes in zwei Teile, in Besitzende und Besitzlose. Das Schicksal der letzteren, der von der Hand in den Mund lebenden Arbeiter, teilen auch alle mit kleinem Besitz, der in steter Gefahr schwebt, von den Großkapitalisten durch Konkurrenzunternehmungen, durch Auferlegung von Tributen, durch Beeinflussung des Weltmarktes aufgesogen zu werden. Damit ist eine erschreckende Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse auf allen Gebieten eingetreten. Jeder ist gezwungen, auf welche Weise es auch sei, Geld zu gewinnen, um nicht ganz wehrlos im Kampf ums Leben dazustehen. Verfolgt ihn das Unglück, verliert er durch Pfändungen und Zwangsversteigerungen sein bißchen Hab und Gut, dann ist er oftmals verloren und der Armenpflege oder dem Irrenhause verfallen. Im wirtschaftlichen Kampfe sind Menschen gefährlicher wie Wölfe, die man niederschießen kann, und wer hat in dem riesenhaft angewachsenen Verkehr Zeit, sich um den anderen zu kümmern. Dem einen dient der Verkehr zu schnellerem Emporkommen, den andern überrennt er. Rücksichtslosigkeit gehört heute zum Vorwärtskommen!

Die Unsicherheit in den freien Berufen als Handwerker, Kaufmann oder Landwirt läßt viel zu viele sich zu den Staatsämtern drängen. Jeder vorsorgliche Vater sucht seinen Sohn dort unterzubringen. Ist das Gehalt auch oft nur kärglich, so wird das doch aufgewogen durch die große Sicherheit des Lebens und die im Alter oder im Krankheitsfalle zustehende Pension. Damit ist aber verbunden, daß, wer einmal in einem Amte ist, alles ängstlich vermeiden muß, sein Aufsteigen zu gefährden oder gar sein Am[t] zu verlieren. Seine Freiheit als Bürger hat e[r] größtenteils eingebüßt, mehr oder weniger mu[ß] er nach der Gunst der Vorgesetzten schielen un[d] darf nicht Opposition machen gegen das, was vo[n] oben herab gewünscht wird, auch wenn es mit de[r] Verfassung des Staates in Widerspruch steht. Die meisten werden zu rückgratlosen Bediente[n] und Strebern. Es gibt nur sehr wenige, di[e] stark und klug genug sind, sich nichts bieten z[u] lassen. Auf keinem Felde ist das verhängnis[voller] voller für das Volk als im Rechtswesen. De[r] Zudrang zu den richterlichen Aemtern ist enorm und geht weit über das Bedürfnis hinaus, obwohl die Kosten der Vorbereitung sehr erheb[liche] liche sind und lange Jahre auf eine feste Anstel[lung] lung gewartet werden muß. Der Justizministe[r] ist also nie in Verlegenheit um Anwärter und e[s] liegt in der Natur der Sache, daß das Justiz[-] wesen immer weiter auszudehnen gesucht wird, anstatt es einzuschränken oder gar überflüssig z[u] machen. Unsere Zeit zeichnet sich aus durch ei[n] pilzartiges Emporschießen von neuen Justiz[-] palästen, Zuchthäusern und Irrenhäusern — ei[n] gefährlicher Zug der Zeit!

Deutsche Richter sind nur der Verfassun[g] und dem Gesetz unterworfen, somit in ihre[r] Richtertätigkeit scheinbar unabhängig von Gun[st] und Ungunst höherer Beamten. Leider kan[n] man sie aber auf dem Umwege der Verwaltun[g] fassen und tut dies auch, sodaß von einer wirk[-] lichen Unabhängigkeit gar keine Rede sein kann, wenigstens nicht, wenn es sich um Prozesse vo[n] politischem Charakter oder um Kollegen oder Vor[-] gesetzte handelt. Vor Rechtsbeugungen ist ma[n] deshalb niemals sicher. Gegen einen Beamte[n] oder Richter aber vorzugehen, ist schon deshal[b] sehr schwer, weil der von dem Justizminister gan[z] und gar abhängige Staatsanwalt auf de[m] Standpunkt steht — von ganz groben Fällen un[d] Eigentumsdelikten abgesehen —, daß diese si[ch] eines Vergehens nicht schuldig machen könne[n] und Behörden immer recht haben, obwohl da[s] Strafgesetzbuch „Verbrechen und Vergehen im Amte" vorsieht und darauf Zuchthausstrafe setzt, allerdings nur für „vorsätzliche". Vorsätzlichkei[t] ist aber selten zu beweisen, da man den Menschen nicht ins Herz sehen kann. Selbst wo Vorsätz[-]

lichkeit geradezu auf der Hand liegt, sieht sie der Staatsanwalt und Richter nicht oder es heißt: der Beschuldigte ist sich „der Rechtswidrigkeit nicht bewußt" gewesen. Bei gewöhnlichen Sterblichen pflegt der Staatsanwalt das Bewußtsein und die Absicht der Rechtswidrigkeit, etwa bei einer Beleidigung, außerordentlich schnell zu finden. Man kann also entgegen den Bestimmungen des Gesetzes seiner Freiheit beraubt, in eine Irrenanstalt geschleppt, dort mißhandelt und bei Widerstand in eine Tobsuchtszelle gesteckt werden. Die verantwortlichen Beamten und Aerzte gehen dennoch frei aus, wenn man sie vor Gericht zur Verantwortung ziehen will. Das Sprichwort: eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus — findet hier in weitem Umfange Anwendung. Es nützt auch nichts, daß man bis zum Reichsgericht geht oder ein Immediatgesuch an den Fürsten richtet. Beschwerden werden, so seltsam es klingen mag, faktisch demjenigen zur Entscheidung überwiesen, gegen den sie sich richten. Daß darin eine Verhöhnung des Rechts liegt, daraus machen sich unsere obersten Behörden nichts; aber man wird mit dem Volke so lange Schindluder treiben, bis es zu viel sein wird! Und dagegen vermögen unsere Rechtsanwälte nichts auszurichten? Es ist doch ihr Amt, als Anwalt des Volkes aufzutreten, das bei den Land- und Oberlandesgerichten zu eigener Prozeßführung gar nicht selbst auftreten kann, sondern nach der Prozeßordnung sich eines Anwalts bedienen muß! Oft ist der Geschädigte bereits verarmt und gar nicht in der Lage, einen Anwalt bezahlen zu können, oder doch nicht einen, durch den er Erfolg erhoffen durfte. Bei Mittellosigkeit wird zwar von gerichtswegen ein Armenanwalt bestellt oder bei „Aussichtslosigkeit" auch versagt. Darüber entscheidet aber wieder der Richter. Es soll nicht behauptet werden, daß Armenanwälte nicht ihre Pflicht tun — ich kenne Fälle, wo sie sich in großartigster Weise ihres Klienten angenommen haben — aber im allgemeinen tut man besser, sich selbst einen Anwalt zu suchen und zu bezahlen, obwohl auch das keine Garantie bietet. Wenn es sich um Klagen gegen Richter oder gar gegen ein Richterkollegium handelt, dann bekommt man wohl überhaupt keinen Anwalt, denn diese hüten sich, es mit den Richtern zu verderben. Es wird erzählt, daß in solchem Falle Anwälte alle Prozesse verloren, so sicher sie ihrer Sache auch waren. Zu einem solchen Anwalt geht dann das rechtsuchende Publikum natürlich nicht und der Anwalt verliert seinen Lebensunterhalt. Das Geld beherrscht letzten Endes doch überall die Welt, aber freilich herzlich schlecht! Von der Unabhängigkeit, die englische Richter auszeichnet, von einem Richterkönigtum, das die oberste Stelle im Staate einnimmt und fürstlich besoldet wird, wodurch eine unter allen Umständen gerechte Rechtsprechung verbürgt wird, sind wir weit entfernt.

„Im Namen des Königs!" wird tagtäglich Unrecht gesprochen, und selbst „Im Namen des Reichs" ist nicht immer Recht zu erhalten. Der unglückliche Kaufmann Grosser, der nach Vernichtung aller seiner Ansprüche in Verwirrung seiner Sinne Revolverschüsse vor dem Reichsgericht abfeuerte und durch einen Prellschuß den Gerichtsschreiber tötete, wurde allerdings von dem Oberstaatsanwalt Böhme dahin belehrt, daß jedem „sein Recht" schon dadurch, daß überhaupt verhandelt würde, gesprochen werde. Das ist eine etwas eigenartige Auffassung, die wenige befriedigen dürfte. Gewiß, auch dem zu Gefängnis verurteilten Verbrecher wird sein Recht — das Recht, auf das er Anspruch hat — gesprochen, aber es gibt auch Fehlurteile und Justizmorde!

Es wäre durchaus falsch, nicht zugeben zu wollen, daß vor deutschen Gerichten die weitaus größte Zahl der Prozesse ordnungsgemäß verläuft und Anwälte und Richter vollauf ihre Schuldigkeit tun, aber daneben kommen doch nicht wenige ganz entsetzliche Dinge vor, die den Betreffenden zur Verzweiflung und ins Elend treiben können. Man wird sagen: auch die Richter sind Menschen und nicht unfehlbar. Aber damit ist die Sache doch nicht abgetan. Es müßte dann für alle Fehlurteile, so weit noch etwas rückgängig gemacht oder Schadenersatz geleistet werden kann, Remedur eintreten. Das ist aber nur selten der Fall. Mit einer fast unverständlichen Hartnäckigkeit wird der Nachweis eines Falschurteils abgewehrt. Ein namhafter Rechtsanwalt schrieb kürzlich, man nehme dem Wiederaufnahme-

verfahren-Verlangen schuldlos Verurteilter gegenüber eine „ablehnende, engherzige, ja erbarmungslose" Haltung ein. Das ist auch meine Erfahrung, und den Grund dafür sehe ich darin, daß man sich fürchtet, das Ansehen der Justiz zu schädigen, wenn all' die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit zutage träte, die in nicht wenigen Urteilen zu finden ist. Dadurch aber wird die Sache nicht besser, sondern immer schlimmer. Mit Vogelstraußpolitik kommt man auf die Dauer nicht durch. Dinge, die die Spatzen von den Dächern pfeifen, lassen sich doch nicht verbergen und ableugnen, und die gefürchtete Wirkung auf das Volk wird überboten durch den Ingrimm, der sich gegen ein volksfeindliches Richtertum ansammelt, denn das Volk weiß es längst, daß vieles faul ist, und sieht jetzt überall Korruption. Das ganze System ist falsch und deshalb sinkt die Achtung vor dem Juristenstand überhaupt. Es ist wohl der schwerste Kampf im Leben — wenigstens für Gentlemen — gegen Kollegen, gegen den eigenen Stand vorgehen zu müssen, aber es gibt Fälle und Zeiten, in denen das geschehen muß, soll der Staat nicht Schaden erleiden und will man daran nicht mitschuldig werden.

Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß in Deutschland der Juristenstand — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — gegenwärtig nicht mehr der angesehene Stand ist, der er vor einem halben Jahrhundert war. Unsere Gesetzbücher stammen noch aus einer Zeit, in der es selbstverständliche Voraussetzung war, daß das Richteramt nur von gewissenhaften und ehrenwerten Männern ausgeübt werden durfte. Der Gesetzgeber hat wohl Fälle von Fahrlässigkeit und Verbrechen im Amte als möglich angenommen, aber es für überflüssig gehalten, Normen für die Gewissenhaftigkeit, Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit aufzustellen. Die Duldung von Gewissenlosigkeit und Unehrenhaftigkeit war ausgeschlossen. Deshalb stellte der Gesetzgeber vieles in das freie Ermessen des Richters. Diesen hohen Anforderungen genügt der Richterstand im allgemeinen heute nicht mehr; er steht unter dem Niveau des Gesetzbuches und glaubt nach seinem freien Ermessen Entscheidungen treffen zu können, die für einen Gentleman ausgeschlossen sind. Das hohe Amt des Richters ist für viele zum Handwerk geworden. Zum Richteramt drängen sich zahlreiche untaugliche Elemente; die Masse der Rechtsfälle ist kaum noch zu bewältigen und die allgemeine Lebensauffassung ist eine seichtere geworden, nicht bloß im Richterstande. Wenn die anderen alle ihre Aufgabe so leicht nehmen, warum soll der einzelne es sich schwer machen? Unfähigkeit und Leichtfertigkeit gehen Hand in Hand und damit sinken die Leistungen. Gegen Kritik ist man um so empfindlicher, und nach außen wird jener bereits geschilderte Unfehlbarkeitsdünkel herausgekehrt. Das ist die einfache Erklärung für das Darniederliegen unseres Rechtswesens und all' der damit verbundenen Heuchelei und Scheinheiligkeit. Dazu kommt noch als weiteres Unheil, daß nur erst wenige dies voll durchschauen und die Unzuverlässigkeit der Gerichte kennen. Daher helfen uns auch die bürgerlichen Schöffen und Geschworenen nicht viel. Mit den Schöffen als Beisitzern wird jeder Amtsrichter leicht fertig und deshalb sind die jetzigen Schöffengerichte nichts als eine Farce. Auch auf die Geschworenen kann der Richter leicht bestimmend einwirken. Im Volke ist so gut wie gar keine Rechtskenntnis vorhanden, die akademisch Gebildeten nicht ausgenommen. Das von den Juristen gehandhabte Recht ist ihnen fremd. Am meisten verstehen davon wohl die Kaufleute. Es ist gar nichts Seltenes, daß Personen, deren Vertrauen auf die Gerichte nie einen Zweifel aufkommen ließ, wenn sie selbst in Rechtshändel verwickelt werden, eine fürchterliche Enttäuschung erleben und entsetzt sind, wie so etwas nur möglich ist, dann sich mit schweren Anklagen an den Justizminister, schließlich an den König wenden, ohne irgend etwas zu erreichen.

Möglich sind solche Dinge deshalb, weil alles, was amtlichen oder richterlichen Stempel trägt, von vornherein als feststehend angesehen wird, und mag es auch von den ungebildeten Wärtern eines Irrenhauses ausgehen. Man glaubt, mit Unterlassung der Nachprüfung Arbeit zu ersparen, aber genau das Gegenteil ist der Fall. Das tritt besonders zutage, wenn psychiatrische Gutachten eingefordert werden. Der untersuchende Arzt hält sich an die oft ganz

verlogenen Aussagen der Wärter, die natürlich nie eingestehen werden, daß sie sich haben Mißhandlungen zu Schulden kommen lassen. Diese sind also nur Wahnideen des angeblich Kranken! Erzählungen von Verwandten über Zornausbrüche, Verschwendung, Größenwahn werden von den Aerzten ohne weiteres als wahr übernommen trotz alles Protestes des zu Untersuchenden und seiner Beweisangebote. Das einmal angefertigte Gutachten — oft hat der Arzt den zu Begutachtenden selbst niemals gesehen — wandert nun weiter durch alle Instanzen und jeder weiter zur Begutachtung aufgeforderte Psychiater übernimmt all' den Unsinn, den der Herr Kollege zusammengetragen hat, als Tatsache. Es sind mir Fälle bekannt, in denen sich die Akten zu Bergen angehäuft haben, fünf und noch mehr Jahre prozessiert wurde, bis sich dann endlich herausstellte, daß zu einer Entmündigung und Festhaltung in einem Irrenhause keine Veranlassung vorliege. Welche entsetzliche Seelenmarter und Lebenseinbuße liegt darin! Darüber kann man den Verstand verlieren, wenn man nicht ein ganz robustes Gehirn hat. Und dazu diese sinnlose Vergeudung von Energie und Zeit! Alles wäre überflüssig gewesen, wenn man gleich zu Anfang die gesetzlichen Bestimmungen befolgt hätte. Fällt ein Unglücklicher noch in die Hände von psychiatrischen „Autoritäten", wie Binswanger, Flechsig, Pelman, Forell, dann ist es meist um ihn geschehen. Der „weltberühmte" Psychiater Geheimrat Professor Dr. Binswanger, Direktor der Universitäts-Irrenanstalt in Jena, spielt sogar Laienurteile, daß jemand verrückt sein müsse, gegen erfahrene Leiter von städtischen Krankenhäusern aus, die trotz monatelanger Beobachtung von einer geistigen Erkrankung nichts finden können. Er selbst ist mit seiner Diagnose oft in wenigen Minuten fertig, nur hat dieser psychiatrische Uebermensch manchmal das Pech, daß der Dienstbotenklatsch ihm die Laienurteile völlig auf den Kopf gestellt zuträgt. Bezeichnend für ihn ist es auch, daß er in öffentlichen Versammlungen die Enthaltung vom Genuß alkoholischer Getränke predigt, aber auf seinem Rittergute das Geschäft eines Bierbrauers betreibt. Seine Wissenschaft hat ihm schon Millionen eingetragen. Für eine Konsultation, zu der er nach den Vereinigten Staaten reisen mußte, soll er als Honorar 50,000 Mark ausbedungen und erhalten haben. Was mag wohl der verstorbene Kanonenkönig Krupp für seine bei Binswanger untergebrachte Frau bezahlt haben, die dann plötzlich gesund wurde, als sie den Kaiser zu dem Begräbnis ihres Mannes in Essen zu empfangen hatte. Herr Binswanger weiß seine Vorteile wahrzunehmen, hält patriotische Ansprachen und empfängt den Großherzog von Sachsen-Weimar auf seinem Schloß bei Eisenach. Durch die Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, daß die Frau Großherzogin ein Kinderasyl in Jena habe besuchen wollen. Geheimrat Binswanger habe sie aber auf dem Bahnhof empfangen und sie sei statt in das Asyl zu ihm gefahren. Man erzählt, daß Herr Binswanger es für richtiger gehalten habe, Ihre Königliche Hoheit mit einem Frühstück in seiner Villa zu bewirten. Was macht es, daß die Kinder in dem Asyl sich vergeblich gefreut, und die Kranken in der Herrn Binswanger unterstellten Universitätsklinik konnten mit ihren Anliegen an den Herrn Direktor ja ebenfalls warten! Niemals ist mir in meinem Leben bei einem Manne ein solches Uebermaß von Gewissenlosigkeit entgegengetreten, wie bei dem Psychiater Binswanger, der der Freund des Großherzogs zu sein scheint.

Wenn Universitätsprofessoren ihre Untersuchungen nicht voraussetzungslos ausführen und nicht selbst Prüfungen vornehmen, sondern sich einfach auf das verlassen, was andere bekunden, dann sind sie nicht würdig, ein solches Amt zu bekleiden. Die Ehre eines Universitätsprofessors verlangt eine besonders ausgeprägte Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit. Bei ihrer hervorragenden öffentlichen Lebensstellung sollen sie in dieser Beziehung vorbildlich wirken, denn sonst sind es schlechte Volkserzieher. Als Institutsdirektoren müssen sie den Kreis ihrer Pflichten genau kennen und vor Gericht als beeidigte Gutachter den höchsten Grad sachmännischer Aufmerksamkeit und Pflichterfüllung zur Anwendung bringen, zumal ihnen Zeit zur sorgfältigen Vorbereitung ihrer Gutachten gegeben wird, andernfalls machen sie sich eines fahrlässigen Falscheides schuldig und schadenersatzpflichtig.

Gerichtliche Klagen auf Schadenersatz haben bei chirurgischen Mißgriffen schon oft Erfolg gehabt; für seelische Verletzungen, wie durch falsche Geisteskrankerklärung mit all' den begleitenden wirtschaftlichen Schädigungen, ist bisher Schadenersatz nicht zu erreichen gewesen. Das ist ein ungeheuerlicher Mangel, der beseitigt werden muß, wenn ein Mann, wie Binswanger, achtlos über Ehre, Recht und zerstörtes Familienglück hinweggeht und sich gemeingefährlicher erweist als alle diejenigen, die von ihm für „gemeingefährlich" erklärt werden. Obwohl ihm oft genug öffentlich seine Charlatanerie und sein ausgeprägter Geschäftssinn vorgeworfen worden ist, so nimmt er es doch einfach hin, und er wird auch wohl auf die kürzlich erschienene Broschüre*) des Rechtsanwalts Ernst Böttger schweigen, der Psychiater und Juristen auffordert, Stellung zu nehmen. In einem offenen Brief an Geheimrat Binswanger sagt der Verfasser:

„Sie gelten, Herr Geheimrat, auf Grund einer vieljährigen wissenschaftlichen Tätigkeit als Autorität auf dem Gebiete der Gerichtspsychiatrie. Als Universitätslehrer ist Ihren Händen die gerichts-psychiatrische Vorbildung der jungen Juristen wie Mediziner anvertraut. Das „jurare in verba magistri", der blinde Gehorsam gegenüber den wissenschaftlichen Thesen Ihrer Gerichtsgutachten, wird gerade auf dem für jüngere Richter schwierigen Gebiet der juristisch-psychiatrischen Grenzfragen in Entmündigungsverfahren nur allzu leicht zu Tage treten. Hieraus entsteht aber eine in ihren Folgen furchtbare Gefahr für unser Volk, wie für das Ansehen unserer Rechtspflege, wenn aus verschiedenen Gründen, die in meiner Broschüre kritisch behandelt werden, die Grundlagen des Gutachtens nicht unanfechtbar sind, und der Richter dies nicht erkennt."

Das öffentliche Interesse verlangt eine Erwiderung, und wenn sie nicht von Binswanger kommt, dann sollten andere auf den Fall eingehen. Durch mich ist der „weltberühmte" Psychiater wiederholt auf den Sand gesetzt worden; auf seine Gutachten erfolgte Entmündigungen wurden wieder aufgehoben. Das hat allerdings seinen Unwillen erregt und er hat mich selbst als „zweifellos" psychopathisch erklärt, weil ich mich für berufen hielte, „die Rechtsansprüche von Persönlichkeiten zu vertreten, welche durch richterliche Erkenntnis und sachverständiges Urteil für geisteskrank erklärt worden sind". Bei mir ist er jedoch an den Unrechten gekommen, und er hat schließlich vorgezogen, sich von der Erstattung forensischer Gutachten entbinden zu lassen; aber ein solcher Mann sollte aus seiner Stellung ganz und gar entfernt werden!

Eine der bedenklichsten Erscheinungen in unserem Rechtswesen, gegen die ich schon seit Jahren meine Stimme erhoben habe, ist die Passivität von Beamten, Richtern, selbst höheren Offizieren und Exzellenzen gegen öffentliche Beleidigungen. Es ist gewiß kein Vergnügen, wegen Beleidigung vor Gericht gezogen zu werden, aber mancher erblickt darin das letzte Mittel, ihm zugefügte Vergewaltigungen und Rechtsbeugungen zur öffentlichen Kenntnis und Sühne zu bringen. Das ist fast stets aussichtsloses Bemühen! Die Gerichte verurteilen ihn sofort, wenn in der Form ein Verstoß liegt, ohne die Wahrheit der Beschuldigung zu prüfen, wozu sie doch nach dem Gesetz verpflichtet sind, um die Strafhöhe zu bemessen, oder sie rufen den Psychiater, der fast ausnahmslos hochgradige Erregung und Willensunfreiheit bei Begehung der Tat konstatiert, sodaß nach § 51 des Strafgesetzbuches Freispruch erfolgen muß und die Sache nicht weiter verfolgt zu werden braucht, — ein sehr bequemes und einfaches Mittel, um unangenehmen Enthüllungen aus dem Wege zu gehen — oder sie reagieren überhaupt nicht. Nun ist es natürlich ganz gerechtfertigt, auf Beleidigungen nicht einzugehen und seine Zeit nicht damit zu verlieren, wenn die Beleidiger Betrunkene, Geisteskranke oder Rowdies sind. Anders liegt die Sache aber, wenn Männer von Stellung und anerkannter Ehrenhaftigkeit schwere Beschuldigungen erheben. Auch hier zu schweigen, heißt die Schuld anerkennen! Kaiser Wilhelm I.

---

*) Die Entmündigung des Kreisarztes Dr. med. W. wegen Querulantenwahnes. Juristisch-psychologische Kritik eines ärztlichen Gutachtens nach aktenmäßiger Darstellung. Verlag K. G. Th. Scheffer in Berlin-Steglitz. 1913. Preis 2 Mk.

erklärte, daß er keinen Offizier in der Armee dulden werde, der seine Ehre nicht zu wahren verstünde. Heute ist es anders, und weil ich dies öffentlich feststellte, stehe ich zurzeit unter Anklage wegen angeblicher Beleidigung des preußischen Offizierkorps. Man wandte sich auch hier an Psychiater, aber diese wollen nicht heran, und nun stockt die Sache seit vier Jahren und habe ich um endliche Erledigung ersuchen müssen, da ich als Bürger des Deutschen Reichs einen wohlbegründeten Anspruch darauf hätte, gegebenenfalls verurteilt zu werden. Auf alle Rechtswohltaten leiste ich Verzicht!

Ganz verwunderlich ist die Rechtspflege bei den kirchlichen Behörden. Im Falle des auf dem Disziplinarwege aus seinem Amt entfernten, allgemein beliebten und hochgeacheten Pfarrers Traub in Dortmund hat der Professor der Theologie Baumgarten in Kiel dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin Voigts in fünf Fällen Unwahrheit, also zum mindesten Fahrlässigkeit, vorgeworfen. Das ist in der Presse lebhaft besprochen worden, aber Herr Voigts schweigt und darf in seiner Stellung verbleiben. In den Fällen der Pastoren Kühnemund und Palm ist dem Königlich Preußischen Oberkonsistorialrat von Bamberg im Magdeburger Konsistorium, der früher bei der Staatsanwaltschaft tätig war, vorgeworfen worden:

„gehässige Machenschaften, Schnüffelei, schamlose Verdächtigung, Parteilichkeit, Unwahrheit, ein absichtlich falsches Gerichtsurteil und Justizmord",

also Verbrechen im Amte, die mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft werden können. Er habe die Rolle eines Sherlock Holmes, eines Detektivs, gespielt und durch sein Verfahren „das Ansehen, die Achtung und das Vertrauen seines Amtes verletzt"! Und all' dies wurde eingesteckt, obwohl sich ein Jurist dahin äußerte: „das können die (von Bamberg und die übrigen Konsistorialmitglieder) sich gar nicht gefallen lassen, sondern müssen klagen, denn sonst sind sie die Lumpen, als welche sie in dem Buche (von Kühnemund) hingestellt worden sind." Keine einzige Beleidigungsklage ist erfolgt!

Noch kräftiger geht der ehemalige Pfarrer Gottfried Schwarz in Oberweiler in Baden, der mutige Herausgeber des „Banners der Freiheit", vor, indem er ausführt, daß bei Einrichtung des Gerichtshofs für Irrlehre „der Oberkirchenrat durch den Einwand, daß sein Verfahren kein Disziplinarverfahren sei, im klaren Bewußtsein dieser Unwahrheit den Staat und den König hintergangen". In No. 208 seiner Zeitschrift spricht er in dem Artikel „Die Wahrhaftigkeit des preußischen Oberkirchenrats" von „Lüge", „frecher Ableugnung" und ruft den Mitgliedern des Oberkirchenrats zu: „Ihr Heuchler!" Mehr kann obersten Behörden wohl nicht geboten werden. Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, Herr Justizminister, daß Sie die Hände da in den Hosentaschen behalten und vielleicht nur ein Lächeln Ihren Mund umspielt!

Pastor Palm fragt: „An wen soll man noch einen Appell richten? An den deutschen Pfarrerstand? Oder an die öffentliche Meinung? Oder an den Summepiskopus der Kirche, Se. Majestät unseren erhabenen Kaiser und König? Letzteres," sagt er, „ist bereits geschehen vor Jahresfrist in einer Immediateingabe. Aber der Schirmherr der preußischen Landeskirche wohnt in einem Licht, zu dem ein einfacher Dorfgeistlicher nicht kommen kann. Dazwischen steht das kaiserliche Zivilkabinett, das die Ermächtigung hat, derartige Anliegen selbst zu erledigen. Es hat denn auch meine Bitt- und Beschwerdeschrift einfach abgegeben an den Evangelischen Oberkirchenrat, und der haut bekanntlich mit den Provinzialbehörden in dieselbe Kerbe, nur etwas kräftiger und nachdrucksvoller als jene. Das zeigen die Fälle Kühnemund und Traub. Ja, wenn wir noch in den Tagen des alten Fritz lebten, wo der Krückstock Remedur schaffen durfte und die, welche solch' schreiende Rechtsvergewaltigungen sich schuldig gemacht hatten, exemplarisch züchtigte! Wir leben aber jetzt in einer Zeit, wo es mehr als je wahr ist: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Und das will ich denn auch tun." Diesen Weg wird das deutsche Volk ebenfalls gehen müssen! Pastor Palm darf zwar nicht mehr sein Amt ausüben, aber die Behörde hat es noch nicht vermocht, ihn mittellos auf die Straße zu werfen und zahlt sein Gehalt weiter.

Und wer nun meint, daß durch die Volksvertretungen und durch den Reichstag Abhilfe zu



schaffen sei, der kennt die Schwerfälligkeit dieser Körperschaften nicht, und auch dort führen Männer, wie der Rechtsanwalt Dr. Semler, der Schwiegersohn des verstorbenen Hamburger Bürgermeisters Mönkeberg, das große Wort, der, des Schwindels in einer Millionenerbschaft beschuldigt, nichts zu seiner Rechtfertigung tut. Auch haben die Herren Reichstagsabgeordneten ja gar keine Zeit zu anderen Dingen als zu Plaudereien über die Unantastbarkeit und Vortrefflichkeit unserer Justiz, sowie zu Bewilligungen von Militärforderungen. Einen Antrag auf Einsetzung einer Rechtsschutzkommission im Reichstag ließ man glatt unter den Tisch fallen.

Aus dem Angeführten dürfte mit größter Deutlichkeit sich ergeben: so geht es nicht weiter! Die Strafwut bei Lappalien, geringfügigen Entwendungen, bei jeder Wortentgleisung als Beleidigung — jeder sechste Mann ist im Deutschen Reiche wegen Verbrechens oder Vergehens bestraft — dabei das Ausbleiben der Verfolgung der großen Diebe und das Hinnehmen schwerster Beschuldigungen, alles dies ist in Wahrheit zu einer deutschen Rechtsnot geworden. Das Volk ist geradezu entmündigt, und der Unanständigkeit im Rechtswesen steht es machtlos gegenüber. Dazu die Versklavung durch den Mammonismus: wer kein Geld hat, mag sein Recht fahren lassen! Aus dieser allgemeinen Verwirrung herauszukommen, fehlt es den leitenden Persönlichkeiten an Kraft; es wird eben fortgewurstelt. Man scheint gar keine Ahnung zu haben, daß wir an dem Rande eines Abgrundes dahintanzen. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher; mit Naturnotwendigkeit wird der Zusammenbruch dieses Systems kommen! Deshalb muß der Freiheitskampf gegen römisches Recht ohne Verzug und ohne Menschenfurcht aufgenommen werden. „Und wenn die Welt voll Teufel wär, es soll uns doch gelingen!" Was ich schreibe, wäre wertlos, wenn ich nicht selber Hand anzulegen wüßte. Ich sehe den Weg ganz genau und werde ihn gehen, ob mir nun andere folgen oder nicht! Aber unrühmlich ist es für Germanen, tatenlos beiseite zu stehen. Darum hinein in den gewaltigen juristischen Kulturkampf unserer Zeit, der uns Ehre und Freiheit bringen wird! Heute gilt es nicht einem äußeren Feinde wie vor hundert Jahren, sondern einem viel gefährlicheren inneren Feinde. Ueber ihn den Sieg zu erringen, hieße am würdigsten das Andenken der großen Zeit feiern, in der es zu der befreienden Völkerschlacht von Leipzig kam.

An dieser Stelle kann es nicht mehr ausgeführt werden, wie ein neues Rechtsleben entstehen soll durch eine neue deutsche Vehme, durch stärkere Heranziehung des Volkes zur Rechtsprechung und dadurch, daß wir dem Drachen Mammon die Giftzähne ausbrechen, durch eine andere Juristenerziehung, durch Errichtung einer Hochwarte für deutsches Recht und deutsches Volkstum in der Stadt Herders, Schillers und Goethes, in Weimar, durch einen deutschen Volksrat und einen würdigen Bau für diesen Zweck. Das soll in den folgenden Abschnitten geschehen und die Aufgabe auch praktisch in die Hand genommen werden durch Aufbringung einer Nationalspende aller Deutschen. Es gilt das köstlichste Gut — Gerechtigkeit, von der mein Landsmann, der Philosoph von Königsberg, Immanuel Kant, sagt: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf der Erde leben!"

(Fortsetzung folgt.)



Unterhaltender Teil.

Im Wunderlande Amerika.

Eine Erzählung in Briefen.
Von Fred. R. Minuth.
(Schluß).

An Bord des Ozeandampfers „Deutschland“,
Donnerstag, den 9. August 19..

Mein lieber Eberhardt!

Mir ist, als ob ich träume. — Zehn Tage lang versuche ich es zu fassen und vermag es doch nicht zu fassen! — Trotzdem ist es wahr: in wenigen Tagen werde ich die Heimat wiedersehen, — in wenigen Tagen werde ich meine Lieben umarmen!

Wenn ein im Joche der modernen Hörigkeit ums Dasein Ringender das große Los gewinnt, so ist für ihn sicher eine unbeschreiblich große Freude damit verbunden. Und dennoch würden seine Gefühle doch nur ein lustiges Liedlein sein den Empfindungen gegenüber, die meine Seele bewegen und gleich den Jubeltönen einer mächtigen Symphonie voller Glück und Dankbarkeit emporwallen zum gütigen Lenker meines Geschickes. — Das wirst Du nicht begreifen, Eberhardt. — Wer das begreifen will, muß Jahre lang in Niedrigkeit, Plage, Entbehrung und wilder Seelenpein sein einstiges Ich als tod beweint haben und dann ungeahnt, unvorbereitet plötzlich seine Auferstehung feiern....Dann begreift man, daß in der Seele eines Menschen überirdisch wonnige Harmonien erklingen können, Töne, die kein Meister zu fesseln vermöchte. — Aber auf Erden gibt es keine völlig ungetrübte Freude. Auch in die klingenden Wonnen meiner Seele tönt klagend hinein ein leiser Septimenakkord. — Vor einer Stunde entschwand am westlichen Horizont der letzte dünne, bläulich schimmernde Streifen, der Amerika nur noch andeutete. Auch als der letzte Hauch entschwunden war, starrte ich noch immer auf die Stelle hin. Mir waren die Augen feucht geworden und dem Herzen entquoll ein wortloses Ade allen guten Menschen jenes Landes, die sich des Freundlosen einst angenommen und deren Name Klang ich nie vernahm. Und ein mit bebender Lippe geflüstertes Ade galt dem braven Farmer Kunze und seinem lieblichen Kinde, dem durch mich so schweres Herzeleid bereitet worden war. — Ob ich Nelly wohl je werde vergessen können? —

* * *

Nacht liegt über den Wassern. Alle Decks sind verödet. Die Passagiere schlafen, — nur ich kann keinen Schlaf finden. — Leise wogt das Schiff in langsamem Tempo auf und nieder. In monotonem Rhythmus tönt das Geräusch der Maschine in das Rauschen der Bugwelle. Und gleich dem Seufzen einer gequälten Seele hallt von Zeit zu Zeit ein wimmernder Laut aus der Höhe hernieder, wenn der Nachtwind heftiger durch die Takelage weht. Im dunklen Weltenraume blinken die Sterne..Rastlos arbeitet die Maschine; — rastlos wogt leise das Schiff auf und nieder. Jedes Heben und Sinken ist ein Schritt der Heimat entgegen....

* * *

Den 16. August.

Gestern Abend sagte mir der vierte Offizier, zwischen sechs und sieben Uhr morgens würden wir heute die deutsche Küste in Sicht bekommen. Auf den Augenblick, da ich die Heimat aus dem Meere würde auftauchen sehen, habe ich mich während der ganzen Reise gefreut. Schon vor fünf Uhr war ich auf Posten, um den heiligen Moment nicht zu versäumen.

Wundervoll stieg aus rosig durchleuchtetem Gewölk die Sonne über den östlichen Horizont. Der ganze Himmel hellblau, im Frühlicht schimmernder Aether.... Nur leise wogte das Meer. Ruhig, wie auf einem Flusse, glitt das mächtige Schiff dahin. Die Hände unbewußt

gefaltet, den Blick gen Südosten gerichtet, stand ich, an die Railing gelehnt, wohl eine Stunde. Traumverloren, ein wortloses Gebet im Herzen, vor mir die sonnbeglänzte Wasserfläche: So grüßte ich die Heimat, die endlich wie ein schimmerndes Märchenland im Sonnenlichte langsam sich aus dem Meere hob ...

* * *

Adl. Dominium Polzin,
den 30. Oktober 19..

Mein lieber Eberhardt!

Ich hatte mir vorgenommen, gleich nach meiner Rückkehr Dich zu besuchen. Nach der Lage der Dinge hier war es unmöglich. Papa begrüßte mich im Krankenstuhle. „Gott sei Dank, daß Du wieder da bist, Wendelin!" waren seine ersten Worte. In der Wirtschaft ging manches drunter und drüber. Der Inspektor verstand nicht viel und taugte wohl noch weniger. Ein Landwirt bin ich ja nicht; aber es war gut, daß ich bei der Kavallerie diente. Man lernt dort mancherlei, was man in der Landwirtschaft gebrauchen kann. Auch meine amerikanischen Erfahrungen kamen mir hier zu statten. Dennoch stehe ich gegenwärtig als Lehrling da, und Papa wird den Krankenstuhl wohl nie wieder verlassen können. Du warst ja dabei, als er mit dem Pferde stürzte, weißt also Bescheid. Aber ich habe drüben eine gute Schule für das Verhalten in schwierigen Lagen durchgemacht.

Dem Inspektor gab Papa sofort nach meiner Heimkehr den Laufpaß. Jetzt wirtschafte ich nach Papas Angaben, — und wunderbar, wie das bis jetzt alles klappt. Günstig für mich ist auch, daß es gegen den Winter geht. Da hab ich Zeit, mich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Wäre das Unglück mit Papa nicht passiert, wir könnten jetzt glücklich und zufrieden leben. Kein Wort, kein Blick erinnerte an das einst Vorgefallene. Papa ist wirklich froh, einen Menschen, dem er vertrauen darf, in der Wirtschaft zu haben. Aber ich fühle das Kerbholz doch, das ich noch immer hinter mir herschleife. Das muß fort. Und um es loszuwerden, gibt es nur eine Möglichkeit: ich muß in dem neuen Berufe etwas leisten. — Das wird auch, wie ich zuversichtlich hoffe, geschehen. Ich habe den ernsten Willen zum Lernen und Papa ist ein guter und geduldiger Lehrer. Nur eine Frage bereitet mir ernste Sorge, und dies um so mehr, als ich für die Begründung meines Standpunktes nichts anzuführen weiß. Gestern Abend sagte Papa: „Mein Sohn, setz' Dich mal hier neben mich!" Wir waren allein. Nach einer Weile begann Papa: „Wir wollen uns nichts vormachen, Wendelin. Ich kann an irgend einem Tage plötzlich abreisen. Der Sturz mit dem verfluchten Gaul hat mir den Rest gegeben. Das Rückgrat ist beschädigt. Ich werde sozusagen künstlich am Leben erhalten. Vielleicht lebe ich noch ein paar Jahre, vielleicht auch nur ein paar Monate oder Wochen. — Sei still, mein Jung," wehrte er ab, als ich ihn unterbrechen wollte. „Sei still, Wendelin, Du bist ein Mann; — wir wollen uns nichts vormachen. Ich habe noch einen Wunsch, den ich erfüllt sehen möchte: — Ich möchte hier noch eine tüchtige junge Frau walten und auch noch ein Enkelkind sehen. Länger werde ich wohl nicht mehr vorhalten. Aber wenn Du Dich beeilst, könnte sich das vielleicht noch erfüllen. Dann weiß ich Dich geborgen und kann in Frieden abtreten."

Papas Wunsch ist erklärlich, weise und gut; und doch sehe ich keine Möglichkeit, ihn zu erfüllen. Heiraten soll ich, — und meine Seele weint um Nelly! — Nellys Bild verfolgt mich, seit ich Amerika verlassen habe, bei Tag und Nacht; — ja, auch des Nachts, — selbst im Traume erscheint es mir. Und wenn ich dies alles in stummer Verzweiflung mit Füßen treten wollte, — darf ich einer anderen Liebe heucheln, darf ich einen Meineid begehn? — Vor meinem Blick verwirren sich die Dinge. Hilf mir. —

* * *

Adl. Dominium Polzin,
den 7. November 19..

Mein lieber Eberhardt!

Es ist merkwürdig, daß man manchmal die nächstliegenden Dinge nicht sieht. Deinem Rate folgend, habe ich gestern Abend Papa gebeichtet, auch Nellys Bild hat Papa gesehen. Eine lange Weile schwieg Papa nachdenkend. Endlich fragte er: „Was sind es für Leute?" Ja — was sind es für Leute? Etwas intelligenter und weltgewandter als unsere Bauern. Voller Stolz auf ihre Volkssouveränität. Und doch sind sie un-

bewußt „Untertanen“, in mancher Hinsicht sogar untertäniger als die Leute in der Monarchie. Ich habe Papa das so gut als möglich erklärt. Wieder eine lange Pause des Nachdenkens. Dann sprach Papa langsam und mir schien es, als sei er betrübt: „Mein Sohn, ich weiß nichts von Amerika und kenne die Amerikaner nicht. Es war meine stille und letzte freudige Hoffnung, Dich mit einer der Töchter der Nachbarschaft verbunden zu sehen. Wir stehen heute so da, daß Du auf Geld nicht zu sehen brauchst, obschon wir noch lange keine reichen Leute sind. Aber ich habe in den letzten vier Jahren mit Glück gewirtschaftet, auch Deine Zulage blieb der Wirtschaft erhalten; — kurz, wir stehen wieder fest. Ich hätte Dich zurückgerufen, auch wenn ich nicht mit dem Gaul gestürzt wäre. Ich wollte es ganz im Geheimen betreiben: es sollte Mamas Weihnachtsgeschenk sein.“

Als Papa schwieg, fragte ich nach einer Weile: „Möchtest Du Nelly einmal sehen, Papa?“

„Wie wäre denn das möglich?“

„Wenn ich ihr schriebe, daß Du sie zu sehen wünschtest, käme sie mit dem nächsten Schiff. Es kommt nur darauf an, ob Du es erlaubst, Papa?“

„Ich will Dich glücklich und geborgen sehen, mein Sohn. Heiratest Du eine ungeliebte Frau, kommt kein Segen ins Haus. Ich kenne Dich, Wendelin. Dann ginge die alte Geschichte wieder los und alles Arbeiten und Sparen wäre umsonst gewesen. — Nein, — widersprich nicht; — das Haus würde Dich nicht halten, Du würdest in die Kneipen laufen, — —. Ja, — was soll ich dazu sagen? — Wenn es ordentliche Leute sind ... hat ja manch einer von uns und höher hinauf 'ne Amerikanerin geheiratet, allein nur des Geldes wegen,.... Schacher,.... schamloser Schacher. — Warum solltest Du es nicht auch tun, wo es aus ganz anderen Motiven geschieht? —Wenn es ehrenhafte Leute sind,.... vornehmer Gesinnung...., dann, in Gottesnamen, schreib....“

* * *

Den 20. Dezember 19..

Mein lieber Eberhardt!

Nachdem Du den schwarzgeränderten Umschlag dieses Briefes erblickt, wirst Du ohne Weiteres wissen, was sich ereignet hat. — Es ist vollbracht: — der treueste Freund, der edelste Mensch ist von seinen Leiden erlöst worden. Sanft ist er hinübergeschlummert in die Ewigkeit. Ein Paar Stunden später erhielt ich den anliegenden Brief. Wie es in meiner Seele aussieht, vermag ich Dir nicht anzudeuten. Aber einen Trost habe ich: Mama ist da. Wir wollen beide versuchen, einander das Leben zu erleichtern. —

* * *

Hackensack, N. J., November 29th 19..

Mein Fred!

Warum kam Dein Brief nicht zwei Jahre früher? Ich wär zu Dir gekommen und wenn ich das Reisegeld hätte betteln oder stehlen müssen. Jetzt kann ich nicht. Ich bin verheiratet. Wundere Dich darüber nicht, Fred, — ich will Dir alles erzählen und Du wirst wissen, daß ich nicht anders konnte. Als Du fortgingst, bin ich krank geworden. Solange ich bei Bewußtsein war, habe ich die stille Hoffnung gehabt, ich würde sterben. Dann lag ich Wochen lang ohne Bewußtsein. Als ich kaum das Bett verlassen hatte, stand etwas Schreckliches in der Zeitung. Unser Bub, der verkommen ist, hatte mit anderen Rowdies in New York einen Mann überfallen, gestochen und beraubt. Der Mann ist gestorben und alle kamen auf Lebenszeit ins Zuchthaus, unser Bub auch. — Da ist der Vater tiefsinnig geworden. Alles blieb liegen. Er rührte nichts mehr an. Keiner durfte zu ihm sprechen. Still wankte er umher. Nur manchmal sprach er leise vor sich hin: „Wenn nur der Fred nicht fortgegangen wär'.“ Ich habe Briefe an Dich nach New York, nach Baltimore, nach Philadelphia, Pittsburg und andere Städte geschickt. Du warst nicht zu finden. Ich hab an Zeitungen geschrieben, man hat Dich gesucht, — Du warst verschwunden. — Da sagte die Mutter, ich solle heiraten, dann würde der Vater wieder besser werden. Ich hab nicht gewollt. Die Mutter hat gebeten. Ich konnte nicht. Unser Helfer war fortgegangen. Nun waren wir ganz allein. Das Vieh begann vor Hunger zu brüllen. Da hab ich das Vieh besorgt so gut ich konnte. Die Mutter mußte immer um den Vater sein. An einem Abend bin ich wieder im Stall und da sehe ich plötzlich etwas Furchtbares — — — der Vater hat im Irrsinn die Scheune angesteckt.

Wie ich mich vom ersten fürchterlichen Schreck erholt, riß ich der Kuh den Wassereimer fort und lief nach der Scheune. Das Feuer konnte ich noch löschen. Der Vater hat mich dabei mit einem schrecklichen Blick angesehen. — Ich kniete vor ihm nieder und flehte ihn an, doch wieder an sich und die Mutter und auch an mich zu denken. Und da flüsterte er wieder: „Wenn nur der Fred nicht fortgegangen wär'." Der Ton schnitt mir ins Herz. Ich konnte nicht anders, ich hab dem Vater gesagt, ich wolle heiraten, dann käme wieder ein Sohn ins Haus. Eine Weile hat er mich schweigend angesehen. Dann sank er plötzlich zusammen und begann zu weinen. — Seitdem ging es etwas besser. Er half mir beim Viehfüttern und sprach auch einmal. — Vor m i r aber lag die geöffnete Hölle. Und ich mußte hinein.... O Gott, welche Ausreden hab ich doch gemacht, — wie hab ich die unglücklichen Eltern belogen, nur um noch ein bißchen Zeit zu gewinnen. Ich hab an den Gouverneur geschrieben, den Bub zu begnadigen, — es half nichts. Die Mutter ist zum Gouverneur gefahren, hat ihm erzählt, wie es um den Vater steht, hat ihn auf den Knien gebeten, den Bub zu begnadigen, — es half nichts. Und nun gab es auch für mich keinen Pardon mehr, — ich mußte in die Hölle hinein. Sechs, acht wollten mich heiraten. Manchen Tag trafen zwei, drei bei uns zusammen. Angegrinst und die Zähne gefletscht haben sie, wenn sie sich begrüßten. Und mit einem dieser Menschen sollte ich leben......... Da hab ich mir D e n ausgesucht, den ich am wenigsten leiden mochte. Das hab ich Dir zu Lieb getan und einigen von den Freiern, die gute Kerle sind. Es hätte ja bei mir doch keiner eine gute Stunde gehabt. Von meinem Hochzeitstag weiß ich nicht mehr viel. Nur weiß ich, daß ich noch in der Kirche in Ohnmacht fiel und daß ich anfing zu schreien, als ich wieder aufwachte. Und dann bekam ich das Nervenfieber. Acht Wochen nach der Trauung war ich noch immer die Nelly, die Du kanntest, — war ich noch nicht seine Frau geworden.... Als ich dann immer kräftiger wurde, kam eine große Angst über mich, eine Angst, von der kein Mensch weiß, als nur eine Frau, der Gewalt angetan werden soll. — Und wieder begann ich zu lügen und mich zu verstellen. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche,.... aber endlich ging es nicht mehr, — und da hab ich nur an Dich gedacht, — immer an Dich gedacht.... Vor sechs Monaten wurde mein kleiner Fred geboren....

Der Vater ist ruhiger geworden. Aber lange macht er es nicht mehr. Wenn er gestorben ist, komme ich zu Dir. Ob Du mich dann noch willst oder nicht, — ich komme doch; denn ich will in Deiner Nähe sein, und wenn ich Dich auch nicht sprechen darf, wenigstens will ich Dich dann und wann sehen. Aber Du hast mich ja lieb, Du wirst mich aufnehmen, auch wenn ich nicht mehr so ganz jugendfrisch bin wie damals, als Du fortgingst.... Die Scheidung bekomme ich leicht. Ich brauche dem Menschen nur so viel Geld zu lassen, daß er zufrieden ist; dann ist er sogar noch froh, daß er mich los wird. Und, — ehrlich, Fred, — ich kann's ihm nicht verdenken....

Jetzt mein Fred, neide dem alten Vater die letzten paar Lebenstage nicht. Habe Geduld und warte. Ich komme.

Deine Nelly."

* * * * *

Zehnmal ist es nun seit Nellys Brief Winter geworden. Ich warte noch immer. Von Bornholm her stürmt ein eisiger Nordost über das Wasser. Die Ostsee brüllt. Schneeflocken stieben ums Haus. Wie lange werde ich noch warten müssen, — wann wird der alte Mann meinen Liebling loslassen? — — Verzeih' mir, mein Gott, den sündhaften Gedanken. Der Mann hat's nicht um mich verdient, daß ich sein Ende herbeisehne. Was ist man in der Herzensnot doch für ein egoistischer, verworfener Mensch!

Und trotzdem hat Gott mich gesegnet. Mütterchen waltet um mich wie eine gütige Fee, — man hört sie nicht, man empfindet nur ihre linde Hand. In stiller Dämmerstunde tritt dann noch unhörbar ein lieber Gast ins Zimmer und

Ein süßer Hauch von Reseden
Irrt durch mein stilles Gemach —
Ich hör dich noch immer reden —
Deine Stimme geht mir nach....
Noch klingt mir in den Ohren
Das kleine, traurige Lied —
Deine Stimme ist süß und traumhaft
Wie der Duft, der durchs Zimmer zieht.

Wenn ich die Augen schließe,
Ist mir's, als wärst du da,
Dein Haar, deine Augen, dein Lächeln —
Alles so seltsam nah;
Mit deinen weichen Händen
Streichelst du leis mein Gesicht —
Ach, Liebling, wenn du wüßtest — —
Nicht wahr, du gehst noch nicht....?

Draußen stieben die Flocken,
Hier drinnen ist's heimlich und warm,
Dein Haupt ruht an meiner Schulter,
Fester umschließt dich mein Arm;
Um deine zärtliche Stimme
Schmiegt sich das Dämmerlicht —
Heut bist du ganz mein eigen — —
Ach, Liebling, geh' noch nicht....



Fünf Uhr morgens.*)

Von Alexander Girardi.

Ich hätte für mein Leben gern schon einmal einen Sonnenaufgang gesehen. Man sagt mir, so etwas soll allerliebst sein, besonders in der Schweiz wegen der in Purpur getauchten Bergspitzen und der schönen Engländerinnen, die man dabei im Morgenneglige zu Gesicht bekommt. Also, ich hätte das für mein Leben gern auch schon mitgemacht. Aber es war bisher unmöglich. Und zwar lag die Schuld weniger an mir als an der Sonne. Dieses Gestirn kapriziert sich mit einem nur bei weiblichen Fixsternen beobachteten Eigensinn fortwährend darauf, zu den unmöglichsten Tageszeiten seine Laufbahn anzutreten. Ich sehe wirklich nicht ein, warum die Sonne um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aufgehen muß, da sie doch den ganzen Tag dazu Zeit hat. Und da ich wieder wohl den ganzen Tag über Zeit hätte, mir einen Sonnenaufgang zu Gemüte zu ziehen, um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aber Wichtigeres zu tun habe, so hat die Sonne bisher die Bergspitzen stets ohne meine Mitwirkung in Purpur getaucht und wird dies wohl auch noch später tun müssen. Ich gebe nämlich nicht nach, denn ich habe das nicht nötig; und die Sonne wird wohl ebenfalls nicht nachgeben, da sie es schließlich auch nicht nötig hat.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ich ein Gegner der frühen Morgenstunde bin. Im Gegenteil — die frühe Morgenstunde ist, meiner Ansicht nach, eine der schätzbarsten Tageszeiten; nur darf man nicht gezwungen sein, aus dem Bett aufzustehen. Hinwieder wird sie jederzeit einen großen Genuß gewähren, wenn man, ums Morgenrot aus den bekannten schweren Träumen emporfahrend, sich allmählich zu dem Bewußtsein durchringt, daß es ja noch viel zu früh sei; sich von neuem fest in seine Decke wickelt, sich auf die andere Seite des Kopfkissens legt und langsam wieder ins Traumland zurückbegibt, aus dem man gekommen.

Das ist meine Art, die Morgenstunde zu genießen. Ich glaube, daß das auch vieler anderer Art ist. Und ich meine, daß, um diese für Leute von gutem Geschmack außerordentlich wertvollen „Freuden der Frühe" zu bezeichnen, irgend ein Weiser vor Zeiten das bekannte Sprichwort erfand: „Morgenstunde hat Gold im Munde" — ein Sprichwort also, das bisher in lächerlicher Verkennung seines wahren Sinnes als eine Mahnung zum Frühaufstehen geworden ist!

Jawohl — den höchsten Genuß hat man von der Morgenstunde, wenn man sie verschläft. Es ist das eine der ersten Wahrheiten, die ich überhaupt erkannt habe. Schon in früher Jugend habe ich ihr gehuldigt.

Das war dazumal — zur Zeit, als ich noch in der Schlosserwerkstatt in Graz in der Leonhardstraße am Ambos stand und den Hammer schwang. Es ist ja bekannt, daß die Objekte, mit denen sich meine künstlerische Tätigkeit befaßte, nicht Rollen, sondern Eisenstangen waren. Einen Vorteil hatte meine damalige Wirksamkeit vor der heutigen jedenfalls voraus: es mangelte nie an Stoff. Denn der Himmel hat es in seiner unerforschlichen Weisheit so ein=

*) Aus Roseggers „Heimgarten". Mit freundlicher Genehmigung des Herrn Dr. Peter Rosegger und des Verlags „Leykam", Graz.

gerichtet, daß es in der Welt mehr gutes Eisen als gute Operettenlibretti gibt.

Damals also hieß es, jeden Morgen um fünf Uhr in der Werkstatt sein. Zu dieser Stunde mußten bereits die Hämmer auf das Eisen klingen — das ist alter Schlosserbrauch. Mit wie geringer Sympathie ich diesem alten Brauche gegenüberstand, wird man nach dem Gesagten leicht begreifen. Ich machte auch kein Hehl aus dieser Abneigung. Ich wagte zwar keine direkte Revolution; aber ich nahm zu dem so beliebten passiven Widerstand meine Zuflucht. Der passive Widerstand ist ja die Revolution der Schwachen. Der Meister und die Gesellen ließen, dem alten Brauche getreu, um fünf Uhr morgens schon die Hämmer auf das Eisen klingen. Ich aber lag um diese Zeit in der Regel noch ruhig in meinem Bette, das in einer Kammer oberhalb der Werkstatt stand, und schlief. Erst durch das Gehämmer unten wurde ich geweckt. Dann fuhr ich rasch in die Kleider und eilte auf meinen Posten am Amboß. Der Weg dorthin führte mich am Standplatz des Meisters vorbei. Und sobald ich in die Nähe desselben kam, fügte es sich immer, daß irgend ein Teil der Außenseite meines Körpers, eines meiner Ohren oder ein Büschel meiner Haare, dem würdigen Manne in die Finger geriet, mit deren Hilfe er sich einige Minuten lang in einer Weise damit beschäftigte, die seinem Wohlbefinden jedenfalls zuträglicher war als dem meinigen. Seitdem habe ich eine Abneigung gegen die alten Bräuche, nicht bloß im Schlossergewerbe, sondern überhaupt; und immer, wenn ich von einem solchen höre, verspüre ich Schmerzen in den Haarwurzeln.

Das ist jetzt anders geworden. Kein Meister zieht mich mehr an den Ohren, wenn ich später als um dreiviertel fünf aufstehe. Und selbst wenn ich, meiner Gewohnheit getreu, zu spät auf die Probe komme, werde ich niemals vom Direktor gebeutelt. Man ersieht daraus, welche Vorzüge der schauspielerische Beruf vor dem Schlossergewerbe hat. Diese Erkenntnis hat sich auch in den Kreisen dieses letzteren Gewerbes schon seit langem Bahn gebrochen. Alle Augenblicke kommt ein Jünger der eisernen Kunst zu mir und macht mich zum Vertrauten seines Entschlusses, lieber kein Schlossergesell, sondern erster Heldentenor an der großen Oper oder Burgschauspieler oder vielleicht auch Operettenkomiker werden zu wollen. Letzteres allerdings nur in dritter Linie, da er mir, als altem Kollegen, keine Konkurrenz machen will. Wenn das so fortgeht, wird es bald keinen Hamlet mehr geben, der nicht in seiner Jugend überdrehte Türschlösser repariert hat.

Aber recht haben sie, die guten Leute. Und ich freue mich ja auch rechtschaffen, daß ich nicht mehr Schlosser, sondern Schauspieler bin. Ein Mann, der so lang schlafen kann, wie er will! Freilich, mein jetziger Stand hat wohl auch noch einige andere Vorzüge vor dem früheren. Aber das ist doch eine Hauptsache. Und ich erinnere mich, gerade das einmal besonders stark empfunden zu haben.

Es war in einem der ersten Jahre meiner Schauspielerlaufbahn. Ich gehörte damals dem Ensemble des Salzburger Theaters an. Die Salzburger Schauspieler agierten zu jener Zeit während der Saison auf der Bühne des Ischler Sommertheaters. Das dauerte bis zum Schluß des September; selbst wenn Ischl bereits von seiner lebenslustigen Sommerbevölkerung fast ganz verlassen war, wurde im Theater immer noch Abend für Abend munter gespielt. Denn für diesen letzten Monat zahlte der Erzherzog Franz Karl, der damals ständiger Sommergast in Ischl war, die Gagen der Schauspieler. Die Saison in Salzburg begann am 1. Oktober; die letzte Vorstellung in Ischl fand am 30. September statt. Sogleich nach Schluß der Vorstellung wurde die ganze Gesellschaft in Stellwagen gepackt und fort ging's in derselben Nacht en pleine carrière nach Salzburg. Der Theaterdiener war schon am Tage vorangefahren und hatte Quartier besorgt. So fand man denn, wenn man mitten in der Nacht in der Stadt ankam, sein Zimmer bereit und hatte nichts zu tun, als aus dem Stellwagen heraus und in sein Bett hineinzusteigen. Am Morgen wurde dann rasch eine Probe abgehalten und am selben Abend hob sich in Salzburg der Vorhang zur Eröffnung der neuen Saison, nachdem er in Ischl am Abend vorher über der alten gefallen war.

An jenem 30. September nun, von dem ich hier erzählen will, — an die Jahreszahl er-

innere ich mich nicht mehr genau, — hatten wir wieder einmal die nächtliche Parforcefahrt nach Salzburg getan. Die Stellwagen rasselten über das Pflaster und hielten an der verabredeten Stelle das Rendezvous, wo der Theaterdiener wartete. Dieser ging von Wagen zu Wagen und bezeichnete jedem sein Haus, in dem er einquartiert war. Dann kletterte man schläfrig über den Tritt.

„Es ist kalt," sagte der erste Liebhaber und reckte unter fürchterlichem Gähnen seine Fäuste zum Vollmond empor.

„Sehr kalt," bemerkte die komische Alte und suchte durch Stampfen auf dem Pflaster einen eingeschlafenen Fuß wieder zur Raison zu bringen.

„Weiß Gott — es ist kalt," konstatierte seinerseits der Intriguant und schlug sich die Arme mehreremale um den Leib, daß es schallte.

„Nein, aber wie kalt das ist," flötete die Naive und hüllte sich fröstelnd fester in ihren grauen Reisemantel.

„Eine Bärenkälte!" äußerte treffend der komische und Helden-Vater und stärkte sich nach dieser oratorischen Anstrengung aus einer geheimnisvollen Flasche, die verführerisch gluckste.

Und: „Kinder, ist euch kalt?" fragte vollkommen überflüssigerweise der Direktor, nachdem er mit vieler Mühe seine Ehehälfte mit sämtlichen zu ihr gehörigen Hutschachteln aus dem Wagen geladen hatte.

Und da man insoweit in seinen Ansichten übereinstimmte, sich also kein Grund zu weiteren Verhandlungen bot, tauschte man einige Händedrücke aus und zerstreute sich in den angrenzenden Gassen.

„Kinder, vergeßt nicht: morgen um zehn Uhr ist Probe," rief der Direktor noch den Davoneilenden nach. Dann nahm er die Frau Direktorin unter den rechten Arm, die Hutschachteln in den linken und bewegte sich auch seinerseits vorwärts, während der Theaterdiener der imposanten Gruppe mit einer Laterne voranleuchtete.

Der Kapellmeister und ich — wir blieben allein zurück. Es war der Kapellmeister Anger, ein sehr tüchtiger Musiker und mir ein lieber Freund.

Also wir blieben zurück. Denn das Haus, in dem wir Wohnung erhalten hatten, befand sich gegenüber von der Stelle, wo wir angekommen waren.

„Du — was tun wir jetzt?" fragte der Kapellmeister.

„Jetzt geh'n wir schlafen. Es wäre Zeit, dächt' ich."

„Aber ich möchte gern noch etwas tun. Die Nacht ist so schön."

„Nun, so kannst Du ja noch auf den Untersberg kraxeln. Nimm Dir aber eine Landkarte mit, damit Du im Dunkeln den Weg nicht verfehlst. Ich gehe schlafen."

„Ich möchte ja auch schlafen geh'n, aber ich bin noch gar nicht müde."

„Komm' nur mit herauf. Ich sing Dir ein von Dir komponiertes Schlummerlied. Da wirst Du schon schlafen. Oder nein, doch nicht. Der einzige Mensch auf der Welt, der bei Deiner Musik nicht einschläft, bist Du selber."

Inzwischen waren wir bereits auf das Haus zu gegangen. Ich läutete an und wir stiegen hinauf, nachdem der Hausmeister uns gesagt hatte, daß unser Zimmer im ersten Stock gelegen sei.

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun," sagte ich in der Pose des Wallenstein und zog mir dabei die Stiefel aus (eine neue Nuance das, auf die ich meine Herren Kollegen vom Burgtheater hier aufmerksam mache).

„Wird nicht so lang werden," brummte der Kapellmeister, der schon im Bette lag. „Morgen früh ist Probe."

„Aber erst um zehn Uhr. Ich schlafe jedenfalls bis fünf Minuten vor zehn."

„Ich werde Dich schon früher wecken. Wenn Du nicht aufstehen willst, gieße ich Dir einen Krug Wasser über den Kopf. Wahrscheinlich werde ich so wie so die ganze Nacht wach bleiben. — Ich bin gar nicht müde," sagte der Kapellmeister, drehte sich auf die andere Seite und war eine Minute später eingeschlafen.

Auch ich tat bald das Gleiche. Es war zuerst ein fester, traumloser Schlaf. Dann aber begann mir allerlei tolles Zeug durch den Kopf zu spuken.

Ich war wieder Schlossergeselle und stand in der Werkstatt. Da kam ein Diener herein: „Die Frau Gräfin hat sich den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch zerbrochen; sie läßt bitten, daß jemand kommt und ihr das Schloß aufsperrt."

„Alexander, geh' Du!" sagte der Meister. Es war das eine große Niedertracht. Denn die Frau Gräfin hatte mich erst kürzlich in Ischl spielen gesehen und ich war ihr auf ihren Wunsch vorgestellt worden, weil ich ihr so gefallen hatte. Der Meister mußte wohl wissen, wie peinlich mir diese Mission sein würde; aber dennoch zwang er mich dazu, der Schuft! Und ich mußte gehen, sonst bekam ich wieder nur Erdäpfel und kein Fleisch zu Mittag. Ich packte mein Werkzeug zusammen und ging.

Die Gräfin empfing mich persönlich im Salon. Es war mir außerordentlich peinlich, so vor ihr stehen zu müssen, in Hemdärmeln, mit vorgebundenem Schurzfell. Ein Glück, daß ich mir wenigstens ein Paar weiße Handschuhe angezogen.

„Also Sie sind auch Schlossergesell," sagte sie erstaunt. „Das wußte ich ja gar nicht."

„Ja," stammelte ich verlegen, „hm.... hm....in meinen Mußestunden....ein kleiner Sport ...." Da ich aber sehr rot dabei wurde, bat ich sie, sie solle mir nur rasch den Schreibtisch zeigen.

Ich mühte und mühte mich an dem Schlosse ab, aber es ging nicht auf.

„Nun, das ist ja ganz natürlich," sagte die Gräfin. „Mit weißen Handschuhen kann man doch keine Schlösser aufsperren....Wissen Sie was: Lassen Sie das sein und deklamieren Sie mir lieber etwas vor!"

Ich stellte mich vor sie hin und begann den letzten Akt aus Wallenstein zu zitieren. Die Worte: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun," sprach ich so gefühlvoll, daß ich selbst dabei einschlief. „Aber zu lange dürfen Sie nicht schlafen," rief mir noch die Gräfin ins Ohr. „Um fünf Uhr müssen Sie in der Werkstatt sein, sonst werden Sie gebeutelt." Und richtig — die Kuckucksuhr schlug fünf und unter mir begann es zu hämmern und zu klopfen. Kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirne. „Um Gotteswillen, die Leute sind schon an der Arbeit. Das wird eine schöne Geschichte werden."

Mit einem lauten Schrei erwachte ich. Der Tag dämmerte schon durch die Scheiben. Wahrhaftig — unter mir hörte ich das ominöse Gehämmer und Geklopfe. Noch vollständig von dem Wahn des Traumes umfangen, sprang ich aus dem Bett und stürzte nach dem Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Hierbei stieß ich an einen Waschtisch, ein auf demselben stehender Krug fiel um und ergoß seinen gesamten Inhalt über den Kopf des Kapellmeisters, dessen Bett daneben stand.

„Himmel und Hölle!" brüllte dieser, aus dem Schlafe auffahrend. „Bist Du verrückt geworden?"

Das brachte mich zur Besinnung. Ich drückte die Hand tief aufatmend auf das klopfende Herz. Gott sei gedankt — ich war ja kein Schlosser mehr, ich war ja Schauspieler, Schauspieler — und kein Meister der Welt hatte mir etwas zu sagen. Unten aber dauerte das Gehämmer fort. Der Theaterdiener hatte uns, ohne daß wir es wußten, in einem Hause einquartiert, in dessen Erdgeschoß sich eine Schlosserwerkstatt befand.

Nachdem ich den wütenden Kapellmeister mühsam getrocknet und beschwichtigt hatte — ich sagte ihm, so müsse es allen bösen Menschen ergehen, die ihren Mitmenschen Wasserkrüge über den Kopf schütten wollen — legte ich mich wieder ins Bett — mit einem ganz unsagbar glückseligen Gefühl der Erleichterung. So gut geschlafen wie an diesem Morgen habe ich nie wieder in meinem Leben. Und zur Probe kam ich nicht zurecht, was auch nicht leicht gewesen wäre, da dieselbe auf zehn Uhr morgens angesetzt war und ich erst um — drei Uhr nachmittags aufwachte.



Der Name Trauerweide.



In der Schule zu Vorweda
Weilte der Lokalinspektor,
Hielt die Prüfung ab und freute
Sich der Kinder prompter Antwort.
Aus dem Fenster er gewahrte
Hinterm Schulhof, in der Ecke,
Eine alte Trauerweide,
Deren Zweige, niederneigend,
Fast die Mutter Erde küßten.
Zu den Kindern würdevoll
Wandte sich der Pädagoge:
„Warum nennt man jenen Baum
Trauerweide?" — Zagend hoben
Sich viel' Hände in die Höhe
Und ein aufgeruf'ner Kleiner
Stotterte mit banger Miene,
Scheu durchs offne Fenster blickend:
„Von dem Baume schneidet immer
Der Herr Lehrer jene Gerten,
Die er zum Verhauen brauchet.
Darum sagt man ‚Trauerweide'".



Statement of the Ownership, Management, Circulation, Etc., for April 1, 1913,

of "Der Deutsche Kulturtraeger", published monthly at Fredericksburg, Texas, required by the Act of August 24, 1912.

Editor, Fred. R. Minuth, Grand Haven, Michigan.

Managing Editor, same.

Business Manager, Robert Penniger, Fredericksburg, Texas.

Publisher, same.

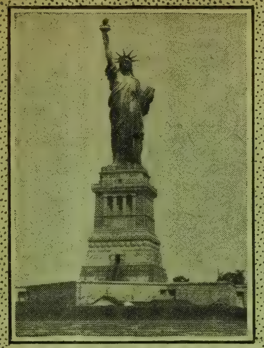
Signed: PENNIGER & MINUTH,
per Robert Penniger, Manager.

Sworn to and subscribed before me this 17th day of July, 1913.

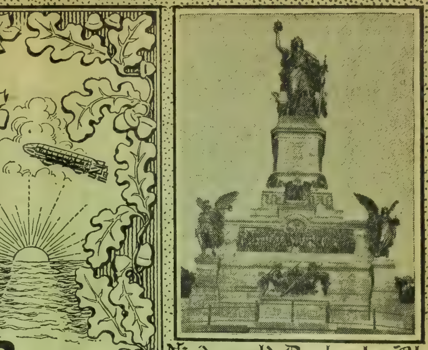
HERMAN USENER,
Clk. Co. Ct., Gillespie Co., Texas.

Inhaltsverzeichnis

des siebenten Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".



LIBERTY-STATUE b. NEW YORK



Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

August. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred K. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Man adressiere alle Geschäftsmitteilungen an:

Kulturträger Publishing Co., Fredericksburg, Texas, U. S. A.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

General-Vertreter für Deutschland: Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post-Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

1. Jahrgang. August 1913. Nummer 8.

Schleichende Gauner.



Vor mehreren Wochen meldeten deutschländische Zeitungen die Ausweisung eines Engländers namens Webb aus Straßburg i. E. — Einer strafbaren Handlung hatte der Mann sich nicht schuldig gemacht,— er war den Behörden nur aufgefallen, weil er Offizieren Flugzeuge zum Kauf anbot. Wenn indes deutsche Behörden sich zu einem so scharfen Vorgehen gegen einen ausländischen Handlungsreisenden entschlossen, dann wird hinter dem Handelsgewerbe sehr wahrscheinlich wohl noch eine andere, weniger harmlose Absicht gesteckt haben, von der die deutsche Polizei Wind bekam. Sonst würde die Ausweisung eines ruhigen Geschäftsmannes schwerlich zu rechtfertigen gewesen und sicher von seiten Englands auch nicht ohne Widerspruch hingenommen worden sein.

Tatsache ist es vielmehr, daß Deutschland in diesen Zeiten politischer Hochspannung von allerlei schleichenden Gaunern überlaufen ist, die als Wölfe im Schafskleide einhergehen, um zu lauschen und zu wittern, wo es etwas zu spionieren und zu verraten gibt. Unter diesen Subjekten befinden sich Leute im Besitze von Titeln und Würden, umstrahlt vom Scheine der Harmlosigkeit, die sich in Deutschland als biedere Gäste und als Verehrer alles Deutschen vorstellen, oft versehen mit guten Empfehlungen.

Wir alle wissen, daß heute ohne Spionage kein Reich der Zukunft mit einiger Ruhe entgegenzusehen vermag. Wer da behaupten wollte, daß es keine deutsche Spionage gäbe, würde wahrscheinlich etwas Unzutreffendes behaupten. Der Trieb der Selbsterhaltung verlangt nun einmal unter der gegenwärtigen Richtung der politischen Entwicklung die Sicherung nach jeder Seite hin. Aber wir glauben, daß selbst in diesem Gewerbe ein gewisser Ehrenkodex besteht, nach welchem ein Mensch, der sich einem Volke im Kleide des Biedermannes als Gast naht und doch nur allein die Absicht hegt, Verrat zu üben an diesem Volke, ein ganz gemeiner Hallunke ist. Und wir wissen, daß Leute dieses Kalibers im geheimen Solde des von Jahr zu Jahr kindischer werdenden Andrew Carnegie stehen. Desselben Carnegie, der als Weltfriedensengel posiert, während er mit der vom amerikanischen Volke teils erschwindelten, teils erpreßten Milliarde Dollars briti-

sche Hintertreppenpolitik finanziert; — desselben Carnegie, der sich — närrischer Weise — die Wiedervereinigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit England unter britischer Vorherrschaft bereits ein schönes Stück Geld hat kosten lassen; — desselben Carnegie, der in der „North American Review" einen längeren Artikel veröffentlichte, in dem es u. a. wörtlich heißt: „Man mag sagen, was man wolle, — ich sage: so sicher als die Sonne am Himmel einst über das vereinigte Britannien und Amerika schien, so sicher wird einst ein Morgen anbrechen, an dem sie bescheinen und begrüßen wird den wiedervereinigten Staat der Britisch-Amerikanischen Union!"; desselben Carnegie, der in einer in Dundee gehaltenen öffentlichen Rede die Worte sprach: „Was immer der Wiedervereinigung entgegensteht, ich bekämpfe es; was immer der Wiedervereinigung förderlich ist, ich unterstütze es. Ich beurteile alle politischen Fragen von diesem Standpunkte aus."

Herrn Carnegie ist — seinen eigenen Worten nach — also jedes Mittel recht, die Vereinigten Staaten von Amerika dem König von England auszuliefern, also Verrat zu üben an seinem Adoptivvaterlande! — Kann man von einem solchen Manne erwarten, daß seine ostentativ bekundete Freundschaft für Deutschland und den Deutschen Kaiser echt sei? — Gewinnt hiernach nicht die Ansicht jener an Bedeutung, die da behaupten, Carnegie habe mit seinem deutschen Heldenfonds dem deutschen Volke und besonders dem Deutschen Kaiser Sand in die Augen streuen und die Aufmerksamkeit der Deutschen ablenken wollen von seinen philo-britischen Umtrieben hinter den politischen Kulissen? — Und nun erfahren wir, daß einer der im Solde Carnegies stehenden Geheimagenten vor kurzem sich nach Europa eingeschifft hat mit dem Auftrage, „die in Elsaß-Lothringen von Deutschland geschaffenen schlimmen Zustände zu studieren, die den Weltfrieden unmöglich machen."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß nur ein vollkommen charakterloser Wicht einen solchen Auftrag übernehmen konnte. Denn alle Welt weiß, welch' ein glänzender Aufschwung sich in Elsaß-Lothringen vollzogen hat seit der Vereinigung mit dem Deutschen Reiche, und alle Welt weiß ferner, daß die sogenannten „schlimmen Zustände" allein in politischen Hetzereien zu erblicken sind, die von einigen Leuten gegen gute Bezahlung seitens Deutschlands Widersacher — England und Frankreich — in Szene gesetzt werden. — Unter den Männern, die für solche Leistungen ein offenes Portemonnaie haben, finden wir auch Andrew Carnegie.

Wer über die moralische Qualität Carnegiescher Helfershelfer unterrichtet ist, wird verständnisinnig lächeln, wenn er den Namen des neuesten „Deutschland-Forschers" erfährt. Es ist der ehemalige Präsident der Stanford-Universität, David S. Jordan, der kürzlich grober Mißwirtschaft wegen seines Amtes entsetzt worden ist. Dieser David S. Jordan ist uns übrigens kein Unbekannter. Die amerikanische Presse hat sich wiederholt, gelegentlich in geradezu vernichtender Weise, mit dem Manne beschäftigt. Es ist dies derselbe David S. Jordan, der vor dreizehn Jahren den ausgezeichneten Nationalökonomen Professor Roß in brutaler Weise von der Stanford-Universität entfernte, weil der Professor auf dem Katheder und in seinen Schriften Bryans Ansichten über die Freiprägung des Silbers vertrat. Als sich dann über diese Vergewaltigung der akademischen Freiheit im ganzen Lande ein Sturm der Entrüstung erhob, schob Jordan die Schuld an der Entlassung des Professors Roß auf Frau Stanford, die edle Gründerin der Universität, fuhr aber heimlich fort, den vergewaltigten Professor in der akademischen Welt unmöglich zu machen und Frau Stanford in der niedrigsten Weise zu verdächtigen. Als der Dame diese Wühlereien gegen ihren Charakter zu stark wurden, veröffentlichte sie eine Schrift, in welcher sie David S. Jordan als Lügner und sittlichen Lumpen brandmarkte. Jordan aber schwieg dazu. — Frau Stanford wurde, wie allgemein bekannt ist, einige Zeit später durch Strychnin vergiftet. Es gibt heute noch eine ganze Anzahl mit den Verhältnissen vertrauter Leute, die da behaupten, Frau Stanford habe es mit ihrem Leben bezahlen müssen, daß sie bei jener Gelegenheit den Menschen nicht unschädlich machte.

Wir haben schon einmal an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß Jordan sich von dem öffentlich in den Kalifornischen Zeitungen ausgesprochenen Verdacht, in den Giftmord der Frau Stanford verwickelt gewesen zu sein, nie gereinigt hat.

Kurz vor ihrem gewaltsamen Tode hatte die Dame eine Untersuchung der amtlichen Tätigkeit ihres Universitäts-Präsidenten eingeleitet mit der Absicht, ihn aus dem Amt zu entfernen. Durch die Untersuchung wurden übrigens so haarsträubende Dinge aufgedeckt, daß Jordans Entlassung außer Frage stand. Da kam plötzlich die Nachricht, daß Frau Stanford, die nach einem ersten in San Francisco gegen ihr Leben gerichteten Mordversuch sich in Todesangst nach Honolulu geflüchtet hatte, zum zweiten Male, diesmal erfolgreich, vergiftet worden sei. In beiden Fällen wurde in einer harmlosen Arznei, die Frau Stanford täglich zu nehmen pflegte, Strychnin gefunden. Der ärztliche Leichenbefund in Honolulu stellte über allen Zweifel fest, daß die Frau diesem Gifte erlegen war. Ein Motiv für den Mord unter ihrer erprobten und ihr treu ergebenen Dienerschaft war nicht zu entdecken. Es wurde aber festgestellt, daß die Privatsekretärin der Frau Stanford, e i n e i n t i m e F r e u n d i n J o r d a n s , ihr die mit dem Gifte versetzte Arznei verabreicht hatte, und diese Person wurde auch unter dem dringenden Verdachte, den Giftmord begangen zu haben, in Haft genommen. Als Jordan hiervon Kenntnis erhielt, reiste er unverzüglich nach Honolulu, angeblich um die Leiche der Frau Stanford abzuholen, in Wirklichkeit aber, um in Honolulu gegen den Befund der Aerzte aufzutreten. Mit schier verdächtigendem Eifer erklärte Jordan die untersuchenden Aerzte für Charlatane und führte den Tod der äußerst rüstigen Dame auf Altersschwäche zurück, ohne jedoch einen beweiskräftigen Beleg für diese Behauptung erbringen zu können. Die Rechtspflege in Honolulu ließ sehr viel zu wünschen übrig und in San Francisco herrschte damals eine gen Himmel stinkende Korruption. So kam es, daß dieser Mord ohne jede vorurteilsfreie Untersuchung vertuscht wurde....

Wir fragen uns vergeblich, wie es kam, daß Herr Jordan es unterließ, die Ermittelung der Todesursache der Frau Stanford nach jeder Richtung hin mit seinem ganzen Einfluß und dem reichlich ihm zur Verfügung stehenden Gelde energisch zu betreiben? — Ein toter Gegner ist doch unschädlich, wenn wir reinen Gewissens an seinem Tode sind.... Wir schütteln den Kopf, denn wir verstehen Herrn Jordan nicht. — Es wäre gut, wenn Herr Jordan die Frage befriedigend beantworten möchte, warum er die Nachprüfung des Befundes der Honolulu'er Aerzte in San Francisco unterließ? —

Der Herr, der uns die Antwort auf diese schwerwiegende Frage heute noch schuldig ist, begab sich im geheimen Auftrage und im Solde Carnegies nach Elsaß-Lothringen, um dort „d i e v o n D e u t s c h l a n d g e s c h a f f e n e n s c h l i m m e n Z u s t ä n d e z u s t u d i e r e n , d i e d e n W e l t f r i e d e n u n m ö g l i c h m a c h e n."

Was die deutsche Regierung und die deutsche Polizei vielleicht noch mehr interessieren wird als das eben Erzählte, dürfte in der Tatsache bestehen, daß Jordan einer der fanatischsten Deutschenhasser Amerikas ist. Die Deutschen dieses Landes erinnern sich noch sehr genau, wie dieser Jordan vor etwa acht Jahren den hüben und drüben als hervorragenden Universitätslehrer bekannten Professor Julius Goebel seiner unwandelbaren deutschen Gesinnung wegen von der Stanford-Universität entließ. Seitdem es Jordan gelungen ist, sich gegen hohen Lohn in die Friedensbewegung zu drängen und sich dem altersschwachen, possierlich gewordenen Carnegie anzuschmeicheln, hat er keine Gelegenheit versäumt, in seinen Reden und Schriften die deutsche Armee und den Deutschen Kaiser mit Schmutz zu bewerfen und dem johlenden amerikanischen Janhagel als Feinde des Weltfriedens hinzustellen. Frankreich dagegen ist ihm das von Deutschland schmählich mißhandelte Land, dem Genugtuung zu verschaffen eines jeden ehrlichen Friedensfreundes vornehmste Pflicht sei.

Im Grunde ist es ja ungeheuer gleichgültig, was ein Mensch von so großem sittlichen Tiefstande über Deutschland spricht und schreibt, wenn dadurch nur nicht die öffentliche Meinung in Amerika vergiftet würde, die ohnehin wieder einmal deutschfeindlich genug ist. Aus diesen

Gründen läge es unzweifelhaft im Interesse des Deutschen Reiches, wenn die deutschen Behörden Herrn Jordan die gleiche Aufmerksamkeit widmen würden, die sie dem Engländer Webb zuteil werden ließen. Und zwar auch dann, wenn David S. Jordan sich durch eine Empfehlung unseres für Nebenverdienste außerordentlich empfänglichen Staatssekretärs Bryan dort einzuführen versuchen sollte; denn eine solche Empfehlung wäre in diesem Falle ein grober Unfug seitens unseres Herrn Staatssekretärs. Herr Jordan hat es nämlich trotz der zwischen ihm und Herrn Bryan gähnenden Meinungsverschiedenheit in grundlegenden Fragen nicht verschmäht, vor seiner Reise nach Deutschland Herrn Bryan zu besuchen. Da zwischen den beiden Herren Beziehungen bisher nicht bestanden, liegt die — uns übrigens auch von Washington her bestätigte — Vermutung nahe, daß der Besuch Jordans beim Staatssekretär der Erlangung einer amtlichen Empfehlung für Deutschland galt, und daß der Zweck des Besuches erreicht wurde, wodurch Herrn Jordan die Möglichkeit verliehen wäre, in Deutschland mit einem gewissen offiziellen Nimbus aufzutreten.

Wir hoffen indes, daß die deutschen Behörden jetzt endlich lernen werden, den amerikanischen Humbugger, den amerikanischen Hetzer und den amerikanischen Volksauswucherer von dem amerikanischen Gentleman zu unterscheiden und jeden nach seinem Werte zu behandeln. Dies tut not im Interesse der Erhaltung guter Beziehungen zwischen den beiden Völkern sowohl wie im Interesse des Ansehens des Deutschen Reiches.

Fred. R. Minuth.



Deutschland und England.

Die natürlichen Grundlagen des deutsch-englischen Gegensatzes.
Eines Deutschen Antwort auf Professor Roland G. Ushers Buch "Pan-Germanism."*)



Wenn man den wirklichen Wert der großen, die ganze Welt bewegenden Streitfragen unsrer Zeit in Betracht zieht, erheischt wohl keine eine gleiche Beachtung wie die Friedensbewegung. Und bei jeder Würdigung derselben stößt man immer wieder auf den Gegensatz: Deutschland und England.

Tag ein, Tag aus wird darüber geredet, geschrieben und gedruckt. Beinahe alle diese Aeußerungen sind auf einen Ton gestimmt: Friede ist die Sehnsucht aller, das edelste Ziel der Menschheit .... ein Gegensatz zwischen Deutschland und England ist von unverantwortlichen Leuten frevelhafterweise erdacht und übertrieben und trotzdem friedlich lösbar.

Und dennoch wird immer weiter gerüstet, und alle Tage müssen neue Reibungsflächen geglättet werden. Der alte Spruch aus dem Büchmann: si vis pacem, para bellum, hat in der Gegenwart eine Weiterung erfahren: aber rede möglichst viel vom Frieden. Und doch können schöne Reden den Widerstreit zwischen Deutschland und England nicht aus der Welt schaffen, dessen gewaltsamer Ausgleich alle Völker mehr oder weniger in Mitleidenschaft ziehen wird, der an Kraftentfaltung und vernichtender Wucht alle Kriege der Vergangenheit übertreffen muß, — Naturkatastrophen vergleichbar. Nach denselben Gesetzen, die ein Erdbeben bedingen, wenn das Gefüge der Erdkruste dem inneren Drucke nicht mehr standhalten kann, ereignen sich auch im

*) Pan-Germanism, von Roland G. Usher, Ass. Prof. of History at Washington University, St. Louis, Mo. Published by the Houghton-Mifflin Co.

Völkerleben gewaltsame Umwälzungen, wenn die Staatswesen nicht mehr auf natürlichen Grundlagen ruhen. Der Gegensatz zwischen Deutschland und England und der wahre Wert der Friedensbewegung wird daher nur verständlich, wenn man auf die von der Natur gegebenen Grundlagen zurückgreift.

Als der Herrgott die Menschen geschaffen und ihnen den Rat mit auf den Weg gegeben, fruchtbar zu sein, deutete er mit keinem Worte an, daß dies oder jenes Land ewig unter einer Flagge stehen solle. Vielmehr läßt die Geschichte nur den einen Schluß zu, daß ein Volk ein gewisses Ausmaß an Grund und Boden nur so lange besitzen kann, als es sich dauernd zu sichern vermag. Zahl und Fähigkeit bilden die einzige Regel. Das Recht des Stärkeren und the survival of the fittest sind die allein wahren Grundlagen. Menschliche Verträge mögen manchmal eine Zeitlang Bedeutung haben, auf die Dauer aber siegen stets die ehernen Gesetze der Natur. Ziehen wir einmal die natürlichen Faktoren in Betracht:

England hat 121,000 Quadratmeilen Landfläche, Deutschland 209,000 Quadratmeilen. England hat 45,000,000 Bewohner, Deutschland hat deren 65,000,000. Das britische Weltreich umfaßt 29,000,000 Quadratkilometer, das deutsche aber nur 3,000,000. — Auf einen Quadratkilometer englischen Mutterbodens kommen 92 Quadratkilometer englischer Kolonien; auf einen Quadratkilometer deutschen Mutterbodens kommen nur 6 Quadratkilometer Kolonien. Jeder Engländer herrscht über 8, jeder Deutsche nur über 1/5 Ausländer.

Ehe wir aus diesen Zahlen die logischen Schlüsse ziehen, müssen wir vorerst die Begriffe „Engländer" und „Deutsche" etwas näher betrachten. Die englische Presse schreibt bekanntlich gern über die dem Deutschen Reiche gewaltsam einverleibten Polen und Franzosen, zusammen etwa 5,000,000. Wenn man in Deutsch-Polen und Elsaß-Lothringen Blutmischung, Sprachen- und Kulturverhältnisse während der letzten 2000 Jahre vorurteilslos untersucht, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Einflüsse schwerer für das Deutschtum in die Wagschale fallen, als z. B. Irland, Kanada und Südafrika für England. Wenn man trotzdem diese Einwände einen Augenblick gelten lassen will, muß man von den 45 Millionen Briten füglich auch 5 Millionen Irländer abziehen, die sich mit voller Berechtigung dagegen sträuben, als Angelsachsen zu gelten. Und wenn wir von einem britischen Weltreiche sprechen, so sind noch weitere Einschränkungen am Platze. Kanada war bisher halb englisch, halb französisch; in Zukunft halb deutsch und — weiß der Himmel — was sonst noch. Jedenfalls neigt Kanada zum Teil unverkennbar zu den Vereinigen Staaten, zum Teil zur Selbständigkeit. Südafrika ist mehr burisch als englisch und wird sich im günstigen Augenblick abtrennen. Viele kleine englische Besitzungen im Bereiche anderer Völker haben weiter eine nur zu erklärliche Neigung, sich wieder mit ihren natürlichen Staatswesen zu vereinigen. Malta gehört von Natur aus zu Italien, Gibraltar zu Spanien, Zypern den Türken oder Griechen, die Perim-Inseln, Aden, die Kurian-Murian-Inseln, Oman und Koweit zu Arabien, — und nicht zu vergessen: Bermuda und die Bahamas zu den Vereinigten Staaten. In Indien und Egypten wird der Ruf: das Land seinen Bewohnern! — immer lauter. Alles das zusammen genommen, neigen die Zahlen der Engländer zur Verminderung; — dagegen die der Deutschen zur Erweiterung!

Möchte jemand bestreiten, daß die zwölf Millionen deutscher Brüder in Oestreich-Ungarn zu den Deutschen gehören? Ebenso die deutsche Schweiz? — Dänemark, das niederdeutsche Holland, die vlämischen Provinzen Belgiens und selbst Nordfrankreichs haben rassisch, sprachlich, geschichtlich, geographisch und wirtschaftlich mehr Berührungspunkte mit Deutschland als mit Frankreich; und mehr Berührungspunkte wiederum mit Deutschland, als Kanada, Australien, Südafrika, ja die meisten britischen Besitzungen mit England. Und wenn man weiter das Wesen der sogenannten Interessensphären Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten zergliedert und dann aus der Geschichte die entsprechenden Konten der Deutschen während der letzten Jahrhunderte feststellt, kann wiederum kaum verkannt werden, daß die Ostseeprovinzen Rußlands, die ganze magyarische Herrlichkeit und die

Bereiche der Tschechen und Südslaven für die Deutschen in weit höherem Maße die Bezeichnung „Interessensphären" verdienen, als die der drei genannten Mächte. Die Deutschen Oestreich-Ungarns, der Schweiz und die Niederdeutschen bilden in Wirklichkeit rassisch, sprachlich, geschichtlich und geographisch ein zusammenhängendes Siedelungsgebiet und haben im großen und ganzen auch gemeinschaftliche Wirtschaftsinteressen. Sie sollten daher auch staatlich vereint sein zu einem Reiche oder als Sonderstaaten in einem festen Bunde. Im Habsburger Reiche bilden dieDeutschen ohne Zweifel geschichtlich, sprachlich und noch mehr wirtschaftlich den weitaus wichtigeren Bestandteil. Ich betone: wirtschaftlich, da die Belange Englands in seinen Interessensphären in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, wirtschaftlicher Art sind. Nur die Deutschen können das Donaureich zusammenhalten, und daher muß das ganze Oestreich-Ungarn mit dem deutschen Bundesgenossen durch Dick und Dünn gehen. Oder es zerfällt, und dann kommen die Deutschen erst recht zum Deutschen Reiche. Dänemark, Holland, Vlamland, die deutsche Schweiz und eine ganze Reihe weiterer Provinzen der Umgegend waren einmal Bestandteile eines deutschen Staatswesens, aber sind im Laufe der Geschichte (oder besser gesagt, während der letzten Jahrhunderte, die im Völkerleben kaum zählen) abgesprungen. Abgesprungen unter dem Einflusse des "Inter-German hatred", wie Usher sagt. Aber ihre geographische Lage und wirtschaftlichen Interessen weisen heute unbestreitbar wieder mehr auf ihre deutschen Blutgenossen hin. Eine innigere Fühlungnahme mit diesen wäre wohl auch längst organisiert worden, wenn England und Frankreich sich nicht als ein "looming obstacle" (Usher) erwiesen. Und trotzdem wird eine innigere Fühlungnahme zustande kommen durch die größere Anziehungskraft der deutschen Nachbar- und Hinterländer mit ihren Blutsverwandten, welche die Engländer und Franzosen um viele Millionen übertreffen. Ja, eine solche ist nachgerade ein Gebot der Notwendigkeit angesichts der immer mehr erstarkenden Riesenreiche der neuen Welt und kann in Anbetracht aller natürlichen Grundlagen nur verhütet oder vielmehr nur verzögert werden durch eine kriegerische Niederwerfung des Deutschen Reiches durch den Dreiverband.

Der dritte Vers der englischen Nationalhymne lautet:

To Thee belongs the rural reign;
Thy cities shall with commerce shine;
All Thine shall be the subject main
And ev'ry shore it circles Thine.

Buchstäblich in diesem Sinne beansprucht John Bull die Vorherrschaft auf dem Meere. Just in diesem Geiste drohte das offizielle Albion vor ungefähr 60 Jahren, die deutschen Farben auf dem Meere als Piratenflagge behandeln zu wollen (wohl das Tollste, was je im internationalen Verkehr vorgekommen ist!). In diesem Sinne galt ehemals die britische Formel vom "two power standard", später dann die "two keels to one" und heute die 16 englischen Dreadnoughts für 10 deutsche. Britannien ist der Entwicklung des Deutschen Reiches und seiner Belange seit jeher auf Schritt und Tritt nach bester Möglichkeit hinderlich gewesen, zuletzt noch in Agadir und Kuweit. Ueberall und immer suchte es die Deutschen vom Meere fern zu halten, und nicht nur die Deutschen allein. Indes erkennt die neuzeitliche Entwicklung des Völkerrechts im allgemeinen an, daß alle Flaggen ein gleiches Anrecht auf die Mitbenutzung der großen Wasserwege haben. Die Vereinigten Staaten billigen allen ein solches zu, sogar auf dem Panamakanal, den sie allein gegraben haben. Ein Wasserweg steht aus ganz natürlichen Gründen beiden Nachbarn zu, dem rechten wie dem linken, und demnach dasAermelmeer den Engländern an seiner Westküste nicht mehr als den Franzosen, Deutschen und Niederdeutschen im Osten. Und ich möchte den amerikanischen Staatsmann sehen, der nicht auch für sich das Recht des freien Durchgangs beanspruchte.

Trotz alledem spricht Prof. Usher von einer drohenden "German control of the Channel"! Wir möchten wissen, mit welchem Rechte? — Und mit welchem Rechte fordert England für sich die Suprematie?—Kein Untertan des Kaisers träumt auch nur von einer gleichen Anmaßung deutscherseits. Er wünscht lediglich das gleiche Recht freier Durchfahrt wie der westliche Nachbar; —

das gleiche Recht auch für andere: der Kanal muß frei sein für alle Völker!

Usher spricht weiter auch von "the German aim at domination of Europe". Das klingt gewiß großzügig und muß auf alle Leser die gewünschte Wirkung haben, vorausgesetzt, daß sie geistig arm genug sind, das Gelesene gedankenlos zu glauben. Der Verfasser hat aber leider die Belege für derartige europabeherrschende Gelüste vergessen. Wie furchtbar muß die Anglomanie sein Nervensystem mitgenommen haben, wenn ihm im Traume die Deutschen mit solchen "aims at domination" erscheinen. Kein Wunder, daß er dann unterließ, zu verraten, was er denn unter einer derartigen "domination" versteht. Nach den Schulbüchern der Geographie und den überall benutzten Nachschlagewerken soll es in Europa außer den 65,000,000 Deutschen noch 130,000,000 Russen geben, weiter Schweden und Norweger, Spanier und Portugiesen, vor allen über 40,000,000 höchstwertiger Angelsachsen, ebenso viele Millionen Franzosen und verschiedene andere Völker. Und alle diese will oder soll nach Usher der Deutsche beherrschen wollen!! — Was dem Michel doch alles zugemutet wird! —

Wenn jemals die Friedensbewegung eine bestimmende Gewalt im Völkerleben würde und Blut, Sprache und Leistungen aller unparteiisch in Rechnung setzte bei der Verteilung der Güter dieser Welt, dann müßten die Atlanten wesentlich neugefärbt werden. Da weder ein göttlich Gebot die Landesgrenzen festgelegt, noch menschliche Abmachungen sich als ewig erwiesen, die Natur sich vielmehr bisher noch stets die Möglichkeit des Wechsels offen gelassen und das Recht des Stärkeren anerkannte, könnten selbst die Besten und Weisesten aller Völker im Haag nur zu dem Schlusse kommen, daß 5 mal 12 Millionen Deutscher ein unbestreitbares und ihnen durch keine Macht der Erde vorzuenthaltendes Mitanrecht auf die Rhein- und Scheldemündungen hätten gegenüber den 1 mal 12 Millionen Niederdeutschen. Ja, wenn sie nach englischem Brauch die dortigen „Interessen" in Zahlen faßten, würden Belgier und Holländer nur belanglose Minderheiten aufweisen. Und die nämlichen Besten und Weisesten im Haag müßten zugeben, daß Jütland und der Sund unbedingt von größerer strategischer Tragweite für die 65 Millionen Deutschen wären als für die 3 Millionen Dänen; — von größerer Bedeutung als Hawaii, die Galapagos-Inseln und die ganzen fremden Besitzungen in Westindien zusammen für den Panamakanal, oder Agadir und Kuweit für England. Auch könnten die Besten und Weisesten im Haag kaum umhin, zu entscheiden, daß die mehr als 6 mal 12 Millionen Deutschen in Mitteleuropa ein weit schwerwiegenderes Anrecht auf den Zugang zur Adria hätten als das ganze Bäckerdutzend der sogenannten Balkanvölker. Die Losreißung Kubas, der Philippinen, Porto Ricos und Koreas, die Besetzung Indiens, Egyptens oder der mongolischen Gebiete Asiens durch Rußland, weiter die Erklärung der Monroe-Doktrin und manches andere mehr dürfte bei einer unparteiischen Nachprüfung seitens eines Welt- oder Menschheitsparlamentes nicht annähernd so viele Punkte erzielen als die angedeutete Umfärbung der europäischen Landkarte. — Damit wäre aber ein "German highway across Europe" gegeben, wie er dem Verfasser des Buches "Pan-Germanism" so viel Entrüstung und Sorgen bereitet. Gegeben von den Besten und Weisesten im Haag —nach parlamentarischen Regeln, wie sie allen internationalen Gepflogenheiten zugrunde liegen, und den Gesetzen der Natur vom Rechte des Stärkeren entsprechend.

Als guter Bürger und Scholar dürfte aber selbst Usher an einer derartigen Neuordnung der Verhältnisse in Europa kaum noch etwas auszusetzen haben, da sie in jeder Beziehung den Anschauungen aller von England unabhängigen Männer unter dem Sternenbanner entspräche.

Die Deutschen, das deutsche Volk, nicht das Deutsche Reich oder "the Kaiser" nähme dann allerdings eine führende Rolle im Konzerte der Völker Europas ein. Wollte man hier von einer Vorherrschaft oder "domination" sprechen, so könnte das nur im idealen Sinne geschehen, nie aber im Sinne gewaltsamer Unterjochung, etwa nach dem englischen Vorbilde in Indien oder Egypten.

Ausgehend von der Tatsache, daß die europäischen Staatswesen bisher noch immer von maßgebendem Einflusse auf die Verhältnisse in

fremden Erdteilen waren, könnte dann auch in gewissem Sinne von einer "domination of the world by the German race" die Rede sein. Was aber eine solche angeht, hätte Usher doch nicht übersehen dürfen, daß das ja immer das stolzeste Ziel der angelsächsischen Rasse, der angelsächsischen Staaten England und U. S. A. gewesen. Denn Germanic und Teutonic ist in jeder Hinsicht synonym. Zu allem Ueberflusse mögen jedoch Andrew Carnegie mit seinem "A Look Ahead" im Juni-North American Review 1893 und Cecil Rhodes als Kronzeugen angerufen werden.

Kann nach alledem eine gewaltsame Beherrschung Europas durch die Deutschen nicht in Frage kommen, so bliebe immer noch die wirtschaftliche, die indes, wie oben schon berührt, durchaus natürlich begründet wäre. Bei einer solchen "domination" wäre das deutsche Volk der gebende Teil und die Mitgenießenden würden dagegen wohl nichts einzuwenden haben.

Was schließlich die Selbstverwaltung der einzelnen Völker anbeträfe, zeigen die jüngsten Ereignisse in Elsaß-Lothringen, daß der Deutsche jedem Lande Selbstbestimmung im weitesten Sinne gewährleistet, wie das ja schon in der Verfassung des Deutschen Reiches begründet ist. Und wenn Professor Usher sich die Mühe nicht verdrießen ließe, einschlägige Untersuchungen vorzunehmen und z. B. die deutschen Schulverhältnisse zu studieren, so müßte er finden, daß die deutsche Behandlung des fremdsprachlichen Unterrichtes in den polnischen, dänischen und französischen Gebieten viel freier und nachsichtiger ist als in den Schulen der Vereinigten Staaten, Philippinen und namentlich der von England besetzten Gebiete. Kurz, — was Usher auch immer unter "domination" verstehen mag, eine Vorherrschaft der Deutschen in Europa wäre unter allen Umständen naturgemäßer und milder als die englische oder sonst irgend eine in der Neuzeit. —

Wenn man nunmehr den Blick zurücklenkt auf die eingangs gegebenen Boden- und Bevölkerungszahlen, dürfte der Schluß unanfechtbar sein, daß die 40 Millionen Angelsachsen einen ungleich höheren Anteil an den Gütern dieser Welt haben als die 60 bis 80 Millionen Deutschen in ihrem geschlossenen Siedelungsgebiete Mitteleuropas. — Daß England, wie es heute ist, auch was Kraftentwicklung und Leistungsfähigkeit angeht, gegen das deutsche Volk nicht ankommen kann, dürften die folgenden Ausführungen beweisen.

Trotzdem jeder Engländer über 0,66 Quadratkilometer der nutzbaren Erdoberfläche verfügt, jedem Deutschen aber nur 0,05 Quadratkilometer zu Gebote steht; trotzdem jeder Brite über 8 Farbige, jeder Deutsche über nur 1/5 Nichtweißen herrscht; trotzdem also der Engländer hinsichtlich seines Bezuges an Rohprodukten, mithelfender Arbeit und seines Handels vielfach günstiger dasteht als sein Vetter; und trotzdem England einen geschichtlichen Vorsprung von schwerwiegender Bedeutung hat: gestalten sich die Früchte und Leistungen immer ungünstiger für die Angelsachsen. Verhielt sich der deutsche Handel gegenüber dem britischen im Jahre 1888 noch wie 6:12, so stieg er in den folgenden 20 Jahren auf 14:18; und seitdem sind die deutschen Gewinne verhältnismäßig noch weiter gewachsen. Wenn der vom stolzen Albion so herzinniglich ersehnte Frieden und damit die gegenwärtigen Bedingungen noch weiter anhalten, ist daher der Zeitpunkt, wo der deutsche Handel den englischen einholen und wahrscheinlich überflügeln wird, durch ein einfaches Rechenexempel zu bestimmen.

Unter sothanen Umständen mag es angebracht sein, darauf hinzuweisen, daß England im Laufe seiner nur wenige Jahrhunderte alten Geschichte zu wiederholten Malen in gleicher Lage seinen Konkurrenten ohne überlieferte Gewissensbisse beizeiten kriegsmäßig abtat; und daß dieselbe England, wenn es seiner Art treu bleibt und von Blindheit nicht geschlagen ist, füglich danach trachten muß, die Deutschen zu entkräften und zu lähmen, so lange das überhaupt noch möglich erscheint. — Zum zweiten gilt der Engländer als der beste Kolonisator, den die Welt gesehen, — eine These, deren Haltlosigkeit schon eine oberflächliche Betrachtung der britischen Volkszahlen dartut. Man hat nämlich wirkliche Kolonisation oder Besiedelung eines Gebietes verwechselt mit dessen staatlicher Organisation. In dieser erwies der Brite sich unbestritten als Meister, denn er

verstand es stets, die nicht-englischen Siedler in den angelsächsischen Staatsrahmen einzufügen. Unsere Republik gilt noch heute als angelsächsischer Tochterstaat, obwohl alle Belege darauf hindeuten, daß die Zahl der eingewanderten Angelsachsen nicht größer war als die der Deutschen oder Iren, so daß zahlenmäßig die Vereinigten Staaten eigentlich in der Welt als ein deutsch-irisches Gebilde gelten müßten. Ebenso ist Kanada noch heute halb französisch und Südafrika mehr als halb burisch (niederdeutsch). Hierzulande vermehrt sich zudem der Anglo-Amerikaner sichtlich weniger als andere Völker, sodaß der angelsächsische Einschlag mehr und mehr verdünnt wird. Und die Bevölkerungsziffern der australischen Staaten lassen nur den einen Schluß zu, daß die angelsächsische Rasse zum Stillstand gekommen ist. In den anderen britischen Besitzungen ist der Angelsachse vollends lediglich Eroberer und Organisator, seine Herrlichkeit daher meist sehr fraglich und die Dauer derselben nach den Erfahrungen der Geschichte höchst unwahrscheinlich. Daß der Engländer heute noch wirklich kolonisatorische Fähigkeiten besitzt, kann nach den jüngsten Erfahrungen der kanadischen Regierung wohl ein- für allemal als ausgeschlossen gelten.

Die Geburtsrate Englands steht dauernd und sehr beträchtlich hinter der des Deutschen Reiches zurück, eine Tatsache, die um so schwerer wiegt, als den 40 Millionen Angelsachsen 60 Millionen Reichs-Deutsche gegenüberstehen und auch die Deutschen außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle mitgezählt werden müssen.

Bei der Bewertung kolonisatorischer Fähigkeiten der Engländer sollte man sich auch daran erinnern, daß das angelsächsische England eigentlich selbst eine deutsche Kolonie ist; daß die Deutschen weiter gewaltige Gebiete in Mitteleuropa, aus denen sie vertrieben waren, wiederbesetzt und dauernd ihrem Volkstume erhalten haben; daß die Deutschen eben so viele Auswanderer nach den Vereinigten Staaten gesandt wie die Engländer (die Iren sind *keine* Engländer!); und daß der deutsche Anteil an Kanada und Südafrika, wie überall in englischen Gebieten, ja, selbst in England — in Britannien wohnen 100,000 Deutsche, in Deutschland 20,000 Engländer — beständig steigt. Deutschland hat trotz seiner 2000jährigen Abgaben noch heute einen unerschöpflichen Menschenüberfluß. So leben in Frankreich, Britisch Nord-Amerika und Süd-Amerika je 500,000, in Dänemark, Italien und Rumänien je 50,000, in Australien 100,000 Deutsche usw. usw. — Sie sind als Kolonisten überall gern gesehen, da sie die Belange eines jeden Neulandes mehren. Sie frischen dessen Blut auf und heben dessen Rasse. Insofern die auswandernden Deutschen fast durchweg besondere Kenntnisse und Fähigkeiten mitbringen, erweisen sie sich obendrein als Lehrmeister: immer zum Schaden ihrer Heimat, der sie mehr und mehr Mitbewerber großziehen. Ist zurzeit die Auswanderung aus Deutschland auch außerordentlich gering, so fluten doch aus den Nachbargebieten noch immer Tausende und Abertausende ab — dem Deutschtum dauernd verloren, anderen Staatswesen zum Gewinn. Und der Geburtenüberschuß von jährlich nahezu einer Million kann auf die Dauer in den heimatlichen Gauen nicht leben, sodaß selbst Prof. Usher einsieht, daß "expansion a necessity" ist für „des Kaisers Land". Daß aber das deutsche Volk mit seiner fortgeschrittenen Wissenschaft und Technik und seiner unerschöpflichen Kraft nicht länger willens ist, seine Kinder an fremde, zum Teil feindliche Länder abzugeben, sondern ernstlich darauf sinnt, sie sich selbst zu erhalten in eigenen Siedelungsgebieten, das raubt dem Angelsachsen die Ruhe, läßt ihm den Appell an das Schwert gewagt erscheinen, stimmt ihn friedensfreundlich und drückt dem Angelsachsen Usher die Feder in die erzitternden Finger....

Ein recht bezeichnendes Licht auf den Niedergang Albions wirft ferner das Buch des Deutsch-Engländers Musgrave „Das kranke England", dessen Inhalt dahin zusammengefaßt werden kann, daß die gesamten staatlichen und sozialen Einrichtungen Englands in eine Sackgasse geraten und zum Stillstand gekommen seien, und daß dessen Zukunft davon abhänge, wie weit und wie schnell es möglich sei, die englischen Verhältnisse nach deutschen Mustern neu zu gestalten.

Zum vierten müssen die Nachrichten der englischen Presse diesseits und jenseits des Ozeans über die deutschen Nationalschulden erwähnt werden. Die Schulden des Deutschen Reiches sollen überwältigend sein und eine kriegerische Machtentfaltung unmöglich machen. Die nackten Zahlen sind allerdings richtig, doch gewinnen sie einen ganz anderen Anblick, wenn man nicht unterläßt, zu bemerken, daß die Verbindlichkeiten des Deutschen Reiches zumeist durch Realitäten gedeckt sind, nicht aber die englischen. In der Tat ist die Höhe der nicht fundierten Schulden in England mehr als zehnfach größer als die der Deutschen.

Zum fünften ist Englands Bevölkerung in Hinsicht auf seine Bedürfnisse nicht mehr hinreichend. Zwar beschäftigt nicht nur Britannien, sondern auch Deutschland Scharen Fremder in der Industrie; von übelster Bedeutung ist aber die Tatsache, daß ein volles Fünftel der Bemannung der englischen Handelsflotte heute Fremde sind, und daß die Beschaffung der nötigsten Mannschaften für die Kriegsmarine immer schwieriger wird. Dabei ist noch nicht einmal in Erwägung gezogen, daß die angenommene englische Besatzung zahllose Irländer umfaßt, deren Willigkeit beim Anbruche des jüngsten Gerichtes dem stolzen Briten vielleicht ungeahnte Ueberraschungen bereiten mag.... Nur wenigen dürfte bekannt geworden sein, daß England aus den angeführten Gründen im Haag vorschlug, daß „Neutrale", d. h. ausländische Mannschaften, im Kriegsfalle in Dienst gepreßt werden dürften, ein Gedanke, aus der Verlegenheit geboren, den der deutsche Bevollmächtigte, der verstorbene Freiherr Marschall von Bieberstein, in gebührender Weise zurückwies. Zu diesem Ungemach kommt noch, daß England der vollen See-Reserve Deutschlands nicht einen einzigen Mann gegenüber zu stellen hat. —

Wenn Prof. Usher in seinem Buche sagt, daß die Deutschen keine "nation of sailors" wären, daß ihre Flotte sich bisher nur in Manövern betätigt habe und daß die Engländer die Erfinder der neuen Schiffstypen seien, so können wir dazu nur bemerken, daß jeder das Recht hat, sich lächerlich zu machen. — Der Mann scheint nicht nur über die Geschichte der See..-Untüchtigkeit der ersten und mancher folgenden englischen „Fürchtenichtse", die sich in der Praxis als „Taugenichtse" entpuppten, in Unwissenheit zu leben, er scheint auch nichts davon erfahren zu haben, daß seine Engländer ihre Seetüchtigkeit aus dem Lande der Angeln und Sachsen mitbrachten; wie schon die Seesprache vermuten läßt, die "made in Germany" ist; er scheint endlich auch nicht zu wissen, daß deutsche und niederdeutsche „Orlogboote" noch nie besiegt worden sind! — Und was den deutschen Schiffsbau anbetrifft, so brauchen wir nur auf die phänomenale Entwicklung der deutschen Werften hinzuweisen, die mit ausländischen und inländischen Aufträgen überlastet sind und deren Erfolge einen weiteren schmerzlichen Kummer der von Herrn Usher geliebten Engländer bilden. —

Einer der jüngsten englischen Vorschläge betreffs einer Verminderung der Rüstungen ging dahin, ein Jahr lang nicht zu bauen. Ob Usher wohl weiß, daß dieser echt englische, d. h. dreiste, Vorschlag der merkwürdigen Tatsache entsprang, daß die englischen Werften die Aufträge nicht mehr so schnell ausführen können? Daß also England an derGrenze seiner schiffsbautechnischen Leistungsfähigkeit angelangt zu sein scheint? —

Uebrigens ist Britanniens Herrlichkeit nicht mehr allein von der See aus zu fassen; zumal Albions Luftgefühle sich nicht nur nicht als nulli secundum, sondern als vollkommen omni secundum erwiesen haben.

Es kann in der Tat nicht mehr verkannt werden, daß England nach Zahl und Kraft seiner Bevölkerung hinsichtlich seiner Besitzungen und Ansprüche im Völkerleben natürlichen Verhältnissen nicht mehr entspricht. —

Gerade das England, das in der Neuzeit die meisten Kriege geführt und den größten Landzuwachs eingeheimst: gerade dieses England müht sich am heißesten für Schiedsgerichte ab und ewigen-Frieden.... Und Deutschland, das ganze deutsche Volk, soll sein Schwert in der Scheide halten, oder besser noch, es abliefern, damit John Bull sein reichlich Mahl in guter Ruhe verdauen kann. — — — Schade nur, daß der dumme Michel nicht will. Er scheint wirklich dem lieben Vetter jenseits des Kanals den Gehorsam

gekündigt zu haben. Vielleicht hat er endlich begriffen, was der edle Brite Jahrzehnte lang durch Bluff zu verschleiern verstand: — daß das britische Imperium ein Koloß auf tönernen Füßen ist, den das erste ernste Völkerbeben in Trümmer legen wird! —

Sogar Professor Usher, der Anglomane, scheint dies zu ahnen, denn er droht dem bösen Michel, daß die Vereinigten Staaten im Falle der Not England zu Hilfe eilen und die angelsächsische Mutter nicht untergehen lassen würden. —

Gemach, — lieber Mitbürger Usher! — Haben Sie einmal etwas von einem amerikanischen Marine-Offizier namens Sims gehört? — Schon dieser Zeitgenosse stellte England jedes Schiff, jeden Mann und jeden Dollar im Falle eines Krieges gegen Deutschland zur Verfügung. Der Mann hat das nachher bedauert. Denn die Regierung der Vereinigten Staaten war mit einer solchen Bundesgenossenschaft nicht einverstanden; außerdem verlieh sie dem Seehelden eine Nase, die nicht nur im Bereich der gesamten Vereinigten Staaten und in der ganzen amerikanischen Marine sichtbar war; sie reichte sogar bis über den Ozean, bis England und Deutschland. — Der Mann hatte an dieser mächtigen Nase so schwer zu tragen, daß er schleunigst den Abschied nahm. — Sie sind nun zwar kein Seeheld, aber Sie erheben Anspruch darauf, zu den Männern der Wissenschaft gezählt zu werden. Männer der Wissenschaft sollten über die geschichtlichen Ereignisse in den Vereinigten Staaten unterrichtet sein. Jeder Unterrichtete entsinnt sich aber noch der Zeit, da während des spanisch-amerikanischen Krieges die Deutschenhetzer die Oberhand zu gewinnen versuchten und jeder leidlich Unterrichtete entsinnt sich wohl auch noch des kläglichen Endes dieser Hetze, das jener historische Protest der Deutschen Amerikas in Chicago vom 27. März 1899 herbeiführte! — Das Deutschtum dieses Landes ist seitdem erheblich erstarkt, und wenn es uns allein vielleicht nicht gelänge, dann würden die vereinigten Deutschen und Iren Amerikas eine amerikanische Regierung in den Orkus schleudern, die es wagen wollte, gegen Deutschland ein Bündnis einzugehen mit England oder irgend einer anderen Macht, — — und wenn es sein müßte, selbst mit der Waffe in der Hand! —

Aber dahin wird es gar nicht kommen. Auf eine Donquichoterie, wie ein Bündnis mit England gegen Deutschland, läßt sich keine amerikanische Regierung ein!

Ihnen aber möchte ich die Lektüre eines Buches des Franzosen Bérard empfehlen, das den Titel „L'Angleterre and L'Imperalism" trägt. Der Schlußsatz dieses Buches lautet:

„Die beschädigte Suprematie Englands kann ihre Risse wieder flicken und für den Augenblick macht Britannia in ihrem ausgebesserten Empiremantel noch eine große Figur....beim Donnern der Kanonen und beim Schmettern der Fanfaren, in Liedern und Trinksprüchen kann das Deutschland Kants, Bismarcks und Wagners, das rationelle, mächtige und schöpferische Deutschland das Morgenrot des anbrechenden Jahrhunderts begrüßen."

Dr. Friedrich Grosse,
New York.



Ein neuer Triumph des deutschen Schiffsbaues.

Der neue deutsche Panzerkreuzer „Seydlitz" unternahm am Freitag, den 18. Juli d. J., seine endgültige Probefahrt und erreichte dabei eine Rekordgeschwindigkeit von neunundzwanzig Knoten in der Stunde. — Deutschland besitzt somit das schnellste Kriegsschiff der Erde! — Der neue Panzerkreuzer ist ein Koloß von 25,000 Tonnen Wasserverdrängung. Nach den Berechnungen der Ingenieure sollte das Schiff 25½ Knoten in der Stunde machen. Die bedeutende Ueberschreitung der geforderten Fahrgeschwindigkeit von 3½ Knoten in der Stunde ist auf die Fähigkeit der deutschen Schiffbauer zurückzuführen. —

In den Köpfen gewisser Leute marschiert auch heute noch immer England an der Spitze des Schiffbaues. Erklärlich ist das; denn England besitzt Panzerkreuzer von 35 Knoten Geschwindigkeit in der Stunde. Leider aber nur auf dem Papier. Doch das stört die Herren Anglomanen nicht, und uns kann's recht sein.

Fritz Teut.



Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana.

Von Dr. Wm. A. Fritsch.

(Fortsetzung.)

2.

New Harmony, eine deutsche Ansiedlung.



Am unteren Wabash, etwa 60 Meilen von seiner Mündung in den Ohio, liegt New Harmony, ein kleines, hübsches Städtchen. Dem Besucher wird die sonderbare Bauart und das Massive vieler Gebäude auffallen. Ist der Besucher ein Deutscher, dann wird er nicht lange in Ungewißheit darüber bleiben, wer diese soliden Steingebäude einst hier aufbaute. Wie sollte er nicht diese dicken Mauern mit den schweren Balken kennen, und jenes altertümliche Fort, zur Hälfte aus schweren Feldsteinen erbaut, mit Schießscharten versehen und überwölbt von dem bekannten roten Ziegeldach:

„Als ob ein Engel es in luft'ger Fahrt,
Wie einst Lorettos Gnadenhaus
Grad vom Rhein getragen übers Meer."

Obwohl in diesen Häusern keine Deutschen am Herde sitzen, obwohl selten deutsche Laute in diesem Städtchen erklingen, jene Häuser wurden von Deutschen erbaut, diese Stadt wurde von Deutschen gegründet. Doch woher kamen jene Kolonisten und wo sind sie geblieben?

Unter der Regierung des Herzogs Karl Eugen lebte in Württemberg, in dem Landstädtchen Iptingen, Oberamt Maulbronn, ein fleißiger und tüchtiger Weber namens Johann Rapp. Er war im Jahr 1757 geboren und betrieb neben der Weberei auch Landbau. In seinen Mußestunden las er fleißig die Bibel und durch tiefes Nachdenken kam er zu der Ueberzeugung, daß der Mensch nur dann von aller Selbstsucht frei werden könne, wenn er sich vom Sondereigentum lossage und mit seinen Nebenmenschen in die Gemeinschaft der Arbeit und der durch sie erworbenen Lebensgüter teile. Er suchte diese Meinung zu verbreiten und fing in seinem 24. Lebensjahre an zu lehren, daß man zur Weise der ersten Christen zurückkehren müsse. Die Pietisten, denen er sich zuerst anschloß, konnten ihn nicht befriedigen und er fing deshalb selbst in seinem Hause an, denen zu predigen, die seine Ansicht für recht hielten. Es war damals zur Zeit der

französischen Staatsumwälzung auch in Württemberg unruhig unter den Leuten geworden; Schiller hatte 1781 seine „Räuber" vollendet und war bald darauf aus Württemberg geflohen. Auch unter den Landbewohnern herrschte viel Aufregung, besonders in religiösen Dingen. Man ging, um die verschiedenen Prediger zu hören, und Rapp bekam, weil er gefiel, viel Zulauf und viele Zuhörer. Dies brachte die Andersgläubigen gegen ihn auf. Und als er nun auch noch die Kindtaufe und andere kirchliche Gebräuche für unnütz erklärte, petitionierten sie 1797 den damaligen Fürsten, die Sektierer aus dem Lande zu jagen. Der aber hielt sie nicht für gefährlich und ließ sie in Frieden.

Während dieser Verfolgung erstarkten die Anhänger Rapps. Es bildeten sich an verschiedenen Orten kleine Gemeinden. Rapp setzte ihnen Vorsteher ein und erteilte ihnen Rat, wie sie sich gegen den Staat zu verhalten hätten. Es entstand jetzt der Wunsch unter ihnen, zusammen zu wohnen, und sie entschlossen sich, nach Amerika zu ziehen. Rapp ging mit seinem Sohne Johannes und zwei anderen Mitgliedern der Gemeinde voraus. Er landete in Baltimore, besuchte Philadelphia, predigte in beiden Städten und ging nach dem Westen Pennsylvaniens, wo er acht Stunden nördlich von Pittsburg etwa 6000 Acker Land kaufte. Im Frühjahr 1804 kehrte Rapp wieder nach Baltimore zurück und empfing hier am 4. Juli desselben Jahres die ersten Ankömmlinge seiner Gemeinde, eine zweite Schar mitte September in Philadelphia. Nachdem die ganze Gemeinde, etwa 300 Personen, auf dem gekauften Lande versammelt war, wurde am 15. Februar 1805 ein Gesellschaftsvertrag geschlossen. Alle gaben ihr Vermögen her und verpflichteten sich, unter gemeinschaftlichen Vorstehern zusammen zu leben. Johann Georg Rapp wurde Prediger, sein Adoptivsohn Friedrich Rapp weltlicher Vorsteher der Gemeinde. Ihnen standen drei Aelteste zur Seite, welche den Rat, die Verwaltung und das Gericht der Gemeinde bildeten. Die Stadt, die sie hier anlegten, ward Harmony genannt und zählte ungefähr 130 Häuser, außerdem noch drei Vorwerke, welche sie Remsthal, Edenau und Oelbrunn nannten. Anfangs hatten die Ansiedler mit Not zu kämpfen, viel Mühe zu ertragen und schwere Arbeit zu verrichten. Einige wurden entmutigt und trennten sich von der Gemeinde. Doch nach kurzer Zeit erstarkten die anderen durch Fleiß und Ausdauer. Sie gelangten zu Ansehen und Reichtum. Bald nach ihrer Ansiedlung zu Harmony fügten sie einen neuen Paragraphen den Gesellschaftsregeln zu, durch den sie den Gemeindemitgliedern vorschrieben, auf immer der Ehe zu entsagen. Es sollten keine neuen Ehen eingegangen werden und die meisten der verheirateten Mitglieder trennten sich von ihren Ehegatten. Wahrscheinlich wollten sie damit bezwecken, Streitigkeiten, die durch zahlreiche Familien leicht entstehen konnten, zu vermeiden und eines jeden Streben allein auf die Ansiedlung zu lenken, um diese zu um so größerer Blüte zu bringen. Im Jahre 1814 verkauften die Kolonisten Harmony an einen Pennsylvanier-Deutschen zum Preise von hunderttausend Dollars und begaben sich noch im selben Jahre mit einem beweglichen Eigentume von 45,000 Dollars nach Indiana, wo sie am Wabash ungefähr 30,000 Acker Waldland gekauft hatten. Auf Flachbooten schifften sie mit ihrem Hab und Gut den Ohio hinunter bis an die Mündung des Wabash, diesen hinauf und landeten ihre kostbare Fracht dort, wo heute New Harmony steht.

Damals war diese Gegend an beiden Seiten des Wabash noch wenig bewohnt. Die Ansiedler, zum größten Teil aus den südlichen Staaten hier eingewandert, waren meist roh und unwissend, auch der Indianer durchstreifte noch häufig die Wälder und war hier zuweilen auf dem Kriegspfad. Um sich daher gegen jeden Ueberfall sicher zu stellen und bei Annäherung irgend einer Gefahr von seiten roher Flußpiraten oder kriegerischer Rothäute ihre Erzeugnisse rasch in Sicherheit bringen zu können, erbauten die Harmonisten, sobald sie für das Nötigste gesorgt, ein großes Fort. Andere Gebäude waren vor diesem schon errichtet und immer mehr folgten im Laufe der Zeit. Fabriken wurden eingerichtet, Waldland abgeholzt und der Boden urbar gemacht. Auf den der Stadt nahe gelegenen Hügeln wurden Reben gepflanzt und Weinberge angelegt. Nahe der Stadt suchten sie die Fälle des Wabash auf sinnige Weise dadurch nutzbar zu machen, daß

sie an denselben eine Wassermühle und ein Hammerwerk anlegten. Ueberall entfaltete sich schnell die Tätigkeit, auf dem Lande wie in der Werkstatt. Das Städtchen wuchs schnell. Bald zählte es 150 Gebäude, eine Kirche, eine Schule und ein Handelshaus. Ihre Arbeiten verrichteten die Kolonisten in Gruppen; jede wählte sich ihren Vormann, der die Produkte an das Geschäftshaus abzuliefern hatte und sie mit dem Nötigsten versehen mußte. Bald füllten sich Räume und Speicher des Geschäftshauses mit Fabrikaten und Produkten aller Art. Von weit und breit kamen die Farmer herbei, um ihr Getreide mahlen zu lassen und allerlei Bedürfnisse einzukaufen. Aber trotz des Zulaufs war die Produktionskraft dieser biederen Deutschen zu groß für ihre Umgebung. Sie mußten ihren Betrieb auf einen größeren Kreis ausdehnen. Zu diesem Zwecke errichteten sie Zweiggeschäfte in Vincennes, in Shawnee Town, Illinois, und in anderen Ansiedlungen. Aus der Geschichte der englischen Kolonie in Edwards County, Illinois, erfahren wir, daß die Fabrikate der Rappisten in Albion vor allen anderen den Vorzug erhielten. Man berechnete, daß die englischen Ansiedler in der Zeit von 1818 bis 1824 von den Rappisten Güter im Betrage von 150,000 Dollars allein in barer Münze gekauft haben. Unwillkürlich wird man an die Hansa mit ihren Handelsstationen erinnert. An Ausdauer, Kühnheit und Fleiß stand dieses deutsche Gemeinwesen im Urwalde gewiß hinter keiner anderen Städtegründung zurück.

Im Jahre 1821 zählte New Harmony schon 900 Einwohner. Niles Register vom September des Jahres 1822 gibt den Wert der t ä g l i c h hergestellten Fabrikate in folgender Weise an:

von Hut- und Schuhmachern auf	$30.00
„ Brennern und Brauern auf	30.00
„ Spinnern nud Kremplern auf	15.00
„ Schmieden und Böttchern auf	15.00
„ verschiedenem baumwollenen Zeuge auf	25.00
„ verschiedenem wollenen Zeuge auf	70.00
„ Flanell und halbwollenem Zeuge auf	20.00
„ der Gerberei auf	15.00
„ Wagnern und Drechslern auf	12.00
„ Dampf- und anderen Mühlen auf	15.00
von Sattlern usw. auf	15.00
Im ganzen tägliche Produktion	$262.00

Hinzu kommt noch der bedeutende Wert der Felderzeugnisse, Weinberge usw. —

An einer anderen Stelle derselben Quelle heißt es: „Die Gemeinde hat eine hübsche Stadt in Indiana, darin eine prachtvolle Kirche mit einem schönen Turm, außerdem noch viele andere öffentliche Gebäude, welche zu Wohnhäusern oder für das Geschäft benutzt werden. Am letzten Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung begingen die Harmonisten ein hübsches Fest, wobei allen denen, welche sich eingefunden hatten, freies Mittagessen und Bier verabreicht wurde, dazu spielten in Zwischenpausen ihre Musikanten und erfreuten die Gäste mit schöner Musik."

Natürlich machte bei solcher Regsamkeit die Kolonie viel von sich reden. Amerikanische Zeitungen brachten längere Berichte über dieselbe und berühmte Reisende kamen herbei, um die Musterwirtschaft selbst zu sehen. So besuchte Schoolcraft im Sommer 1821 New Harmony. Er schreibt: „Da ist keine Person in der Gemeinde, die, in das geeignete Alter getreten, nicht ihren verhältnismäßigen Teil der Arbeit beitrüge. Sie haben weder Verschwender, Faulenzer noch Trunkenbolde, und während der ganzen Zeit ihres Hierseins in Amerika, etwa 17 Jahre, haben sie nicht einen Prozeß gehabt. Wenn Uneinigkeit oder Zwietracht unter ihnen ausbricht, so ist es eine Regel, bemerkte unser Führer, es zu schlichten, bevor wir zur Ruhe gehen — so wörtlich der Vorschrift des Apostels gehorchend."

Georg Flower schreibt in seiner Geschichte der englischen Ansiedlung in Edwards County, Illinois, von wo aus er die beste Gelegenheit hatte, die Rappisten zu beobachten: „Alle, die Harmony besucht haben, beobachteten mit Erstaunen, wie die Mitglieder von Rapps Gemeinde leicht das Nötige und Angenehme zum Leben erwarben und es zu genießen verstanden. Der Kontrast war besonders klar, wenn man damit den Mangel und die Trostlosigkeit verglich, der andere Ansiedler in ihrem schwierigen Hinterwäldlerleben ausgesetzt waren. Der arme Jäger, welcher einen Bushel Corn vielleicht zehn Meilen nach New Harmony brachte, um ihn mahlen zu lassen, sah mit Erstaunen, wie diese Menschen, so arm wie er selbst, gute Häuser inmitten schöner

Gärten bewohnten; wie sie gut mit Anzügen von dem besten Material bekleidet waren und regelmäßig Fleisch, Mehl und Brennmaterial erhielten, ohne sich persönlich besonders anzustrengen. Es ging nicht anders, er mußte die angenehmen und bequemen Wohnungen der Harmonisten mit der Einfachheit, der Unordnung und Verlassenheit seines eigenen Blockhauses vergleichen. Es gab ihm Fingerzeige zu neuen Gedanken. Einer dieser Leute sagte mir in seiner einfachen Sprache: ‚Es kommt mir nicht aus dem Kopf, ich muß immer darüber nachdenken.' Ein Ausspruch, welcher dem Gefühle Ausdruck verlieh, das jeden beschlich, wenn ihm ein Einblick in Rapps deutsche Gemeinde zu New Harmony zuteil wurde."

Wenden wir uns jetzt den hervorragendsten der Kolonisten zu. Das Haupt und die Seele der Gemeinde war Johann Georg Rapp, der durch seine besonderen Geistesgaben der Gemeinde Ehrfurcht einflößte und den alle Vater nannten. Indes, auch in Friedrich Rapp, dem weltlichen Leiter der Gemeinde, lernen wir einen Mann von großen Fähigkeiten und bedeutendem Organisationstalent kennen. Er vertrat die Gemeinde nach außen hin, arbeitete für Hebung der Industrie und ward allgemein als ein guter Geschäftsmann angesehen. Als im Jahre 1816 eine Konvention in Indiana abgehalten werden sollte, um eine Konstitution für den neu zu errichtenden Staat zu entwerfen, erwählte ihn sein County zum Mitglied der beratenden Körperschaft. Die Konvention tagte zu Corydon, der damaligen Hauptstadt des Staates, in den Tagen vom 10. bis 29. Juni 1816. Friedrich Rapp wurde in dieser legislativen Versammlung zum Mitglied zweier Komitees ernannt. Es sind keine gedruckten Protokolle vorhanden, um über Rapps Tätigkeit in dieser Konvention ein endgültiges Urteil abzugeben, doch können wir mit Gewißheit annehmen, daß er seine Aufgabe glänzend löste. Dafür spricht die unter seiner Leitung zur höchsten Blüte gelangte Kolonie. Im Jahre 1820 ernannte die General Assembly von Indiana zehn Bürger im Staate zu Kommissären, um einen geeigneten Ort für die Erbauung einer neuen Staatshauptstadt zu ermitteln. Einer dieser Kommissäre war Friedrich Rapp. Die Kommission begab sich unter anderen auch an den Ort, an dem heute Indianapolis steht. Dieser Ort wurde — besonders auch von Rapp betont — als der geeignetste befunden und gewählt. — Ob Friedrich Rapp wohl geahnt haben mag, daß an dieser Stelle wenige Jahrzehnte später sich eine große Stadt mit vielen Tausenden deutscher Einwohner ausdehnen würde? — Und wie wenige Deutsche dieses Landes wissen heute von diesen deutschen Städtegründern, wie von vielen anderen, deren Name im Staub der Archive schlummert? — — Die Verdienste Friedrich Rapps sind wohl nie in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt worden. Der Adoptivsohn wurde von dem Adoptivvater überschattet. Friedrich Rapp starb zu Economy wenige Jahre nach der Uebersiedelung der Gemeinde nach diesem Orte. — Noch einen Mann haben wir zu erwähnen, der, obwohl in New Harmony eine bescheidene Stellung einnehmend, später zu hohem Ansehen in der Gemeinde kam. Romelius L. Baker war der Geschäftsführer des Handelshauses in New Harmony. Nach dem Tode Johann Georg Rapps im Jahre 1847 wurde er Präsident der Gemeinde in Economy und ist daselbst am 11. Januar 1868, im 75. Lebensjahre, gestorben.

Die Gebäude New Harmonys von der ersten Ansiedlung her führten alle die Jahreszahl ihrer Erbauung über der Tür. Die große und schöne Kirche ward 1822 erbaut. Ein Haus führt die Jahreszahl 1823. Dies war wahrscheinlich das letzte Gebäude, welches die Harmonisten hier errichteten. Im Jahre 1825 verkauften sie New Harmony mit 32,000 Acker Land an Robert Owen zum Preise von 182,000 Dollars. Owen verband sich dann mit Wm. McClure zur Gründung einer neuen Gesellschaft. Nachdem die Harmonisten ihre Ansiedlung verkauft hatten, zogen fast alle nach Pennsylvanien. Nur wenige blieben in New Harmony zurück. In Beaver County, am Ohio, gründeten sie die Stadt Economy. Dort bestand die Gesellschaft bis in die jüngste Zeit hinein. Die alten Kolonisten sind längst sämtlich gestorben. Ihre Nachfolger huldigen mehr den modernen Gepflogenheiten und so ist auch die einstige Kolonie Economy ein modernes Gemeinwesen geworden.

Mit New Harmony haben die alten Kolonisten stets gute Beziehungen unterhalten und einzelne haben die alte Ansiedlung öfter besucht. Man hat häufig gefragt, weshalb die Kolonisten diese blühende Ansiedlung verließen. Einige haben die Schuld dem Staate beigemessen, der es an der Rechtspflege fehlen ließ. Andere glauben, daß die große Sterblichkeit unter den Kolonisten diese veranlaßte, den Ort aufzugeben. Und dies wird wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Das Fällen von Urwaldbäumen, die schweren Erdarbeiten und Wasserbauten, die in New Harmony beständig ausgeführt wurden, war den Leuten nicht bekömmlich, und auch das Klima dürfte sich durch die großen Waldrodungen verschlechtert haben; denn wo immer die Kultur die Natur vernichtet, rächt sich diese am Menschen durch Krankheiten. Die Harmonisten mußten, weil sie so unermüdliche Förderer der Kultur waren, um so härter leiden. In den zehn Jahren, da sie in New Harmony lebten, starben ungefähr 400 Einwohner. Die Ansiedlung zählte selbst in ihrer höchsten Blütezeit nie mehr als 900 Einwohner. Nehmen wir jedoch diese Zahl als Norm an, so wäre im Durchschnitt jährlich ein Mann von zweiundzwanzig gestorben.

Der Friedhof, auf dem diese Toten ruhen, liegt inmitten der Stadt New Harmony. Kein Hügel wölbt sich über die Gräber dieser deutschen Pioniere, kein Kreuz, kein Leichenstein gibt Kunde von den Namen dieser Toten, — nur alte knorrige Bäume, die einst Zeitgenossen ihres Wirkens waren, streuen allherbstlich ihren Blätterschmuck auf die verwischten und verlassenen Gräber und in ihren Wipfeln säuselt der Wind ein Totenlied. Der alte Friedhof in New Harmony ist noch im Besitz der Gemeinde Economy. Als die Gemeinde New Harmony verkaufte, hatte sie versehentlich auch den Friedhof mit verkauft. Um wieder in den Besitz desselben zu kommen, mußte die Gemeinde $600 zahlen.

Die spätere Geschichte New Harmonys, die sozialistischen Versuche Robert Owens, die Schulreformen Wm. McClures und auch die neuere Geschichte der Stadt bieten eine Reihe interessanter Momente. Auch hier finden wir überall die deutlichen Spuren deutschen Einflusses. So kam Professor Josef Neef, von Geburt ein Elsässer, der in Iverdune in der Schweiz Hilfslehrer Pestalozzis gewesen war und sich dort mit einem deutschen Mädchen aus Tübingen verheiratet hatte, durch Wm. McClure, der das Pestalozzische System einführen wollte, nach dieser Stadt. Professor Neef stand der öffentlichen Schule vor, die in dem großen Gebäude No. 2, das der alten Kommune als Gemeindehaus gedient hatte, eingerichtet worden war. Dr. D. D. Owen und Professor Richard Owen heirateten Töchter des Professors Neef und beide, die sich als Geologen einen Namen gemacht haben, beherrschten die deutsche Sprache. Unter den Naturforschern, die um diese Zeit in New Harmony gelebt haben, befand sich neben Thomas Say, der leider früh verstarb, auch Leo Lesquereux, der Neuenburger, von dem Karl Vogt sagte, „daß er ihn noch als Uhrfedermacher in Neuenburg kannte und der unter dem gesegneten Szepter der Fürsten von Neuchatel zeitlebens hätte Stahl feilen und härten können, wenn er nicht den vernünftigen Gedanken gehabt hätte, nach Amerika auszuwandern, wo er der gediegenste Kenner fossiler Pflanzen wurde!" Dr. Gerard Troost, 1776 in Herzogenbusch geboren, studierte in Holland und Deutschland, übersetzte Humboldts Kosmos ins Holländische und war von Gesinnung ein ganzer Deutscher; auch er hielt sich mehrere Jahre in New Harmony auf, bis er in Nashville, Tennessee, an der Cumberland-Universität eine Professur der Chemie, Physik und Mineralogie erhielt. Später wurde er dort Staatsgeologe.

New Harmony kam zu jener Zeit in einen solchen Ruf als Station für naturwissenschaftliche Arbeiten, daß es zum Mekka berühmter europäischer Gelehrten wurde. Prinz Maximilian von Neuwied nahm mit seiner Begleitung in den Jahren 1832 und 1833 zweimal längeren Aufenthalt in New Harmony und beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Arbeiten. Nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er „Die Reise durch Nord-Amerika", Coblenz, 1838—43. Sir Charles Lyell, der Geologe, machte in den Jahren 1845—1846 seine zweite Reise durch die Vereinigten Staaten. Bei dieser Gelegenheit nahm auch er Aufenthalt in New Harmony. In seinen Büchern hat er vieles darüber berichtet.

Scherzweise erzählt er, wie er gehört habe, daß die Leute in Evansville den Bewohnern von New Harmony vorgehalten, daß sie keine Kirchen hätten, worauf diese geantwortet, sie besäßen auch keine Buden für den Verkauf geistiger Getränke. Heute kann man sowohl Kirchen wie Saloons in New Harmony finden. Ein anderer junger Gelehrte, Dr. Georg Engelmann, der sich als Botaniker einen Namen gemacht hat, ritt im Jahre 1840 von St. Louis, Mo., durch Illinois nach New Harmony, um dort die angesehenen Naturforscher, von denen er gehört hatte, persönlich kennen zu lernen. Er fand das Nest aber leer. Sie waren alle auf Entdeckungsreisen ausgeflogen. Er tröstete sich mit gutem Humor, weil er auf diesem Ausflug wenigstens die Ahorn in Blüte gesehen habe. Später, im Jahre 1874, kam wieder ein Pilger zu der alten Kolonie am Wabash; es war Jonathan Lenz, einer der Vorsteher der "Harmony Society" in Economy, wo er nun auch schon lange Zeit im Friedhof zu den Vätern gebettet ist. Dieser deutsche Mann hatte seine Jugend in New Harmony verlebt und fühlte sich dort so wohl wie in der alten Heimat. Gern erzählte er von den alten Zeiten, als Vater Rapp noch das Steuer führte, und wußte diese Erzählungen mit hübschen Charakteristiken über denselben zu würzen. Jonathan Lenz kam diesmal mit Vollmachten versehen, um eine Sache in Ordnung zu bringen, die ihm dringend ans Herz gelegt worden war. Bei einem Besuch in New Harmony war es mir aufgefallen, daß die alte Kirche der Harmonisten zum Lagerplatz für Schinken und Speck benutzt wurde. Ich schrieb dies den Herren Henrici und Lenz mit der Bitte, ihre Freunde zu veranlassen, die alte Kirche anzukaufen und sie der Stadt New Harmony für den Gebrauch als Halle oder Schule zum Geschenk zu machen.

Jonathan war sofort für diesen Plan begeistert. Er kaufte die Kirche, ließ sie bis auf einen Flügel niederreißen und benutzte die auf diese Weise gewonnenen Steine für eine Mauer um den alten Friedhof der Harmonisten. Den frei gewordenen Bauplatz mit dem erhaltenen Flügel der alten Kirche und eine Summe von tausend Dollars schenkte die Gemeinde zu Economy der Stadt New Harmony. Das Gebäude, welches anschließend an den alten Bau errichtet wurde und für welches die Schulvorsteher noch eine Summe Geldes beisteuerten, beherbergt jetzt die Schule; der Flügel der alten Kirche aber beherbergt die aus 8000 Bänden bestehende Bibliothek des „Working Mens Institute".

An der Vorderseite des Gebäudes, über der Haustüre, ist der Stein eingefügt, der einst als Wahrzeichen die alte Kirche zierte. Er zeigt das Reliefbild einer Rose und darunter die Inschrift: Micha, 4 V. 8. — 1822.

Darunter befindet sich die weitere Inschrift:

Zum Gedächtnis der Harmony-Gesellschaft,
gegründet von Georg Rapp. 1805.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Seitdem die Deutschen Amerikas zur Erkenntnis ihres kulturellen und ethischen Wertes gekommen sind und sich ernstlicher mit der Feststellung ihres Anteils an der Erschließung des Landes und der zivilisatorischen Betätigung beschäftigt haben, mußten sie die Wahrnehmung machen, daß die Geschichtschreiber ihnen nicht gerecht geworden sind. Geradezu auffällig ist der Mangel an historischer Treue in den Geschichtswerken für den Schulgebrauch. In diesen Büchern findet man so gut wie nichts von den Kulturtaten der Deutschen und ihrem sittlichen Einfluß auf die Gestaltung des amerikanischen Volkes verzeichnet. Ja, hervorragende Männer, die man nicht unbeachtet lassen konnte, wie z. B. Herchheimer, Friedrich v. Steuben und andere, werden als Anglo-Amerikaner geführt, indem man ihren gut deutschen Namen einen englischen Klang verleiht. Aus Herchheimer machte man „Herkimer", Steuben spricht man als „Stuben" aus. Aehnlichem verfälschenden Unsinn begegnen wir in allen anglo-amerikanischen Geschichtswerken. Nach diesen Büchern lernen unsere Kinder amerikanische Geschichte.

Kein Wunder, daß sie vor ihrem Deutschtum wenig Achtung haben und sich zur „glorreichen" angelsächsischen Nation hingezogen fühlen. Und doch handelt es sich hier um den nichtswürdigsten Betrug. Einzelne Männer, allen voran der greise H. A. Rattermann in Cincinnati, haben seit Jahrzehnten dagegen angekämpft. Der von Rattermann einst herausgegebene „Deutsche Pionier" ist heute noch eine Fundgrube für den deutsch-amerikanischen Geschichtschreiber. Daß eine so wertvolle Zeitschrift wie „Der Deutsche Pionier" eingehen mußte, ist kein Ruhmesblatt im Kranze der Deutsch-Amerikaner jener Periode. Hoffen wir, daß das amerikanische Deutschtum der Gegenwart aus jenen Unterlassungen gelernt habe, ähnliche Fehler zu vermeiden. Hoffen wir, daß das amerikanische Deutschtum der Gegenwart sich jenen Männern an die Seite stellen wird, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den deutschen Namen zu Ehren zu bringen trotz aller Geschichtsfälschung und der Welt zu verkünden, was die Deutschen für Amerika, ihre neue Heimat, während dreier Jahrhunderte leisteten! — Als ersten unter diesen Männern dürfen wir wohl mit voller Berechtigung Dr. Otto L. Schmidt, den Sohn Ernst Schmidts, in Chicago nennen, der als Präsident der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois" bereits Hervorragendes in der Förderung der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung zu verzeichnen hat. Die von der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois" herausgegebenen (bis dahin vierteljährlich erschienenen) „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter" legen Zeugnis dafür ab. Jetzt ist man einen Schritt weiter gegangen. Die „Geschichtsblätter" erscheinen nicht mehr vierteljährlich, sondern in Form eines Geschichtswerkes als „Jahrbuch". Im Vorwort zu dem uns vorliegenden ersten „Jahrbuche" sagt der Herausgeber, der dem Deutschtum Amerikas und auch der alten Heimat wohlbekannte Professor Dr. Julius Goebel an der Staatsuniversität von Illinois, unter anderem: „So verdienstvoll und fördernd die Zeitschriften wie „Der Deutsche Pionier", das „Deutsch-Amerikanische Magazin", die „Americana-Germanica" und ihre Fortsetzung, die „German American Annals", sowie andere Publikationen auch gewesen sind, so hat es der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsforschung bisher doch an einem Organe gefehlt, in dem auch größere Arbeiten, Quellen und Urkunden als abgeschlossene Ganze hätten gebracht werden können. Diesem Mangel abzuhelfen und den Forschern einen Sammelpunkt für ihre Arbeiten zu schaffen, hat die Veränderung in der Form der Geschichtsblätter veranlaßt."

Der uns vorliegende Band, 600 Seiten stark, ist von einer so großen Reichhaltigkeit, daß wir im nächsten Heft des „Kulturträger" noch besonders darauf zurückkommen werden, umsomehr, als das Werk in zwölfter Stunde, kurz vor Redaktionsschluß, bei uns ankam und der Raum in der Hauptsache bereits vergeben war. Als hervorragenden Mitarbeiter können wir H. A. Rattermann nennen, der fünf ausgezeichnete und umfangreiche Beiträge geliefert hat, unter denen wir als wahres Kabinettstück der deutsch-amerikanischen Kulturgeschichte bezeichnen möchten: „Anfänge und Entwicklung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts." Neben einer Reihe anderer verdienter Männer erblicken wir einen Angehörigen der „jungen Generation", Julius Goebel jun., den Sohn „unseres Goebel". Sein Thema lautet: "A Political Prophecy of the Forty-eighters in America". Freudiger aber noch würden wir diese Arbeit begrüßt haben, wenn unser junger Freund die deutsche Sprache gewählt hätte und damit an die Seite eines anderen Professorensohnes, des jungen Learned in Philadelphia, getreten wäre, der in einem Wettkampfe mit Deutschen den ersten Preis für die beste Arbeit in deutscher Sprache davontrug. Also im nächsten Jahre in Deutsch, verehrter junger Freund! —

Es ist leider unmöglich, heute näher auf das prächtige Werk, das auch äußerlich einen vornehmen Eindruck macht, näher einzugehen. Aber jeden nationalitätsbewußten Deutschen der Erde sei dieses Werk warm empfohlen. Es kostet $3.00 und ist zu beziehen von der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois", Mallers Building, 5 S. Wabash Ave., Chicago, Ill. — Fred. R. Minuth.

Deutschland.

Deutscher Freiheitskampf gegen römisches Recht.

Von Professor Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

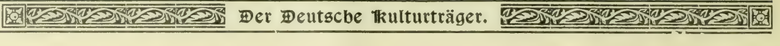
3. An der Wende der Zeit.



In der Welt- und Menschengeschichte gibt es kein Beharren, alles ist der Wandlung unterworfen. Die germanischen Nornen (Schicksalsgöttinnen) Urda, Werdandi, Skuld, walten über dem Entstehen, Werden und Vergehen der Einzelnen, des ganzen Volkes und der Menschheit. Das vollzieht sich nach ewigem Gesetz, der Rita. So ist das Schicksal der Menschen eingeordnet in das Werden der Welt und besonders unserer Welt, der Erde. Wir können die Völkergeschichte nicht verstehen, wenn wir nicht Einblick in die Erdgeschichte und die Entstehung des Menschen gewinnen. Dann erst weitet sich unser Gesichtsfeld und unser Fernblick. So lange wir immer nur an dem Nächsten haften, wird uns der Wandel nicht bemerkbar. Wohl sehen wir den Einzelnen geboren werden, wachsen und sterben, aber das Volk oder gar die Menschheit scheint uns in den wesentlichen Zügen immer gleich zu bleiben. Und doch ist das nicht so. Das wußten unsere Vorfahren besser als wir, die wir, von den Tagesfragen unserer sogenannten Kultur beherrscht, den Weitblick verloren haben. In der Mythologie der germanischen Völker spiegeln sich Weltenuntergänge, Wenden der Zeit, und erst unsere heutige Wissenschaft von der Erde und den Menschen bringt wieder an den Tag, was man früher gewußt, wenn auch in anderen Formen. Der Kampf zwischen den Riesen und Asen (Göttern) entflammt immer von neuem, wenn wir auch heute von Naturgewalten und sittlichen Mächten sprechen. Der Germane betätigte sich in diesem Kampfe, und wir sollen glauben, daß es sich nicht lohne, den Kampf aufzunehmen; es sei immer so gewesen? Wollen wir uns nicht aus dem Schlummer wecken lassen? Soll alles wieder der Vernichtung anheimfallen?

Was sind Jahrtausende in der Geschichte der Erde, Jahrhunderte in der Geschichte der Menschen? Eine Wandlung macht sich für den ohne Ueberlieferung Lebenden kaum bemerkbar, wohl aber spielen einige Jahrtausende doch schon eine Rolle in der Geschichte der Völker, Jahrzehntausende in der Entwickelung der Menschheit und der Erde. Die Erdperioden waren nicht immer gleichförmig geartet. Auf Zeiten ruhiger Ablagerungen aus dem Wasser, in denen Schicht auf Schicht von Ton, Kalk oder Sand mit den Resten von Pflanzen und Tieren mächtige Formationen bildeten, wechselten stürmische Perioden mit vulkanischen Erscheinungen, Ergüssen glühender Gesteinsmassen aus der Tiefe und verheerenden Aschenregen und Erschütterungen des Bodens. Man glaubte früher, daß solche Katastrophen alles Leben auf der Erde vernichtet hätten und darauf wieder Neuschöpfungen eintraten. So ist es nun doch nicht. Gewaltige Veränderungen gingen wohl vor sich und vieles wurde zerstört, aber die allmähliche Entwickelung der Organismen von niederen zu höheren Gebilden ging trotzdem vor sich. Das ist für uns Menschen ein Hinweis, daß auch wir uns durch Katastrophen hindurchringen können. Ganz besonders unruhige Zeiten für die Erde waren die Dyasperiode mit ihren Porphyrausbrüchen und die Tertiärperiode mit ihren Trachyt- und Basaltausbrüchen. Letztere, in der wir tropische Vegetationen selbst im hohen Norden, in Grönland, finden, ging dem Auftreten des Menschen voraus. In der Gegenwart ist die Erde viel stiller geworden und es scheint, als ob ihre Sturm- und Drangperiode vorüber ist, so verheerende Eruptionen auch noch an einzelnen Stellen vorkommen.

Ueber die Erschaffung des Menschen berichten die Sagen der Völker mancherlei, und was die Bibel erzählt, ist allgemein bekannt. Die



Schöpfungsgeschichte der Bibel ist rein neptunisch. Das Land schied sich aus dem Wasser. Von Feuerbergen ist der Bibel nichts bekannt. Das ist in einem Lande wie Egypen, wo der Boden ein Geschenk des Nils ist, ganz natürlich. In Italien mit seinen Vulkanen wäre die Schöpfungsgeschichte wohl anders ausgefallen. Bei der Feier der römischen Saturnalien werden Fische ins Feuer geworfen. Das soll wohl besagen, daß einst Feuersgluten selbst die Bewohner des Wassers vernichteten. Auch die germanische Kosmogonie kennt neben der Herrschaft der Nebel- und Frostriesen den Untergang der Welt durch Feuer. Das weist auf Island oder die Gegend am Niederrhein, wo die Vulkane des Laacher Seegebiets und der Eifel an der Grenze des diluvialen Eismeeres lagen. Zwischen Sieg und Wupper mag wohl Asgard und Mittgart mit Odins Wohnung Walhall zu suchen sein. Diese Schöpfungssagen konnten aber erst entstehen, als der Mensch bereits auf einer höheren Kulturstufe stand.

Die Geologie oder Erdgeschichte muß für uns der Ausgangspunkt aller Betrachtungen sein, wollen wir unsere Umwelt verstehen. Danach entstammt der Mensch der Tierwelt in jahrmillionenlanger Entwickelung als Krone der Schöpfung oder des Naturwaltens. Und am Rhein, bei Düsseldorf, wurden vor einem halben Jahrhundert in Neanderthal die Knochenreste eines Menschen gefunden, die jetzt im Bonner Provinzial-Museum aufbewahrt werden, der noch auf ganz primitiverStufe gestanden hat, vielleicht noch ohne Sprache gewesen ist. Und nun bedenke man, was für gewaltige Wandlungen in der Menschheitsentwickelung es sind: Die Kunst des Feuermachens, die Ausbildung der Sprache und damit des gesteigerten Denkens, die Erfindung derSchrift vor Jahrtausenden, die in unserer Zeit zur Buchdruckkunst geführt hat, die Entwickelung vom ersten Nachen (einem ausgehöhlten Baumstamm) bis zu unseren Ozeandampfern, vom geworfenen Stein und der Schleuder zum Pfeile sendenden Bogen und Kruppschen Geschützen, von der Lehmhütte zu unseren Großstädten! Das Feuer mag der Mensch zuerst nach Zündungen durch Blitz in Gewahrsam genommen und an heiligen Stätten behütet und unterhalten haben, bis er den Feuerquirl (Swastika) erfand. Jetzt verwenden wir nicht nur das Zündholz, sondern wir lassen den elektrischen Funken nach Belieben hervorspringen.

DieSprache wird ursprünglich nur in derNachahmung von Naturlauten bestanden haben, mit denen dann die Dinge und Vorgänge selbst bezeichnet wurden. Darauf weisen Sprachlaute wie: Unke, Uhu, Kuckuck, zirpen, schwirren, quietschen, sausen, wehen, Wind, Wuotan, Odin, Elohim. Letztere Laute kann man deutlich bei Sturmwind hören. Wie es scheint und wohl kaum anders sein kann, wurden diese Windlaute zu Götternamen; es offenbarte sich demUrmenschen im brausenden, die Wälder schüttelnden Sturme eine unsichtbare Macht. Zwischen jenen einfachen, nachgeahmten Naturlauten und unserer heutigen, vielgliederigen Sprache liegt die ganze Entwickelung unserer Gedankenwelt; denn Worte sind laut gewordene Gedanken. Und welche Gemütswerte liegen erst im Gesange und in der Musik, der dem Germanen eigenartigsten Errungenschaft! Wir stehen noch im Anfange der Forschungen auf jenem Gebiet. Es wäre interessant zu wissen, in welcher Reihenfolge sich die menschliche Ideenwelt herausgebildet hat, wie z. B. die Begriffe von „gut", „böse" und „Recht". Wie mag dem Urmenschen der Gedanke gekommen sein, daß es nicht gut sei, einen Fremdling zu töten? Sicher lebten unsere ältesten Vorfahren in Horden und es wird sich ereignet haben, daß Kinder einer anderen Horde sich verliefen oder abgefangen wurden. Sollte man sie töten? Das wird wohl oft genug geschehen sein, aber es unterblieb wohl auch und man fand, daß es ganz nützlich sei, solche Gefangene für sich arbeiten zu lassen. Das war der Beginn der Sklaverei und eines Rechts zwischen Herren und Untergebenen, und man dehnte dies auf besiegte erwachsene Feinde aus. Heute hat die Menschheit die offensichtliche leibliche Sklaverei wieder so ziemlich überwunden, dafür aber eine fast schlimmere wirtschaftliche Sklaverei über angeblich freie Arbeiter eingeführt. Früher hieß es: Wehe den Besiegten! Heute werden besiegte Völker nicht mehr unterjocht, sondern nur einer anderen Verwaltung unterstellt. In wenigen Jahrtausenden haben sich hier gewaltige Veränderungen voll-

zogen und trotz der zurzeit recht lebhaften kriegerischen Zusammenstöße bereitet sich doch die kriegslose Zeit vor.

Die Kultur des Altertums beruht in der Hauptsache auf der Sklaverei. Die Latifundien (Großgrundbesitze) Roms konnten nur mit Sklaven bewirtschaftet werden, die alle Gebrauchsgegenstände herzustellen hatten. Die Geldwirtschaft war noch nicht in heutiger Höhe entwickelt. Der Besitz an Sklaven und Rindern verlieh Reichtum und Macht. Der Wert der Besitzgüter, auch wohl der Frauen, wurde in Rindern abgeschätzt. Das Vieh (pecus) diente als Wertmesser und wir bedienen uns noch heute des Wortes „pekuniär", ohne an den Ursprung zu denken, und Viehbesitzer sind wir allermeist nicht mehr. Wir werden in eine Kulturwelt hineingeboren, die wir nicht geschaffen haben, und so glauben wir auch, daß die jetzige Geldwirtschaft immer so gewesen sei und nicht anders werden könne. Den Irrtum erkennt man erst, wenn man größere Zeiträume überblickt. Unsere Geldwirtschaft mit ihren gefährlichen Auswüchsen kann und muß einmal ganz anders werden. Nicht was ich erarbeite, sondern was ich erbeute, führt in viel höherem Maße zu Besitz und Eigentum. Man nennt es auch Privateigentum. Das lateinische Wort „privare" heißt aber „rauben". Gewiß war in alter Zeit und noch zur Zeit des Raubrittertums im Mittelalter der Raub die Quelle des Besitzes. Es galt eben damals das Faustrecht. Das paßt aber doch nicht mehr in unsere Zeit hinein, auch nicht in verhüllter Form; es widerspricht unseren sittlichen Anschauungen. In der praktischen Wirklichkeit übersteigt der Raub in der Gegenwart — obwohl nicht mehr das Faustrecht sondern das Bürgerliche Gesetzbuch gilt, — alles bisher Dagewesene! Man wird sagen: der Egoismus des Menschen ist nicht auszurotten. Das soll er auch gar nicht, aber er soll gezähmt werden. Was wir bei den Tieren fertiggebracht haben, wird bei den Menschen doch wohl auch möglich sein. Wie kameradschaftlich verkehren Tierbändiger mit den wildesten Bestien! Allerdings, diese müssen gefüttert werden; man mache es bei den Menschen ebenso! Der Hund, der Bruder des Wolfes, ist zum Freunde des Menschen geworden; er behütet sein Haus und seine Herden; die Wolfsnatur ist geschwunden! Früher für uns wertvolle Eigenschaften, wie überlegene Körperkraft, Verstellung, List, Trug, dürfen für uns nicht mehr gelten, wenn wir Edelmenschen sein wollen.

Dem planmäßigen, wissenschaftlichen Forschen ging intuitives Erfassen voraus. Einzelne besonders begabte Menschen fühlten sich erleuchtet, ein Ahnen und Erkennen ging ihnen auf. Gott „offenbarte" sich ihnen und so entstanden Religionen und Weltanschauungen. Es ist nicht gerade sehr geistvoll von Kritikern aus unserer Zeit, daß sie so verächtlich von „Offenbarungen" sprechen. Das war tatsächlich die Form der früheren Findung neuer Erkenntnis. Und auch heute wird der fleißigste wissenschaftliche Forscher keine großen Ergebnisse zu verzeichnen haben, wenn er nicht Phantasie besitzt und ihm durch diese „Offenbarungen" zuteil werden. Und wer will mit ihm rechten, wenn er sagt, sie seien ihm von Gott eingegeben? Es liegt doch mehr Sinn in all' diesen Vorstellungen, als unsere heutige nüchterne Zeit wahr haben will. Alles, was gewesen ist, war einmal notwendig, Gedanken sowohl als jene ungeheuerlichen Lebewesen, die uns die Geologie aus den vergangenen Perioden vor Augen führt. Ob sie uns nun gefallen oder nicht, danach kann nicht gefragt werden; wir müssen sie begreifen lernen, um uns selbst zu erkennen!

Unsere Zeit zeichnet sich aus durch eine in schneller Folge sich mehrende Zahl von Erfindungen und Erkenntnissen. Das letzte Jahrhundert brachte darin mehr hervor als Jahrtausende vorher. Die Naturwissenschaften haben, seit Kopernikus uns in richtiger Weise die Bewegung der Gestirne und die untergeordnete Stellung der Erde in der Sternenwelt erkennen ließ, ganz gewaltige Eroberungen gemacht. Fernrohr und Mikroskop in Verbindung mit Photographie haben uns einen Einblick in die Tiefen der Unendlichkeit gewährt, wovon man noch vor wenigen Jahrhunderten sich nichts träumen ließ. Die Technik, eine Tochter der Naturwissenschaften, hat uns in einem Umfange zu Herren über die Naturkräfte gemacht, daß für den unternehmenden Menschengeist kaum noch etwas als unmöglich erscheint. Es sind nur erst wenige Jahre verflos-



sen, seit der Mensch sich durch Flugapparate auch das Luftmeer erobert und die alte ikarische Sehnsucht, fliegen zu können, erfüllt hat. Und nicht viel älter ist jene wunderbare Vermittlung der Sprache auf die größten Entfernungen durch drahtlose Telegraphie. Wann kommt die Zeit, wo wir mit den Sternen sprechen werden? Wer wollte sagen können, über welche Mittel die Menschheit in 50,000 Jahren verfügen wird!

In der einseitigen Verwertung der technischen Ergebnisse der Naturwissenschaften liegt aber zugleich auch eine große Gefahr. Wenn Graf Zeppelin auch die Beruhigung gab, daß seine Luftschiffe nicht zu Kriegszwecken dienen würden, so ist das doch sehr bald anders geworden. Luftkreuzer für den Krieg werden bereits von den verschiedensten Staaten gebaut. Die Zerstörungen im Kriege werden also immer grauenvoller werden. Die Verteidigung unseres Landes hat alle Anlagen in der Voraussetzung geschaffen, daß der Mensch sich nur auf der Erdoberfläche bewegen könne. Kommt er durch die Luft geflogen, so ist mit einem Schlag der Wert aller Sperrforts und Festungswälle illusorisch geworden, denn der Feind kann aus Höhen, in denen ihn kein Geschoß erreicht, einen vernichtenden Hagel von Sprengbomben herabwerfen und sich dazu die Nacht wählen, wo er unbemerkt über den Städten erscheinen kann. Bahnhofsanlagen, Tunneleingänge, Schiffswerften können durch herabgeworfene Bomben mit Leichtigkeit zerstört und betriebsunfähig gemacht werden. Landesgrenzen zu verteidigen, dürfte dann fast unmöglich gemacht werden. Mit Hunderten von Fliegern kann der Feind der Armee in den Rücken fallen und das Hauptquartier des Generalstabes in die Luft sprengen. Aber auch für Friedenszeiten ergeben sich bedenkliche Aussichten, wenn die Flugapparate erst billig und jedermann zugänglich sein werden. Der Zollschutz der Staaten dürfte dann ein Ende haben. Diebe können aus der Luft her in Häuser einbrechen und der „fliegende Schutzmann" wird ein dringendes Erfordernis der kommenden Zeit werden. So ergeben sich bedenkliche Folgerungen aus den Fortschritten der Technik und Wissenschaft. Automobilbanditen haben wir bereits, die ganze Städte in Schrecken setzen, und der Beginn einer Gesindelherrschaft gehört zu den Möglichkeiten, mit denen wir rechnen müssen. Alle bisherigen Abwehrmittel dürften versagen. Ist das Tier einmal im Menschen entfesselt — und es schläft nur unter dünner Decke mangelhafter Erziehung — dann fällt alles wieder in den Urzustand der rohen Gewalt zurück. Da man aber nicht die größere Mehrzahl der Menschen in Verwahrungsanstalten und Gefängnissen unterbringn kann, so wird nur eine Wandlung unserer sozialen Verhältnisse von Grund aus die Kulturwelt retten können. So schreckenerregend jene Automobilbanditen sind, so wollen wir uns doch nicht hypnotisieren lassen. Diese sind nicht die gefährlichsten Elemente der Gesellschaft; viel gefährlicher sind die Großkapitalisten, die die Völker der modernen Sklaverei überliefern und sie ihrer Menschenwürde berauben. Das sind die eigentlichen Feinde der Menschheit, die wir zu beseitigen haben. Wir werden hier handeln müssen! Die Gefahr ist so groß, daß eine andere Entschließung uns nicht übrig bleibt.

Alles ist von der Mammonspest durchseucht und alle wissenschaftlichen Fortschritte werden von profithungerigen Leuten mißbraucht. Geldmachen ist die Parole der Zeit; auf welchem Wege, ist gleichgültig. Es ist ein wahnsinniges Jagen nach Reichtum und Genuß entstanden, durch das rücksichtslos unsere edleren menschlichen Anlagen zertreten werden. Wir scheinen nur für den Augenblick leben zu wollen, nehmen von der Zukunft alles vorweg und werden dadurch würdelos und Schädlinge. Wir sind dem Materialismus in einer sehr gefährlichen Weise unterworfen und damit dem Mammonsgeiste und dem Formalismus; unser geistiges Wesen und unser Ewigkeitsleben drohen zu erlöschen. Anstatt die Erde in einen Garten Gottes zu verwandeln, hausen wir auf ihr wie die Barbaren und bemühen uns, sie in einen Schutthaufen zu verwandeln. Die Wüste hat ganze Kulturländer verschlungen. Die Mittelmeervölker haben schon lange sich ihrer Wälder beraubt, vegetationsarme, steinige Gebirgslandschaften sind zurückgeblieben. Auch unsere deutschen Wälder und diejenigen Nordamerikas schwinden. Um der großen Städte und ihrer Zufuhr willen werden Kanäle gebaut, die zur Folge die Auffaugung des Grundwassers und

die Austrocknung idyllisch gelegener Seen haben. Die zahlreichen Fabriken mit ihren Abfall- und Schmutzwassern verwandeln unsere schönen Flüsse in stinkende Schlammkanäle. Wenn das so fortgeht, dann sind bald alle Naturschönheiten zerstört. Die Industrie und die Sucht, um jeden Preis Geld zusammmen zu scharren, bringen das mit sich. Wie arm ist seit meiner in Ostpreußen verlebten Jugendzeit die damals so reiche Welt an Insekten, Käfern, Libellen, Schmetterlingen und die Vogelwelt geworden; sie stirbt mit den Wäldern! Und in Afrika ist der vor kurzem noch schier unermeßliche Reichtum an Tieren so herabgemindert, daß bereits Schutzgesetze erlassen werden mußten. In Nordamerika sind ganze Tiergattungen ausgerottet worden und andere nähern sich dem Aussterben. In Neuguinea sind die wundervollen Paradiesvögel dem Aussterben nahe, weil ihre zierlichen Federn ein lohnender Handelsartikel sind und die Hüte putzsüchtiger Damen schmücken müssen. Die Tierparks der großen Städte sind für alle diese untergehenden Welten kein Ersatz. Aber man treibt heute nicht nur Raubbau an der Natur, sondern auch an der Menschheit selbst!

Die Warenproduktion richtet sich vielfach nicht nach den Bedürfnissen der Menschen, sondern die Menschen werden durch alle Mittel der Reklame, der Ueberredung durch die Presse, durch tonangebende extravagante Kreise aufgepeitscht und hypnotisiert, für Dinge Geld auszugeben, das besser angewandt werden könnte. Die Spekulation auf die niederen Instinkte im Menschen ist allgemein und nach der sexuellen Seite hin geradezu schamlos und ekelhaft. Hier wäre ein dankbares Gebiet für die Frauenbewegung. Es besteht ein fieberhaft gesteigertes System — auf einzelne Zweige soll hier nicht eingegangen werden — das nur durch einen hochentwickelten Industrialismus aufrecht erhalten werden kann; das bedeutet aber den Massenmord von Menschen, Vernichtung ihrer Persönlichkeit. Für die Warenhäuser müssen die Fabriken zu so niedrigen Preisen liefern, daß vielen Arbeitern eine menschenwürdige Existenz unmöglich wird. Nicht Meister der Arbeit, sondern Sklaven der Arbeit werden aus den Menschen gemacht. So lange jemand halbwegs kräftig und gesund ist, findet er in der Fabrik Arbeit, ist er verbraucht, so wird er aufs Pflaster geworfen und der Staat oder die Gemeinde kann für ihn sorgen. Die Invalidenfürsorge in Deutschland ist doch nur ein sehr dürftiger Behelf. In Amerika und vielen anderen Staaten kennt man eine Invaliden- und Altersversorgung überhaupt nicht. Mit dem gesteigerten Industrialismus ist eine Herabminderung der Tauglichkeit zum Militärdienst verbunden, mit anderen Worten: das Volk wird entkräftet, zugleich auch entgeistigt und entsittlicht! Das ist die Kehrseite zu den Herrlichkeiten, dem Glanz und Prunk unserer heutigen Kultur. Tieferblickende haben diesen Verfall seit Jahrzehnten kommen sehen und ihre warnende Stimme erhoben. Davon war schon die Rede. Es fragt sich nun, ob eine Wandlung möglich ist und von woher sie kommen wird.

Gaben uns die Naturwissenschaften so gewaltige technische Hilfsmittel in die Hand, so werden sie uns auch den Aufstieg in der Richtung der Menschheitsveredelung weisen können. Die technische Beherrschung der Natur ist nur die Vorstufe zu etwas Höherem, zu einer viel beglückenderen und segensreicheren Entwickelung. Zu den neueren Zweigen der Naturwissenschaften gehört die Biologie, die Lehre vom Leben, und die damit verbundene biologische Entwickelungslehre, die sich nicht bloß mit dem Körperlichen, sondern auch mit den geistigen Eigenschaften der Lebewesen befaßt. Wir haben hier bereits vollkommen festen Boden unter den Füßen, aber in so kurzer Zeit bringen derartige Ergebnisse nicht in das allgemeine Bewußtsein, nicht einmal in das der Lehrer und Geistlichen; sie konnten also noch keine praktische Wirkung ausüben. Der Aufstieg von niederen Formen zu höheren im Verlauf der Erdgeschichte ist eine unumstößliche Tatsache. Das steht allerdings im Widerspruche mit der biblischen Anschauung und es war zu verstehen, daß fast die gesamte Geistlichkeit diese Lehre heftig bekämpfte, zumal Agitatoren der breiten Arbeitermassen aus der von ihnen falsch verstandenen Lehre Schlußfolgerungen zogen, die keine Berechtigung haben. Die Wahrheit erringt schließlich aber doch den Sieg, und so wurde am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Deutschland auf der ganzen Linie, wenigstens von den

protestantischen Geistlichen, der Kampf gegen die Entwickelungslehre aufgegeben und man suchte sich mit ihr abzufinden. Damit ist nun aber die Bahn freigegeben für eine Verwertung der Entwickelungslehre für das soziale und staatliche Leben. Freilich muß nun erst das entwickelungsgeschichtliche Denken in die Köpfe einziehen, wozu immerhin noch zwei Jahrzehnte erforderlich sein werden. Von der Weltanschauung der Entwickelung aus gewinnen wir eine neue Orientierung für das Leben und für unsere menschlichen Aufgaben. Das bedeutet aber eine Wende der Zeit — so groß, wie sie in der Menschheitsentwickelung noch kaum dagewesen ist. Der Mensch, bisher nur ein Geschöpf der Natur, wird selbst zum klarbewußten Schöpfer und Gestalter seiner selbst und der ihn umgebenden Natur. Wenn man Wendepunkte von ähnlicher tiefgehender Bedeutung anführen will, dann kommen hier nur in Frage die Erfindung des Feuermachens und der Schrift.

Wir sind jetzt in der Lage, uns Rechenschaft davon zu geben, was in unseren Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen unnatürlich, unvernünftig und schädlich ist, und können die Zustände herbeiführen, die wir brauchen. Bei einer jetzt notwendig gewordenen Inventarisation des Vorhandenen werden wir vieles als rückständig und unbrauchbar mit kräftigem Schnitt beseitigen müssen und werden nur die Keime pflegen, die uns eine menschenwürdige Zukunft versprechen. Unser Wissen vom Leben soll zu einer Lebenskunst werden! Da heißt es zuerst Ströme klaren Wassers in den Augiasstall unserer Zeit hineinleiten, um allen angesammelten Unrat hinwegzuspülen. Eine Herkulesarbeit, aber sie muß geleistet werden! Für eine naturgemäße, vernünftige Erziehung der Jugend muß in erster Linie gesorgt werden! Dazu müssen geeignete Lehrer herangebildet werden, wie dies Arthur Schulz auf den deutschen Erziehungstagen in Weimar verlangte. Und die auf unseren Universitäten sich dem Rechtsstudium widmenden jungen Studierenden dürfen nicht mehr künstlich geisteskrank gemacht werden durch die Beschäftigung mit dem scholastischen römischen Recht, sodaß bei ihnen später gelegentlich ein juristisches Delirium ausbricht. Der ganze bisherige römisch-rechtliche Examenstoff muß aus den juristischen Prüfungen gestrichen werden.

Uns Erwachsenen aber ziemt das entsprechende Handeln. Wir werden niemanden allein verantwortlich machen und der Vernichtung überliefern — Versöhnung soll unser leitender Gedanke sein —, aber das besagt nicht, daß wir Unfähige noch länger in Stellungen belassen wollen, in denen sie als Schädlinge wirken. Mit harten Stahlbesen muß ausgekehrt werden, damit die Mammonspest nicht weiter um sich greift. Und damit sie nicht wiederkehre, muß ein anderes, ein sittliches Eigentumsrecht geschaffen werden. Die Lösung der sozialen Frage ist die Vernichtung des römischen Raubrechts. Unser Leitstern muß wieder die hohe Gedankenwelt unserer germanischen Vorfahren werden, deren Religion mit sittlicher Rechtsordnung untrennbar verbunden war. Der mit König Karl, den man den Großen nennt, einsetzende Kulturbruch in der germanischen Entwickelung muß wieder geheilt werden. Fort also mit allem römischen Geist aus Kirche, Schule und Recht, Rückkehr zu unserer germanischen Art und dann vorwärts auf dem Boden unserer heutigen Naturerkenntnis, auf dem sich ein Zukunftsstaat erbauen läßt, der den Zukunftsstaat der Sozialdemokraten weit in den Schatten stellen wird, weil er die Persönlichkeiten nicht herabdrücken, sondern in die Höhe züchten wird!

(Fortsetzung folgt.)



Wetterleuchten.

Seit einer Reihe von Jahren warten wir schmerzlich auf ein reinigendes Gewitter um den Horst des Rothen Adlers. Aber alles, was uns zu erleben beschieden war, beschränkte sich auf Wetterleuchten, ein wenig Donnergrollen und ein paar vernichtende Blitzschläge.

Das war damals, als Maximilian Harden das Treiben der „Liebenberger Tafelrunde" entschleierte und ein paar schmutzige Kerle von prunkendem Aeußern dem Orkus verfielen; Leute, die der Kaiser oft mit seiner Gegenwart beehrt hatte, in deren Mitte er nicht als Monarch, sondern als Mensch weilte, und die charakterlos genug waren, den liebenswürdigen Fürsten unter sich respektlos „das Liebchen" zu nennen.

Wir alle hofften, daß das Wetterleuchten damals zum Gewitter erstarken würde. Die Hoffnung täuschte.

Wie wird es jetzt werden? Die Luft ist wieder mit Elektrizität überladen. Es wetterleuchtet bereits. Ja, es soll sogar schon eingeschlagen haben. Das Kabel trug uns die Nachricht zu, daß unter den höchsten Hofchargen in Berlin fürchterliche Musterung gehalten worden sei und daß auch weitere Kreise jener Atmosphäre eine Prüfung auf Herz und Nieren zu bestehen haben würden. Sicher dürfte sein, daß der Oberhofmarschall, Graf zu Eulenburg, — der Hofmarschall, Graf Henckel von Donnersmarck, — der Hausmarschall, Freiherr von Lyncker, — der Diensttuende Generaladjutant des Kaiserlichen Hauptquartiers, General-Oberst von Plessen, sämtlich Leute, die bisher beim Kaiser in hoher Gunst standen, plötzlich zusammen aus ihren Aemtern scheiden und in wenigen Wochen durch neue Männer ersetzt werden.

Hüben und drüben fragt man sich mit einem gewissen berechtigten Erstaunen, was die Ursache dieser geradezu sensationellen Personalveränderung in den höchsten Hofchargen gewesen sein mag. Denn etwas Außerordentliches wird doch wohl Veranlassung zu einer so durchgreifenden Maßregel gegeben haben.

Lassen wir die Ereignisse der letzten Jahre an uns vorüberziehen, bei denen die in Rede stehenden Beamten etwa in Betracht kommen könnten, dann werden wir unwillkürlich an die Vorstellung von Personen bei Hofe erinnert, die einer solchen Ehre aus moralischen Gründen nicht würdig waren. Es ist hüben und drüben viel und scharf darüber geschrieben worden. Wenn nun ein Hofbeamter, dem die Pflicht obliegt, die seinem Souverän vorzustellenden Personen auf ihren sittlichen Wert zu prüfen, und der dem Monarchen dafür verantwortlich ist, daß bedenkliche Charaktere bei Hofe nicht zugelassen werden, Leute von defekter Ehre passieren läßt, dann ist dieser Beamte unter allen Umständen „fertig", sobald der Fürst die Wahrheit erfährt. Erinnern wir uns nun z. B. an die verschiedenen keineswegs einwandfreien, sogar von ihrer Regierung unter Anklage gestellten Amerikaner, die die Schranke ungehindert passieren durften, und erinnern wir uns, daß echte deutsche Männer trotz der chinesischen Mauer der Höflinge seiner Zeit Mittel und Wege fanden, dem Kaiser Kenntnis von den Hardenschen Enthüllungen zu vermitteln, dann müssen wir zugeben, daß der Monarch auch in diesem Falle sehr wahrscheinlich die Wahrheit erfuhr, und die Verabschiedung der in Betracht kommenden Beamten war dann eine selbstverständliche Sache. —

Soll es aber auch diesmal beim Wetterleuchten und bei einem paar Blitzschlägen sein Bewenden haben? Wird es wiederum kein Gewitter geben? Soll die Luft wirklich niemals gereinigt werden? Es befindet sich leider noch manch einer in Amt und Würden, der reif ist für den reinigenden Blitzstrahl! — In Berlin amtiert z. B. ein Justizminister, ein Herr Beseler, der sich an den Starken nicht heranwagt, selbst wenn die Herausforderung bis zur offenen Verhöhnung gesteigert wurde, der aber schneidig vorgeht, wo er wenig oder gar keinen Widerstand zu fürchten hat. —

Das ist eine u n g e h e u e r l i c h e A n k l a g e gegen einen Berater des Kaisers. Aber ich werde sofort den Wahrheitsbeweis für meine Behauptung erbringen, denn ich liebe das Reden ohne tatsächliche Unterlage nicht.

Im März-Heft des „Rechtshort", Jahrgang 1908, erschien aus der Feder des auch den Lesern

des „Kulturträger“ bekannten Professors Dr. Lehmann-Hohenberg (seiner Zeit an der Universität Kiel, jetzt in Weimar) der folgende Artikel:

„Herr Justizminister!

Das ist ja eine erbärmliche Wirtschaft, die Sie dulden und mitmachen! Wir werden demnächst, wenn das so weitergeht, auf Kaiser Wilhelm II. als obersten Schirmherrn des Rechts pfeifen können. Er wählt sich Räte, die ihn nicht zu beraten verstehen oder nicht wagen oder nicht wollen, daß er die Wahrheit erfährt. Und im Namen des Königs von Preußen oder im Namen des Reiches wird Recht gesprochen oder auch verhöhnt! Wenn der Kaiser das nicht merkt und mit seinen Räten nicht abrechnet, dann wird das Deutsche Volk für das Nötige sorgen; ich werde dem Volke durch meinen „Rechtshort“, der nach Driesmanns (Deutsche Kultur) „der einzige Rechtshort ist, den wir gegenwärtig in Deutschland haben“, schon zum Verstehen bringen, daß es betrogen und verraten wird. Deutsches Volk steh' auf! Worauf wartest du noch? Dr. Hüllen hat in einem Artikel in der Münchener „Allgemeinen Rundschau“ unter der Ueberschrift „Was dem preußischen Justizminister geboten wird“ meine Kritik der Urteilsbegründung der Dortmunder Richter im Hüger-Prozeß*), nämlich die Worte „Sie bedeutet eine Unanständigkeit, gegen die das Deutsche Volk sich wehren muß“ ganz richtig wiedergegeben und zitiert auch andere Stellen aus dem Oktober-Heft des „Rechtshort“, so auch, daß das Urteil für Berlin „frisiert“ worden sei, vergaß aber die Worte anzuführen: „das Zuchthaus mit dem Aermel streifen“, die sich auf amtierende Juristen bezogen. Er sagt dann am Schluß: „Wer die Geschichte der preußischen Justizverwaltung kennt, wird mit mir der Ansicht sein, daß derartige unerhörte Angriffe gegen einen preußischen Justizminister noch niemals gerichtet worden sind. Es liegt im allgemeinen Interesse, daß Lehmann-Hohenberg nunmehr zur Verantwortung gezogen wird; denn wenn der preußische Justizminister sich derartiges ungestraft bieten ließe, wäre man mit ihm fertig! Hoffentlich bleibt uns letzteres erspart.“

Herr Justizminister! Sie wissen ganz genau, daß dieser ehrliche Mann vergeblich sein Vertrauen auf Sie gesetzt hat. Sie haben die Frist zur Klageerhebung gegen mich verstreichen lassen. Man ist jetzt also mit Ihnen fertig! Recht nett für einen Berater des Kaisers und Hüter des Rechts! Herr Justizminister, Sie haben Ihre Ehre nicht gewahrt! Wie soll man vor Ihnen Achtung haben? Es mag ja sehr unbequem sein, einen so lästigen Angreifer vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen, lieber holt man sich heute noch die Hilfe des Psychiaters, aber selbst diese Mühe ersparen Sie sich! „Dickfellige Minister!“ war ein Wort, das Bismarck prägte. Nun, ich gebe schon zu, daß ein Minister eine gewisse Dickfelligkeit gegen persönliche Angriffe haben muß, aber wo es sich um die Sache handelt, die er amtlich gewissenhaft zu vertreten den Eidschwur seinem Landesherrn geleistet hat, da muß die Dickfelligkeit schwinden und er sollte sehr feinhörig sein, wo es sich darum handelt, ob nicht das Ansehen seines Königs, in dessen Namen die Gerichte sprechen, Schaden nehmen könne. Das ist hier geschehen. Sie haben Ihren König schlecht beraten! Könige sind heute nicht mehr verantwortlich, sondern nur ihre Minister, aber schließlich haben sie doch die Zeche zu bezahlen, wie die Völkergeschichte lehrt.

Herr Justizminister! Sie sind wirklich fertig! Wenn Sie den Brief eines ausgemachten Schuftes, wie den des Dr. Sch. in Blankenburg a. H. in der Sache des Landgerichtsrats a. D. Theisen amtlich weitergeben konnten, so haben Sie als Minister sich selbst die Hanfschlinge um den Hals gelegt. Muß denn alles Taktgefühl und alle Anständigkeit schwinden, wenn man höherer Beamter und Minister wird? Sie sind doch kein Bernhard Dernburg, wie Harden ihn unlängst in der „Zukunft“ geschildert und für alle Zeiten unmöglich gemacht hat!

Und nun, Herr Justizminister, wo Sie mir gegenüber, wie man so zu sagen pflegt, „ge-

---

*) Wir gedenken die Kritik des Urteils in dem Prozeß gegen den Oberst a. D. Hüger, eines einwandfreien Ehrenmannes, gelegentlich zu bringen. Die Leser werden dann in der Lage sein, selber zu prüfen, inwieweit Prof. Lehmann-Hohenberg im Rechte ist, wenn er behauptet, die im Prozesse gegen Hüger amtierenden Richter hätten das Urteil für Berlin frisiert und dabei das Zuchthaus mit dem Aermel gestreift. Dies durfte Lehmann-Hohenberg ungestraft behaupten. Die Schriftleitung.

iiffen" haben, und kein Staatsanwalt mit mir ie Klinge kreuzen will und es in Zukunft auch icht tun wird, denn er könnte eine böse Abfuhr rleben, da fällt einer Ihrer heldischen Staats-nwälte über eine durch unser famoses Recht um ,re Erbschaft gebrachte und im Kampfe um ihr Recht erschöpfte Frau, Frau Professor Helene Bolff in Homburg v. H., her, weil sie einige atsächlich beleidigende, aber doch wohl genügend rklärliche Worte gegen unsere Richter und gegen Sie selbst gebraucht hat. Herr Justizminister! Pfui Teufel, sind Sie ganz von Gott verlassen? Meine schwersten Angriffe stecken Sie ruhig ein nd hier lassen Sie die Verfolgung einer vom Recht Zertretenen zu? Sie tun mir wirklich leid, ch möchte mir um alles in der Welt so etwas icht nachweisen lassen müssen. Hoffentlich nacht Ihnen Herr Landgerichtsrat a. D. Theisen n Düsseldorf noch den Standpunkt klar, daß es nit einer solchen Unwahrhaftigkeit und Verleug-nung aller Anständigkeit in unserem Rechtswesen, essen Hüter Sie sein sollen, nicht weiter geht, ind nennt er etwa mich als Zeugen, dann platze ch wie ein alter verrotteter Sack und alles, was ch von Korruption in unserem Rechtswesen weiß, ällt Ihnen vor die Füße. Und ich weiß vieles, vas nicht aus der Welt gebracht werden kann, viel Selbsterlebtes!

Ich will nur daran erinnern, daß eine Sache ür mich noch nicht ausgetragen ist, daß mir die Wiederaufnahme eines Beleidigungsprozesses bisher unmöglich gemacht wurde, weil die Staats-nwälte versagten. Aber jetzt kenne ich die Paragraphen 823 und 839 des B. G. B. und a wird es sich schon machen lassen. Der aus dem Ziethen-Prozeß her bekannte Polizei-kommissar Gottschalk, früher in Elberfeld, wo hm die Ueberwachung der Anarchisten und Sozialisten übertragen war, konnte nur deshalb n dem von seiner vorgesetzten Behörde gegen nich angestrengten Beleidigungsprozeß über nich obsiegen, weil der Arbeiter Palm, der bedenkliche Kronzeuge im Niederwaldattentats-Hochverratsprozeß als Zeuge auch in meiner Sache einen Meineid geschworen hat. Ich habe völlig sichere Beweise dafür. Warum ist schließ-lich Gottschalk, jener famose Hüter der Sicherheit der Fürsten, der die seiner Wachsamkeit anver-trauten Anarchisten von Elberfeld nach dem Niederwald zur Denkmalsenthüllung und Fürstenversammlung ausrücken ließ, von Brom-berg nach Argenau verschwunden, gehörte er in die „Au der Argen"?

War es in dem Fall des bei einem Kaiser-manöver total blind geschossenen Hauptmanns Konrad Luthmer nicht auch so, daß die der Unwahrheit, der bewußten Unwahrheit, darunter einer des Meineides, beschuldigten Generäle, lauter Excellenzen, noch einige Jahre im Dienste blieben, dann einer nach dem anderen durch Pensionierung von der Bildfläche verschwanden, zuletzt mein Freund, der preußische Kriegs-minister, Excellenz v. Goßler, der den Reichstag düpierte und dem Kaiser die Wahrheit vor-enthielt? *) So wird es gemacht — Unrecht darf die Regierung niemals eingestehen!"

Diese ganz unerhörten Dinge hat, so un-glaublich es auch erscheinen mag, der Justiz-minister Beseler wirklich stillschweigend einge-steckt! — — — Professor Lehmann-Hohenberg hat dem Justizminister diesen Artikel eingeschrie-ben übersandt, aber der Herr Justizminister hat — wie Lehmann-Hohenberg ungestraft sagen durfte — „gekniffen". — —

Was soll nun aus dem Rechtswesen eines Landes werden, wo solch' ein....Herr an der Spitze steht? — — Lehmann-Hohenberg hat vollkommen recht: — die Fürsten müssen die Zeche bezahlen! —

Selbstverständlich wäre Herr Beseler längst nicht mehr Justizminister, wenn der Kaiser die Wahrheit über die Amtsführung dieses Herrn und alles, was in seinem Ressort vorgekommen ist, erfahren hätte. Darin liegt eben die Not unseres Volkes, daß der Kaiser bisher, abge-

---

*) Hauptmann a. D. Luthmer ist heute noch nicht zu seinem Rechte gekommen. Aus diesem Grunde werden wir die allgemeines Interesse heischende An-gelegenheit in diesen Blättern behandeln und die wichtigsten Stellen der geheimen kriegs-gerichtlichen Akten im Falle Luthmer ver-öffentlichen. Wir geben die Hoffnung noch nicht ganz auf, das dieser Fall nachträglich doch noch die Auf-merksamkeit der maßgebenden Stelle in Berlin erregt und es nachzuweisen gelingt, daß der frühere Komman-deur des Feldartillerie-Regiments Nr. 31, Oberst Draudt, wissentlich ein falsches Fuhrungsattest ausge-stellt hat und darum nach §139 des Militär-St. G. B. ins Gefängnis und in die zweite Klasse des Soldaten-standes gehört. Fred. R. Minuth.

sehen von einigen Ausnahmen, niemals die Wahrheit erfuhr.

Wie wird es jetzt werden? Werden die neuen Männer in der nächsten Umgebung des Kaisers den Mut der Wahrhaftigkeit finden? — Oder wird die alte Leisetreterei und Vertuschungssucht eine neue Auflage erleben?

Gott verhüte es, — denn es müßte zur Katastrophe führen. Wie sagt Lehmann-Hohenberg doch? „Wir werden demnächst, wenn das so weitergeht, auf Kaiser Wilhelm II. als obersten Schirmherrn des Rechts pfeifen können." — — Nein, — ehe wir uns dazu hinreißen lassen, wollen wir doch vorerst noch eine Weile auf Byzantiner und verlogene Höflinge herumtrampeln, — mit der Zeit muß das Geschmeiß doch todzukriegen sein!

Fred. R. Minuth.



Literatur.

Der Alm-Peter.

Zu Peter Roseggers 70. Geburtstag.

Von Hermann Kienzl.



Der Siebzigjährige sagt es selbst: „Meines Nachsommers Alpensommer sind köstlich über die Maßen. Sie haben mir Jugend aufbewahrt, selige Jugend."

Für unsereinen aus Steiermark — und gar wenn er dem Dichter seit den Kindheitstagen nahe stand — ist es undenkbar, die Wirkungen der irdischen Gesetze an Rosegger wahrzunehmen. Er ist uns unveränderlich wie die liebe Heimat. Wie sie ohne Rosegger aussehen sollte, das kann sich keiner vorstellen. Aehnlich wie den Landsleuten geht es den Lesern allerorten, die gewohnt sind, sich Jahr für Jahr auf den neuen Rosegger zu freuen wie auf die Sommerreise ins Gebirge. Er hat seit vielen Jahrzehnten seine getreuen Touristen nie im Stich gelassen.

Mit jeder Wesensfaser, wie Fritz Reuter, ist Rosegger seinem Stamm verwachsen. In ihm sind die Eigenarten einer Gattung zur vollen Entfaltung gelangt.

„Ich sehe," schreibt er, „durch das steinbeschwerte Dach in des Alplers Haus, durch den roten Brustfleck in sein Herz." Ausgebreitet sind in seinen Schriften die Freuden und Schmerzen dieses Volks.

Ein junges Volk, eine junge Dichterseele — das ist der Quickborn in Roseggers Büchern. Und noch eins hat dem Dichter Unverwelkliches verliehen: sein besonderes Schicksal. — Sein Lebensweg hat durch zwei Welten geführt. In zweiundzwanzig in der Waldheimat verlebten Kindheits- und Jünglingsjahren füllte er den Speicher überreich mit Beobachtungen und Erinnerungen. Verhältnismäßig spät, mit schon reifem Gehirn, hat er die Welt des Bauernbuben, Ziegenhirten und wandernden Schneidergesellen mit der des Kulturmenschen vertauscht. Hinfür ist er zu der verlassenen Welt nur mehr mit gestaltender Phantasie, nicht aber als Ein-

wohner zurückgekehrt. So blieb ihm das abgeschlossene Jugendland unwandelbar; es war für ihn nicht der Alltag, der stumpfe Sinne macht.

Wer die Lebensgeschichte des Dichters vernimmt, verliert sich dort wie in einem Gedichte. Sie ist wunderlich und wunderbar.

Auch der Derflinger soll ein Schneiderlein gewesen sein. Von der Schere zum Schwert ist aber der Weg kaum so weit als von der Elle zur Feder. Bis ins reifende Knabenalter die Ziegen und Schafe gehütet und dann, kaum mit kümmerlichen Kenntnissen des Lesens und Schreibens ausgerüstet, mit einem alten Schneidermeister von Hof zu Hof wandernd, den Bauern Röcke und Hosen verfertigt. Und heute — unter den deutschen Erzählern einer der gefeiertsten....

Peter Rosegger wurde am 31. Juli 1843 hoch im Gebirge als der Sohn eines armen Gebirgsbauers geboren. Sein Geburtsort Alpl bei Krieglach bestand aus weit von einander liegenden Alpenhütten, ohne Kirche, ohne Schule. Erst sechzig Jahre nach des Dichters Geburt hat der Dichter des „Waldschulmeisters" dort auf dem Berge die Waldschule erbaut.

Roseggers Vater war ein schlichter, frommer Mann. Ich habe ihn selbst noch gekannt, als er, ein Achtzigjähriger, rüstig das kleine Bauerngut in der Niederung des Mürztals bewirtschaftete, das ihm der Sohn erworben hatte. Denn müßig gehen und sich in die Hausordnung des städtisch gewordenen Sohnes fügen, mochte der Alte nicht. Er hatte etwas Starres und Stilles. Unvermischt waren da die Eigenheiten, die auch im Gemüt unseres Volksdichters niemals fortzuwirken aufgehört haben. Den Dichter erfaßt oft ein heimliches Heimweh nach der Urväter Einfachheit und nach der Welt der naiven Beschränktheit. „Wäre ich Bauer geworden, wie mein Vater und meine Brüder," so schrieb er mir einmal, „ich lebte zufrieden und unangefochten und wäre gesund."

Roseggers Mutter ist der stille Genius des Dichters gewesen. Wie eines der Madonnenbilder im Gebirge blickt uns diese Frau mit ihren gütigen und tiefen Augen aus dem Leben und Dichten des Sohnes entgegen. Wer war Roseggers Mutter? Eines Kohlenbrenners Tochter, dessen russige Hütte in tiefster Einsamkeit des Hochgebirges stand. Eine Frau aus den ärmsten Schichten des Volks. Aber horch! In dieser Einsamkeit, in dieser Armut — da klingt es wundersam von Märchen und Liedern. Dort blüht ein Reichtum der Phantasie, dort entsteht das Volkslied.

Die von des Lebens Mühsal bis zum letzten ihrer Tage bedrückte Frau, das mit der Last vieler Kinder gesegnete Weib wußte und wollte nichts von der Welt der Musen. Aber diese Welt war in ihr.... Wie die Frau Rat hat auch sie ihrem Sohne Märchen erzählt und Lieder gesungen. Sie tat's, wie es ihre eigne Mutter getan....

Der bedeutungsvollste soziale Roman Roseggers: „Jakob der Letzte", der den Zusammenbruch, die Ausschlachtung ganzer Bauerndörfer im Gebirge schildert, ist eine aus der Not des Elternhauses geschöpfte Dichtung. Dort auf der lichten Berghöhe — heute das Wanderziel von ungezählten Fremden aus aller Herren Länder, die Roseggers Waldheimat aufsuchen— dort saß die graue Frau Sorge am Herde.... Als der Dichter zum wohlhabenden Manne geworden war, konnte er seiner Mutter nicht mehr helfen....Und sein früh aufblühender Ruhm? Roseggers Vater versöhnte sich nur schwer mit dem Beruf seines Sohnes. Ein „profaner" Schriftsteller — das lag außer seinem Sinn. Bauer oder, wenn Gott rechte Gnade gab, „geistlicher Herr" sollte er werden. Die Mutter freilich empfand es anders. Ihr Herz war voll von Verwunderung und heimlichem Stolz. Sie war eine gläubige Seele — ja; aber gläubig auch hing sie an ihrem „Buben". Der sei gut, der könne nichts Böses wollen und tun....Es blieben ihr arge Prüfungen nicht erspart. In der Pfarrkirche zu Krieglach donnerte eines Tages der Hetzkaplan von der Kanzel herab über den verlorenen Sohn, der mit seinen freigeistigen Schriften sein Seelenheil für ewig verwirkt habe.

Auf dem Alpl (in den Fischbacher Alpen) hütete der kleine Peter die Ziegen und Schafe. „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang in diese Einsamkeit."

Immerhin aber wehte der Sturm der Jahre 1848—49 einen von der Reaktion vertriebenen

Schulmeister auf die Berge. Und so verdankte es der kleine Peter recht eigentlich der Revolution, daß er notdürftig lesen und schreiben lernte....

Als er fünfzehn Jahre alt geworden, sollte er, für den Bauernstand zu schwächlich, durch die Hilfe des Dechanten von Birkfeld zu den Studien vorbereitet und dann Pfarrer werden. Peter wurde bei einem Bauer in Birkfeld untergebracht. Da packte ihn, schon nach drei Tagen, das Heimweh und er floh zurück nach seinen Bergen, wo er wieder die Ziegen und Schafe hütete.

In den drei Tagen hatte der Junge immerhin in eine fremde Welt Einblick getan. Zu Krieglach kaufte er sich dann Sonntags sein erstes Buch: einen Kalender. Wunderbares Erwachen der Geister! Die einfältig harmlosen Geschichten jenes Jahrbuchs weckten in Rosegger den Dichter. Es kam ihm die Lust, selbst einen Kalender zu machen. Rasch kaufte er sich um seine wenigen Kreuzer Papier, Tinte und Feder und ging heim nach Alpl. Unterwegs fiel ihm ein, was er in das Buch schreiben sollte, und zu Hause nähte er sich die Blätter zusammen und begann zu dichten. Das wurde das erste der fünf geschriebenen Bücher, die er „Volkskalender" nannte. Leider ist der gute Ruf des Kalenders bei den Nachbarsleuten kläglich zuschanden geworden, als in einem Jahrgang unerhörterweise — Pfingsten vor Ostern stand.

Im Jahre 1860 kam der damals siebzehnjährige Rosegger zu einem Schneider bei Mürzzuschlag in die Lehre. Fast fünf Jahre blieb er bei dem biedern Meister, hantierte mit Zwirn und Elle und zog von Bauernhof zu Bauernhof. In der Gegend war er bald als wunderlicher Geselle bekannt, dem der Kopf voll Fabeleien steckte. Nach der Arbeit mußte er den Burschen und Dirnen seine dichterischen Einfälle zum besten geben und der Lebzelter von Mürzzuschlag bestellte sogar die Sprüchlein für seine Lebkuchen bei ihm. Der gutmütige Schneidermeister schnitt mitunter ein böses Gesicht, wenn er seinen verträumten Gesellen dichten sah, aber er empfand doch auch einigen Stolz.

Der eigentümliche Entwicklungsgang Roseggers war für die Eigenart des Dichters von unschätzbarem Wert. Wäre er nicht mit seinem alten Schneidermeister durch ein halbes Jahrzehnt von Haus zu Haus gezogen, nie hätte sich ihm das Volksleben in seinen zahllosen Gestalten so vollkommen erschließen können. Seine Hochschule nennt Rosegger diese Lehrlingszeit.

Nicht bloß die „Waldheimat", nein, alle Roseggerschen Werke saugen mit starken Wurzeln aus dem Boden seiner Jugend. Im Vorwort zu den „Neuen Waldgeschichten" sagt er: „Das war einmal ein fruchtbares Waldgeschichten-Jahr! Wie erging es sich so frisch und munter im Gebirge! Von den Baumrunen gleichsam und den bemoosten Steinen las ich sonnengoldige Jugend, und kleine Geschichten der Vergangenheit flatterten heran. Dann begegneten mir die bekannten Gestalten."

Ein anderes Bekenntnis findet sich in seinem Buch „Die Aelpler": „Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolks zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städter und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte."

Und als der Dichter, damals schon ein Fünfzigjähriger, sein „Allerlei Menschliches" herausgab, da ruhte er „unter demselben Apfelbaum im Gebirge, in dessen Schatten er als Kind gespielt, als Jüngling geliebt hat, und von wo er ausgepilgert war in das Weltland, um sehnsüchtig heimzukehren in sein Waldland."

Manches Talent ließ sich von der Not des Lebens ersticken. Ein Genie niemals. Ihm bietet sich immer das ergänzende Moment seines Werdens, das dem Talent vielleicht ungenützt entschlüpft: die Gelegenheit. Der günstige Zufall kam auch zu Rosegger. Eines Tages wurde er „entdeckt". Der Entdecker war der einstige Chefredakteur der Grazer „Tagespost", Dr. Adalbert Swoboda. In seinem Blatte veröffentlichte er einen Aufsatz über den Naturdichter und weckte die Teilnahme der Gebildeten für das Dorfschneiderlein.

Ein Laibacher Buchhändler stellte darauf den Antrag, Rosegger in seiner Leihbibliothek beschäftigen zu wollen. Rosegger nahm, rasch entschlossen, Abschied von Handwerk und Heimat und ging in die Fremde. Aber in Laibach faßte

ihn das unnennbare Heimweh des Aelplers.... „Zu Straßburg auf der Schanz'....“ Binnen drei Tagen war der angehende Buchhändler verschwunden.

In Graz ließ er sich halten. Hier fand er einen treuen Kreis von Förderern und Freunden. Sie verschafften ihm Aufnahme in die Grazer Handelsakademie. Der schon Zweiundzwanzigjährige sollte sich in möglichst kurzer Frist — und dazu war diese Lehranstalt geeignet — die Grundzüge allgemeiner Bildung aneignen. Nebenbei sei erwähnt, daß damals Rudolf Falb, der berühmte Meteorologe und Wetterprophet, Roseggers Religionslehrer wurde; kurze Zeit später trat Falb aus der katholischen Kirche aus. Aus dem Verhältnis von Lehrer und Schüler wurde eine treue Männerfreundschaft. In jener Zeit auch knüpften sich schon die tiefwurzelnden, bis zu Hamerlings Tode ununterbrochenen Beziehungen an, die Rosegger mit dem Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ verbanden. Noch als Schüler der Handelsakademie gab Rosegger sein erstes Buch heraus, dem Hamerling das Geleitwort schrieb.

Das Schulwissen, das sich der überjährige Bauernjunge an der Akademie aneignete, war nicht gerade wohlgeordnet. Doch sog er mit geistigem Durst gierig alles in sich ein, was seiner Natur willig entgegenkam. Anderes, was die Methodiker und Pädagogen für unerläßlich halten, ließ er links liegen. Da half kein Lehrer! Daß er nicht die Welt sozusagen in vorgekautem Zustande einlöffelte, sich die Dinge vielmehr selbst erschloß und eroberte — ein Autodidakt besonderer Art — das schützte ihn vor der Schablone. Auch das objektiv Schiefe und Unrichtige mancher seiner Behauptungen ist absolute subjektive Wahrheit.

Nach der späten Schulzeit verliert der äußere Lebensgang Roseggers sein Absonderliches. Trotz manchen herben Schicksalsschlags blieb er ein Kind des Glücks, das ihm die Wege ebnete und ihn fast kampf= und widerspruchslos zu den Höhen des Ruhms geleitete. Das Glück blüht in seinem Hause, in seinen Kindern und Enkeln. Vor allem in der Harmonie seiner Weltanschauung. Er ist ein rastloser Streiter. Seine Feder hat was von der Hahnenfeder, die die steirischen Burschen auf die Hüte stecken, wenn sie „raufen“ wollen. „Mich beunruhigt jede auftretende Zeitfrage, bei jeder möchte ich mittun,“ sagt er in seinem Buch „Volksreden“. Und er spricht, wo immer sich ihm Eindrücke aufdrängen, und er schlägt zu und trifft entweder — oder haut daneben. Aber immer spricht und kämpft er allein, nie als Parteimann.... Er ist einer von denen, die mit einer Einsiedlerliebe unablässig nach neuen Zielen streben.

Rosegger beschäftigt sich — auch mit einer Art Heimweh nach der bibelfrommen Zeit der Kindheit — viel mit religiösen Fragen. (Siehe seine „Bergpredigten“ und seinen Jesusroman „I. N. R. I.“) Den konfessionellen Bekennern ist Roseggers persönliches Christentum wenig willkommen. Der Steirer, in Auslegung und Lehre vielfach mit Tolstois Urchristentum übereinstimmend, widmete der protestantischen Kirche in Mürzzuschlag das Defreggersche Madonnenbild — das katholische Bild für die evangelische Kirche, die Roseggers Aufruf im steirischen Gebirgstal errichtet hatte.... Die katholische Bild = Klausel in Roseggers evangelischer Stiftungsurkunde ist geradezu symbolisch für die konfessionsfreie religiöse Seele des Dichters und für seine unbewußte Unabhängigkeit von Ueberlieferungen, Erinnerungen und Stimmungen. Er ist Poet.... Poet auch als Stifter seiner persönlichen Religion.

In Gorkis „Nachtasyl“ antwortet der Pilger Luka auf die Frage der sterbenden Schustersfrau, ob es einen Gott gibt: „Wenn du an ihn glaubst, gibt's einen; glaubst du nicht, dann gibt's keinen. Woran du glaubst, das gibt's eben.“ Aehnlich sagt Peter Rosegger vom Jenseits: „Gott wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod. Den einen leuchtet das ewige Licht, die anderen ruhen in Frieden....“

Als Rosegger kaum gelernt hatte, Bücher mit Verständnis zu lesen, sprang er auch schon mit kühnem Ruck in die Literatur und — stand auf beiden Füßen. Sein erstes Buch, „Zither und Hackbrett“ (1869), war eine Sammlung ernster und heiterer Dialektgedichte. Ein Jahr

später erschien „Tannenharz und Fichtennadeln", Novellen, Naturbetrachtungen und Schwänke in steirischer Mundart. Er schuf sich in den beiden Büchern selbst eine Form, der gegenüber die Vergleiche mit Kobell, Stelzhammer und Stieler und mit dem plattdeutschen Fritz Reuter, dessen große Konzeption ihm völlig fern lag, müßig scheinen. Um das ursprüngliche Gemüt und dessen edelste Blüte, den Humor, hatte der steirische Naturdichter jedenfalls keinen zu beneiden.

Es ist mit der Volksdichtung gerade umgekehrt wie mit der Naturschwärmerei: die Berge, Triften und Wälder — so heißt es — haben keine Stimmung, der Mensch legt die Stimmung in sie hinein. Der Dichter hat aber die Seele in der hart verschlossenen Schale des Volks zu finden; legt er hier und dort aus Eigenem bei, so erweist sich sein Erfinden immer schwächer als das Finden. Dem Volksdichter sind die Grenzen des Realismus enger gezogen als seinem Kollegen von der Salonnovelle. Sein Stoff sträubt sich gegen das Verzieren und Schönfärben. Roseggers Bauern, Burschen und Dirnen sind aus echtem Holz geschnitzt. Da ist gesunde Sinnlichkeit, die keines lüsternen Reizmittels bedarf und gerade deshalb auch das Feigenblatt verachtet, und unerbittliche Strenge in der dramatischen Verfolgung der Konflikte. Er schildert Menschen und liebt sie, wie immer sie auch sind.

Ich kann hier nicht auf alle einzelnen Bücher Roseggers eingehen, die über fünfzig starke Bände füllen. Von der „Waldheimat" war die Rede. Sie und der „Waldschulmeister" werden von dem Dichter bleiben, wenn seine Novellen und großzügigen Romane vom Wandel des Zeitgeschmacks in der Fürstengruft der Literaturgeschichte gebettet wurden. Denn in diesen Skizzen, die sich zu einer wundervollen Einheit reihen — zu einer Einheit der Menschen und der Natur, des Tragischen und Heitern, des Guten und Bösen: zur höchsten Einheit des Lebens also — in ihnen hat der Dichter grünes, wonniges Neuland entdeckt. Die Alpenwelt hat er erschlossen. Nicht bloß in den ewigen Herrlichkeiten der Sinnenschau, nein — gleichsam aus dem Innern der Berge hat er die Edelsteine gehoben: eines Volkes ganzen innern Reichtum breitet er in Hunderten von lebensechten Gestalten aus. Der kindliche Sinn im Lachen und Weinen, eine rührende und erhabene Einfalt und die dämonische Kraft der Elemente paaren sich in diesen Dichtungen. Der „Waldschulmeister", Roseggers berühmtestes Werk, ist auch nur eine lose Kette von Naturbildern. Ein schlichtes, warmherziges Menschenleben verfließt im heiligen Alltag der Landeinsamkeit. Diesen Duft des Waldes, diese Luft der Höhen hat auch Adalbert Stifter uns ins Herz gesenkt. Aber Rosegger hat die starke, die dramatische Gestaltungskraft; er hat den bajuwarischen Humor; hat die lächelnde Weisheit eines mit dem tiefen, religiösen Gemüt versöhnten blitzhellen Verstandes. Gibt es höhere Weisheit? Die kleinen Tagebuchsätze des Heimgärtners (Aphorismen möchte ich sie nicht nennen, das Wort riecht zu sehr nach intellektueller Akrobatik) haben einen Wahrheits- und Persönlichkeitswert, der sich nur mit dem von Goethes Sprüchen und zahmen Reimen vergleichen läßt. In das liebliche Grün seiner Idyllen mischen sich die grellen Farben der Lebensnöte, in seine heiligen Einsamkeiten dringt der Schrei der ringenden Leidenschaft.

Von Roseggers dramatischer Gestaltungskraft zeugen in viel höherem Maße als seine wenigen Bühnenstücke die wuchtigen Romane seiner zweiten Periode, etwa angefangen vom „Gottsucher", der im Jahre 1883 erschien. In dieser gewaltigen Dichtung, die mit dem Pinsel Höllenbreughels entworfen ist, ringt ein philosophischer Wiedertäufer im Bauernkittel mit den Gesetzen der Welt, die ihn mit dem Kirchenbann niederschmettern. Ein geächtetes, von der Beulenpest heimgesuchtes Dorf geht in blutigen Kämpfen zugrunde. Mitten in die rote Lohe rinnt goldener Sonnenschein, quillt die süße Lebensidylle.

Der modernste von Roseggers Romanen ist „Jakob der Letzte". Er ist die Tragödie der Landflucht, die Tragödie der armen Bauern, die ihre Scholle um dreißig Silberlinge verraten und Fabrikarbeiter werden.

Nicht nur die Dorfgeschichte, der Roman und die Novelle ist Roseggers Gebiet. Er hat eine besondere Kunst der Anekdote. Seine Miszellen

sind kleine Meisterwerke. Und wenn er auch keine spannende Geschichte erzählt, bloß so einen alten Bauer oder Knecht, einen Burschen, eine Dirn, ein krummes, mühseliges Weiblein malt, ist's fast immer ein Rembrandt-Bild. Und wie einer vor einem alten Mann des Rembrandt steht und im Innersten weiß: das da — das auf dem Bilde da — hat wirklich und wahrhaftig gelebt! — so ergeht es den Land und Leute Fremden, die die Schriften Roseggers durchwandern.

Ich will nicht die literarische Körpermessung an unserem Dichter vornehmen. Es bleibe dies den Herren von der akademischen Aushebungs-Kommission überlassen. Ihnen räume ich ohne weiteres ein, daß der Künstler in Rosegger nicht immer so stark wie der Gestalter. Aber ein unerhörter Reichtum der Phantasie, ein unerhörtes Gedächtnis des Herzens und der Sinne sind sein eigen. „Dichten heißt schauen," sagt Ibsen. „Voir, pas savoir," sagt Zola. „Sobald ich wieder in mein Hochland komme," sagt Rosegger, „fällt mir ein, was ich dort früher einmal gesehen habe...." Er ist Realist, denn er beobachtet Zug für Zug. Aber er hat ein liebendes Auge — das Auge des Romantikers.

In meinem Alpenheimatland ist heute Peter Rosegger so eine Art Schutzheiliger. So lang' er unter den Heimatgenossen lebt, glauben sie, könne ihnen nichts Uebles geschehen ...

Sie haben reichlich Ursache zur Dankbarkeit, die Landsleute. Rosegger ist ihr Dichter und ihr Helfer. Vor einigen Jahren wieder hat er sein gewichtiges Dichterwort für das deutsche Volk der Südmark in die Wagschale geworfen. Dort unten, wo der slavische Vorstoß an die Tore des uralt-deutschen Besitzes pocht, wo an den Sprachgrenzen den kleinen Kindern unseres Volkes droht, von der fremden Völkerwoge verschlungen zu werden, dort errichtet Rosegger deutsche Schutz-Schulen. Ja, er selbst! Sein Aufruf für die Zwei-Millionen Kronen Stiftung des Deutschen Schulvereins hat sein ursprüngliches Ziel weit überholt. Ferne künftige Geschlechter werden ihr Deutschtum dem Dichter danken, der das Wort wahr gemacht hat: „Lied wird Tat." ...

Trotzdem bleiben Roseggers Dichtungen, die ferne der politischen Wahlstatt entstanden sind und wirken, seine größte deutsche Tat. Sie sind es, die die Schönheit des steirischen Alpenlandes ausstrahlen in die weite Welt. Sie sind es, die ewiger, als eine weltliche Macht es vermöchte, die Steiermark und die Steirer mit allen deutschen Ländern und Volksgenossen in Liebe verbrüdern.



Unterhaltender Teil.

Der Waldpfarrer am Schoharie.

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich Mayer.

Erstes Kapitel.

„Herr Pfarrer, hier ist das Pfarrhaus!"

Eine Reihe unbeschlagener Holzstämme im Viereck auf einander geschichtet, die Spalten mit Mörtel ausgefüllt, an der Vorderseite eine niedrige Tür, über dem Ganzen ein steiles, nur nach einer Seite hin abfallendes Dach, so lag das Haus vor mir. Wirr durcheinander jagte ein schneidend kalter Wind kleine Schneeflocken und trieb mir eine ins Gesicht. Es war gut so, mein Begleiter erriet nicht, warum ich mir die Augen wischte.

Mein Gott, diese elende, von der Sonne schwarzgebrannte Blockhütte verdient doch nicht den altedlen Namen Pfarrhaus!

Phantasie und Wirklichkeit — welche Gegensätze!

Was hat mir seit meiner Flucht aus dem alten Vaterlande die Phantasie, diese Tausendkünstlerin, alles vorgezaubert als meine neue Heimat! Ein stattliches Pfarrhaus mit hohem Giebel, von Reben und Epheu umrankt, bald stand es in einem lachenden Blumengarten, bald inmitten wogender Weizenfelder, bald, von Bäumen umschattet, auf einer Anhöhe, ein weithin sichtbares Wahrzeichen! Und nun diese Hütte; keine Straße führt daran vorbei, durch einen hohen Bretterzaun, eine Schutzvorrichtung gegen die Ueberfälle der Indianer und der wilden Tiere, ist sie abgeschlossen von der Außenwelt!

Wir treten ein. Das Schneetreiben verhindert ja doch jede Aussicht auf die Umgebung.

„Achtung, Herr Pfarrer, hier steht ein Tisch!"

Es ist dunkel in der Stube, durch ein einziges, kleines Fenster zittert matt das Tageslicht herein. Heute bin ich dankbar für meine kleine Statur, so muß ich doch nicht gebückt im Pfarrhause herumgehen.

„Hier ist noch ein Zimmer, Herr Pfarrer!" Da ist's ein wenig heller; es hat zwei Fenster. Alles schön geräumig; das gibt Studierzimmer und Schlafzimmer, die andere Stube soll als Küche, Speise- und Empfangszimmer dienen. Klingt recht vornehm!

Mein Begleiter geht. Ich setze mich auf meine Bücherkiste, weil doch kein Stuhl im Hause aufzutreiben ist, und strecke die Beine. Wie wohl das tut nach dem mehrtägigen Ritt von New York bis hierher! Im Ofen prasselt ein lustiges Feuer; am Ende wohnt's sich gar nicht so schlecht in der Blockhütte.

Aber draußen alles Wald, ein schmaler Fußpfad nur führt hindurch. So wäre ich denn wirklich der Waldpfarrer am Schoharie!

Meine Bücher habe ich wenigstens gerettet, das ist mein Trost in meiner traurigen Lage. Ich kann lesen und will schreiben; wer weiß, ob mein Tagebuch nicht dereinst ein Geschichtswerk dieses Volkes wird.

So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. Eine alte Frau brachte mir das Abendessen.

„Wie heißen Sie?" — Ich mußte zum zweiten Mal fragen.

„Urschel!"

„Verheiratet?"

„Witwe, mein Mann wurde von den Indianern skalpiert." Sie fuhr mit der Schürze nach den Augen.

„Müssen laut sprechen; die Not hat mich schwerhörig gemacht." Sie sagte es in jenem Flüsterton, welcher Schwerhörigen eigen ist.

Flink breitete sie über den gezimmerten Tisch ein sauberes Tuch und trug auf. „Wollen Sie essen, und Gott gesegne's!" Sie ging. Ich fing an zu schreiben, doch bald überkam mich die Müdigkeit und ich legte mich zu Bett. Es schläft sich gut hier. Das Geräusch der alten

Urschel hat mich aufgeweckt; es ist heller Tag, das Schneegestöber hat nachgelassen, aber der Himmel ist düster. Ich weiß nichts Besseres heute zu tun, als meine Geschichte weiter zu schreiben.

Vor zwei Jahren hatte ich nicht geträumt, daß ich mit dem Schoharie jemals Bekanntschaft machen würde. Damals erhielt ich, als junger Kandidat, die ansehnliche Pfarrei Echterdingen. Noch ist's mir frisch im Gedächtnis, als ob es heute erst passiert wäre, wie mir's schwarz vor den Augen wurde, als ich das Schreiben Seiner Durchlaucht aufbrach und las, daß ich, Johann Peter Resig, zum Pfarrer in Echterdingen ernannt sei. Es klang unglaublich! Wohl hatte ich das Examen cum laude bestanden, aber mit mir wetteiferte mein Freund, der talentvolle Heinrich Osterdingen, Sohn des ehrwürdigen Pfarrers Osterdingen aus Echterdingen. Als sein Vater plötzlich pensioniert wurde, erwartete man allgemein, der Sohn werde sein Nachfolger. Aber eine arme Hauslehrerstelle in der Residenzstadt mußte er antreten und ich erhielt die Pfarrstelle. Ich konnte das nicht begreifen, auch als der Herr Prälat bei meiner Installation auf meine desfalsige Frage mit den Achseln zuckte, merkte ich noch nichts.

Allerdings hatte ich auch das Gerücht gehört, unser Herzog sei ein Schwelger; an seinem Hofe wimmele es von italienischen und französischen Buhlerinnen, aber den Ausdruck: „Ich will dich im Hirsch zu Echterdingen treffen," welcher neuerdings aufkam, konnte ich nicht deuten. Als Pfarrer habe ich es leider lernen müssen, und es kostete mich Pfarrstelle und Vaterland. Traf nämlich Seine Durchlaucht, wenn er in der Nähe jagte, ein schönes Mädchen auf der Straße, dann händigte er ihr einen Zettel ein, welchen sie an den Hirschwirt abgeben solle, und zugleich gab er ihr einen Gulden Trägerlohn. Im Hirsch wurde dann das Mädchen festgehalten, bis am Abend der Herzog kam. Mein Vorgänger, der Pfarrer Osterdingen, verweigerte deshalb zu Ostern dem Hirschwirt das heilige Sakrament, und drum wurde er von dem Fürsten seines Amtes entsetzt.

Zu meinen Beichtkindern gehörte damals der ehmalige Bauer Christoph Weisenberg. Er hatte ein einziges Kind, seine sechzehnjährige, bildhübsche Katherine. Am Petri- und Pauli-Tag war sie in den Wald gegangen, um Blumen zu pflücken für das frische Grab ihrer Mutter, als ihr der Herzog begegnete. Zum Unglück kam ich des Weges, weil ich dem alten Laible das Sterbesakrament bringen sollte.

„O retten Sie mich, Herr Pfarrer!" rief händeringend das Mädchen. So viel zarte Schönheit und Unschuld habe ich nie zuvor gesehen. Ich erbarmte mich des Kindes.

„Gib mir den Zettel," sprach ich, „eile zu deinem Vater, noch heute müßt ihr die Heimat verlassen!"

Wie eine gehetzte Gazelle floh das Mädchen dem Dorfe zu.

Des Wegs kam die alte bucklige Schreinerbärbel; ihr gab ich den Zettel und den Gulden. Der Hirschwirt soll große Augen gemacht haben, als das alte Weib ankam und er sie in des Fürsten Schlafzimmer führte. Seine Durchlaucht aber, wütend, daß ihm der zarte Bissen entschlüpft und man es noch gewagt hatte, ihn zu höhnen, beschloß, mich nach dem Hohenasperg zu schicken, damit ich auf der Festung bei Wasser und Brot nötige Reverenz lerne.

Ich kam ihm aber zuvor. Mein Krankenbesuch bei dem Laible war meine letzte amtliche Funktion, dann eilte ich zu Weisenbergs; sie waren reisefertig. „Es bleibt uns nichts übrig als die Flucht," rief der Alte. „Der Herzog hat mir alles andere genommen, meine Tochter will ich retten."

„Haben Sie das Reisegeld?"

„Viel haben wir nicht, aber wir werden durchkommen. Herr Pfarrer, Gott soll mich strafen, wenn ich lüge! Als vor zwanzig Jahren der Weiser mit den vielen Pfälzern und Schwaben nach Amerika ging, da wollte mein Schwager Christian Merkle mitgehen. Der Herzog hatte ihn um Hab und Gut gebracht, nur ein Schwein war ihm noch geblieben. Sein Weib, meiner Frau Schwester, wollte nicht mitgehen. Die Heimat aufgeben ist schwer! Da heiratete eine Prinzessin im Lande und es gab neue Steuern. Weil aber mein Schwager nichts anderes mehr besaß, so nahmen die Beamten ihm das Schwein fort.

‚Mann, ich gehe,' sagte darauf meine Schwägerin.

Zu ihr wollen wir ziehn, aber ich meine, das Herz wolle mir brechen. Hier sind wir geboren, hier haben meine Vorfahren als ehrsame Bauern gewohnt, wie es in den alten Büchern der Gemeinde geschrieben ist. Dort unter dem Lindenbaum hat der edle Herzog Christoph oft gerastet, wenn er nach Tübingen ritt. In unserer Familie herrscht Fürstentreue, denn man erzählt sich, daß mein Urgroßvater dem flüchtigen Herzog Ulrich den Weg gezeigt habe nach dem Schwarzwald. Neben der Kirche stehn die Grabsteine meiner Väter, dort liegt mein Weib, neben ihr wollte ich einmal den letzten Schlaf tun, und nun — nun —"

„Mann, flucht nicht dem Herzog!"

„Ich fluche nicht, Gott erbarm' dich über mein schönes Vaterland!" Seine Brust hob und senkte sich, er ballte die Fäuste und schrie: „Ausgestoßen, fortgejagt —"

„Flucht nicht!"

Die Tochter umschlang den Vater. „Ich danke Ihnen," sprach sie und die Tränen netzten ihre Wangen.

Ich wollte einen Abschiedssegen sprechen, aber die Worte blieben mir im Halse stecken; so drückte ich ihnen stumm die Hände. Als ich das Wasser endlich aus den Augen gewischt hatte, sah ich nur noch, wie ein gebeugter Mann, schwer auf den Stab gestützt, zum Dorfe hinauswankte; eine zarte Mädchengestalt schmiegte sich an ihn, langsam verschwinden die beiden im Dunkel der Nacht. Ich lauschte, noch meinte ich Fußtritte zu vernehmen, jetzt klingt es wie Schluchzen — nun ist's stille! Eine Wachtel schlägt an; es gibt ein Gewitter. O Heimat, wie reich sind deine Täler, wie fruchtbar deine Felder, wie prächtig deine Wälder, wie herrlich deine Berge, wie furchtlos und treu deine Bürger. Warum solch ein Fürst?

Warum floh ich nicht gleich mit ihnen? Ich weiß es nicht. In der nächsten Nacht eilte ich durch den Schönbruch und den Böblinger Wald nach dem Schwarzwald. Es tobte ein schweres Gewitter. In der Heimat hat meine Mutter mich noch einmal umarmt.

„Nach Amerika willst du? Dort werden die wilden Indianer dich todschlagen," schrie sie.

„Mutter, vielleicht sind sie barmherziger als unser vor Gott und den Menschen unwürdiger Souverän!"

„Fluche deinem Fürsten nicht!"

„Ich habe keinen Fürsten mehr, keine Heimat, ich bin ausgestoßen!"

„Aber du hast eine Mutter, mein Sohn, o mir bricht das Herz!" Wir lagen uns zum letzten Mal in den Armen.

Wie ich das aufschreibe, mischt sich Wasser mit der Tinte. Laß es sein. Das Heiligste gehört nicht auf das Papier, es bleibe als ein Heiligtum im Herzen. — —

Der Schneesturm hat nachgelassen, im Sommer mag es hier leidlich zu wohnen sein; gerade hinter der Blockhütte ist ein Tal, durch welches der Schoharie fließt nach dem Mohawkfluß. Auf der anderen Seite ist eine Sägemühle; ich bin also nicht ganz allein. Sonst alles Wald. Weit in der Ferne winken blaue Berge herüber, das seien die Catskillberge, und im Süden sieht man bis in das Gebiet, durch welches der Susqehanna fließt; an ihm sollen auch viele Deutsche wohnen. Der Harzgeruch, der von den Tannenbäumen ausströmt, ist derselbe wie im Schwarzwald; ich habe also doch etwas, was mich an die Heimat erinnert.

Zweites Kapitel.

Seit vier Tagen bin ich nun hier. Außer der alten Urschel ist mir noch kein menschliches Wesen begegnet, und doch soll eine starke deutsche Bevölkerung ringsum in kleinen Dörfern und den Wäldern wohnen. Ich hoffe nur, daß die Leute nicht dem Klima ähnlich sind, welches hier herrscht. Starker Regen fiel heute früh, nun ist's ganz klarer Himmel und dazu bitter kalt. Das Feld und der Wald sind mit einer spiegelglatten Eisrinde bedeckt; nach Westen, der untergehenden Sonne zu, glüht die Eisdecke unter den Sonnenstrahlen in unbeschreiblicher Pracht. Dem von dem Lichterglanze geblendeten Auge verschwindet die Grenzlinie zwischen Sonne und Erde; als ob ein Feuerwagen alles entzündend über die Erde gefahren und jetzt über dem Walde

und den Bergen in weiter Ferne schwebend sich mit Wohlbehagen in seinem eigenen Werke spiegelte, so glänzt und wogt ein unabsehbar Feuermeer.

Horch, auf dem Fußpfad zu meiner Hütte nahen Schritte. Ein Mann steht unter der geöffneten Türe.

„Hans Gerlach ist mein Name, und Sie sind der neue Pfarrer? — Nein, nein, ich will mich nicht setzen; aber heute Abend wird eine große Bauernversammlung abgehalten in Weisers Scheune, dahin wollte ich Sie mit Ihrer Erlaubnis abholen, Sie lernen dabei das ganze Deutschtum der Gegend auf einmal kennen."

Am Abend steige ich mit ihm das Tal hinab und Weisersdorf zu.

„Es wird laut zugehen," begann unterwegs Gerlach; „die Delegaten, welche wir nach London gesandt haben, um dem Könige unsere Beschwerden vorzulegen, sind zurück und werden uns ihren Bericht erstatten. Wie man hört, ist die Antwort, welche sie mitbringen, ungünstig, ja ein neuer schwerer Schlag für die Niederlassung."

„Sie werden alles vernehmen heute Abend, Herr Pfarrer, unsere ganze bisherige Geschichte werden Sie hören. So wie ich den alten Weiser kenne, wird er einen großen Lärm machen; er ist ein rechtschaffener Mann, hat ein warmes Herz für die Ansiedler und viel für sie getan, aber er ist mir fast zu rechthaberisch. Da sind wir. Stoßen Sie sich nicht an dem rauhen Aeußeren der Leute, das Leben im Urwald macht harte Hände, aber es sind trotzdem Menschen mit weichen Herzen."

„Wollen Sie mich heute Abend der Versammlung vorstellen?"

„Es ist besser, wir unterlassen das; die Leute sind gerade jetzt zu sehr erregt, die rechte Stunde wird schon kommen. Vieles verdirbt der Mensch, weil er Passendes unpassend vorbringt."

Ein langes Gebäude, von Holzblöcken errichtet, lag vor uns; dort strömten die Männer hinein. Auf langen Brettern saßen sie dicht zusammengedrängt, manche lehnten an den Wänden, fast alle aber rauchten aus selbstverfertigten Pfeifen einen Tabak, der einem den Atem beinahe wegnahm. Ein Ofen stand in der Mitte, doch diente sein Feuer weniger der Erwärmung des Lokals, als dem Anzünden der Pfeifen und der Kienspähne, mit denen der Raum matt beleuchtet wurde. Ein lautes Stimmengewirr schlug mir entgegen, als ich eintrat.

„Schau die Leute genau an, denn unter ihnen sollst du leben und wirken."

Mehrere hundert Männer in rauhen Kleidern, viele mit Bären- und Hirschfellen um die Schultern, Gesicht und Hände von Pech und Rauch geschwärzt, Arme und Fäuste durch Arbeit gehärtet, lauter kräftige, stämmige Gestalten, waren hier versammelt; das Ganze bot ein malerisches, aber fremdartiges Bild. Sind das meine Landsleute, mußte ich fragen, oder bin ich nicht nur in ein fremdes Land verschlagen, sondern auch unter fremde Volksstämme?

Die Verhandlungen hatten schon ihren Anfang genommen, als wir eintraten. Vorne auf einer Erhöhung saßen an einem Tische eine Anzahl Männer, die Führer dieses Volkes, die Leiter der Versammlung.

„Das Schwerste liegt hinter uns; fehlt es auch nicht an berechtigter Klage, so bleiben wir doch im Besitz unseres Landes; niemand, auch der Gouverneur nicht, kann uns von hier vertreiben, darum sage ich, laßt uns das Erworbene festhalten, für das übrige sorgt unser Fleiß und des Himmels Segen."

So drang es durch die Scheune; mit den Füßen entstand ein allgemeines Stampfen, das Zeichen des Beifalls der Versammlung. Ein kleiner Mann hatte gesprochen, wie mir schien der Vorsitzer, welcher die Verhandlung leitete.

„Warum sollen wir noch einmal auswandern," fuhr er fort. „Unrecht ist uns freilich geschehen, aber jeder Tag hat seine Plage, jedes Land seine Not, in Pennsylvanien wird auch nicht alles so glatt ablaufen, wie wir vielleicht jetzt denken."

„Gut, Kreiskorn," hörte man rufen, als der Redner sich niedersetzte. Eine kurze Pause entstand, jeder begann laut mit seinem Nachbarn zu sprechen, als plötzlich wie auf Kommando die Unterhaltung verstummte. Aller Augen richteten sich auf den Mann, der auf dem Podium erschien, selbst die Pfeifen legten die Männer zur

Seite, als ob es zu einem feierlichen Gottesdienst ginge.

„Nachbarn und Mitbürger, ohne Kreuz keine Krone, ohne Arbeit kein Segen, darin stimme ich dem Vorredner bei, aber mein Innerstes empört sich gegen die Vergewaltigungen, welche an uns begangen werden, ich sage, ohne Freiheit und Recht kein Leben. Geduld, eine schöne Tugend, kann auch zum Laster werden."

Es war ganz stille geworden, auf jedem Antlitz lag die Spannung geschrieben, mit welcher ein jeder der Rede folgte. Ein großer, stark gebauter Mann stand vor ihnen; er mochte etwa sechzig Jahre alt sein, seine Augen blickten verständig unter der mächtig gewölbten Stirne hervor; sein ganzes Auftreten und seine Bewegungen verrieten Sicherheit und Selbstvertrauen. Nicht ein Schönredner war es, welchem die Männer so aufmerksam zuhörten, sondern ein Mann der Tat; es war Johann Konrad Weiser, der geistige Führer der Deutschen im Staate New York.

„Bleibt ihr hier, wenn ihr wollt, aber mich und die Meinen laßt in Frieden ziehen. Seit fünfundzwanzig Jahren, vom ersten Anfang an, war ich mit euch, es ist das letzte Mal, daß ich vor euch stehe, laßt mich reden! Pfälzer und Schwaben sind wir. Als unsere Fürsten Franzosen geworden —"

„Dreißigjähriger Krieg —" unterbrach hier eine Stimme.

„Meinetwegen," fuhr Weiser fort, „der Schullehrer Heim will, daß ich den dreißigjährigen Krieg nicht vergesse. Durch jenen Krieg und die Einfälle der französischen Mordbrenner in Süddeutschland wurde unsere alte Heimat verwüstet und die Bürgerschaft vielfach an den Bettelstab gebracht. Wir hätten uns wieder erholt, wenn unsere Fürsten deutsche Männer geblieben wären, aber sie hatten kein Herz für deutsche Art und deutsche Rechtschaffenheit. Meine Vorfahren waren Schulzen zu Großaspach in Württemberg, ich selber hatte dieses Vertrauensamt mehrere Jahre lang verwaltet, aber der Druck von oben war unerträglich geworden, die Maitressen der Fürsten verschlangen große Summen, welche aus den armen Bauern herausgepreßt wurden. Dazu kam anno 1709 der arg kalte Winter; es war so kalt, daß der Vogel im Fluge erfror, unsere Weinberge und Saaten waren vernichtet, und unsere Fürsten hatten kein Einsehen.

„Darum wanderten wir aus! Wir aus der Pfalz und aus Schwaben zogen den Rhein hinab nach Holland und von dort nach England; mehr als zehntausend Deutsche lagerten in London. Ausgestoßen von deutschen Fürsten, sorgte nun die Königin Anna von England und der tapfere englische Herzog von Marlborough für uns. Ehrliche Leute waren wir alle, Leute, welche sich vor keiner Arbeit scheuten, und mußten jetzt von Almosen leben und uns angaffen lassen von den Modenarren und -Närrinnen in London.

„Gerade in jenen Tagen kamen von Amerika drei Häuptlinge der Mohawkindianer nach London. Das lenkte das Tagesgespräch von uns ab, die Zeitungen waren angefüllt mit Beschreibungen der „Drei Könige aus Amerika"; man sprach mit Bewunderung von dero Majestäten."

Lautes Gelächter unterbrach die bisher fast peinliche Stille.

„Die drei Indianer kamen auch nach unserem Lager; mein Lebtag vergesse ich's nicht, wie ich zum erstenmal die kupferfarbigen, wüsten Gestalten sah, den wilden, kriegerischen Aufputz mit Tomahawk und Streitaxt! Als sie hörten, wir hätten die Heimat verlassen aus Mangel an Land, an Feldern und Gärten, da lachten sie laut auf und versprachen uns Wiesen und Felder zu geben so viel, als wir nur bebauen konnten am Schoharie. Ist's wahr, was ich erzähle?"

„Ja, ja," donnerte ihm von allen Seiten entgegen; augenscheinlich lebte die Erinnerung an diese Indianer noch frisch im Gedächtnis der meisten.

„Von uns Deutschen schickte zunächst die englische Regierung alle, welche katholisch waren, wieder nach Deutschland zurück. War das ein Jammer unter den Leuten. Ein anderer Haufe wurde nach Irland gesandt, damit er dort ein Gegengewicht gegen die katholische Bevölkerung bilde, wieder andere kamen nach Virginien und den südlichen Kolonien, wir, die noch übrigen, etwa 3500, wurden nach New York versandt.

„Wir wurden auf zehn Schiffen, ich kann nicht anders sagen, einfach verpackt, wie man Vieh oder eine Ware verschickt. Auf dem Schiffe „Lyon", auf welchem ich die Reise machte, starben unterwegs am Schiffsfieber und an den Entbehrungen 470 Menschen, und 250 starben an den Folgen der Reise, als wir schon in New York waren. Alles zusammmen sind, wie ich das auch an den König von England berichtet habe, 1700 Menschen unterwegs gestorben. Allein wir waren arm, hatten nichts zu fordern, wir mußten uns alles gefallen lassen.

„Nach dem Schoharie wollten wir ziehen, dort den Urwald lichten und das Land urbar machen; aber der Gouverneur in der Kolonie hatte es anders beschlossen. Nicht freie Kolonisten sollten wir werden; auf Schritt und Tritt wurden wir bewacht wie Staatsgefangene; man griff ein in unsere Selbständigkeit und Selbstverantwortung. Nimmst du diese dem Menschen, dann machst du einen Sklaven aus ihm!

„Gouverneur Hunter, unser Vorgesetzter, hatte kein Verständnis für unsere Bedürfnisse; er sandte uns den Hudsonfluß hinauf, wo er von dem schlechtesten Menschen in Amerika, Robert Livingstone, einem Freunde des Seeräubers Kidd, Ländereien erworben hatte, auf welchen wir für die englische Regierung Teer, Pech und Terpentin bereiten sollten. Im Winter kamen wir halbnackt dort an; Livingstone sollte uns Nahrungsmittel liefern. Er betrog uns an Maß und Gewicht, er zwang uns verdorbene Waren auf, sodaß unsere Kinder krank wurden, er überforderte uns. Was nützte alle Beschwerde? Er war reich, wir arm, er war Engländer, wir Deutsche. Für solche Leute gibt es hier kein Recht!

„Landsleute und Nachbarn, wir taten unsere Pflicht gegen die englische Regierung, wir fällten Bäume, wir bearbeiteten sie zur Gewinnung von Teer, wir wollten, was die Königin Anna an uns getan, so gut wir's vermochten, zurückzahlen, wir ertrugen Hunger und Krankheit, sahen unsere Brüder vor unseren Augen wegsterben, am Hudson sind ihre Leichen eingescharrt! Mehr als das! Der Gouverneur nahm meine Buben mir, ihrem Vater, hinweg und verpfändete sie als Leibeigene auf lange Jahre hinaus, mein Sohn Konrad wurde dem Indianerhäuptling Quaquant übergeben; bei den Wilden hat er gewohnt in Höhlen und Löchern, fast nackt schleppten sie mein Kind mitten im kalten Winter durch die Wälder, er war oft in Todesgefahr, weil die Indianer von dem Branntwein vergiftet wurden, welchen Hunter und seine Leute ihnen gegeben haben.

„Eure Söhne und Töchter sind verkauft worden wie die meinen! Wie viele sind wieder ins Elternhaus zurückgekommen? Alles kann ich ertragen, aber daß Gouverneur Hunter mir meine Kinder genommen hat, das werde ich ihm gedenken vor dem Richter der Lebendigen und der Toten am jüngsten Tag!"

Mit steigender Spannung waren die Männer den Ausführungen Weisers gefolgt, sie durchlebten in diesem Augenblick die Jahre der Not und Entwürdigung noch einmal; als aber der Redner die letzten Worte förmlich herausgestoßen, entstand eine Szene, wie ich es für menschenunmöglich gehalten habe.

Die lang zurückgedrängte Qual des Herzens kam bei diesen Bauern mit elementarer Gewalt zum Ausbruch. Manche sprangen auf die Bänke, ballten die Fäuste und stießen Verwünschungen aus; andere, keines Wortes mächtig, zitterten vor Erregung; manche hielten das Haupt in den Händen und schluchzten vor Schmerz und Zorn; wieder andere preßten die Lippen fest aufeinander, ihre Augen funkelten unheimlich, wie die des Tigers, wenn er seine Jungen verteidigt. Ich saß wie versteinert, mehrmals griff ich nach dem Herzen; ich meinte, das Blut wolle mir in den Adern gerinnen. Hin und her tobte der Sturm allgemeiner Gemütserregung, jetzt schien er ausgetobt zu haben, aber nur einen Augenblick, um dann mit frischer Gewalt sich aufs neue zu entladen. Lange dauerte es, bis Weiser sich wieder Gehör verschaffen konnte. Nicht ohne Beimischung einer leichten Ironie fuhr er fort: „Man verlangte, daß wir mit den Indianerstämmen uns vermischen sollten, um auf solche Weise ein Mischlingsvolk, ein Bollwerk zu bilden gegen das Vordrängen der Franzosen von Kanada. So nieder denkt England von dem deutschen Volke! Obgleich wir unter englischer Fahne gegen die Franzosen am Hudson gefochten, ob-

gleich das Blut unserer Brüder dabei vergossen wurde, wies Hunter uns mit unseren Bitten einfach die Tür, ja, er schickte Soldaten, welche uns zur Arbeit zwingen sollten. — Da entschlossen wir uns zur Flucht! Wir kauften das uns in England schon versprochene Land am Schoharie von den Indianern; freie selbständige Bauern wollten wir werden, darum zogen wir hierher. Mitten im Winter brachen wir auf, der Schnee lag drei Fuß hoch, die Waldpfade waren von den Indianern, welche Livingstone dazu aufgehetzt hatte, sorgfältig zugedeckt worden. Nun traf es sich gut, daß mein Konrad unter ihnen gewohnt hatte und ihre Schliche kannte; er wurde unser Führer. So sind wir, vor Hunger und Frost zitternd, durch den großen Wald und Schnee vorgedrungen und endlich zu Tode ermattet in das Schoharietal niedergestiegen. Wie arm waren wir, unsere ganze Habe trugen wir auf dem Rücken! Wir durften nichts mitnehmen, sonst hätte Hunter uns des Diebstahls angeklagt und uns mit Waffengewalt zurückgeführt. Hier sind gleich in den ersten Wochen vier Kinder geboren; die Indianer erbarmten sich der Mütter und schenkten ihnen Pelze, um sich vor der Kälte zu schützen. Wir lebten von Gras und Wurzeln; was Gott einst als Strafe über die Menschen verhängt hatte, war uns sogar zum Segen geworden. Wie oft haben wir gebetet: ‚Laß uns in deine Hände, o Gott, aber nicht in die Hände der Menschen geraten.' —

„Endlich brach das Frühjahr an; wir hatten keine Ackergeräte, kein Vieh, kein Pferd. Da, wo die Indianer früher ihr Lager aufgeschlagen hatten, war eine baumfreie Lichtung, sonst alles dichter Urwald. Unser guter Nachbar Lambert Sternberg kaufte in Schenectady, zwanzig Meilen von hier, den ersten Scheffel Saatweizen und trug ihn auf dem Rücken den weiten Weg hierher. Wir hatten keinen Pflug, mit Sicheln bearbeiteten wir den Boden, dann säeten wir den Weizen und er ging auf; jeder Halm trug seine Aehre, jede Aehre beugte sich vor Schwere, und als der Weizen im Herbst gedroschen wurde, kamen auf den einen Scheffel dreiundachtzig. Gott gesegnete auch seither unsere Felder und unsere Arbeit, sodaß wir im letzten Jahr fünfundzwanzigtausend Scheffel verkaufen konnten."

„Dann seid doch zufrieden," rief eine Stimme.

„Pst, nicht unterbrechen, hört Weiser!" tönt's von verschiedenen Seiten.

„Der Gouverneur und die reichen holländischen Nachbarn lassen uns nicht in Frieden. Sobald Hunter merkte, daß wir vorankamen, verkaufte er an sieben Holländer, die sogenannten „sieben Partner", unser Land. Das war ein Bubenstück, eine Verletzung des Kolonialgesetzes, ein rechtswidriger Eingriff in unseren Besitz. Was halfen unsere Proteste? Hunter sandte den Sheriff von Albany mit Soldaten, es kam zum Aufstand! Wir verteidigten unser Heim; Männer und Weiber zogen gegen die Soldaten ins Feld und der Sheriff bekam mit seinen Leuten deutsche Hiebe, welche sie nicht so bald vergessen dürften. Wir aber durften die Ansiedelung nicht mehr verlassen, weil man uns überall auflauerte; wie endlich nach Jahresfrist mein Sohn Konrad mit einigen Männern nach Albany ging, um für die Settlers Salz zu kaufen, wurden sie überfallen, geschlagen und ins Gefängnis geworfen.

„Um dieser Unsicherheit ein Ende zu machen, sandten wir eine Deputation nach London an den König. Obgleich wir es heimlich anfingen, erfuhren die sieben Partner doch davon; wir wurden von dem Seeräuber Kidd, dem Freunde Livingstones, überfallen. Drei Monate lang ward ich an den Mastbaum seines Schiffes festgebunden, unser Freund Wallrat erlag seinen Leiden; Wilhelm Scheff und ich entkamen endlich und erreichten ohne Geld London. Weil wir dort Geld borgen mußten, wurde ich in den Schuldturm geworfen. Hätten nicht zwei deutsche Pastoren, die ehrwürdigen Pfarrer Böhm und Robert, sich unser dort angenommen, wir säßen heute noch im Gefängnis. Uebrigens soll es öffentlich ausgesprochen werden: dem Pfarr- und Lehrstand verdanken wir's, daß wir noch deutsch sind. O, hätte Deutschland Fürsten, edel und menschenfreundlich wie seine Pastoren und Schulmeister, Amerika würde eine deutsche Kolonie werden!

„In London empfing mich der König, aber Hunter war vor mir bei ihm gewesen, darum schenkte er meinem Bericht keinen Glauben. Für

uns Deutsche hat auch der englische König kein Recht. Bleiben wir hier, dann müssen wir weiter kämpfen: ich bin des Haders müde. In Pennsylvanien gibt es auch für Deutsche Recht und Freiheit! Dorthin zieht der Strom der Einwanderung von Deutschland seit Jahren. Man hat auch in der alten Heimat von unseren Kämpfen gehört. Noch eine Reise will ich machen, dann sterben."

Seine Stimme zitterte, die ganze Gestalt bebte. Er schwieg.

Der Vorsitzer Kreiskorn sprach nun: „Wir haben gearbeitet und gelitten, laßt uns das Erworbene festhalten; niemand kann uns aus der kaum erworbenen Heimat wegtreiben, wir sind stärker als Hunter, ja als die Regierung."

„Aber ich will frei sein," unterbrach ihn Weiser, „von dem Joche des Treibers, ehe ich sterbe, ich ziehe in ein Land, wo e i n Gesetz herrscht über Hohe und Niedere, über Engländer und Deutsche, wo niemand in meine Familie eingreifen darf und mir meine Kinder wegnehmen kann. Auf demselben Schiff mit mir kam ein Mann aus Echterdingen mit einer schönen, kaum sechzehnjährigen Tochter; er floh, weil der Herzog dem Mädchen nachstellte. Der alte Mann starb auf der Reise, und in New York haben sie das Mädchen verkauft! Nein, ich gehe! Nicht mit leichtem Herzen ziehe ich hinweg, hier habe ich meine besten Kräfte verbraucht, auf dem Schohariehügel liegen meine Kinder begraben, ein alter Baum verpflanzt sich schlecht; haltet mich nicht auf. Ich habe das Meine hier getan; auch in der Ferne werde ich der tapferen Deutschen am Mohawk und Schoharie gedenken." Er hatte langsam gesprochen, in seiner Stimme waren Tränen. Die Männer drängten sich nach vorne, viele Hände streckten sich nach ihm aus, andere versuchten zu reden. Selbst der Schulmeister Heim fuchtelte mit den Händen und schrie mit lauter Stimme, allein es war mit der Ordnung jetzt vorbei.

Gerlach nahm mich unter den Arm und führte mich in Weisers Haus.

„So, Sie sind der Pfarrer von Echterdingen, Gott segne Sie. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört." Mir taten die Worte dieses Mannes, der Schläge im Gefängnis erduldet hatte, wohler, als wenn sie ein Kirchenfürst gesprochen hätte.

„Die Katherine Weisenberg? Sie ist nach Albany verkauft auf sieben Jahre! Mein Sohn wird zunächst hier bleiben; hier, Karl Herchheimer, ich stelle dir den Pfarrer vor; er ist ein guter Mann, haltet ihn wert!"

Der alte Mann war übermüdet, neue Besucher drängten sich vor, so mochte ich nicht weiter fragen.

Mitternacht war längst vorüber, als ich den Hügel hinaufstieg. Ich war aufgeregt. Männer, deren Fleiß und Treue auf dem Angesicht geschrieben steht, müssen fort! Warum? Weil es nicht genug Land gibt? Nein, sondern weil auch im Urwald Menschen leben, die durch Habsucht Unmenschen geworden sind. Diese Deutschen am Schoharie, das arme verkaufte Mädchen.... Gott schütze sie!

(Fortsetzung folgt).



Ein Erinnern an die Mutter.*)

Von P e t e r R o s e g g e r.



Wenn ein Poet von seiner Mutter erzählt, wird das nicht ein Wiegenlied sein, das er sich selbst singt?

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müssen, sang ich ihr ein heißes, ein fast wildes Schmerzenslied. Seither ist jeder Erinnerungstag sanfter geworden und friedlicher und fröhlicher, und heute ist sie mir keine Gestorbene mehr; sie lebt wieder in jener Gestalt, wie sie mich als Knaben über die geblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder gesungen, wie sie mich durch dämmernden Fichtenwald hat geleitet

*) Aus dem „T h ü r m e r", mit freundl. Erlaubnis des Herausgebers, des Verfassers und des Verlages.

und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmlischen und auch von den Irdischen, die vor uns gewesen sind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Kohlenbrenners, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelsteingebirges die gefällten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner ist Vater — wie mir oft erzählt worden ist — auch Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen gedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister den Kindern nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Aber die beiden „schwarzen Künste", die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zu ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem schwarzen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie recht bald ihr Brot verdiene. Und als sie heuen und kornschneiden konnte, da konnte sie aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auf den Alitschhof, der in Krieglach-Alpl noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Kost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend; man brauchte auch kein Geld; weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Bedürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal Uebermenschliches verlangt worden sein mag.

Zu jener Zeit lebte in demselben Alpl ein junger Mensch, der nach des Vaters plötzlichem Tode mit seiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtschaften hatte. Schon seit Jahrhunderten saßen seine Vorfahren auf demselben Hofe, insgemein genannt „beim Kluppenegger". Sie waren arbeitsam und strenge und hochgeachtet und haben zeitweise das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie sollen in der großen Hausstube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieser junge Mensch nun war eines Tages vor seine Mutter hingetreten mit folgender Darlegung: „Mutter! Von der Kuhhaut ist Leder übrig geblieben. Jetzt kommt der Winter, und das jüngere Dienstdirndl im Alitschhof geht barfuß. Soll ich ihm nit ein Paar Schuhe machen lassen?"

Die Mutter aber war ein strammes Weib, die antwortete: „Uh mein! Wie viel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerst du dich just um die Alitschhofer Dirn?"

„Sie müßt's ja nit wissen, von wem die Schuh kommen," sagte er.

Da schaute sie ihm prüfend ins Gesicht, das er abwendete. Er hatte sich verraten.

„Wenn Leder da ist — meinetwegen!" Das war endlich der Mutter Bescheid. Eine Woche später hat die junge Maria im Alitschhof von unbekannter Hand ein Päcklein erhalten, und war ein Paar derbgenähter Winterschuhe drin.

Diese Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria ist Braut des Lorenz Rosegger. Der Bursche war schon früher mit einer Bauerntochter verlobt gewesen, die gar so gerne getanzt hat. Als sich aber bei einem Holzknechtball im Alpsteigwirtshaus herausstellte, daß der Lorenz nicht ungarisch und nicht welisch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig steirisch, da hat sie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war nichts ums „Herumbären" auf dem Tanzboden; sie tat lieber singen und wußte eine Menge manierlicher und lustiger „Gsanger", die sie — so schüchtern sie sonst war — mit heller Stimme hinjauchzte.— Also, diese zwei Leutchen haben im Jahre 1842 zusammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können. Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. — O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege

und dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens!—

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Bursche alles sieht, schaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die ist da, so selbstverständlich wie Tag und Nacht; man kümmert sich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt sie, man trutzt ihr in der gleichen Minute, man schreit sie an um Milchbrei, man stürmt ins Freie zu wilden Spielgenossen, man ist störrisch und unfolgsam, man vergißt ihrer bei ausgelassenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten, ohne zu danken; man hängt mit ihr zusammen in grenzenloser Liebe — und weiß es nicht. — Und diese grenzenlose Liebe, wie eng ist sie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es sich, daß nur in dieses einzigen Wesens Lichtkreis die Liebe war, die Mutterliebe, die göttlich selbstlose, wie sie nirgends sonst auf Erden wiederzufinden ist und wie sie von allen Völkern der Erde gepriesen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter im beblümten Tonschüsselchen mit wohl zehnmal des Tages die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenseite des Schüsselchens erinnern mich weit mehr als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trank geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schönen Blümlein sichtbar werden. — Dann kamen die Zeiten der Waldgänge, der Kirchgänge.

Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein Paar junge Ochsen gekostet haben und war sie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in dessen dunklen Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzseidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein daran festhielt. Dann eine schwarze Seidenjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Darüber um Nacken und Achseln gelegt ein großes, kirschrotes Seidentuch mit weißen Fransen, das rückwärts in einem bunten Dreieck herabhing und vorn über dem Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, das kann man nicht beschreiben, das wäre was für den Maler. — Und über dem glattgekämmten Haar, das an den Schläfen in zwei Strähnchen hervorlugte —die Goldhaube. Diese „Goldhaube" bestand aus Pappe, Drahtgeflecht und Seide und hatte die Form eines alten römischen Kriegerhelms, nur daß rückwärts eine breite Seidenmasche war und daß Helmsattel und Ohrenklappen mit vielen hundert runden, blitzenden Goldplättchen besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht, damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel Unserer lieben Frau in Maria-Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsame Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde oder mich wetze der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh wetze, danach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, aß auch sie in ihrer langsamen, bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und immer seltener sang die Mutter ihre frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtschaftliche Mißgeschicke. Trotzdem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, so lange sie hatte. „Wo werden wir denn noch hinkommen bei deiner Freigebigkeit?" rief einmal der sparsame Vater aus. „In den Himmel!" antwortete sie. Das

war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von Werten der Welt abkehrte und sich religiösen Anbildern hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie uns Kinder wusch und kämmte oder im Stalle die Kühe molk oder am Herd die Suppe kochte, sang sie in ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an den Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd, und wir Kinder saßen bei dem Vater am Tisch oder auf der Ofenbank, und das Gesinde an den Wandbänken herum, und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesus und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

„Wenn mer nur schon drüben wären!" sagte da einmal der alte Knecht Markus, „über den tiefen Graben. Die schmal Brucken tu ich fürchten."

„Lapperl!" entgegnete die Mutter, „hast ja Glander (Handhaben) auf beid' Seiten."

Sie meinten das Sterben, und die „Glander", das waren Jesus und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen betrübten Zeiten habe ich mir gemerkt. So sagte mein Vater in seiner langsamen, sanftenWeise: „Wenn di wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!" — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geschehen." — Oder: „Nit verzagt sein, Leut', 's dauert ja nit lang auf der Welt." — Oder: „In Kreuz und Leid sich schön in den Willen Gottes ergeben." — Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein."

Und meine Mutter sagte einmal anläßlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern soll man zuhören, aber nit zuschauen." — Ein anderes Mal tat sie den Ausspruch: „Essen und reden nit z' viel; trinken und strafen nit z' jach; schlafen und beten nit z' lang."

Frömmlerisch war sie nicht. Doch deucht es mich, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldland davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!" sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!" Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch' ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und auf unsern Herrgott vertrauen. So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch so weit aufrechterhielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zukömmliche Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre nächtlicherweile Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von Unserer lieben Frau, oder daß sie etwas vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest", sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet — voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Wege zum Himmel gerade **diesen** Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zu viel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum mit ihrem Buben, der Geistlich werden sollte. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — 's ist ja schon zu oft erzählt worden —, als der Bub siebzehn Jahr alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts fürs Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und Dreschen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allsamstägig wieder nach Hause und sie konnte mich in allem, wo es not tat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später

plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksbursche, sondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden und doch nicht auf geistlich zu studieren — da ist ihr bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund wie in junger Zeit, ist oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll tagelang bitterlich geweint haben, als sie ihren Aeltesten so in die dunkele Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt' Euch Gott!" hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sack gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „'s Herz schwer machen," soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat's schon gar nit not; e'r geht er hart fort."

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: der Kluppenegger-Peterl zu Graz täte auf den Antichrist studieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts darauf gesagt als: „Derlogen ist's. S o ist er nit!" Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt (denn sie selber besaß keine ungeflickte mehr), hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weisbrot und den Stecken, und hat sich auf den weiten Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit schneeweißem Linnen überzogen, und über dem Bette hing das Bildchen Unserer lieben Frau, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es: er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführe und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitale lag, zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — sowie noch ein zweites Mal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen: unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten, und von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu verspüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie krank sie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenomen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohlbekommen. Es ging nämlich in Alpl der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die schönen hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig, und der Wunderdoktor — als wir endlich sein Haus erreichten — besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit gröhlender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt sterben!"

Unser Kutscher hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Muaßt nit du a sterben? Na, du wirst a so hin, alts Kameel, gottverfluachts!"

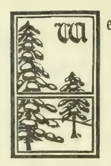
Meine Mutter hat krampfhaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen, als sie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche danieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde

gegangen waren. Dann erlebte sie noch, wie ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das ganz in steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war, und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.



Wenn ich einst schlafen werde.



enn ich einst schlafen werde, legt mich in einen Schrein
Von Tannenholz gezimmert, nur einfach soll er sein,
Und eh' ihr mit mir wandert den letzten lieben Schritt,
Gebt mir als Liebeszeichen nur Haideblumen mit.

Die sollen mich umschmiegen beim letzten stillen Gang,
Dann laßt noch einmal singen mir einen deutschen Sang,
Deutsch hab' ich erst gestammelt, deutsch sprach die Mutter mein,
Deutsch hat mein Lieb gesprochen, deutsch soll mein Abschied sein.

Stellt mir auf meinen Hügel nur keinen kalten Stein,
Pflanzt mir in meine Erde still eine Linde ein.
Laßt tief die Wurzeln dringen ins dunkle Erdenreich,
Daß sie mich leis umfangen, mich kosen lieb und weich.

Wenn dann in Frühlingstagen die Linde duftend blüht,
Und in den grünen Zweigen ein Vöglein singt sein Lied,
Wenn leis die Blätter flüstern geheimnisvoll im Wind,
Denkt, daß es meine Grüße aus ew'ger Heimat sind.

Mathilde Minuth,
Grand Haven, Mich.



Bezugsstellen für den „Deutschen Kulturträger" in Amerika.

New York, N. Y.: International News Company, 83—85 Duane Str.
Bernhard Klug, 227 East 49. Str.

Chicago, Ill.: Wartburg Publishing House, 623—633 Wabash Ave.

Aurora, Ill.: Chas. A. Walter, 671 Fourth Str.

Cincinnati, O.: Gustav Mühler, 1328—1330 Main Str.

Chillicothe, O.: Charles Albert Fromm.

Indianapolis, Ind.: Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave.

Logansport, Ind.: John Day, Freie Presse.

San Francisco, Cal.: Gustav Schenk, 2007a Fillmore Str.

Los Angeles, Cal.: Valentin Bühner, 718 W. 43. Place.

Antigo, Wis.: Carl Ohlen.

Dubuque, Iowa: C. W. Katz.

Tacoma, Wash.: Emil Kliese, 2120 S. C Str.

Aberdeen, S. D.: W. Heynacher, 318 Citizens Bank Building.

Reisender Vertreter für den Süden der Ver. Staaten:

Wm. Hoffmeister zu Fredericksburg, Texas.

Für den Norden: Ludwig Rippe, Winona, Minn.

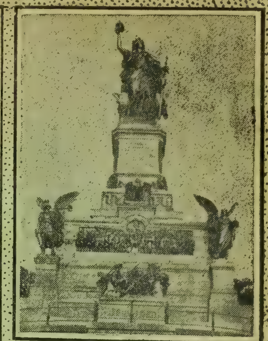
☞ Reisende Vertreter für den „Deutschen Kulturträger" werden in allen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko und Kanada verlangt. Gute Kommission und ausschließliches Gebiet für die richtigen Leute. Nur wirklich tüchtige Reisende, vorzugsweise solche mit etwas Erfahrung in dem Geschäftszweige, wollen sich melden. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, Geld zu verdienen und Reisestudien zu machen, bei welchen sie mit dem gebildeten Deutschtum in der westlichen Hemisphäre bekannt werden.

Anmeldungen sind zu richten an die Kulturträger Publishing Co., Fredericksburg, Texas.

Inhaltsverzeichnis

des achten Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".


LIBERTY-STATUE b. NEW YORK


Niederwald-Denkmal a. Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Oktober. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit
des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika:
Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland:
In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Man adressiere alle Geschäftsmitteilungen an:

Kulturträger Publishing Co., Grand Haven, Mich., U. S. A.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post-Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

Jahrgang I. Oktober 1913. Nummer 10.

Anfänge und Entwickelung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.*)



Im 4ten Kapitel des zweiten Bandes von A. B. Faust's Buch: "The German Element in the United States", beginnt dieser seine Abhandlung über Musik mit der Aufschrift: „Musik. Ungünstige Zustände vor 1850" und bietet dann, in einem wirren Knäuel, ohne auf irgend welche Einzelheiten klar und bestimmt hinzudeuten, als dem Zustand dieser von den Deutschen in unserem Lande vorzüglich gepflegten Kunst, zwischen 1800 und 1850, ein trostloses Bild, eine kulturelle Wüste, die nur von der satirischen Kritik der Madame Trollope belebt wird. Man fragt sich unwillkürlich: Sollte es in diesem halben Jahrhundert wirklich hier so öde gewesen sein? Es gab doch damals schon viele eingewanderte Deutsche im Lande des Westens, sollten diese nicht eine einzige Harfe oder Flöte mitgebracht haben, damit auch hier die Kunst der seelischen Empfindungen im künftigen Heim fortklingen möge? Hatten sie alle das deutsche Lied, das drüben in jener Zeit auf dem Gipfel der Größe stand, so ganz und gar vergessen, daß kein Echo davon hier wiederhallen konnte?— Das sind Fragen, die beim Lesen des genannten Kapitels jedem Deutschen auffallen müssen. — Diese angebliche Oede auf dem Felde der Tonkunst mit Leben und Farben auszustatten, ist der Zweck der nachfolgenden Abhandlung. Ich bin es mir wohl bewußt, daß auch dieser Aufsatz noch mangelhaft ist, weil mir in vielen Fällen die Quellen fehlen, aber es ist doch ein Bild, das uns zeigen wird, daß auch damals es im Westland nicht ganz so ungünstig aussah, als es von Herrn Faust behauptet wird.

* * *

Anglia non cantat! (Der Engländer singt nicht!) ist ein altes Sprichwort, das sich

*) Aus dem „Jahrbuch" der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois", mit freundlicher Genehmigung der „D.-A. Historischen Gesellschaft", des Herrn Verfassers und des Herausgebers, Herrn Prof. Dr. Julius Göbel. Das hochinteressante Werk ist von der genannten Gesellschaft, 1608 Mallers Building, 5 So. Wabash Ave., Chicago, Ill., gegen Einsendung von $3.00 zu beziehen. Jedem Freunde deutsch-amerikanischer Geschichte sei dieses Werk warm empfohlen.

Die Schriftleitung.

noch bis in das 19. Jahrhundert vollgültig bewährt hat; denn die englischen "ditties" und "glees", die zuerst im 18. Jahrhundert ihren Anfang hatten, sind zu unbedeutend, um die Engländer als eine singende Nation zu bezeichnen. Es darf hier allerdings nicht bis auf die alten Minstrels, Barden und Skalden zurückgegriffen werden, denn diese sind dem Norden und Westen Europas gemeinsam und haben mit dem modernen Gesang und der modernen Musik keine Verwandtschaft. Es fehlt dem Engländer gewiß nicht an Lust, Musik zu hören, zu genießen, allein Musik selbst zu schaffen, aus dem eigenen Geiste vorzubereiten, dazu mangelte bis in die Neuzeit dem Engländer jeder Sinn.

Wenn der Engländer auf seine musikalischen Größen hinweist, so nennt er Händel und Haydn. Mit dem erstgenannten beginnt im 18. Jahrhundert die Musikepoche Englands, aber beide waren Deutsche, von denen Händel die letzte Hälfte seines Lebens in England verbrachte. Haydn hat England nur einmal besucht; seine beiden Oratorien, „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten", sind jedoch englischen Texten angepaßt, die auch in England ihre erste Aufführung erlebten.

Nach Händels Tode wurde Johann Christian Bach, einer der Söhne des großen Johann Sebastian Bach, königlicher Kammervirtuose in London, zu dessen Zeit auch der junge Mozart England besuchte und allerorts großen Beifall fand. Um das Jahr 1790 gründete der deutsche Violinist Johann Peter Salomon in London ein Symphonie-Orchester, bzw. eine Reihe Konzerte, dessen Ausübende fast ausschließlich deutsche Musiker waren. Von diesem Orchester oder vielmehr dessen Leiter wurde Haydn zu seinen Besuchen nach London eingeladen, und für die Londoner Aufführungen komponierte er eine Reihe Symphonien und die bereits genannten Oratorien. Darum nennen die Engländer, wenn man sie nach ihren musikalischen Größen befragt, Händel und Haydn, und beide waren Deutsche.

Noch bis weit ins 19. Jahrhundert dauerte dies Borgen der musikalischen Größen vom Auslande fort. Auch Karl Maria von Weber besuchte England zwecks Aufführung seiner Oper „Oberon", die er für das Covent-Garden-Theater in London komponiert hatte, und starb daselbst in der Nacht, während sein „Freischütz" zu des Meisters Benefiz aufgeführt wurde. Er sowohl wie Mendelssohn, der mit seinen beiden Oratorien „Elias" und „Paulus" die britische Hauptstadt entzückte, sind deutsche Musiker, die zu den Größen ihrer Zeit gerechnet werden.

Ein paar Erstlingsschwalben, die auch für England eine Musikepoche ankündigten, waren der irländer Tondichter des "Bohemian Girl", Michael Balfe, der für seine Musikschöpfungen in den Adelsstand erhoben wurde, und William Vincent Wallace, ebenfalls ein geborener Irländer, dessen Oper „Maritana" noch dann und wann aufgeführt wird. Letzterer hatte in Dresden unter Weber seine Studien gemacht und man fühlt bei ihm leicht den Einfluß Webers heraus. Erst in der Neuzeit scheint auch für England ein Musikleben aufzublühen, wie die Namen Arthur Sullivan, dem Komponisten der Oper „Pinafore", Goring Thomas, dem Komponisten der Cantate: "The Swan and the Skylark", und Sir Edward Elgar, dem Komponisten des Oratoriums: "The Dream of Gerontius", anzudeuten scheinen. Diese Werke haben sich auch weiterhin verbreitet. Allein ihre Geschichte liegt der Neuzeit zu nahe, um uns hier berühren zu können.

Auch in Amerika, das zuerst von Engländern bevölkert wurde, finden wir diesen Mangel an Gesang und Musik, bis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Deutschen sich zahlreich in Pennsylvanien niederließen, die dann die Lust am Gesang und der Musik mitbrachten und vor allen anderen sie hier übten. Wir lesen in der Geschichte, wie diese frommgläubigen Gemüter, „Siebentäger Wiedertäufer" und „Herrnhuter", ihren Gottesdienst mit Gesang und Musik erfüllten, und wie die angelsächsischen Nachbarn voll Staunen und Verwunderung diese hohe Kunst belauscht und bewundert haben.

Die anderen deutschen Kirchen der Lutheraner und Reformierten, und besonders die katholischen, die neben dem Choralgesang, wie wohl-

bekannt, die figurierte Musik besonders eifrig pflegten, förderten die Tonkunst schon im 18. Jahrhundert in diesem Lande weit mehr, als das englische Chant-singen. So wird im Jahre 1790 ein deutscher Musiker, Organist und Gesanglehrer, Herr Heim (Vornahme fehlt) in Philadelphia genannt, unter dessen Leitung am 19. November 1790 ein Konzert zum Besten der deutschen katholischen Dreifaltigkeitskirche aufgeführt wurde. Da es wohl das älteste uns überlieferte deutsch-amerikanische Konzertprogramm ist, so möge es unverkürzt mitgeteilt werden, wie es in der „Philadelphischen Correspondenz" veröffentlicht wurde.

Zum Besten der Heiligen Dreyfaltigkeits-Kirche
Ein Konzert geheiligter Musik.
Wird in der Halle des Collegii in der Vierten-Straße, Freytag, den 19ten dieses, des Abends um sieben Uhr precies,
aufgeführt werden.

Erster Theil.

1. Große Ouvertüre.
2. Chorus. Glory to God in the highest,*) von Herrn Heims Chor.
3. Solo auf der Clarinette von Herrn Wolf.
4. Solo. To God the mighty Lord, von einem jungen Frauenzimmer.
5. Violin Quartett.
6. Solo. Comfort ye my people, von einem jungen Frauenzimmer.
7. Chorus. — Grateful Notes and Numbers bring. Solo von einem jungen Frauenzimmer, Chorus von Herrn Heims Chor.

Zweiter Theil.

1. Ouvertüre.
2. Chorus, Lift up your heads, von Herrn Heims Chor.
3. Sonate auf dem Forte Piano, von Miß Moller, noch nicht zehn Jahre alt.
4. Duetto, „Gott ist mein Lied" von einem jungen Frauenzimmer und Herrn.
5. Solo auf der Baßgeige (Violin Cello) von einem Liebhaber.
6. Chorus. Let All the Lands with Shouts of Joy. Das Solo von einem jungen Frauenzimmer, der Chorus von Herrn Heims Chor.

Subskriptionen für sechs Concerte werden von Herrn Jacob Oellers in der Frontstraße angenommen, zu zwey Thaler jede.

Sechs Jahre später, im Winter 1796—97, hielt der deutsche Kunstphilosoph, Gustav Anton von Seckendorf, in Philadelphia sogar Vorlesung über Musik, Poesie und Deklamationen, aber aus den Texten, die später in Deutschland gedruckt wurden, läßt sich ersehen, daß er nur den musikalischen Ausdruck das Vokalisieren und Phrasieren, behandelt hat, und da die Musiknoten den Texten nicht beigedruckt sind, weiß man nicht einmal, ob die Vorträge auf dem Klavier oder auf anderen Instrumenten illustriert wurden. Soviel über das, was das 18. Jahrhundert auf dem Felde der Musik vorgebaut hat. Die Militärmusik, welche mehrere der deutschen Hilfstruppen der Engländer mitgebracht hatten und von denen viele deutsche Musiker nach dem Frieden hier zurückgeblieben sind, kann uns nicht beschäftigen, da jene Zeit für unsere Betrachtung zu weit zurückliegt und nur sehr dürftige und unbestimmte Nachricht darüber vorhanden ist.

Obwohl diese kirchlichen und weltlichen Klänge nicht ganz verstummten, so verhallte die Kunde darüber doch während der aufgeregten Jahre des Freiheitskrieges und später durch die Stockung der deutschen Einwanderung bis etwa zum Schluß des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. Als aber die Einwanderung nach dem Hungerjahr 1817 und infolge der sogenannten Demagogenverfolgung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts sich wieder neu belebte, da dauerte es auch nicht lange, bis die Musik hier frisch aufzublühen begann und das weite Land mit ihren Melodien erfüllte. Auf das Kirchenlied folgte auch das weltliche Lied und die mehr volkstümliche Musik, die, weil ihnen keine stolzen Tempel geweiht waren, wie den geistlichen Schwestern, ihre Heimat in bescheidenen Orten, wie im Theater, in Tanzlokalen und selbst in den Wohnhäusern und auf den Gassen suchen mußten. Aus diesem Grund ist auch die Kunde darüber selten. Die weltliche Musik fand lange Zeit keine Fama, welche die Kunst mit mächtiger

*) Die englischen Gesänge sind Händels Oratorien entnommen.

Posaunenstimme der Geschichte verkündete, wie ihre glücklichere religiöse Schwester.

Um diese Zeit verbreitete sich auch nach Europa die Kunde von dem Aufleben der Musik und der Kunst in diesem Lande, und da man schon damals die Nachricht von dem Reichtum und der Liberalität der Bewohner dieses Landes in der alten Welt ausposaunte, so lockte es zuerst einzelne und später immer mehr Musiker und Künstler herüber, um hier reiche Dollarernten zu machen, oder auch wohl sich hier eine zukünftige Heimat zu begründen.

Ob dieser Ruf von der Liberalität der Amerikaner den Künsten und besonders der Musik gegenüber auf wirkliches Kunstverständnis begründet war, muß freilich stark bezweifelt werden. Es wurde fashionabel und das Geld floß, das genügte. Vielleicht auch jetzt zum Teil noch. Franz Joseph Grund, seit etwa 1824 in Amerika und als Professor in Boston lebend, entwirft in seinem 1839 gedruckten Buch (Cottas Verlag), „Die Aristokratie in Amerika" (Band 2, Seite 25 ff.) den damaligen Zustand in Bezug auf Künste und besonders Musik schildernd, ein Bild, wie es in Boston, dem so viel gerühmten amerikanischen Athen, damals zuging, wie folgt. Eine englische Sängerin von höchstens mittelmäßiger Begabung trat in Boston in einem Konzert auf, das von Grund besucht wurde. Ein Bostoner Freund hatte ihn dazu eingeladen und bemerkt, die Dame sei von London an einige der reichsten und angesehensten Bürger jener Stadt empfohlen worden, und Grund fährt dann im Zwiegespräch mit dem Freunde fort:

„Hält man hier die reichsten Leute für Kenner der Musik?" fragte Grund. „Allerdings," antwortete der Freund, „Sie werden immer finden, daß der reichste Mann immer das Signal zum Händeklatschen gibt, worauf die weniger Begüterten auch ihren Beifall auszudrücken wagen. Unsere Gesellschaft ist so klein, daß man jedes Glied derselben kennt und daß keines sich eines Etikettenfehlers schuldig machen darf, ohne sich sogleich die ganze Clique zu Feinden zu machen. Wir haben hier eine größere soziale Tyrannei, als man sie irgendwo in Europa antrifft. Jedes moralische, politische oder religiöse Prinzip wird zur Glaubenstyrannei gemacht, und es predigen sogleich tausend unfehlbare Kaufleute an der Börse und in den Comptoirs die bekannte Doktrin, „Nulla salus extra ecclesiam". (Kein Heil außer der Kirche.)

Während wir so die haute société von Boston kritisierten, trat Mrs. N. X. aus London auf und wurde, da ihre Moralität von den respektablen Bürgern indossiert war, mit stürmischem Beifall empfangen. Der honorable Herr O. X. gab hierzu das Zeichen mit einem großen, oben vergoldeten Stock, und sogleich fielen die mittlern Interessierten im Zentrum ein, bis endlich die Gewerbsleute im Hintergrund denselben widerhallten. Mrs. N. X. verbeugte sich. Erneuter Applaus — während dessen sie ihre Cherubslippen öffnete und mit sehr vielem gesunden Menschenverstand, das heißt, ohne die Koketterie einer Französin oder die Agacerie einer italienischen Prima Donna, zwei oder drei Strophen einer jener englischen Balladen absang, welche so schön in einem Zimmer und so fürchterlich in einem Konzertsaal klingen. Das Schlimmste war, daß sie, statt der einfachen Melodie, welche in vielen englischen Gesängen äußerst lieblich ist, überall Triller und Variationen anbrachte, welche den Umfang ihrer Stimme und ihrer Schule zeigen sollten und bei den Personen, an welche sie empfohlen war, Anerkennung fanden. Besonders bewunderten die Damen, nicht sowohl ihre Stimme, als ihre weibliche Bescheidenheit; denn sie sah auch nicht ein einziges Mal von ihren Noten hinweg auf die vielen galanten jungen Herren, deren Augen unverrückt auf sie gerichtet waren.... Die schöne Engländerin war auf gut englisch liebenswürdig, voll Heiterkeit — der gewöhnlichen Begleiterin eines gewissen Enbonpoints — und lächelte beständig — auf ihre Noten.

„Aber wie ist's möglich," rief ich meinem Cicerone zu, „so etwas zu applaudieren? Ihr Vortrag ist weder einfach noch brillant, weder der Ausdruck des Gefühls noch der Fertigkeit, und dennoch welche allgemeine Anerkennung ihres mittelmäßigen Talentes!"

„Um Gotteswillen!" erwiderte er, „sagen Sie so etwas nicht laut. Es würde Sie, wenn man es hörte, um das ganze Vergnügen Ihres Aufenthaltes hier bringen. Unsere Elite ver-

gibt keine solche Meinungsverschiedenheiten den Mitgliedern ihrer eigenen Clique, viel weniger einem Fremden. Und gar in diesem Fall, wo Herr O. X. und Frau O. X. die Sängerin in Schutz genommen haben. Es wäre hinlänglich, Sie von aller guten Gesellschaft auszuschließen. Dies ist ein freies Land, Herr! ein jeder Mensch darf darin denken, was er will, nur muß er es den andern nicht wissen lassen. Sie könnten jetzt eben so gut einen unserer fashionablen Prediger angreifen, wie diese Sängerin."

„Wenn Sie das in Boston Freiheit heißen, so gehe ich in kein Konzert mehr, selbst wenn Paganini sich herablassen sollte, vor euch zu spielen."

„Und doch würden Sie Ihre Meinung ändern," erwiderte er, „wenn Sie ein Oratorium von unserer Haydn- und Händel-Gesellschaft aufführen hörten. Diese Gesellschaft besteht fast gänzlich aus Gewerbsleuten, die ihren deutschen Kapellmeister sehr anständig besolden."

„Sonderbare Stadt," rief ich aus, „in welcher die arbeitenden Klassen Musik treiben, weil sie daran Gefallen finden, und die Reichen sie aus Verbindlichkeit anhören."

Diese Darstellung ist hier eingeflochten worden, weil sie sowohl den Zustand der Musik in Boston, der damaligen Repräsentativstadt des Anglo-Amerikanertums, wie auch das musiklose Wesen und Sinnen der Anglo-Amerikaner bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts klar bezeichnet. Anglia non cantat. Weiter nach Süden und Westen hin war es nicht so augenfällig, weil überall die Deutschen schon im Anfang des Jahrhunderts Grund und Boden gefaßt hatten.

In der ersten Hälfte des vorigen (19.) Jahrhunderts war, wie bereits gesagt, der Dollar der Anreiz, welcher die Künstler nach Amerika lockte. Als die musikalischen Verhältnisse sich dann allmählig hoben, kamen nach und nach viele Musiker, ausführende Künstler und Dilettanten, hierher, die nun frisches junges Leben in die musikalische Oede brachten. Ueber einige derselben, besonders die Deutschen darunter, will ich in plaudernder Weise erzählen, soviel mir darüber bekannt ist. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß es außerhalb des geschilderten Kirchengesanges im 18. Jahrhundert noch immer die Anfangsperiode der musikalischen Entwicklung des Landes war, die sich in den ersten vier bis fünf Dezennien des genannten Jahrhunderts zu regen begann.

Damals klangen hier noch keine große Orchester mit ihren herrlichen Symphonien und Kantaten mit hundertstimmiger Instrumentenbesetzung und viel hundert zahlreichen Gesangschören. Das Wort Orchester oder Kapelle war zu jener Zeit noch nicht bekannt. Es gab Musikkorps, gewöhnlich aus Blechbläsern von acht bis zwölf Instrumenten zusammengesetzt, die damals „Bands" (Banden) genannt wurden. Wenn es hoch kam, fanden sich auch Holzblasinstrumente hinzu, Klarinetten, Flöten, Piccoloflöten und Fagotts und Trommeln, und dann wuchs die Zahl der Bläser zuweilen bis auf fünfzehn oder zwanzig Instrumente, was zu jener Zeit als das höchste galt.

Die Musikanten, wie sie schlechtweg genannt wurden, waren fast ausschließlich Deutsche, die sich mit ihrer Fähigkeit ihr ehrlich Brot verdienten, selten befand sich ein Italiener oder Franzose darunter. Die Anglo-Amerikaner brachten es nicht über Pfeife und Trommel hinaus. Streichmusik gab es damals nur für die kleinen Theaterkapellen, die auch selten über ein Dutzend Instrumente stark waren, und außerdem für Tanzmusik. Wenn wir nun sehen, daß es schon damals in einigen der östlichen Städte, besonders in Philadelphia, kleinere Orchester gab, und daß diese zur Begleitung von Gesang verwendet werden konnten, so haben wir den Gipfel der Musik, wie sie bis in die dreißiger, sogar bis in die vierziger Jahre hier zu finden war, erreicht. Es ist selbstverständlich nicht meine Aufgabe, diese primitiven Anfänge der Musik, von denen die Lokalchroniken aller Orten voll sind, hier näher zu schildern; es sollen nur jene wirklichen Künstler hier namhaft aufgeführt werden, denen wir das Aufblühen der höheren Kunst zu danken haben.

Der Trieb, nach dem Höheren zu streben, verbunden mit der nötigen Ausdauer, auch in widerwärtigen Tagen in diesem Streben nicht zu ermüden, war von jeher ein Zug im deutschen Volkscharakter. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges stockte die deutsche Einwanderung ein volles Vierteljahrhundert wesentlich verursacht durch die europäischen Wirren, welche

mit der französischen Revolution einsetzten und erst mit dem Hungerjahr 1817 das Ende erreichten. Obwohl durch dieses Stocken frischer Einwanderung vereinsamt, hielten die Deutschen in Amerika dennoch fest an ihren Sitten und Gebräuchen. Dieses beschränkte sich nicht auf das Innere von Pennsylvanien und einige Teile von Maryland und Virginien, wo ganze Gegenden und Orte auch deutsche Sprachinseln bildeten, sondern in den Großstädten, wo der Handel und Verkehr die Bevölkerung sprachlich vermischte und die englische Sprache vorherrschte, pulsierte deutsches Leben. In Philadelphia, Baltimore und New York waren „Deutsche Gesellschaften" gegründet worden, in Philadelphia sogar die „Mosheimische Gesellschaft" von den Nachkommen der eingewanderten Deutschen, um die deutsche Sprache hier zu pflegen und fortzupflanzen.

Der Anteil, den die Musik an diesem Leben nahm, beschränkte sich vorzugsweise auf die Kirchen der deutschen Gemeinden, wo Gesang und Orgelmusik zu allein Zeiten lebhaft gepflegt wurden. Auch Unterhaltungen zum Besten von Kirchen und Schulen und wohltätigen Zwecken wurden von Zeit zu Zeit veranstaltet, wie die deutschen Zeitungen jener Tage uns berichten. Von alljährigen Mai- und Pfingstfesten, mit Ausflügen jenseits des Schuylkill, liest man in den Zeitungen jener Jahre, und von Paraden am 4. Juli, welche die Deutschen Philadelphias veranstalteten, wird berichtet, wobei Marschmusik selbstverständlich nicht fehlte. Die Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien (in Philadelphia) feierte ihr Stiftungsfest immer mit einem Gastmahl, wobei Reden und Trinksprüche ausgebracht wurden und auch Musik nicht mangeln durfte. Dies waren regelmäßig wiederkehrende Ereignisse. Ein Fest in Philadelphia jedoch, von Deutschen gefeiert, nimmt eine ganz besondere Stelle ein, die das oben gesagte lebendig bestätigt.

Am 18. Oktober 1813 war die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und Napoleon besiegt worden. Dieses Weltereignis war für die deutsche Nation von höchster Bedeutung. Ueberall fühlten die Deutschen die Wiedergeburt ihrer Existenz nach hundertundfünfzigjährigem Todesschlaf. Die Kunde von diesem ruhmreichen Ereignis kam kurz nach Neujahr nach Amerika und bewirkte auch hier bei den Deutschen die größte Begeisterung. In Philadelphia wurde am 24. Februar 1814 eine Jubelfeier veranstaltet, mit Gastmahl, Reden, Trinksprüchen, Musik und Gesang gewürzt, wovon ein auszüglicher Bericht in dem 1818 erschienenen Buch des Herrn Moritz Fürstenwärter, „Der Deutsche in Amerika", mitgeteilt wird. Da begegnen wir nun ein erstes lebendiges Bild von dem Zustand der Musik damaliger Zeit in der Westwelt!

Nach Trinksprüchen, so wird berichtet, die während der Tafel ausgebracht wurden, spielte eine Kapelle Nationalmelodien. So heißt es, nach dem Trinkspruch auf den Kaiser von Oestreich spielte die Musik die Hymne Haydns: „Gott erhalte Franz den Kaiser". Beim Trinkspruch auf den Kaiser von Rußland den „Russischen Marsch" und nach dem Trinkspruch auf den König von Preußen den „Preußischen Marsch". (Wahrscheinlich „Als die Preußen marschierten vor Prag." Der jetzige preußische Marsch: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" ist neueren Datums.)

Der zwölfte Trinkspruch, auf die Schlacht von Leipzig, lautet: „Möge sie allen Nationen einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden verschaffen, ein vollkommenes Gleichgewicht unter denselben herstellen, gute Gesetze erzeugen und uneingeschränkten Verkehr zwischen allen Gegenden der Welt bewirken." Musik: „Sächsischer Marsch".

Der dreizehnte Toast galt dem Feldmarschall Blücher: „Sein Tod, den der Himmel noch lange verhüten möge, schließt die Laufbahn von Friedrichs Helden, mit unsterblicher Ehre für seinen verewigten König, sein Vaterland und sich selbst." Musik: „Blüchermarsch", von Herrn Hommann für diese Gelegenheit komponiert."

Der jetzt allgemein bekannte „Blüchermarsch" mit dem 1813 von Ernst Moritz Arndt gedichteten Lied: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!" wurde erst 1815 gedruckt. Härtel läßt in seinem „Deutschen Liederlexikon" die Musik als von einem unbekannten Komponisten erscheinen. Es wäre nun wirklich interes-

sant, wenn es sich nachweisen ließ, daß dieser „Blüchermarsch" der von dem Deutsch-Amerikaner Hommann komponierte Marsch ist. *)

Der letzte, achtzehnte Trinkspruch „auf das Schöne Geschlecht" lautet: „Der Wunsch, ihm zu gefallen, macht Vaterlandsliebe, Ehre und Ruhmbegierde in uns rege und sein Beifall ist unser süßester Lohn.— Musik: „Freut euch des Lebens!" Dieser Trinkspruch läßt vermuten, daß auch Damen an dem Feste teilnahmen.

Nach Schluß der Mahlzeit und der Trinksprüche folgte die Aufführung einer für die Festlichkeit gedichteten Kantate: „Trio und Chor" (Also dreistimmiger Massengesang). Aus dem Text dieser Kantate druckt Fürstenwärter nur die folgenden vier Verse ab:

„Komm Freundschaft, Eintracht und Vertrauen,
Bring' deutsche Harmonie zurück!
Sich fest auf diese Stütze bauen,
Befestiget der Brüder Glück."

Der Rest ist verloren gegangen. Wer der Dichter war, ist unbekannt. Vermutlich war es der greise siebzigjährige Pastor Dr. J. H. C. Helmuth, von dem bereits 1781 und 1809 zwei Bändchen Gedichte publiziert waren. Daß diese eigens gedichtete Kantate auch eigens in Musik gesetzt worden ist, läßt sich leicht vermuten, denn zu einer solchen, für Trio und Chor gedichteten Kantate konnte schwerlich eine vorhandene Tondichtung passen. Wer aber war der Komponist? War es vielleicht derselbe Hommann, der den Blüchermarsch komponierte, oder noch ein anderer Tonkünstler Amerikas? Also gab es neben deutschen Dichtern zu jener Zeit auch bereits Tondichter in Amerika. Von Hommann wird noch fünfzehn Jahre später als tüchtigen Musiker berichtet.

Das Fest schloß mit dem von allen Anwesenden gesungenen und mit Musik begleiteten

Jubel-Lied.

Heil Germanias edlen Siegern!
Blücher, Wreden, Schwarzenberg,
Bülow, Hillern, allen Kriegern,
Deren Mut der Feind erlag!
Alle, die um Freiheit ringen,
Kröne Ehre, kröne Sieg!
Den Verheerer zu bezwingen,
Führen sie gerechten Krieg.

Schwing' dich auf in höherem Klange,
Töne kräftiger, mein Lied,
Zu des Höchsten Lobgesange,
Der den Tapferen Sieg beschied,
Dessen Wille Weltsysteme
Wie den Wurm im Staub erhält,
Ohne den kein Blatt vom Baume,
Und kein Haar vom Haupte fällt!

Der Dichter dieses Jubelliedes war Wilhelm Wagner, der in der Nord 2. Straße zu Piladelphia ein kaufmännisches Geschäft betrieb und später als einer der vortrefflichsten deutsch-amerikanischen Poeten in weiteren Kreisen bekannt wurde.

In diesem Festbericht haben wir ein unwiderlegbares Zeugnis dafür, daß zu jener Zeit die deutsche Musik sich einen Ehrenplatz erstritten hatte, der seitdem an Ausdehnung und Bedeutung beständig gewonnen.

Der Schluß der Denkschrift über dieses Fest lautet: „Noch spät müsse uns Deutschen, Holländern und Schweizern in Nord-Amerika, dieses, dem Vaterland geweihte Freudenfest im Andenken bleiben, unseren National-Charakter beleben und stets zu den edelsten Taten reizen.

Felicem rerum successum Deus tibi largiator, o patria!"

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Jubelfest überhaupt das erste war, das in der Welt aus Anlaß des Sieges bei Leipzig gefeiert worden ist, denn in Europa dauerte die Verfolgung des Feindes und die Wiedereinsetzung der Bourbonenherrschaft in Frankreich über den Winter bis zum Frühjahr 1814. Erst im April 1814 wurde in Wien eine Siegesfeier veranstaltet, zu der Beethoven seine Kantate „Sieg am Viktoria" komponierte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Interesse der Vervollständigung der deutsch-amerikanischen Musikgeschichte bitten wir jeden, der über diese Frage Auskunft erteilen könnte, um bezügliche Mitteilung.

Die Schriftleitung.

Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana.

Von Dr. Wm. Fritsch.

3.

Neue Einwanderer.



Die Gründer von New Harmony hatten Indiana verlassen, doch viel von dem, was sie geschaffen, war zurückgeblieben, auch wirkte ihr Beispiel unter der einfachen Bevölkerung noch lange fort. In späterer Zeit noch hatten die Economisten eine Niederlage ihrer Fabrikate in New Harmony, welche gut abgingen, da ihre Strickwolle und andere Artikel vollwertig waren und gutes Gewicht hatten. Von den alten Pionieren waren nur wenige zurückgeblieben, aber doch genug, um wieder andere Landsleute in den Staat zu ziehen. Die politischen Verhältnisse der dreißiger und vierziger Jahre in Deutschland, die Bevormundungen und Maßregelungen des Volkes waren ganz dazu angetan, deutsche Auswanderer nach Amerika zu treiben, wovon Indiana dann auch seinen Teil erhielt. Deutsche Männer mit fleißigen Händen und deutsche Frauen mit häuslichem Sinn sahen hier im Lande der Freiheit ein lohnendes Feld für ihre Tätigkeit. Die deutschen Einwanderer waren zu jener Zeit auch noch gern gesehen.

Die Verfassung von Indiana drückt förmlich den Wunsch nach Einwanderung aus und um den deutschen Einwanderern eine besondere Achtung zu erweisen, erklärte sie jeden Deutschen für stimmfähig, der ein Jahr in den Vereinigten Staaten und ein halbes Jahr im Staate Indiana gewohnt hat. Man suchte auf diese Weise Einwanderer nach dem Staate zu ziehen und Indiana ist dabei nicht schlecht gefahren. Der Ohio bildete die große Verkehrsader, auf der die Deutschen in den Staat kamen, wo sie zuerst die einzelnen Ansiedlungen am Flusse bevölkern halfen. Die Städte Madison, Jefferson, New Albany, Rockport, Evansville, Mt. Vernon erhielten in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen großen Zufluß von deutschen Einwanderern.

Als dann im Jahre 1855 die Knownothing-Bewegung in Louisville, Ky., um sich griff und die eingewanderten Bürger vom Stimmkasten vertrieben wurden, da zogen viele deutsche Familien von dort über den Ohio nach Indiana, wodurch die Städte am Ohio wieder Zufluß an tüchtigen Arbeitern erhielten. Aber auch die Inlandstädte fingen nun an, deutsche Einwanderer anzuziehen, besonders da sich das Eisenbahnnetz bereits über Indiana ausdehnte, den Osten mit dem Westen verbindend. Die Städte Fort Wayne, Logansport, Indianapolis, Lafayette, Terre Haute gewannen an Bedeutung, als der deutsche Einwanderer in diesen Städten seinen Einzug hielt. Im Jahre 1847 gründete die lutherische Synode in Fort Wayne das Concordia College, eine der besten Lehranstalten im Lande. Die erste deutsche Zeitung im Staate, „Das Volksblatt", wurde von J. Bötticher in Indianapolis im Jahre 1848 gegründet und war mehrere Jahre der einzige öffentliche Vertreter des Deutschtums im Staate. Wo die Deutschen in größerer Zahl zusammenkamen, bildeten sie Gemeinden und kleine Ansiedlungen, deren es bald eine große Anzahl in Indiana gab. Die bedeutendste ist das Städtchen Tell City in Perry County am Ohio, obwohl es eine der jüngsten ist und erst im Jahre 1858 gegründet wurde. Die Bevölkerung ist deutscher und deutschschweizerischer Abstammung. Die Stadt zählt jetzt ungefähr 3000 Einwohner, die in 700 schmucken Häusern wohnen. Tell City zeichnet sich durch seine viele Fabriken, die es zu einem vielversprechenden Handelsplatz machen, vorteilhaft aus. Einen angenehmen Eindruck auf den Besucher machen die in blumenreichen Gärten gelegenen Häuser, an denen breite, reine Straßen vorbeiführen, welche die Namen deutscher Dichter, Denker und Künstler tragen. Schiller, Humboldt, Guttenberg, Robert Blum, Mozart, Pestalozzi und andere sind auf diese Weise in dem deutschen Städtchen auf amerikanischer Erde geehrt worden. Diese deutschen Niederlassungen, welche sich überall an die heimatlichen

Verhältnisse im alten Vaterlande anpassen, zeigen oft schon durch ihre Namen, wo die Bewohner in Deutschland oder in der Schweiz daheim waren und zu welcher Kirche sie sich bekennen. In Spencer County ist das freundliche Städtchen St. Meinrad. Die Hauptstraße liegt in einem Tale, von welcher zu beiden Seiten die Nebenstraßen mit ihren Häusern bis auf die Hügel reichen. Auf einem dieser Hügel liegt das Kloster, ein imposanter Bau. Es hat seine eigenen Wasserwerke, elektrisches Licht und andere moderne Einrichtungen. Die Bibliothek, welche alte deutsche Klosterschriften enthält, ist reich an seltenen Büchern, die in Deutschland und in der Schweiz gesammelt wurden. Die Bewohner von St. Meinrad und Umgegend sind zum größten Teil Süddeutsche und Schweizer, die sich mit Ackerbau beschäftigen. Nur in der Stadt gibt es einige Kaufleute und Handwerker, die dem Farmer liefern, was er bedarf. Das Kloster unterhält ein Priesterseminar und eine Schule, doch auch zu Handarbeiten werden die Insassen angehalten, von denen ein Teil eine recht hübsche Buchdruckerei betreibt, aus der ein deutsches Blatt hervorgeht. Fulda, Ferdinand, Elberfeld, Haubstadt, Darmstadt, Lippe, Bethlehem, Oldenburg, Berne sind kleine deutsche Ortschaften, die gleich durch ihre Namen auf die alte Heimat hinweisen. Schon im Jahre 1820 hatte die Legislatur von Indiana Vorbereitungen getroffen zur Gründung einer höheren Lehranstalt im Staate. Aus kleinen Anfängen entstand in den dreißiger Jahren die Indiana-Universität, welche heute an der Spitze des Freischul-Systems steht. Diese Hochschule hatte von Anfang an sehr tüchtige Lehrer, die aus den östlichen Staaten herzugezogen wurden. Aus Pennsylvanien kam in früherer Zeit Dr. T. A. Wylie, um an der Hochschule in Bloomington zu lehren, mit ihm kam ein junger Mann, Lewis Bollmann, dessen Vater Karl Bollmann der jüngste Bruder jenes liebenswürdigen Abenteurers Augustus Erich Bollmann war, der Lafayette aus Olmütz zu befreien suchte und in den Vereinigten Staaten in die Aaron Burrschen Wirren mit verwickelt war. Varnhagen von Ense in seinen vermischten Schriften und Friedrich Kapp in seinem Buche: „Justus Erich Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Weltteilen", haben diesen geistreichen Mann in seiner Karriere geschildert und aus seiner großen Korrespondenz interessante Mitteilungen gemacht. Die Familie stammt aus Hoya, Hannover, wo ein Zweig derselben heute noch lebt. Der jüngere Lewis Bollmann, welcher Indiana zu seinem Wirkungskreis erkor, wurde am 24. Mai 1811 zu Williamsport, dem jetzigen Monongahela in Pennsylvanien, geboren. Er hatte als junger Mann eine kurze Zeit bei einem Arzte Medizin studiert, auch war er vor seiner Abreise nach Bloomington schon Student am Washington College in Pennsylvanien gewesen. Nach seiner Uebersiedelung nach Indiana setzte er seine Studien in Bloomington fort und graduierte im Jahre 1831 mit der zweiten Klasse, welche von der Indiana-Universität entlassen wurde. Später machte er auch den juristischen Kursus durch und erhielt im Jahre 1846 das Zeugnis der Reife. Eine kurze Zeit praktizierte er als Advokat in Bloomington, doch fand er größeres Interesse an der Landwirtschaft und gab deshalb die Advokatur auf, um eine größere Farm zu bewirtschaften. In der Indiana-Gesetzgebung war er während zwölf Sitzungen der Reporter im Repräsentantenhause. Im Jahre 1863 wurde L. Bollmann ins landwirtschaftliche Ministerium nach Washington berufen, wo er der erste Statistiker dieses Büros war. Seine Methoden, um Ernte- und Vieh-Statistik aufzunehmen, waren grundlegend für das Departement und werden heute noch befolgt. Dabei schrieb er eine große Anzahl von Abhandlungen über landwirtschaftliche Fragen. Nach seiner Rückkehr nach Bloomington im Jahre 1866 schrieb er für Landleute die Zeitung „The Workingman", welche in Indianapolis gedruckt und ausgegeben wurde. Von der Indiana State Fair erhielt er den Preis für die beste Abhandlung über Anpflanzung und Gewinnung des Korns. L. Bollmann war wie sein berühmter Onkel in mancherlei Sachen bewandert und wußte sich als gewandter Schriftsteller populär auszudrücken. Seine deutsche Herkunft gab ihm jedenfalls Veranlassung, in seinen landwirtschaftlichen Aufsätzen auf Albert Thaer und andere deutsche Autoritäten hinzuweisen. Für das Erziehungswesen, besonders in der Indiana-Univer-

sität legte er einen großen Eifer an den Tag und sorgte dafür, daß in dieser freien Universität klerikale Engherigkeit nicht die Oberhand gewann. Auch für die Ausbreitung des Eisenbahnsystems, namentlich in Indiana, war Lewis Bollmann sehr tätig. Der Bau der Ohio-Mississippi-Bahn war mit sein Werk und die P. V. & C. R. R., welche den Monongahela-Fluß entlang läuft, wurde ebenso durch ihn gefördert. Er war stolz darauf, daß es ihm möglich gewesen war, Aktien an den Mann zu bringen und die Bahn zu sichern, welche Bloomington mit dem Monon-Bahn-System verbindet. Lewis Bollmann starb am 3. September 1888 in Bloomington, wo er mit kurzen Unterbrechungen den größten Teil seines Lebens zugebracht hat.*)

Ein ebenso bedeutender Mann in dieser Zeit des aufstrebenden Volkstums war Albert Lange, welcher in den dreißiger Jahren nach Indiana kam. Lange wurde am 16. Dezember 1801 in Charlottenburg bei Berlin geboren. In Berlin studierte er Rechtswissenschaft. Dem Zuge der Zeit folgend, hatte er mit seinen Komilitonen in der Studentenschaft sich freiheitlichen Bestrebungen hingegeben, die, wie die späteren Untersuchungen ergeben haben, sehr unschuldigerArt gewesen sind.

Dafür sollte er, wie so viele andere junge Männer, unschuldig büßen. Die Festung Glogau, welche uns Fritz Reuter zu Anfang seiner traurig-schönen Geschichte „Ut mine Festungstid" geschildert hat, war auch sein Gefängnis. Hier beschäftigte er sich mit dem Studium der englischen Sprache und amerikanischer Geschichte, da er den Entschluß gefaßt hatte, nach seinerFreigebung nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Nach fünfjähriger Gefangenschaft wurde er auf Befehl des Königs in Freiheit gesetzt und konnte jetzt seinen Wunsch verwirklichen. Er landete im Jahre 1829 in New York und kam bald darauf nach Cincinnati, wo er sich 1831 an einer deutschen Zeitung, die im Interesse der Whigpartei geführt wurde, beteiligte. Bald aber siedelte er nach Indiana über, wo er sich in Hancock County, zehn Meilen östlich von Indianapolis, niederließ, und die Landwirtschaft betrieb. Hier verheiratete er sich mit der Tochter eines alten Ansiedlers, gab die ungewohnte Beschäftigung in der Landwirtschaft jedoch bald wieder auf und zog 1836 nach Terre Haute. In dieser Stadt nahm er seinen ständigen Aufenthalt, wenn er auch in kurzen Unterbrechungen dieselbe einige Mal verließ. Einmal, als er im Jahre 1849, nach der Wahl von Taylor und Filmore, das Konsulat von Amsterdam kurze Zeit inne hatte. Das andere Mal, als er 1860 zum Staatsauditeur erwählt worden war und infolgedessen nach Indianapolis übersiedelte. Er hatte das Amt bis zum Jahre 1863 inne, also teilweise während unseres Bürgerkrieges, welcher den Beamten schwere Arbeit und Verantwortlichkeiten auferlegte. Dann zog er wieder nach Terre Haute zurück, welche Stadt ihm lieb geworden war und wo er seinen Mitbürgern in den verschiedensten Aemtern gedient hat. Er war in Terre Haute Friedensrichter, County Auditeur und wiederholt Bürgermeister derStadt. In den letzten Jahren seines Lebens war er als Rechtsanwalt tätig und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Untersuchung von Besitztiteln auf Grundeigentum. Als er am 25. Juli 1869 starb, trauerte die ganze Bürgerschaft um ihn und der Stadtrat nahm zu seinem Tode folgenden Beschluß an: „Lange war ein ungewöhnlicher Mensch, er war höchst gebildet, edel und gerecht. Im politischen Leben von großem Einfluß, machte er jeder Stellung Ehre, die er bekleidete. Im gesellschaftlichen Leben durch Umgänglichkeit und Urbanität ausgezeichnet, war er wohltätig und eine Stütze aller Armen und Unglücklichen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Friedrich Kapp läßt in seinem Buch über August Erich Bollmann diesen jüngeren Bollmann in Monongahela leb. n. Lewis Bollmann war dreimal verheiratet und hatte vier Kinder, von diesen leben noch zwei, Frau Julia Flemming und Frau Mary E. Richardson, die Gemahlin des Richters Robert E. Richardson in Evansville, Ind. Ein talentvoller Sohn, Chas. Harvey Bollmann, starb schon in seinem zwanzigsten Jahre in Georgia, wohin er vom Smithsonian Institute geschickt worden war. Als Naturforscher hatte er sich Myriapodae (Tausendfüßler) zur Erforschung auserwählt.

Betrachtungen über die Frage der Einwanderungs-Verteilung.

Von W. Heynacher, Aberdeen, S. D.



ie Verteilung der Einwanderer hängt eng mit der Besiedelung unseres Landes zusammen. Könnten wir heute mit Erfolg freie, unbebaute Länderstrecken durch Einwanderer besiedeln und denselben eine annehmbare Heimat schaffen, so würden wir der Lösung der Einwanderung-Verteilungsfrage um einen bedeutenden Schritt näher gekommen sein und könnten wenigstens einen beträchtlichen Teil der Einwanderung in gute Bahnen lenken.

Die Vereinigten Staaten sind heute nicht mehr imstande, den eigenen Bedarf an Fleisch zu decken. Die Preise für Fleisch- und Molkereiprodukte steigen seit einen Jahrzehnt mit der Zuverlässigkeit des Kurswechsels. In anbetracht der schnellen Bevölkerungszunahme unseres Landes sollte der amerikanische Farmer daher vom Körnerbau zur Viehwirtschaft übergehen. Da nun aber die Viehwirtschaft, im Großen betrieben, eine sehr teure und noch dazu schwer zu werbende Anzahl Hilfskräfte erfordert, so wird nach der heutigen Lage der Verhältnisse vorerst wohl die Kleinfarmerei das Vorteilhafteste sein. Die Vereinigten Staaten sind daher zur Zeit in der Lage, sich einen Kleinbauernstaat zu schaffen, der noch immer das Lebensmark jeglichen Staatengebildes war und den zu erhalten die größte Aufgabe der bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten gewesen ist. —

Heute zählt der größte Teil unserer Einwanderer noch zur Landbevölkerung. Wie lange dieser Zustand aber anhalten wird, weiß man nicht; sicher ist indes, daß dieser Strom aus den öſtreichiſch-ungariſchen und russischen Dörfern einmal versiegen wird, und daß dann wahrscheinlich eine Einwanderung aus den europäischen Industrieländern einsetzt, die nichts von der Landwirtschaft versteht noch wissen will; wohingegen es das Ideal des heutigen Einwanderers ist, einmal einen eigenen kleinen Hof zu besitzen.

Was wird nun in den Vereinigten Staaten getan, um den wichtigsten aller Stände, den Kleingrundbesitzer-Stand, zu fördern, und was tut man, um aus den eingewanderten Landarbeitern diesen so wichtigen und wünschenswerten Kleingrundbesitzer zu machen? — —

Für die einwandernden Landarbeiter kommen folgende Ländereien in Frage:

1.) Staatliche Ländereien.

2.) Ländereien, die sich in privatem Besitz befinden.

Unter staatlichen Ländereien haben wir zu unterscheiden: Ländereien, die der Union direkt unterstehen, und Ländereien, die die Einzelstaaten besitzen. Da der weitaus größte Teil der in Betracht kommenden Länderstrecken der Vereinigten Staaten-Regierung untersteht, so kommen hauptsächlich nur letztere in Betracht. Die Besiedelung dieser Ländereien geschieht noch heute nach dem aus den Pioniertagen stammenden Heimstätten-Gesetz. Dieses Gesetz ist durch die Einführung der modernen Verkehrs- und Landbearbeitungsmittel völlig veraltet und bewirkt nebenbei noch das gerade Gegenteil, was die damaligen Gesetzgeber bezweckten. Anstatt daß dieses Gesetz dem Unbemittelten ein Heim gibt und aus ihm den unabhängigen Kleingrundbesitzer macht, nimmt es heute dem Ansiedler, der sich unter dem Schutz dieses Gesetzes auf dem Lande ansiedelt, alles, was er besessen und in den meisten Fällen auch noch die durch große Opfer erworbene Heimstätte selbst. Man wird erstaunt fragen, wie es denn möglich ist, daß ein solches, die Allgemeinheit schädigendes Gesetz noch immer zu Recht bestehen kann? — — Die Antwort lautet: 1.) Sagt die jetzige Fassung des Heimstättengesetzes den Eisenbahngesellschaften ausgezeichnet zu und 2.) ist es ganz im Interesse der großen Reihe aller Arten von Grundeigentums-Spekulanten und Geldverleihern.

Wie fein die obengenannten Kreise das Heimstättengesetz für ihre Zwecke auszunützen verstehen, beweisen die verschiedenen, während der letzten Jahre vom Kongreß erlassenen Landeröffnungs-Gesetze. In Frage kommen hierbei meist die Indianer-Reservationen unserer westlichen Staaten, und man kann ruhig behaupten, daß der Name Uncle Sams auf die schmählichste

Weise ausgenutzt wurde, um diese ergiebigen Fischzüge in den Taschen des kleinen Sparers im Osten zu decken. Zunächst wurde dafür gesorgt, daß die verschiedenen Reservationen nicht auf einmal als Ganzes dem Ansiedler eröffnet wurden. Es wurden nur gewisse Teilstücke zurZeit eröffnet, um nach Verlauf einiger Jahre in derselben Gegend wieder einen anderen Teil zu eröffnen. Das Gesetz bestimmt ferner, daß jede Person, die auf eine solche Heimstätte reflektiert, diese Absicht in eigener Person in einer der näher bestimmten, westlichen Regierungs = Landoffices schriftlich niederzulegen hat. Nach diesem wichtigen Akt(?), der ebenso einfach brieflich hätte geschehen können, darf der Applikant wieder nach Hause fahren und warten, bis die Behörde ihm schreibt, daß er an dem und dem Tage wiederkommen darf, um sich sein Stück Land auszusuchen. Letzteres geschieht aber nur in den seltensten Fällen, denn sobald der Kongreß einGesetz für die Eröffnung gewisser Länderstrecken angenommen hat, sorgen die in jenen Gegenden interessierten Eisenbahngesellschaften durch eine riesige Reklame dafür, daß die Applikationen das Vielfache der freigegebenen Heimstätten übersteigen. Die Entscheidung der Landverteilung trifft eine öffentliche, im Namen der Regierung abgehaltene Verlosung.

Was dieser anscheinend harmlose Geschäftsgang aber in Wirklichkeit für die Bahnen bedeutet, das zeigen folgende Zahlen recht anschaulich: Die meisten Landeröffnungen waren in den letzten Jahren in westlichen Staaten. Muß also ein Applikant zu diesem Zweck von New York City nach Bismarck, Nord=Dakota, reisen, so muß er 1738 Meilen zweimal durchfahren, und zwar nur zu dem Zweck, um seine Applikation der Landoffice zu Füßen zu legen. Da es aber schon vorgekommen ist, daß über 85,000 — fünfundachtzigtausend — Applikanten die Reise zu den Regierungsorten einer einzigen Landeröffnung gemacht haben, so kann man leicht ausrechnen, woher dies große Interesse der Bahngesellschaften für eine solche Fassung des Heimstättengesetzes kommt. —

Am schlimmsten sind jetzt aber die glücklichen Gewinner und das Land selber daran; da die weitaus meisten der ersteren sich goldene Berge versprechen, aber nichts von der Landwirtschaft verstehen, so verlieren dieselben bald ihr bißchen Hab und Gut, das sie mitbrachten. Um sich über Wasser zu halten, muß geborgt oder gar die Heimstätte verkauft werden. Dies ist der Zeitpunkt, auf den die Spekulanten warten. Da Geld aber nicht unter 10 Prozent, meistens aber nur zu 12 Prozent und 13 Prozent, zu haben ist, so dauert es niemals lange, bis die Heimstätte in den meisten Fällen auch verloren ist. — Das Schlimme dieses Systems liegt darin, daß auch die wenigen Landwirte von Beruf unter diesen Zuständen leiden und es ohne größere Barmittel keinem möglich ist, nennenswerte Erfolge zu erzielen. Aber auch die in Frage kommenden Gegenden leiden unter diesem System, indem sie ungerechtfertigter Weise in Verruf geraten und so den wirklichen Kulturpionier abschrecken. Kommen jetzt zufälligerweise noch einige Fehlernten hinzu, so verlassen die meisten dieser Ansiedler ihr Land, lassen einfach alles im Stich, und die Heimstätten fallen für ein Spottgeld in die Hände der Hypothekeneigner oder sonstiger Spekulanten, die derartige Ländereien jahrelang brach liegen lassen müssen.

Ich habe den Verlauf der ersten Besiedelung von Regierungsländereien absichtlich eingehend geschildert, um darzutun, daß diese Mißstände beseitigt werden müssen, ehe man an eine großzügige und gedeihliche Verteilung unserer ländlichen Einwanderung denken kann. Sieht es schon derart traurig mit der Besiedelung der Regierungsländereien aus, so ist es kaum zu erwarten, daß die Verhältnisse auf den in Privatbesitz befindlichen Ländereien sonderlich besser seien.

Die der Besiedelung offenen Ländereien, in Besitz von Privatinteressen, kann man in der Hauptsache auf folgende Ursprünge zurückführen:

1) Ländereien, die unseren großen Bahngesellschaften gehörten oder noch gehören.

2) Ländereien, die aus den Händen der großen Holzinteressen stammen.

Die Besiedelungsmethoden dieser beiden Landbesitzer sind meist folgendermaßen: Betrachten wir zum Beispiel die Ländereien des Holztrusts. Nach Abholzung genügend großer Länderstrecken

gründet der Trust unter irgend einem Namen eine selbständige Landverkaufs-Gesellschaft. Diese Firma geht jetzt nicht etwa, wie es für das Wohl des Landes am geeignetsten wäre, an die Arbeit zur rationellen Besiedelung und Urbarmachung dieses Landes, sondern die Landverkaufs-Gesellschaft ist nur ins Leben gerufen worden, um diese Ländereien an Engros-Grundeigentumshändler zu verkaufen. Letztere schlagen natürlich einen guten Profit pro Acker darauf und verkaufen die Ländereien in Parzellen an die kleineren Landverkäufer, die dann schließlich das Land in kleinen Stücken unter das Publikum bringen müssen. Natürlich ist unter diesen Umständen der Ansiedler noch schlimmer daran, als unter den Siedelungsbedingungen der Regierungsländereien. Wir stehen heute vor der Tatsache, daß der unbemittelte amerikanische Landarbeiter sich keinen Hof mehr erwerben kann, und die Vereinigten Staaten keinen Nachschub, geschweige denn eine Vermehrung der so wichtigen selbständigen kleinen Landbesitzer zu erwarten haben. Die großen Geldinteressen, wie der Fleischtrust, gehen mit ihrem Kapital lieber nach Süd-Amerika und gründen dort nach altem System große Viehranches, als daß sie ihre Gelder dem kleinen Manne im eigenen Lande zur Verfügung stellen, um damit eine rationelle Viehwirtschaft auf kleinen Farmen ins Leben zu rufen. Täten sie es, so würde auf diese Weise nicht nur ebensoviel und besseres Fleisch gezüchtet werden, sondern man würde auch all das Geld zu Hause behalten und das eigene Land zur Blüte bringen.

Wie aus dem Obigem ersichtlich, muß nach dem heutigen Stande der Dinge die Besiedelung der noch freien Länderstrecken aus zwei Gründen versagen: 1) infolge der Ansiedelung von meist der Landwirtschaft unkundigem Menschenmaterial und 2), was nebenbei gesagt, der Hauptgrund ist, infolge des Fehlens eines geeigneten Kreditsystems für den Kleinbesitzer in den Vereinigten Staaten.

Es ist nicht eher an eine gedeihliche Verteilung der ländlichen Einwanderung auf die vielen, noch freien Länderstrecken zu denken, ehe nicht die verschiedenen Staaten oder die Union selbst an die Schaffung eines weitgehenden Kreditsystems für den Kleinbesitzer herantreten.

Will heutzutage ein Einwanderer sich irgendwo in den Vereinigten Staaten einen eigenen Hof gründen, so muß er, sei es auf Regierungs- oder Privatland, einen gefüllten Geldbeutel mitbringen. Denn sobald der neue Ansiedler an seinem Bestimmungsorte anlangt, muß er dem Landbesitzer eine genügende Anzahlung machen, er muß seine Baumaterialien bezahlen, seine Farmgerätschaften und sein Vieh kaufen. Ein jeder will an dem neuen Ankömmling verdienen.... Anstatt daß man dieser neuen Kraft auf die Beine hilft, ihm unter die Arme greift, daß er möglichst bald in eine verdienende Lage gebracht wird.... wird der neue Ansiedler kurzsichtigerweise als Milchkuh behandelt, an die sich jeder herandrängt, und der Weg zum Erfolg wird ihm nicht nur erschwert, sondern häufig genug völlig abgeschnitten, zum Schaden der einzelnen Gemeinwesen im besonderen und der in Betracht kommenden Staaten im allgemeinen.

Um wie viel anders behandelt schon Kanada seine neuen Ansiedler. — Im Bereiche der Canadian Pacific Railway zum Beispiel braucht ein Siedler nur 5 Prozent des Kaufpreises des Landes und die nötigsten Ackergeräte und Vieh zu haben, und die Gesellschaft leiht ihm auf 160 Acker Farmland für 20 Jahre unter leichten Bedingungen $2000 zur Errichtung seiner Gebäude und sonstigen Verbesserungen. Will der Ansiedler sich noch besseres oder mehr Vieh anschaffen, so kann er unter denselben Bedingungen nochmals $1000.00 für letzteren Zweck erhalten.

Wollen wir an die Aufgabe einer zweckmäßigen Verteilung der Einwanderung in unsere noch freien ländlichen Distrikte gehen, so müssen wir zunächst für die Schaffung eines liberalen Kreditsystems sorgen, weil 95 Prozent aller einwandernden Landarbeiter ihr Leben lang als Scharwerker oder Tagelöhner auf den europäischen Gütern gearbeitet haben und dabei nichts erübrigen konnten. Diese Art Leute bringen den Vereinigten Staaten nur das Aktivum eines Lebens, das gewohnt ist, Tag aus Tag ein 16 Stunden unermüdlich auf dem Lande zu arbeiten. Sicherlich ein Kapital, daß nach amerikanischen Begriffen $5000

wert ist. Werden wir dies Kapital ausnützen oder werden wir gestatten, daß es auch weiterhin in den Fabrik- und Minenzentren verkümmert? Oder sollen sie uns nach Ländern mit weitsichtigeren Regierungen entführt werden?

Zum Schluß will ich noch in kurzen Zügen darlegen, was in den Vereinigten Staaten zunächst zu tun wäre, um die großen, noch freien Länderstrecken zu besiedeln und um der Siedelungspolitik Kanadas erfolgreich entgegenzutreten. Das anzulegende Kapital kann sich dabei zwischen 6 und 9 Prozent verzinsen und kann um 50 Prozent des Wertes des Anlagekapitals gesteigert werden. (Eine eingehende Beweisführung dieser Behauptung würde hier zu weit führen, doch bin ich gerne bereit, jedem Interessierten die Richtigkeit derselben privatim zu übermitteln.)

Zunächst hat man geeignete Ländereien für diesen Zweck bereit zu stellen und für genügendes Kapital zu sorgen, das stets zur Verfügung ist. Wie schon oben erwähnt, sind 95 Prozent aller eingewanderten Landarbeiter so gut wie mittellos. Nach eingehender Erkundigung über Herkunft und Beruf würde man die geeigneten Einwanderer auf die bereitgestellten Ländereien verteilen. Hier angekommen hat man dem Einwanderer eine völlig eingerichtete, mit Ackergerätschaften und Vieh versehene 160-Acker-Farm anzuweisen. Der Ansiedler verpflichtet sich kontraktlich, die Farm auf eine Anzahl von Jahren, nach genauer Angabe und unter Beaufsichtigung eines Farmexperten der betreffenden Gegend, zu bearbeiten. Die Abzahlungsbedingungen sind so günstig wie möglich zu gestalten und sollten sich in möglichst liberaler Weise an die Einnahme-Ergebnisse der verschiedenen Jahre anlehnen.

Sollte dem Privatkapital der Vereinigten Staaten diese Verzinsung einer derart sicheren Anlage zu gering sein, so müßte man versuchen, die Regierung der in Betracht kommenden ackerbautreibenden Staaten zu veranlassen, staatliche Anleihen auszugeben, um die nötigen Kapitalien aufzubringen. Aber es ist nicht einzusehen, warum unsere großen nationalen Geldinteressen nicht dasselbe und noch mehr für die Entwickelung unseres Landes tun könnten, als Kanada für seine, in einer viel ungünstigeren Zone belegenen Länderstrecken tut?—



Der Kaiser und die Deutschen.

2.

Stimmen urteilsfähiger deutscher Männer.



Die Carnegie-Umschmeichler und die Leisetreter in Berlin sind zornig geworden. Die Artikelserie „Der Kaiser und die Amerikaner" ist den Herrschaften auf die Nerven gefallen. Jetzt wollen sie sich rächen und haben ein Kesseltreiben auf den „Deutschen Kulturträger" eröffnet. Die ganze Sache wäre geeignet gewesen, uns Angst und Schrecken einzujagen, wenn sie nicht von dem erlösenden Moment eines überwältigend wirkenden unfreiwilligen Humors begleitet wäre. — Schreibt da ein patriotischer Ehrenmann: „Wie kommen Sie überhaupt dazu, Ihre Zeitschrift „Der Deutsche Kulturträger" zu nennen? — Sie sind ja gar kein Deutscher, Sie sind ja ein damned Yankee! Kommen Sie doch erst einmal nach Deutschland, dann wollen wir Ihnen deutsche Kultur beibringen und zwar auf spanische Weise, besonders unter Mitwirkung eines spanischen

Rohrs.“ Schade nur, daß der Brave seinen Namen zu nennen vergessen hat. Wir kalkulieren indes, daß der Ehrenmann sicher nicht an uns geschrieben haben würde, wenn er den „Deutschen Kulturträger“ nicht zu Gesicht bekommen und sich über ihn geärgert hätte. Daraus folgern wir, daß unser Freund uns noch einmal durch einen Blick beehren wird und, auf diese Möglichkeit bauend, richten wir die Bitte an ihn, die Liebenswürdigkeit zu haben und uns seine Adresse zu übermitteln. Wir werden dann unter keinen Umständen verfehlen, seinen Rat zu befolgen und umgehend nach Deutschland reisen, um deutsche Kultur zu „genießen“. — Ein anderer Braver gebraucht in seinem ebenfalls anonymen Schreiben die liebliche Anrede: „Sie verkappter Judenlümmel!“ und verspricht dann, dafür sorgen zu wollen, daß der „Deutsche Kulturträger“ in deutsch-völkischen Kreisen einem Zwecke dienen soll, den ich hier nicht näher bezeichnen darf. — Es versteht sich wohl von selbst, daß dieser Mensch den deutsch-völkischen Kreisen, in denen man den Herausgeber des Kulturträger sehr gut kennt, vollkommen fern steht; schon der in seinem Briefe zum Ausdruck gekommene sittliche Tiefstand bezeugt dies durchaus klar, denn die Männer in deutsch-völkischen Kreisen besitzen durchweg mehr Lebensart, als der anonyme Briefschreiber. Ein vornehmer deutscher Mann schreibt vor allen Dingen keine anonymen Briefe. Wer sowas tut, kennzeichnet sich von vornherein als L u m p. — Sogar ein in den Vereinigten Staaten wirkender deutscher Konsular-Beamter hat sich und seine Dienstvorschriften soweit vergessen, daß er öffentlich erklärte, e r w e r d e g e g e n d i e V e r b r e i t u n g d e s „D e u t s c h e n K u l t u r t r ä g e r“ a g i t i e r e n. Wir könnten den Mann hier nennen, wollen es aber in seinem eigenen Interesse nicht tun, denn ein fremdländischer Beamter, der sich der Agitation gegen eine im Lande erscheinende Zeitschrift oder gegen sonst ein legales Geschäft zu schulden kommen läßt, darf sich auf seine Abberufung vorbereiten. — Wir hoffen, daß der betreffende Herr hiervon gebührend Notiz nehmen und sich danach richten wird. — —

„Der Deutsche Kulturträger“ ist seit dem Tage seines Erscheinens unentwegt für Wahrheit und Recht eingetreten und besonders hat er es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, darauf hinzuweisen, daß es Pflicht sei, den Deutschen Kaiser vor der Berührung mit Leuten von defekter Ehre zu bewahren. Wir verstehen es, daß gewisse Leute darüber in Zorn gerieten, denn wenn der Kaiser die Wahrheit erfährt über alle jene Amerikaner, die nicht würdig waren, von ihm empfangen zu werden und doch Zutritt bei Hofe erhielten, dann dürfte es manchem Hofbeamten warm werden. Und der Kaiser scheint in der Tat die Wahrheit erfahren zu haben. Bei dieser Gelegenheit hob der „Kulturträger“ wiederholt hervor, daß ehrliche deutsche Männer das Ohr des Kaisers nicht erreichen könnten und der Kaiser darum in Unwissenheit über die wahren Bedürfnisse des Volkes lebe. Auch dies wurde von manchen beanstandet und sogar von Männern, denen wir keine hämischen Absichten zutrauen können. Wie gut wir aber unterrichtet waren, wollen wir sofort nachweisen. —

Die Schriftleitung der im Verlage von Eugen Diederichs zu Jena erscheinenden „Sozial-religiösen Monatsschrift für deutsche Kultur: Die Tat“, erließ vor mehreren Monaten an hervorragende Männer des In- und Auslandes eine Umfrage über die Persönlichkeit Kaiser Wilhelm II., um „ein möglichst unbefangenes Bild zu geben, ein Bild, wie es sich in ehrlich und aufrecht denkenden Köpfen frei von byzantinischer Liebedienerei wie von parteiischer Voreingenommenheit zeichnet.“

Wir wollen hier die Antworten einiger hervorragender deutscher Männer wiedergeben. Der Schriftsteller H e i n r i c h D r i e s m a n n s schreibt:

„Die Kulturbewegung des Deutschen Reiches hat um die Wende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingesetzt. Bis dahin waren aller Interessen von den großpolitischen Haupt- und Staatsaktionen Bismarcks absorbiert worden, und aller Augen, ob enthusiasmierten, ob feindlichen Blicks, wie hypnotisiert auf den großen Staatsmann gerichtet. Kulturkampf und Sozialistenzwang hießen die beiden Angelpunkte, um die sich die innere deutsche Sozial- und Kulturpolitik der siebziger und achtziger Jahre gedreht. Indessen, der Kulturkampf wurde durch die Nach-

giebigkeit der Regierung beigelegt, und nach Abgang des alten Kanzlers erfolgte als erste hochpolitische Regierungstat des jungen Kaisers die Aufhebung des Sozialistengesetzes. Wie eine neue Flut ergoß es sich danach über die deutschen Lande. Ueberall kam soziales Leben und Bewegung in die stagnierenden Massen auch des mittleren Bürgertums, der gebildeten Klassen der Gesellschaft, der wissenschaftlichen Kreise, der Intellektuellen Aestheten. Die freigegebene sozialistische Bewegung der arbeitenden Bevölkerung weckte das soziale Empfinden in den oberen Ständen, und eine bis dahin nicht gekannte soziale Wirksamkeit und Werktätigkeit setzte ein. Unter dem langjährigen Druck politischer Vergewaltigung, unter einer Machtpolitik, die im Bunde mit hybridischer Uebersättigung eine verhängnisvolle chauvinistische Selbstüberschätzung erzeugt hatte, wie eine solche aller nationalen Kräfte und Fähigkeiten, war inzwischen eine ethische Bewegung rege geworden, die dem Deutschen das Gewissen schärfen und die rechte sittlich und sozial verpflichtende Stellung zu seinen Mitbürgern, seinem Volkstum und dem nationalen Verbande, dem Staat, zurückgewinnen wollte. Diese anfangs etwas rationalistisch-moralisierende und oft verstiegene Richtung, welche in einem neuen Wahrheits- und Gerechtigkeitsfanatismus ihre doktrinäre Lyrik auch auf Kosten der nationalen Kraft und Existenz, auf übernationaler Basis durchzusetzen strebte, erhielt eine Vertiefung durch die sozial-religiösen Bestrebungen eines Egidy, Naumann u. a., welche zugleich mit ihr in die Erscheinung traten und eine starke religiös- und sozialreformerische Bewegung in den gebildeten Kreisen auslösten. Es war ein Appell an das persönliche Wollen jedes einzelnen, aus dem heraus allein menschenwürdige und dem Kulturbewußtsein unserer Zeit gemäße soziale und gesellschaftliche Einrichtungen geschaffen werden könnten, um neuem höherwertigen Menschentum Leben und Spielraum zu geben. Der Zug der ethischen Bewegung hatte sich ins Pädagogisch-Schulmeisterliche verlaufen; der auf die Weckung des persönlichen Wollens gerichtete ging ins Große und Größere als ein ungeheurer Aufruf aller Willensimpulse und auslösbaren Kulturkräfte im deutschen Volkstum. Und als Niederschl[ag] dieses Appells entfaltete sich in der Folge ei[ne] fieberhafte reformerische Betriebsamkeit auf all[en] Kulturgebieten, welche überall in der Forderun[g] einer Rückkehr zum Einfachen und Natürlich[en] ausklang, zur Gewinnung der inneren wie d[er] äußeren „Linie" eines großzügigen, d[er] Bestimmung jeder Erscheinung und „Kulturta[t]" angemessenen Lebensstiles. Inzwischen aber hat sich die sozialistische Bewegung zu einem meh[r] und mehr bedrohlichen Unfug ausgewachsen, un[d] die Intellektuellen aus den bürgerlichen Reihe[n], wenn nicht parteipolitisch, so doch ideell si[ch] angegliedert. Durch ihr Zusammengehen m[it] dem Zentrum war sie zu einer verhängnis[voll] schwangeren Macht geworden, welche nicht nur d[ie] Politik der Regierung Schritt für Schritt hemmt[e], sondern auch unseren deutschen Kulturstand, d[ie] Grundlagen unseres sozial-religiösen und gesel[l]schaftlichen Lebens ernstlich gefährdete. Da zeig[te] der Dresdener Parteitag der Sozialisten, der m[it] den sogenannten Revisionisten aufräumte, de[n] bürgerlichen Elementen, wessen sie sich von dies[er] Bewegung zu versehen hatten, und die Neuwahle[n] im Frühjahr 1907 brachten den Sozialisten i[m] Reichstag die Antwort auf das rigorose Vorgehe[n] gegen die Intellektuellen in ihren Reihen. D[er] sozialistisch-ultramontane Bann, der bis dahi[n] über der deutschen Politik und Kultur gelegen war für eine Weile gebrochen, und dieses Ergebni[s] zeitigte eine Wendung unserer gesamte[n] politischen und kulturellen Entwicklung, dere[n] Tragweite noch nicht genügend eingeschätzt [zu] werden pflegt. Seit der Aufhebung des Sozia[li]stengesetzes hatte eine wachsende oppositionell[e] Stimmung in allen Volksschichten gegen di[e] Regierung und ihre Kreise um sich gegriffen, welche, aus Furcht vor dem Sozialismus gege[n] alle reformerischen und freiheitlichen Kultur[-] bestrebungen mißtrauisch geworden, sich ablehnen[d] verhielt. Man suchte Rückhalt an Orthodox[ie] und Ultramontanismus, um sich der drohende[n] sozialistischen Gefahr zu erwehren, und di[e] sozialistische Bewegung zog dafür die Intelligenz[en] und fortschrittlichen Geister, die Denker- un[d] Dichterkräfte des deutschen Volkstums imme[r] mehr aus den Reihen der Konservativen un[d] Rechtsliberalen auf die linksliberale und radikal[e]

Seite hinüber. Das schien damals mit einem Schlage anders werden zu sollen. Die Regierung konnte freier aufatmen und erwies sich von dem Augenblick an reformfreundlicher. Der katholisierende Kultusminister Studt und sein Ministerialdirektor, der Schuldespot, Althoff, mußten gehen, und Bülow schweißte aus Konservativen und Liberalen den vielberufenen „nationalen Block" für die Regierungspolitik zusammen, welcher der inneren deutschen Kulturbewegung neue verheißungsvollere Aussichten und eine wenn auch noch so ferne Perspektive in eine wahrhaft deutsche Zukunft zu eröffnen schien.

Diese politische Wetterwende vom Frühjahr 1907 schloß die erste Regierungsperiode Wilhelm II. ab, welche wir von der Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 an datieren. Der Kaiser hatte es bis dahin nicht verstanden, Fühlung mit seinem Volke zu gewinnen, und andauernd Männer in die höchsten leitenden Stellungen berufen, die einer freiheitlichen Kulturentwicklung auf sozial-religiöser Grundlage entgegenstanden, diese zu hemmen und das Leben des deutschen Volkes in reaktionäre Verhältnisse zurückzuzwingen suchten. Diese Männer wurden dem Monarchen, einer um den anderen, vom Volkswillen wieder abgerungen. Sie hatten sein Vertrauen durch die Besorgnis vor der sozialistischen Gefahr gewonnen, und die oppositionelle Haltung aller liberalen Elemente ließ den Kaiser sich auch nur wieder um so hartnäckiger auf eine reaktionäre Politik versteifen, der, nachdem er die Parole ausgegeben: sic volo, sic jubeo — auch nicht den Anschein erwecken wollte, als ob er sich jeder vox populi beugte. Gleichwohl aber konnte er keine seiner Stützen der Staatsordnung auf die Dauer halten, wie er auch immer desselben Geistes Kinder um sich berief. So sah denn auch die Folgezeit die Frucht des hochpolitischen Jahres 1907, welches die erste Periode der kaiserlichen Regierung zum Abschluß und zugleich die erste positive Leistung nationaler Politik gebracht hatte, die das Schlepptau des Zentrums gekappt und die Sozialisten an die Wand geworfen, um damit eine neue Periode kaiserlicher Politik zu eröffnen, wieder in nichts verfließen. Die alten Vertrauensmänner Wilhelms II., dieselben Geister, kehrten in die Ministerien wie in seine Umgebung zurück; und der jüngste Fall des Pächters von Cadinen zeigte im Kleinen, daß er in allen Dingen, im Kleinen wie im Großen, noch so schlecht „umraten" und unorientiert über die wahren Verhältnisse in seinem Volke bis auf den heutigen Tag geblieben ist, wie zu Anfang seiner Regierung. Statt daß, wie man damals, besonders nach den Novembertagen von 1908 (Daily Telegraph-Artikel) erhofft und erwartet hatte, der Kaiser sich von den verbrauchten Juristen und Generälen endlich den Vertrauensmännern des Volkes, den gegenwärtigen Trägern wahrhafter deutscher Kultur, den geborenen Führernaturen des deutschen Volkes zuwenden werde, mit denen bisher weder der Monarch noch seine Minister jemals ernste Fühlung gesucht haben. Dieser kaiserliche Kurs hat abgewirtschaftet und ist auf dem Punkte angelangt, wo es auf dem alten Wege nicht weitergeht, weil er sich als eine Sackgasse erweist. Man hat die wahrhaften Kulturforderungen unseres Volkes, man hat sein tieferes Kulturbewußtsein für nichts geachtet — aber, so spricht einer der deutschesten Männer aus dem vorigen Jahrhundert: „Wahrheit nicht achten ist für die Nichtachtenden tötend: sie sterben an diesem Vorübergehen, und daß sie sterben ist für das Vaterland ein Gewinn." Dies Wort Paul de Lagardes, daß wir hier natürlich mehr auf die Wahl seiner Umgebung als auf die Person des Monarchen angewendet wissen wollen, hat sich selten so bewährt wie in der kaiserlichen Regierungspolitik, und Lagarde, dem eine wahrhaft deutsche Politik wie wenig anderen am Herzen gelegen, dürfte in der Folge die Forderungen seiner „Deutschen Schriften" doch allmählich in Erfüllung gehen sehen, nach seinem Wort vom Sterben der Nichtachtenden



und Vorübergehenden und der Heraufkunft der Wahrhaftigen und Achtenden, die das ewige Leben und die Zukunft gewinnen.

Damit erledigt sich die Frage, ob Kaiser Wilhelm II. die richtigen Leute als Ratgeber und Minister wählt. Dem gegenwärtigen Kanzler von Bethmann-Hollweg soll indessen hier nicht zu nahe getreten werden. Diese Wahl war immer noch „besser als eine andere". Bethmann-Hollweg hat durch seine nüchterne Politik des passiven Widerstandes in „gottgewollten Abhängigkeiten" wenigstens eine gewisse Stetigkeit in die deutsche Regierung gebracht. Was sein kaiserlicher Herr an richtigen politischen Instinkten für eine großzügige und fruchtbare Auslandpolitik vermissen läßt in seinem leicht romantischen Ueberschwang, das ersetzt und gleicht der Kanzler durch die unerschütterliche Ruhe seines sachlichen Denkens aus, mit dem er im Innern einen Heydebrand und Hertling unschädlich gemacht und nach außen die gefährlichen Spannungen mit England wie in der Folge mit Rußland glücklich gelöst hat. Diese Wahl des Kaisers scheint uns also — wenn wir uns immer noch pessimistisch ausdrücken wollen— doch das kleinere und kleinste von allen möglichen Uebeln gewesen zu sein, bei dem offenkundigen Mangel an geborenen Führernaturen der aristokratischen Kreise überhaupt in diesen unseren Tagen. Die weitere Frage aber, ob der Kaiser einem vertieften nationalen Denken nahe steht, das von allen Aeußerlichkeiten absieht und die inneren Kräfte der Nation zu entfalten sucht, muß mit unbedingtem Nein beantwortet und kann leider geradezu in umgekehrtem Sinne bejaht werden, nämlich dahin, daß der Kaiser einem vertieften nationalen Denken denkbar fern steht und eher von allen Innerlichkeiten absieht, um nur und fast allein die äußeren Kräfte der Nation zu entfalten. Macht- und Prunkentfaltung sind die Angelpunkte, um die sein nationales Interesse sich bewegt und mit denen er diesem zu dienen glaubt. Auf sozialem Gebiete hat er bei seinem Regierungsantritt wohl die Arbeiterfrage in den Vordergrund seiner Politik gestellt, in der Folge aber die bekannte „Zuchthausrede" gehalten. Auf künstlerischem Gebiete kennen wir seine Vorliebe für Sieges- und Ahnenbilder in Begasschem und Wernerschem Rauschstil; für die intimere Kunst eines Klinger, Böcklin, Thoma, Leibl aber zeigte er kein Auge. Auf religiösem Gebiete endlich hat er zwar vor einem Jahrzehnt die „Weiterbildung der Religion" befürwortet, in unseren Tagen aber die Fälle Jatho und Traub geschehen lassen, die das Volksempfinden so tief verletzten, und auch nicht ein versöhnliches Wort für diese Opfer gefunden. Und wie hätte der Kaiser sich damit die Herzen des Volkes gewinnen können! Welche dankbare Gelegenheit ist versäumt worden! Wie zündend würde ein einziges solches Wort in diesem Augenblick gewirkt haben und welche ungeheuren Sympathien ihm zugetragen! Das ist ein besonderes Verhängnis dieses Monarchen, daß er so oft zur unrechten Zeit das Wort ergreift, aber zur rechten Zeit es nicht findet. Wohl hat der Kaiser gelegentlich, wie auf sozialem, religiösem und auch auf pädagogischem Gebiete, so in der Schulkonferenz von 1890 einen edlen, hilfreichen und guten Willensimpuls verraten, ohne indessen — aus einer gewissen ungeduldigen Ueberhastung — das ruhige Auswirken eines Unternehmens abwarten zu können und in der Folge die zähe fanatische Energie und Konsequenz zu zeigen, welche sich selbst beim Worte nimmt und durchhält. Das mag zum Teil Schuld seiner ihn mißratenden Umgebung sein — und in welchen Händen er zeitweilig war, hat der Fall Eulenburg zur Genüge aufgedeckt; zum anderen Teil aber ist es Schuld seines Charakters, ein Charakterfehler, in dem er bedenklich an seinen Großoheim Friedrich Wilhem IV. erinnert.

Das Verhältnis des Kaisers zu den Wissenschaften hat neuerdings in der „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft" greifbare Gestalt gewonnen, welche gelegentlich der Jahrhundertfeier der Berliner Universität 1910 auf seine Anregung gegründet und von Harnack nach ursprünglich Wilhelm von Humboldtschen Ideen ausgebaut worden als ein Bindeglied zwischen wissenschaftlicher Lehre und Leben, Forschung und wirtschaftlicher Praxis. Der Professorenaustausch mit Amerika war gewiß eine der glück-

lichsten und großzügigsten Ideen des Kaisers, wie kein anderer Monarch sie kennt, und in solchen völkerverbindenden Impulsen leuchtet er allen voran. Im Grunde aber ist auch dieser Zug, so bedeutsam und dankbar er zu begrüßen, doch nur ein geistiger „Zug nach dem Westen", eine andere Art Amerikanismus. Und von diesem kaiserlichen Zug will uns ebenfalls die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" wieder ergriffen scheinen. Wie ihr Urheber allen Völkern der Welt Denkmäler stiftet, nach Amerika Friedrich den Großen, nach Norwegen Frithjof — *und nur für das deutsche Volkstum als solches noch kein Denkmal übrig gehabt hat; so schweift auch diese Gesellschaft üerall in die Ferne, während die Not unseres Volkes im Aufbau einer deutschen und germanischen Kultur doch so nahliegt.* Sie muß eine biologische Station in Rovigno an der Adria haben und gründet ein archäologisches Forschungsinstitut für islamitische Kultur, *ohne zu einem biologischen für deutschen Kulturaufbau Mittel und Wege zu zeitigen.* Sie findet so wenig wie ihr kaiserlicher Protektor ein Verhältnis zu ihrem Volke und dessen nächstliegenden Bedürfnissen und Nöten, seiner *Rassenbiologie* und *Rassenhygiene*, von der seine lebendige Zukunft bedingt wird. Dieser kaiserlischen Gesellschaft erscheinen noch immer *Tiefseebiologie* und *Archäologie* fremder Kulturwelten wichtiger und forschungswerter als die lebendige Biologie des eigenen Volkes, von dem das Wohl und Wehe der kommenden Generation abhängt.

Wilhelm II. hat kein rechtes Verhältnis zu seinem Volke gefunden — das ist das harte Urteil, welches über allen seinen übrigen hervorragenden Verdiensten um Handel und Wandel, um deutsche Pracht- und Machtentfaltung zur 25. Wiederkehr seines Regierungsantritts ausgesprochen werden muß. Seine wirklichen Verdienste sollen damit nicht geschmälert werden; allein um die Vertiefung des nationalen Denkens und die Entfaltung der inneren Kräfte der Nation hat er keine aufzuweisen. Er hat uns wohl den äußeren Frieden erhalten, aber den inneren Streit nicht gefriedet, den inneren Spannungen und Gegensätzen nicht zu einer fruchtbaren Auslösung verholfen in Hinwirkung auf seine Erhebung, Aufartung und Emporgestaltung unseres Volkstums und seines Kulturlebens. „Innere Abrüstung", wie Egidy gefordert, vom „Kulturkampf", und Neurüstung zum Kampf um die deutsche Zukunft, *zu dem der Kaiser der geborene Führer war!* Das macht aber, *weil er nie mit den eigentlichen Kulturträgern seines Volkes Fühlung gesucht*, sofern sie nicht gerade den Charakter von ordentlichen Professoren, Geheimräten oder Offizieren trugen. Wohl hat er englische, französische und amerikanische „Pressegeneräle" reichlich zu sich geladen und ausgezeichnet, aber keinem deutschen Kollegen als solchen wurde in dieser Eigenschaft dergleichen Ehre erwiesen. Die wahren Kulturträger eines Volkes aber sind seine Dichter, Denker und — Dichterdenker. Wann hat der Kaiser die Generation dieser seiner *Altersgenossen*, die mit ihm wuchsen und wurden und seine Regierungsperiode mit schaffen halfen, je zu sich gezogen, um den einen oder den anderen einmal persönlich zu hören, außer wo sie seine Ahnen in Dramen verherrlichen? Der einzige, der sich einer solchen Auszeichnung ohne diesen Beigeschmack erfreute, war wiederum ein Ausländer — H. S. Chamberlain. Ein Fürst findet aber allein das rechte Verhältnis zu seinem Volke in der Fühlung mit den schöpferischen Geistern der Nation, den Dichterdenkern und Kulturträgern, denn nur diese sind es, welche ihm vertieftes nationales Denken weisen und nahe bringen können, das von allen Aeußerlichkeiten absieht und die inneren Kräfte der Nation zu entfalten sucht. Hier liegen die *wahren Aufgaben des modernen Fürsten*, wenn seine Regierung nicht blos hohle Macht- und Prunkentfaltung bleiben, sondern fruchtbar in die Zukunft und das Kinderland seines Volkes wirken soll in der Aufartung, den Anstieg und Aufbau von Generationen, die einander kraftsteigernd die Hände reichen.

Darum müssen wir als vornehmste Aufgabe des modernen Fürsten seine biologische und menschenökonomische Aufgabe erachten in der Fürsorge und Arbeit an der Menschenwürdigung und Menschwerdung seines Volkes, in der Wahrung und Steigerung seiner schöpferischen Kräfte gegenüber dem Raubbau und Massenverbrauch, den Handel und Wandel, Industrie und Weltherrschaft mit dem modernen Menschen treiben. Der Fürst gibt seiner Zeit das typische Gepräge, alles stimmt sich unbewußt auf ihn, ob Freund oder Feind, beide unterliegen einem gleichen Zwang, dem sie sich nicht entziehen können, und färben für und wider Willen an dem Fürstentypus ab. Der Fürst hebt dergestalt einen bestimmten Typus heraus, gleichsam als oberster „Zuchtherr" seines Volkes, den er begünstigt, und es ist in seine Hand gegeben, ob er sein Volk in einen fruchtbaren schöpferischen Typus, oder nur in einen unproduktiven bürokratischen und akademischen Höflingstypus hineinzüchten will. An diesem Scheideweg hat Wilhelm II. versagt. Es ist nicht der wahrhafte schöpferische Typus, der von ihm begünstigt worden. Dieser hat sich vielmehr, wo er emporkam, revolutionär und gewaltsam gegen die kaiserlichen Neigungen und Ansprüche behaupten und durchsetzen müssen; und waren einmal solche schöpferischen Kräfte in den allerhöchsten Bannkreis gezogen worden, da wurden sie alsbald byzantinisch mißbraucht und in der inneren Linie ihrer Natur verändert und gebrochen.

Die vornehmste Aufgabe eines Fürsten ist aber, seinem Volke eine schöpferische Züchtungsrichtung zu geben, indem er vor allen anderen, die sich an ihn drängen, die schaffenden Kräfte, welche still, unbeeinflußt und unverlockt in ihrem Werke stehen, aufsucht, hervorzieht und fördert. So als ein anderer Harun Al Raschid soll er sich in seinem Volke umtun — als Gestalter an seinem Volke, der dessen tiefere Natur herausarbeitet und in die Zukunft wachsen läßt. Seine andere Aufgabe aber ist, die Geister in ihre Schranken zu verweisen, welche nur der hohlen Sensation und Mache dienen, der äußerlichen Prunk- und Prachtentfaltung, und darüber gedeihen, um sich in der Folge aber mit einem minderwertigen, degenerierten Nachwuchs breit zu machen, der die Rasse des Volkes herunterzüchtet und verdirbt und die echten Naturen verdrängt—und durch solche Verweisung den schöpferischen Kräften erst rechten und immer weiteren Spielraum zu schaffen zum Heil der kommenden Geschlechter.

Denn solches Schaffen, das ist die wahre Erlösung des Volkstums von seinem Leiden in einer erblichen Entlastung, welche einen verheißungsvollen Nachwuchs sicher stellt, und das Leichtwerden seines Lebens! —"

Der bekannte Schriftsteller Dr. Paul Ernst schreibt:

„Kaiser Wilhelm II. hat, wie seinerzeit Bismarck sagte, ein großes Erbe angetreten. In den fünfundzwanzig Jahren, während denen er regierte, hat sich die deutsche Industrie und damit die augenblickliche wirtschaftliche Macht des Deutschen Reiches in außerordentlicher Weise entwickelt, der relative Wert des Heeres gegenüber den anderen europäischen Heeren ist wohl der gleiche geblieben; der politische Einfluß des Deutschen Reiches ist gegen früher aber außerordentlich zurückgegangen. Ich kann nicht entscheiden, ob das nicht vielleicht eine natürliche, in einer unglücklichen geographischen Lage und geschichtlichen Situation unseres Vaterlandes begründete Entwicklung war, die auch eine andere Persönlichkeit auf dem Thron nicht hätte verhindern können; jedenfalls aber scheint mir hier kein Grund zu besonderem Festjubeln vorzuliegen, sondern vielmehr zu sehr trüben Betrachtungen für die Zukunft.

Die Eigenart des Kaisers, der in den wichtigen Dingen der verschiedensten Art ein eigenes Urteil hat, machte es erklärlich, daß seine Ratgeber und Minister nicht so bedeutende Männer waren, wie man hätte wünschen mögen.

In den fünfundzwanzig Jahren, während denen Kaiser Wilhelm II. regierte, haben sich überall im Volke mehr oder weniger bedeutende Anfänge zu einer geistigen Erneuerung gezeigt; er hat dieselben entweder nicht bemerkt oder für schädlich gehalten und gemeint, daß er sie hemmen müsse. Es gilt das für das soziale, künstlerische und religiöse Gebiet.

Da die neuen Ideen noch überall in der ersten Entwicklung sind, so haben sie auf die wissenschaftliche Arbeit bis jetzt noch kaum Einfluß gehabt, diese geht vielmehr in der alten Weise ihren Gang. Die Bestrebungen des Kaisers sind hier wohl nicht schädlich gewesen.

Das deutsche Volk hat das Glück, eine festbegründete Monarchie zu besitzen, in den monarchischen Institutionen ruht ein großer Teil seiner politischen Vorteile über andere Staaten. Jeder, der es gut mit seinem Volk meint, wird immer für die Institutionen eintreten, aber es wäre zu wünschen, daß dem jedesmaligen Träger der Krone auch immer das ungeschminkte Urteil des Volkes über seine Persönlichkeit gesagt würde, um der Nation wie um seiner selbst willen."

Der weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus bekannte Professor Dr. Ludwig Gurlitt schreibt:

„Unser Kaiser hat mit großem Selbstvertrauen sein Herrscheramt angetreten. Er glaubte, den Beistand eines Bismarck entbehren und sein eigener Kanzler sein zu können. Er hatte die Hoffnung und den Vorsatz, sein Volk auf sonnige Höhen zu führen und klagte, daß ein Geist der Unzufriedenheit, der in Deutschland umgehe, die lichtvollen Wege verdunkele, die er der Nation vorzeichne. Mit der Sozialdemokratie, die er für den gefährlichsten Gegner des Reiches hielt, glaubte er allein fertig werden zu können.

Wir fragen nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, ob es ihm bisher gelungen ist, diese seine Wünsche durchzusetzen, und machen nicht unsere persönlichen Meinungen, sondern den Erfolg selbst zu seinem Richter: denn der Erfolg ist aller Taten Richter.

Die Entlassung Bismarcks und die Form, in der sie geschah, war ein nie wieder gut zu machender Fehler: das Ansehen der Krone hat dadurch schwere Einbuße erlitten: seitdem ist das große Kapital an Königstreue, das Wilhelm I. seinen Erben hinterließ, fast beständig zusammengeschmolzen. Jedenfalls hat der monarchische Gedanke heute in Deutschland nicht annähernd mehr die sicher fundierte, ruhige Kraft, wie zu den Tagen Wilhelm I. Das feste Vertrauen, daß die deutsche Politik mit klarem Willen und ruhigem Ernste, mit kalter Ueberlegung und — wenn es nottäte — auch mit unerschütterlicher Kraft geleitet werde, daß tatsächlich die höchste Intelligenz und der stärkste nationale Geist das Ruder führe, dieses Vertrauen, das Deutschland zu Bismarcks Tagen zur politischen und geistigen Vormacht Europas gemacht hatte, ist geschwunden. Statt dessen ist Mißtrauen der anderen Mächte in die Bundestreue und die Kundgebungen Deutschlands eingekehrt, zugleich auch Mißtrauen in den Willen unseres Kaisers, seine Worte und Drohungen wahr zu machen. Man sah ihn oft seine Sympathien wechseln, sah ihn oft das Schwert drohend erheben, um es dann wieder, leicht versöhnt, in die Scheide zu stecken. Die alte sprichwörtliche „deutsche Treue" ist in dem letzten Vierteljahrhundert zum Gespött des Auslandes geworden, ohne daß unser Volk daran irgend eine Schuld trüge und ohne daß uns dadurch irgend ein materieller Gewinn zugefallen wäre. Die Buren, die Marokkaner, die Türken und mit ihnen alle Muhamedaner glaubten — und durften glauben —, daß unser Kaiser ihnen in der Not beistehen würde, und sahen sich getäuscht. Aber die Friedensliebe, die ihn in all diesen Fällen abhielt, entscheidend einzugreifen, schuf unsere Politik nicht einmal den Dank und das Vertrauen der Geschonten. Wir ließen die besten Gelegenheiten, unsere Macht zu steigern, unbenutzt. Englands Ohnmacht im Burenkrieg, Rußlands Niederlage durch die Japaner begleitete unser Kaiser mit Beileidsgefühlen und Kundgebungen, die ihm nicht den geringsten Dank einbrachten, und so erlebten wir eine Politik der verpaßten Gelegenheiten und fragen uns: welchen Gewinn hätte für uns Bismarck aus der Not der Engländer und Russen eingeheimst? So vermisse ich in der Auslandspolitik unseres Kaisers den derben nationalen Egoismus, der unbekümmert um Neigung oder Abneigung der Nachbarn nur das verfolgt und tut, was seinem Volke dienlich ist. Mit Noblesse läßt sich nicht Politik treiben: ritterliche Großmut deutet der Konkurrent nur als Schwäche, ebenso die oft beteuerte, stets bewährte und unbestreitbare Friedensliebe unseres Kaisers:

die Franzosen meinen doch, daß Deutschland nur die rechte Gelegenheit erwarte und herbeiführe, um der lange zurückgedämmten Ländergier zu fröhnen.

Unermüdlich hat unser Kaiser an der Vergrößerung unserer Kriegsmacht gearbeitet: unsere Flotte zu Wasser und zu Luft verdanken ihm das Beste, aber trotzdem hat sich unsere politische Lage keineswegs gebessert. Im Gegenteil: Deutschland war zu Bismarcks Tagen gefürchteter, und wir müssen uns heute eine herausfordernde Sprache selbst kleinerer Staaten gefallen lassen, die sich vor Bismarcks drohenden Blicken scheu verkrochen. Auch die den Oestreichern geleistete Nibelungentreue hat dem Dreibunde und Deutschland im Besonderen einen Nutzen nicht gebracht, unsere politische Lage nur verschlimmert: Das Fazit der Orientpolitik, eine fast vernichtete und Deutschland entfremdete Türkei, eine neue slavische Großmacht auf der Balkanhalbinsel, ein in seinem Ansehen und seinem Bundeswerte stark herabgesetztes Oestreich. Als Gegenwert: der Haß aller Slaven.

Schon zu Bismarcks Tagen predigte Paul de Lagarde den deutschen Kolonisationszug nach dem Orient, und seit Jahren wird Maximilian Harden nicht müde, die deutsche Regierung gegen die Serben und ihre Hintermänner mobil zu machen. Auch hier sind alle Gelegenheiten verpaßt worden. Und das Ergebnis? Erneute Rüstungen in Deutschland und wie in schwerster Kriegsnot ein Appell an die Opferfreudigkeit des deutschen Bürgers und das in der richtigen Erkenntnis, daß sich unsere politische Lage besorgniserregend verschlechtert hat.

Mit der Sozialdemokratie ist der Kaiser nicht „fertig geworden". Sie hat sich gerade unter seiner Regierung am stärksten entwickelt und gerade in Deutschland die schärfsten, unversöhnlichsten Formen angenommen.

Es wäre sehr ungerecht, für diese Mißerfolge nur unseren Kaiser verantwortlich zu machen. Unsere Lage ist besonders schwierig, und Bismarcks politisches Testament ist sorgenvoll. Aber wir müssen glauben, daß es dem Kaiser an den rechten politischen Beratern gefehlt hat. Seit Bismarck war kein großer Staatsmann bei uns in maßgebender Stellung. Ursache: die Rekrutierung der Staatsmänner aus einer Gesellschaftsklasse, die sich geistig erschöpft zu haben scheint. Unser Adel ist auf allen geistigen Gebieten steril geworden. Die wenigen Bürgerlichen, die in politisch einflußreiche Stellungen aufrücken, danken diesen Erfolg teils ihrer Hinneigung zu den Anschauungen und Bestrebungen des konservativen Adels, teils gehen sie in diesem Milieu mit ihrer Sondernatur bald unter. Der preußische Regierungsapparat arbeitet so sehr nach alten, erstarrten-Formeln, daß sich darin wohl gar dagegen eine einzelne Persönlichkeit nicht bilden oder behaupten kann. Daher die Fülle pflichttreuer deutscher Beamter auch in den höchsten Stellen, daher auch der Mangel an selbständigen Persönlichkeiten und an Politikern von eigenen weiten geistigen Horizonten, von Tatkraft und von Rückhalt im deutschen Volke. Man hat den Eindruck, daß die Minister und sonstige Berater unseres Kaisers nicht in Wahrheit die Verbindung zwischen Krone und Volk herstellen, sondern mehr und mehr Exekutivbeamte ausschließlich des Herrscherwillens werden, daß sie dadurch immer weiter von dem Volkswillen abrücken und eine Regierung schaffen, die auf kulturellem, künstlerischem, wissenschaftlichem und religösem Gebiete gegen die Wünsche des Volkes arbeitet, um in allen Stücken nur die persönlichen geistigen Bedürfnisse und Wünsche unseres Kaisers zufriedenzustellen. Trotz Parlament und Verfassung gewinnt unsere Regierung in Deutschland eine immer mehr absolutistische Form. Man kann das als einen Beweis für die geistige Größe Kaisers Wilhelms II. deuten oder als Beweis für den Schwund im deutschen Volke an Willen zur Macht und politischen Selbständigkeit. Unser gesamtes kulturelles Leben wird in Kirche und Staat geführt nach den jeweiligen Wünschen des Kaisers: Wir haben höfische Wissenschaften, Künste, haben Hofkirchen und Hoftheater. Das wäre als glücklicher Zustand zu preisen, falls unser Kaiser auf all diesen Gebieten eine im wahren Wortsinn führende Kraft wäre. Es mag in der Weltgeschichte schon einige Male vorgekommen sein, daß die höchste Intelligenz Träger der höchsten Macht war. Aber auf ein solches

Wunder darf man nicht rechnen und bauen. Neben den gekrönten Königen pflegt es heimliche Könige zu geben, die ihrer Zeit den geistigen Stempel aufprägen und ihres Volkes Führer werden zu neuen Fortschritten im Geistesleben. Eine solche führende Kraft war Friedrich der Große. Seitdem haben wir keine zweite Kraft annähernd gleicher Bedeutung auf einem deutschen Throne gesehen.

Kaiser Wilhelm II. hat eine hohe Meinung von den politischen Aufgaben und Entwicklungsmöglichkeiten unseres Volkes und dient diesen nach seinem Geiste. Es ist schmerzlich, sagen zu müssen, daß er dadurch in Widerspruch gerät zu der Mehrzahl der geistig führenden und gleichzeitig selbständigeren Köpfe. Sein nationales Denken hat es auf eine imponierende Kriegsmacht Deutschlands abgesehen, in der die Ritter als Edelste der Nation und die Priester als Stellvertreter Gottes, beide als Stützen von Altar und Thron, über ein botmäßiges, d. h. in seinem Glauben, Hoffen und Handeln untertäniges, nach dem Willen der staatlichen und kirchlichen Autoritäten lebendes Volk regieren. Er hält sein Volk, die Masse, für unmündig und hält die Regierung für berufen und fähig, diesem Volke seine soziale und kulturelle Entwicklung vorzuschreiben; ein verhängnisvoller grundsätzlicher Irrtum! Umgekehrt ist es richtig: die Völker machen heute Politik und Kultur. Die Regierungen sind da, den Volkswillen zu erforschen, ihm zu dienen und seinem kulturellen Leben freie Bahn zu schaffen. Der König und Kaiser ist der oberste Diener seines Volkes: suprema lex populi voluntas. Es ist mittelalterliches Denken, daß der Herrscher Wissenschaft, Kunst und Glauben seines Volkes zu bestimmen habe. Wer auf diesem Gebiete führende Macht gewinnen will, der muß selbst inmitten seines Volkes stehen und die innersten, treibenden Lebenskräfte seines Volkes in der eigenen Brust als bestimmende Gewalt fühlen und entfalten. Wohin der Geist unseres Volkes drängt, darüber sind nicht die Höfe und Ministerien zu befragen, sondern auf allen Gebieten die großen Geister, die selbst Kultur machen. Die Kultusministerien registrieren und inventarisieren Kunst, die Genien aber schaffen Kunst. — Und das Gleiche gilt auch auf wissenschaftlichem und religiösem Boden.

Von Zeit zu Zeit fühlt unser Kaiser einen Hauch des Volksgeistes, und solchen glücklichen Stunden verdanken wir die Aussprüche: „Wir wollen nicht Griechen und Römer, sondern Deutsche erziehen," „Auch die Religion muß sich fortentwickeln," „Das preußische Wahlgesetz muß zeitgemäß reformiert werden," aber das sind flüchtige Geistesblitze, denen Taten nicht nachfolgen: ihnen zum Trotz wächst die Orthodoxie, versinkt die Schule mehr und mehr dem kirchlichen Einfluß durch Einschränkung der Simultanschulen, Mehrung der konfessionellen Schulen, werden Lehrer wegen freireligiöser Bekenntnisse ohne Erbarmen gemaßregelt, Dissidentenkinder zum „Glauben" gezwungen und die Benediktiner zum Kampf gegen die deutsche Geisteskultur mobil gemacht. Strenggläubige Naturforscher machen in Preußen Karriere, Ernst Häckel und Wilhelm Ostwald liegen unter dem staatlichen Bann. Der glaubensstarke Harnack muß Präsident der naturwissenschaftlichen neuen Akademie werden: Die Theologie bleibt Königin der Wissenschaften, die anderen Wissenschaften ihre Mägde. Schiller, Goethe, Hebbel, alle großen Freidenker aller Zeiten sind Wilhelm II. suspekt. Es fiel schmerzlich auf, daß bei der Jahrhundertfeier von Schillers Todestag, die als Volksfeier empfunden wurde, der preußische Hof teilnahmslos beiseite stand. Während unser Kaiser für ausländische moderne Dichter Auszeichnungen bereit hat, gehen die deutschen Dichter, die dem geistigen Ringen unseres Volkes Ausdruck geben, leer aus. Seitdem das Lessingtheater und das Deutsche Theater in Berlin Gerhart Hauptmanns „Weber" aufgeführt haben, hat der Kaiser beiden Theatern die Hofloge gekündigt. Das Wort „Es soll der König mit dem Sänger gehen" findet bei uns kein Gehör; unsere Sänger, nächst Gerhart Hauptmann, dem Ehrendoktor einer englischen Universität, dem Träger des Nobelpreises, Frank Wedekind, Herbert Eulenburg und von den unseren Volksgeist am nächsten stehenden Ausländern Ibsen und Strindberg, unsere besten Lyriker Richard Dehmel, Cäsar Flaischlen, Stefan George, und von den Romanschriftstellern

Hermann Hesse, Thomas Mann, alle diese und noch viele mehr, die ein inneres Anrecht auf jede Förderung haben, mußten bisher auf jede höfische Gunst verzichten.

Mehr als das: sie sehen, daß ihr heißes mannhaftes Ringen vom Kaiser verachtet und mit der vollen Wucht der Staatsautorität niedergehalten wird; umgekehrt, daß Künstler aller Gebiete, die einer schon abgestorbenen Ideenwelt und einer Talmikultur dienen, wie Anton von Werner oder Joseph von Lauff, von der höfischen Gunst getragen werden.

Wallot, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, wich verärgert aus Preußen und fand in Dresden ein willkommenes Wirkungsfeld. Lederer erhielt zwar von der Stadt Hamburg, nicht aber vom Kaiser nach Gebühr Aufträge für die größten plastischen Aufgaben unserer Zeit; und so mußten auch von den Architekten und Bildhauern gerade die besten beiseite stehen, während Kräfte dritten und vierten Grades die Stadt Berlin mit ihren schon heute abgestorbenen Denkmälern im Auftrage des Kaisers „zieren" durften. Die ganze große Kunstkultur, die sich während seiner Regierung und unter seinen Augen entwickelt hat, blieb von ihm bis heute noch unentdeckt: Er empfindet vor den Werken von Böcklin, Klinger, Max Liebermann, Lovis Corinth nichts als Abscheu. Kurz — er ist geistig nicht Zeitgenosse unserer führenden Kräfte, mithin in seinem kulturellen Wirken hemmend. Daher auch nur von den Parteien anerkannt und unterstützt, die es auf das Niederhalten der inneren geistigen Kräfte Deutschlands abgesehen haben. Unser Volk wird sich die barocke Prunkkunst, die Wilhelm II. begünstigt, nicht zu eigen machen: sie wird die Tage unseres Kaisers nicht überdauern, ist schon heute innerlich ganz überwunden, aber unabsehbar ist der Schaden, den diese Feindschaft des Kaisers gegen eine deutsche Volkskunst in dem Gewissen und dem Lebensglück der aufstrebenden Talente und dem normalen Aufstieg unseres ganzen Kunstlebens schon angerichtet hat und täglich noch anrichtet. Derselbe latente Krieg zwischen Hof und Volk besteht aber auf wissenschaftlichem und religiösem Boden. Die ganze gebildete Welt, soweit sie nicht staatliche und kirchliche Fesseln trägt, ist auf die Entwicklungstheorie eingeschworen: wer noch an biblische Wunder glaubt, ist kein modern gebildeter Mensch. Wilhelm II. hat einen Gottes- und Kirchenglauben, der von dem Denken selbst Lessings, Kants, Goethes, Feuerbachs und Schopenhauers noch nicht beeinflußt ist, und was er religiösen Fortschritt nennt, das empfinde ich als schon längst überwundenen Glauben unserer vorklassischen Kulturperiode. So oft ich deshalb seine Kundgebungen lese, befällt mich stets ein Staunen, daß er im hellen Lichte des 20. Jahrhunderts bei seinem schönen und lebhaften Streben nach Erkenntnis doch überlebte Anschauungen vertritt und als kulturelles Neugut ausgibt. Ich beklage es, daß sich niemand findet, der ihn mit Offenheit und Klarheit belehrt, wie wenig günstig sein Verhältnis zu den Kulturaufgaben unseres Volkes auf deren normalen gesunden Fortgang einwirkt. Es ist ein schmerzlicher Anblick, der der Tragik nicht entbehrt, so vielen guten Willen und so leidenschaftliche Kraft zweckwidrig aufgewandt zu sehen."

Ein anderer hervorragender Mann der Gegenwart, der Bildhauer Hermann Obrist, sagt u. a.: „Er liebt und inspiziert seine Armee wie nur je ein König es getan hat; und dennoch haben manche Offiziere vor nichts so sehr Angst als wie davor, daß er beim Ausbruche eines Krieges auf den Gedanken kommen könnte, die Führung zu übernehmen."

An anderer Stelle: „Er, der im Zentralbureau der Nachrichten der Welt sitzt, erscheint uns dauernd schlecht informiert: über das Vergangene einseitig, über das Gegenwärtige nicht besser als wir, und über das politisch Ewig-neuwerdende gar nicht." —

Wir könnten noch eine Reihe weiterer Urteile anführen. Aber warum? — Der Sinn aller ist: Der Kaiser hat sich als ein außergewöhnlicher Mann von bedeutenden Anlagen offenbart, er verlor aber die Fühlung mit seinem Volke, weil er dauernd unrichtig beraten wird. Diese Klage geht seit Jahren durch das gesamte Deutsche Volk. — Und wer es treu mit seinem Volke und seinem Fürsten meint, der stimmt ein in diese Klage, daß sie laut und lauter erschalle, — denn einmal *muß* sie doch das Ohr des Fürsten erreichen! *Fred. R. Minuth.*

Festnagelung eines Demagogen.

In dem einst vornehmen, unter der Schriftleitung des ehemaligen Pfarrers Martin Bunge zum Tummelplatz anarchistischer Ideen, wie der Religions- und Kirchenlästerung herabgesunkenen „Freidenker" finden wir wieder einmal einen recht schmutzigen Angriff auf den „Deutsch-Amerikanischen National-Bund".

In Nummer 42 dieser Zeitschrift lesen wir an erster Stelle:

„Adolf Timms Heldentat.

Wir müssen ein Geständnis machen — und das ist für einen stolzen Mann sehr schwer. Aber es muß — der Wahrheit halber — heraus — wir haben uns geirrt — wir haben einen großen Mann tief unterschätzt!

Dieser Mann ist Adolf Timm, der Bundessekretär des gewaltigen Deutschamerikanischen Nationalbundes!

Wir hatten diesen Mann nach seinen Schreibereien in den „Mitteilungen" für einen unendlich unbedeutenden, kleinlichen, nörgelnden und unglaublich beschränkten Menschen gehalten.

Wie hoch aber der Flügelschlag seiner „weltbewegenden Kulturbestrebungen" geht, davon zeugt folgender Antrag, den er bei der Konvention des Deutschamerikanischen Nationalbundes einreichte, der mit großer Begeisterung angenommen wurde. Der Antrag lautet: . . . .

Dann folgt der bekannte Antrag Timms, der sich gegen die Aenderung guter deutscher Vornamen in englisch klingende Namen richtet.

Hierauf geht's weiter in hämischer Sprache:

„Wir sehen nun schon im Geiste, wie die Herren vom Deutschamerikanischen Nationalbund hinter jedem „Johnie" herlaufen und ihn bitten, sich doch „Hannes" oder gar „Johannes" zu nennen; wie sie jedem „Ike" eine Standpauke darüber halten, daß er den rechten Namen „Isaak" gebraucht, und jeden „Mike" veranlassen, sich „Michael" zu nennen. Und welch ein Segen wird von dieser Kulturbestrebung auf das Glück der Völker ausfließen! (Der auf das „Glück der Völker ausfließende Segen" ist Bungescher Unsinn. Schriftl.)

Kein Wunder, daß man einstimmig und mit großem Jubel den Adolf Timm wiederum zum Bundessekretär erwählte!"

Die niedrige und alberne, in mangelhaftem Deutsch verübte Anrempelei richtet ihren Urheber zwar selbst, aber es ist vielleicht nicht ganz uninteressant zu erfahren, wie vornehme Menschen über diesen Herrn denken. Ein bekannter Schriftsteller Oestreichs schrieb mir unterm 31. August d. J.:

„Den „Deutschen Kulturträger" Nr. 7 habe ich mit dem Ausschnitt aus dem „Freidenker" Nr. 33 vom 17. August erhalten. Mit Unwillen habe ich den Artikel im „Freidenker" gelesen. Aber sie dürfen sich darüber ruhig hinwegsetzen. In seinem Aufsatze „Geistes-Aristokratie" in derselben Nummer des „Freidenker" zeigt der Redakteur dieser Zeitschrift seine ganze Verbohrtheit. Er will nicht, daß die Geistesaristokratie herrschen soll. „Die geistig Armen," schreibt Herr Bunge, „wollen sich auch im Glücke der Kultur des 20. Jahrhunderts sonnen. Und es ist Raum da." Es scheint, als hätte Bunge diesen Artikel pro domo geschrieben, denn einen so konfusen, unzulänglichen Redakteur hatte der „Freidenker" seit C. P. Boppe noch nicht! Boppe war ein Schweizer von gediegener Bildung und gutem Geschmack. Unter ihm blühte der Freidenker mit 7—8000 Abnehmern. Nach ihm ging er rasch zurück auf 3000 und vielleicht weniger Abnehmer. Seit Boppe ist Bunge der 4. oder 5. Redakteur. Bunge hat mehr Temperament als geistige Potenz. Er ist hyperradikal und viel mehr selbstsicher, als seiner Einsicht entspricht. Ob er damit die Abnehmer bei der Stange erhalten wird, weiß ich nicht. Wenn er aber laut seinem Artikel „Geistes-Aristokratie" die Armen im Geiste zur Regierung herangezogen sehen will, so dürften auch seinen Freunden die Augen aufgehen, was für ein Querkopf Herr Bunge ist. Ich habe Ihnen bereits mitgeteilt, daß ich seit 1890 Mitarbeiter am „Freidenker" bin. Unter Boppe, der gemäßigt war, hatte ich das Blatt lieb.

Jetzt halte ich nichts mehr davon und bin fertig damit."

Der hier erwähnte, auf den „Deutschen Kulturträger" bezügliche Artikel im „Freidenker" Nr. 33 war ein unanständiger, anonym veröffentlichter persönlicher Angriff auf den Herausgeber des „Kulturträger". Der Verfasser wurde indes schon nach der Lektüre des zweiten Satzes an seinem eigentümlichen, äußerst mangelhaften Deutsch als ein verkommener ehemaliger preußischer Referendar erkannt, der nur noch unter dem Einfluß von Alkohol zu arbeiten vermag, seit Jahren in Chicago wohnt und als „prominentes" Mitglied der dortigen Anarchistengruppe angesehen wird: — Ein Idealmensch im Sinne des Herrn Bunge, der als evangelischer Pfarrer strandete, dann zum Lehrfach überging und strandete, jetzt Schriftleiter des „Freidenker" ist und stranden wird. — Denn es ist doch wohl, einerseits, kaum anzunehmen, daß Herr Theodor Fritz die Absicht haben sollte, als General Manager eines anarchistischen, religions- und kirchenlästernden Blattes die Zukunft seines Sohnes, des Richters Fritz in Milwaukee, zu gefährden, — andererseits, daß die Aktionäre der Freidenker Publishing Co. ihr gutes Geld für die Veröffentlichung der Ideen eines konfusen Menschen opfern werden, der schon so tief gesunken ist, daß er sogar das religiöse Empfinden und die Ueberzeugung seines alten Vaters, eines evangelischen Pfarrers in Deutschland, offen verspottet. — Wir haben also in Herrn Martin Bunge als Schriftleiter des „Freidenker" sicher eine „vorübergehende Erscheinung" vor uns; — denn wir glauben nicht, daß die Besitzer dieser früher allgemein beliebten Zeitschrift sich der Gefahr aussetzen werden, ihr Blatt in die Kategorie der „vorübergehenden Erscheinungen" versinken zu sehen. —

Fred. R. Minuth.



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

7.

Heinrich Arminius Rattermann.

Zu seinem 81. Geburtstage.



Wer die Biographie eines Mannes zu schreiben gedenkt, dessen Wirken richtunggebend war, der wird, um diesem Manne gerecht zu werden, ein Stück Kulturgeschichte schreiben müssen, insonderheit, wenn ein solcher Mann das achte Jahrzehnt seines Lebens bereits überschritten hat.

In solcher Lage sehen wir uns Heinrich Arminius Rattermann gegenüber. Das Lebenswerk dieses echt deutschen Mannes, das von Rattermanns frühester Jugend an unserem Adoptivvaterlande gewidmet war, läßt sich nicht in der Beschränkung eines Essays schildern, — dazu bedarf es einiger Bände. Wenn wir hier versuchen, dem unermüdlichen Kämpen für deutsche Kultur und deutsche Ideale zu seinem 81. Geburtstage ein Angebinde darzubringen, so erheben wir keinen Anspruch auf eine abgerundete, vollständige Schilderung seines vielseitigen und umfassenden Wirkens. —

Heinrich Arminius Rattermann erinnert uns in vieler Hinsicht an Heinrich Ferdinand Lohmann. Merkwürdigerweise sind diese beiden Männer auch durch eine treue Freundschaft miteinander eng verbunden. Beide sind aus

tiefster Armut und einer trüben, arbeitsreichen, bildungsarmen Jugend als Autodidakten hervorgegangen; — nur daß Lohmann ein sinniger Träumer und stiller Naturmensch blieb, während Rattermann neben den himmelhoch jauchzenden Idealen auch ein Stück Napoleon in sich trug und durch sein praktisches Wirken ein Denkmal sich schuf, das ihn und seine Kindeskinder überleben wird, alle Deutschen Amerikas aber mit gerechtem Stolze erfüllen darf. Dieses Denkmal deutscher Intelligenz und deutscher Tatkraft ist die „Deutsche Gegenseitige Feuerversicherungs-Gesellschaft von Cincinnati", hervorgegangen aus Rattermanns Idee, beginnend in den kleinsten Anfängen und unter des Schöpfers Leitung emporwachsend zu einem Institut, das heute in einem Monumentalbau seine Geschäftsräume hat und das Jahr 1912 mit einer Versicherungssumme von nahezu vierundzwanzig Millionen Dollars abschloß! — Und neben diesem Denkmal praktischen Wirkens erhebt sich ein anderes, keineswegs mindergroßes, von der hastenden, dem Materialismus verfallenen Menschheit unserer Tage nur nicht gebührend verstandenes und gewürdigtes: — dieses Denkmal besteht in Rattermanns literarischen Werken, die in unzähligen Veröffentlichungen überall in der Welt erschienen, jetzt aber in den „Gesammelten Werken" zusammengetragen, in zehn starken Prachtbänden bereits erschienen und in weiteren sieben Bänden vorbereitet sind! —

Ehrliches Staunen über solche Fruchtbarkeit auf den verschiedensten Gebieten erfüllt denjenigen, dem es vergönnt war, einen tieferen Blick in das Lebenswerk dieses Mannes zu werfen. —

Heinrich Arminius Rattermann wurde als Sohn eines armen Schreiners am 14. Oktober 1832 in dem Dorfe Ankum, Regierungsbezirk Osnabrück, geboren. In seiner Jugend besuchte er bis zum dreizehnten Lebensjahre die Dorfschule in Ankum. Im Frühjahr 1846 beschloß sein Vater nach Amerika und zwar nach Cincinnati überzusiedeln, wo bereits ein Bruder ansässig war. Der Erlös aus dem Verkauf des geringen Besitztums reichte kaum zur Deckung der Reisekosten hin und nun hieß es, im fremden Land ums Dasein ringen.

Heinrichs Vater fand in Cincinnati bald Beschäftigung in einer Zimmermanns- und Tischlerwerkstatt. Sein Tagelohn betrug 62½ Cents. Davon konnte die Familie ihren Unterhalt nicht bestreiten und es verstand sich ganz von selbst, daß der 14-jährige Sohn durch seiner Hände Arbeit zum Lebensunterhalt mit beitragen mußte. Heinrich fand Beschäftigung in einer Ziegelei und verdiente fast so viel als sein Vater. Aber die mechanische und schwere Arbeit sagte dem geistig regen Knaben nicht zu. Sein Sehnen war auf Wissen gerichtet. Von dem kargen Lohne sparte er eine kleine Summe und kaufte sich Bücher für das Selbststudium der englischen Sprache, und wenn die anderen Jungen irgendwo herumtollten, dann saß Heinrich bei seinen Büchern und war glücklich trotz Müdigkeit und schmerzender Glieder, — winkte ihm doch in seiner Phantasie eine schönere Zukunft. — Und diese Phantasie gaukelte ihm kein Trugbild vor. Zunächst gab es allerdings noch eine lange Reihe schwerer und schwerster Hindernisse zu überwinden, Entbehrungen zu tragen, aber die Tatkraft eines Niedersachsen wankt so leicht nicht.

Als im Herbst 1847 die Ziegelei für den Winter geschlossen wurde, konnte Heinrich leidlich gut englisch lesen, schreiben und sprechen.

An die Verwertung seiner theoretischen Kenntnisse war indes noch lange nicht zu denken. Er trat nun bei der Firma ein, die seinen Vater beschäftigte. Dies währte aber nur den Winter hindurch. Der Knabe, der ein ausgesprochenes Talent für Zeichnen und Malen besaß, trug sich mit der Hoffnung, auf diese Gaben seine Existenz bauen zu können und trat bei einem Maler in die Lehre. Hier erlebte er eine große Enttäuschung, denn anstatt ihn in die Kunst einzuführen, beschäftigte der ehrliche Mann den Jungen mit Farbenreiben, Anstreichen von Schildern und ähnlichen Dingen, die wohl nützlich, aber nicht geeignet waren, einen jungen strebsamen Menschen zum Künstler heranzubilden. Da machte die Cholera-Epidemie des Jahres 1849 dem unfruchtbaren Verhältnis ein plötzliches Ende. Der Meister verließ die Stadt und Heinrich fand einen anderen Lehrherrn. Kurze Zeit darauf

trat jedoch ein Ereignis ein, das dem Lebenswege Heinrichs eine neue Richtung gab. Im Januar 1850 starb Heinrichs Vater. Jetzt stand der 17-jährige Junge vor der Notwendigkeit, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Eingedenk seiner im Schreinerhandwerk erworbenen Kenntnisse trat er bei einem Möbelschreiner als Lehrling ein. Es war ein körperliches und seelisches Martyrium für den wissensdurstigen Jüngling, der nach Höherem strebte, als Zeit seines Lebens in der Knechtschaft des Lohnarbeiters, in Schmutz und Schweiß dahin zu vegetieren. — Der Drang nach Wissen und zur Aufwärtsentwicklung war so stark in dem jungen Menschen, daß er die Müdigkeit und die Sehnsucht nach Schlaf überwand und des Abends, oft bis in die Nacht hinein, bei seinen Büchern saß und studierte! — Und wollte er sich eine Erholung gönnen, dann trieb er Musik....

Im Winter 1853—54 trat ein neues Ereignis ein, das richtunggebend auf den Lebensweg Heinrichs einwirkte. Die Möbelschreiner Cincinnatis gingen an den Streik, weil die Fabrikherren eine Lohnaufbesserung verweigert hatten. Es wurde keinem Berufsgenossen erlaubt, für die alten Löhne weiter zu arbeiten. — Heinrich stand nun wieder, sozusagen, auf der Straße. Aber es war nicht nach seinem Sinn, sich den untätigen Berufsgenossen im Nichtstun anzuschließen. Trotz geringen Lohnes und trotz großer Pflichten der Familie gegenüber hatte es der junge Mann doch zu ermöglichen gewußt, einige Hundert Dollars zu ersparen. — Gestützt auf dieses „Vermögen" bezog er die Cincinnatier Handelsschule, an der er einen vollständigen Kursus ordnungsmäßig absolvierte. Nach seiner Entlassung von der Handelsschule stellte ihn sein Onkel als Buchführer in seinem Geschäfte, der Bauholzhandlung Rattermann & Miller, mit einem recht mageren Gehalte an. Schon ein Jahr später war der arme Kommis Teilhaber des Geschäfts! — Und von nun an begann der Aufstieg Heinrich Rattermanns — wenn auch immer noch langsam — so doch sicherer und zielbewußter. —

Rattermann gehörte zu jenen Menschen, die über eine von den Berufsgeschäften allein niemals absorbierte Arbeitskraft besitzen und denen es nicht möglich ist, auch nur eine Viertelstunde im Nichtstun zu verbringen. Der vom Fabrikarbeiter zum Buchhalter emporgestiegene junge Rattermann wendete sich nun allabendlich, sobald er sein Arbeitspult im Büro verlassen, mit erhöhtem Eifer dem Studium der Wissenschaften, der Musik und der Literatur zu. Unter dem Pseudonym Hugo Reimmund veröffentlichte er eine Anzahl Gedichte in deutscher und englischer Sprache, die ihm bald einen Ruf verschafften. Neben Musik, Literatur und verschiedenen Wissenschaften trieb er auch Sprachstudien, und diese befähigten ihn, auf das historische Gebiet überzugehen. Als Geschichtsforscher hat Rattermann sich in der Hauptsache um die deutsch-amerikanische Geschichte hohe Verdienste erworben und wir sehen in ihm den Nestor der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung. Das Hauptwerk seines Lebens ist und bleibt wohl aber immer die Gründung der „Deutschen Gegenseitigen Feuerversicherungs-Gesellschaft von Cincinnati", auf die wir besonders zurückkommen werden. Wenden wir uns zuerst einmal dem Geschichtsforscher Rattermann zu.

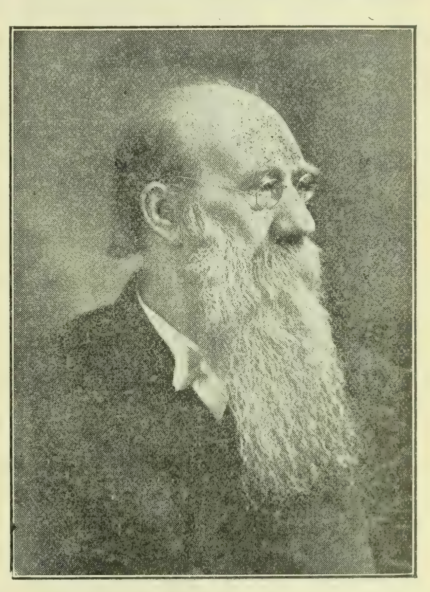
Im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde Rattermann veranlaßt, die Redaktion des „Deutschen Pionier", einer Monatsschrift, dem deutschen Pionierleben in Amerika gewidmet, zu übernehmen. Rattermann hat diese Sammlung von historischen Ereignissen aus dem Leben der Deutschen Amerikas durch eine sehr große Anzahl von Artikeln bereichert, die seinen Ruf als zuverlässigen und gründlichen Forscher begründeten. Seiner unermüdlichen Tätigkeit ist es zu danken, daß der deutsche Anteil an der Befreiung der Kolonien vom englischen Joche und sonstige Kulturtaten der Deutschen aus frühester Zeit nicht in Vergessenheit gerieten. So gelang es ihm, nachdem er mit unendlicher Mühe die alten und zum Teil durch Feuer beschädigten Archive von Washington City durchstöbert, den eifersüchtigen Yankees den Beweis vor Augen zu führen, daß die unmittelbare Schutz- und Leibgarde Washingtons aus lauter Deutschen bestand, die Washington sich selber zu seinem persönlichen Dienste erkor, weil er die Deutschen als zuverlässiger hielt als alle anderen. — Viele

Namen verdienstvoller Deutschen hat Rattermann der Vergessenheit entrissen und zu diesem Zwecke weder Mühe noch Kosten gescheut. So ist es denn gekommen, daß der einst bescheidene „Pionier" heute unter unseren historischen Nationalwerken mit Ehren genannt wird und von den Geschichtsschreibern der Gegenwart bereits als eine geschichtliche Fundgrube von höchstem Werte betrachtet wird. —

In jener Zeit schrieb Rattermann eine „Geschichte des großen amerikanischen Westens" in deutscher Sprache (2 Teile, Cincinnati, 1876—77), und eine historische Skizze der Stadt Cincinnati, welche in Burgheims „Cincinnati Führer" erschienen ist. Rattermanns schriftstellerische Tätigkeit begann sehr früh. In den Jahren 1862 bis 1870 publizierte er eine Reihe Opernlibrettos, zweisprachig, deutsch und englisch, außerdem übersetzte er ins Englische „Die Stumme von Portici" (1862), „Die Weiße Dame" (1864), „Undine" (1866), die zweite Auflage davon erschien 1867. „Oberon", Neubearbeitung des deutschen Textes mit Melodrameneinlagen, nach der Musik Karl Maria v. Webers (1867), „Zampa" und „Wildschütz" (1868), „Gustav 3." (1869), „Das unterbrochene Opferfest", wofür Rattermann den ganzen Text umdichtete und die Rezitative ersetzte, die Kapellmeister Barus komponierte, (1870). „Die Vehme im Froschreich", ein satyrischer Fastnachtsschwank mit Musik von Theodor Wilms, einem Freunde Rattermanns, wurde Fastnacht 1869 in Tiermasken aufgeführt und errang einen großartigen Erfolg. Alle diese Werke sind in Rattermanns „Gesammelten Werken" nicht zu finden. Auch journalistisch hat Rattermann sich hervorragend betätigt durch Herausgabe einer Reihe sogenannter „Fairzeitungen". „Allotria" 1867; „Quodlibet" 1868; „Omnibus" 1869; „Potpourri" 1873; „Karnevalszeitung" 1871; „Laubfrosch" 1872. Ferner war Rattermann wiederholt an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften redaktionell tätig.

Ueber seine „Gesammelten Werke", die bis heute in zehn Prachtbänden erschienen sind und zum Preise von je $1.50 vom Verfasser (12. & Walnut Str., Cincinnati, Ohio) bezogen werden können, an dieser Stelle zu berichten, ist nicht möglich. Wer diesen Werken gerecht werden will, muß jeden Band einzeln besprechen und das soll im Laufe der Zeit in diesen Blättern geschehen.

Politisch ist Rattermann nur gelegentlich hervorgetreten, — dann aber auch mit der ganzen Wucht seiner bezwingenden Persönlichkeit. Ein Aemterjäger war er nie. Darum hat er auch nie ein öffentliches Amt, das abhängig von der Politik war, bekleidet. Er gehörte ursprünglich



H. A. Rattermann.

der demokratischen Partei an und galt als einer ihrer hervorragendsten Redner. Seine Reden und politischen Schriften wurden als Kampagne-Dokumente veröffentlicht. Als die demokratische Partei zur Macht gelangte und es keineswegs besser trieb als ihre Gegnerin, zog Rattermann sich zurück. Im Jahre 1872 wurde er Mitglied der sogenannten Reformpartei und als Delegat für den bekannten Cincinnatier Reform-Konvent erwählt. Die Nomination Greeleys durch die „Liberal Republican Party" war ihm jedoch so unsympathisch, daß er sich von der aktiven Politik für einige Zeit lossagte. Ein Jahr später schloß

er sich der „Peoples Party of Ohio" an. In der ewig denkbaren Tilden-Kampagne legte er jedoch das volle Gewicht und die ganze Energie seines Geistes abermals in die Wagschale und man darf wohl sagen, daß jener berühmte Staatsmann seine Nomination im St. Louiser Konvent nicht zum geringsten Teile auch dem Einfluß unseres Landsmannes Rattermann zu verdanken hatte. In der Ueberzeugung, daß Tilden der rechte Mann am rechten Platze sei, um die in jener Zeit gen Himmel stinkende Korruption auszurotten, ging Rattermann für Tilden durch den ganzen Staat Ohio auf den Stump, wobei er mit seinem Freunde Dr. Brühl die Ehre teilte, in der Staatshauptstadt die Schlußrede der Kampagne zu halten. —

Eine Anzahl historischer und kulturhistorischer Reden und Vorträge, die Rattermann im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten teils in deutscher, teils in englischer Sprache gehalten hat, sind landeskundig geworden. —

Zu Rattermanns hervorragenden Zügen gehört eine begeisterte Liebe für die Musik. Nicht nur, daß er ein eifriger Förderer der Musik und des Gesanges war, nein, — der Vielbeschäftigte und schier Riesenwerke Vollbringende fand auch noch Zeit und Kraft, sich mit dem intimeren Wesen der Musik vertraut zu machen: — er erlernte die Bemeisterung verschiedener Musikinstrumente, studierte Generalbaß und wandte sich dann mit Geschick und Erfolg der Komposition zu. Zahlreiche Tonsätze, besonders solche für Instrumentalmusik, die häufig zur Aufführung gebracht wurden, entstammen dieser Tätigkeit Rattermanns. — Mehrere Jahre hindurch hat Rattermann sich auch als Chordirigent betätigt und zwar mit hervorragendem Erfolge; besonders möchten wir hier seines Wirkens als Dirigent des St. Johannes Kirchenchors gedenken, in welcher Stellung er den Kirchenchor zu hoher Leistungsfähigkeit entwickelte und die größeren Tonwerke deutscher Meister in vollendeter Schönheit zur Aufführung brachte. Ueberhaupt nimmt Rattermann im Musikleben der Stadt Cincinnati eine führende Stellung ein. Er war auch Mitbegründer mehrerer Gesangvereine, so z. B. des „Sängerbund" (1850), des „Männerchor" (1857) und des „Orpheus" (1868).

Daß Rattermann in wissenschaftlichen Kreisen eine angesehene Stellung einnimmt, ist seinem Streben, seinem Wirken und seinen Errungenschaften nach nur selbstverständlich.

Seit einer Reihe von Jahren gehört er zu den Kuratoren der „Historischen und philosophischen Gesellschaft von Ohio", er ist aktives Mitglied des „Cincinnati Literary Club", korrespondierendes Mitglied der „New York Historical Society", und bis vor kurzer Zeit eines der regsten Mitglieder des „Deutschen Literarischen Klubs von Cincinnati", zu dessen Vorstand er lange gehört. — Als Mann der Wissenschaft ist die Bibliothek von ihm untrennbar und hier finden wir eine Bibliothek, wie sie im Lande wohl nicht oft anzutreffen sein dürfte. Bei der Anlage dieser mehrere Tausend Bände und hunderte von seltenen Originalmanuskripten in verschiedenen Sprachen umfassenden Bibliothek richtete Rattermann sein Augenmerk hauptsächlich auf Geschichtswerke, insonderheit solcher, die sich auf die deutsche Einwanderung in Amerika und die kulturelle Betätigung der Deutschen in der neuen Heimat beziehen. Darunter die höchst seltenen „De Bry", „Urlsperger", „Grynäus" und andere Sammlungen „Americana", deren Seltenheit und geschichtlicher Wert sie zu besonders wertvollen Objekten machen. —

Wenden wir uns jetzt dem Geschäftsmanne Rattermann zu. — Dabei machen wir eine Wahrnehmung, die wohl einzig dastehen dürfte: — Wir sehen ein vom Geiste und Scharfblick dieses Mannes aufgebautes Monumentalwerk von mächtigem Einfluß, — und daneben steht dieser Mann, der Schöpfer eines Instituts, das mit Millionen Dollars wirtschaftet, als armer Mann, der im Alter von einundachtzig Jahren noch Dienst tun muß, denn er war immer bescheiden in seinen Ansprüchen und von unerschütterlicher deutscher Ehrlichkeit! —

Etwas besseres kann man einem Manne wohl nicht nachsagen und wäre er ein noch so großer Forscher, Erfinder oder Entdecker ....

Es war im Jahre 1856, als im deutschen Viertel von Cincinnati, Ecke von 13. und Walnutstraße, eine große Feuersbrunst wütete. Die

Leute waren zumeist bei der „Columbus Insurance Company", eine auf den Trümmern der verkrachten „Ohio Mutual" aufgebauten Aktiengesellschaft versichert. Als die Geschädigten sich nach ihren Versicherungsgeldern erkundigten, hieß es, die Gesellschaft sei längst bankerott. Dies hatte sie aber nicht gehindert, fleißig Versicherungsprämien einzuziehen. Aber solche Vorkommnisse waren in jener Zeit alltägliche Erscheinungen. So lange es nicht brannte, war alles in Ordnung: es wurde tüchtig kollektiert. Brach aber ein größerer Brand aus, dann war die Gesellschaft mit der Sicherheit des Mondwechsels „längst bankerott". Derartige Räuberbanden hat es zu jener Zeit eine größere Anzahl in Amerika gegeben. Die Staatsaufsicht war eben von einer Art, daß Gott erbarm. —

Es war am 15. August 1856, als eine Anzahl Herren sich in der Office der Bauholz-Handlung Rattermann & Miller, No. 577 Elmstraße, über den Versicherungsschwindel und den Brandschaden an Walnut- und Dreizehnter Straße unterhielten. Während des Gesprächs trat der Agent der „Eagle Insurance Company" ins Büro, um die Jahresprämie für die Versicherung des Holzlagers der Firma zu kollektieren. Unser Heinrich Rattermann, der damals gerade in die Firma als Mitglied aufgenommen worden war, griff in die Kasse und händigte dem Agenten den verlangten Betrag ein mit den Worten: „Da zahlt man diese großen Prämien für ein Jahr und wenn das Geschäft niederbrennt, dann weiß man nicht, ob man überhaupt etwas wiederbekommt. Das Beispiel an der Walnut-Straße hat uns dieses zum so und so vielten Male gezeigt. Warum können wir Deutschen nicht zusammentreten und eine deutsche Feuerversicherungs-Gesellschaft ins Leben rufen, wo wir gesichert wären, daß im Brandfall uns auch der Verlust bezahlt würde? Ich bin zwar noch jung, allein ich habe doch schon so viel Beobachtungen und Erfahrungen hier gesammelt, um zu wissen, daß die Deutschen viel aufrichtiger in ihren Geschäften sind, als unsere englischen Nachbarn."

Die drei in Rattermanns Office anwesenden Herren, Hieronymus H. Kuhlmann, Heinrich Müller und Bernhard Heuer, stimmten lebhaft zu und, einem plötzlichen Impulse folgend, reichten die Anwesenden einander die Hand mit dem Versprechen, unverzüglich eine lebhafte Agitation zwecks Gründung einer derartigen Gesellschaft ins Leben zu rufen.

Das muß nun angesichts der waltenden Verhältnisse als ein sehr verdienstliches Unternehmen bezeichnet werden, aber die Herren hatten einen scheinbar sehr geringfügigen Umstand außer Acht gelassen. Für die Gründung einer solchen Gesellschaft war ein von der Staatslegislatur zu erteilender Freibrief erforderlich. Nun hatte aber im Jahre 1850—51 die Konstituante von Ohio einen Paragraphen in die neue Verfassung aufgenommen, welcher besagte, daß keine Freibriefe für derartige Gesellschaften mehr ausgegeben werden dürften. Es war dies zum Schutze des Publikums gegen gewissenlose Ausbeutung durch professionelle Betrüger beschlossen worden. — Als Rattermann sich mit seinem Anliegen an ein ihm bekanntes Mitglied des Repräsentantenhauses der Ohioer Gesetzgebung, den Advokaten Joseph E. Egly von Cincinnati, wandte, meinte Egly: „Sie wissen doch, daß die Legislatur keine Freibriefe mehr ausgeben darf. Ihre projektierte Gesellschaft müßte also einen solchen Freibrief irgendwo aufkaufen und in den Gerichten nach Ihren Ideen abändern lassen; oder aber es müßte ein allgemeines Gesetz für die Inkorporation derartiger Gesellschaften von der Staatsgesetzgebung angenommen werden, unter welchem Sie dann in Tätigkeit treten könnten."

Rattermann erwiderte, der Ankauf eines Freibriefes sage ihm nicht zu, aber die Schaffung eines bezüglichen Gesetzes wäre sicher mit Freuden zu begrüßen. Egly erwiderte, er wäre gegenwärtig mit Geschäften überhäuft, daß es ihm unmöglich sei, an die Ausarbeitung eines solchen Gesetzentwurfes heranzugehen. Er stelle aber Herrn Rattermann anheim, den Gesetzentwurf selber auszuarbeiten. Die Anleitung dazu fände er in den Gesetzbüchern von Ohio, die Herrn Rattermann in seiner (Eglys) Bibliothek zur Verfügung ständen.

Rattermann begann also unverzüglich mit der Ausarbeitung des fraglichen Gesetzentwurfs: den Staatssekretär von Ohio zu bevollmächtigen,



Gegenseitige Feuer-Versicherungs-Gesellschaften mit korporativen Rechtsamen auszustatten. Der Entwurf war in den Hauptzügen dem Freibrief der Ashtabula Mutual Fire Insurance Company nachgebildet, nur war nach Rattermanns Idee hinzugefügt worden, daß alle unter diesem Gesetz etablierten Gesellschaften jährlich im Monat Januar einen beschworenen Bericht über den Zustand und die Geschäfte des verflossenen Jahres am 31. Dezember desselben an den Staats-Auditor einsenden müßten, der dann der Gesellschaft für das nächste laufende Jahr ein Zertifikat zur weiteren Fortführung des Geschäftes ausstellen solle. Durch diesen Zusatz wurden die Gesellschaften gesetzlich gezwungen, sich jederzeit in den Besitz der nötigen Finanzen zu erhalten, um die Sicherheit der Gesellschaft festzustellen und die Gesellschaften in Fällen von Bränden vor dem Zusammenbruch zu schützen.

Als im Januar 1857 die Gesetzgebung wieder zusammentrat, legte Egly den Entwurf vor und schon am 14. April 1857 erhielt derselbe mit geringen Wortänderungen Gesetzeskraft. —

Rattermann hegte damals noch nicht die Absicht, sich aktiv als Geschäftsführer an seiner eigentlichen Schöpfung zu beteiligen. Aber in Gemeinschaft mit den oben genannten drei Herren begann er eine rege Propaganda in die Wege zu leiten. Merkwürdigerweise fand er bei den Deutschen Cincinnatis wenig Gegenliebe. Des Rätsels Lösung fand sich indes bald: — Einer jener bekannten „Großen", die in der Regel mehr Einfluß und Geld als Verstand und Einsicht besitzen, und die überall zu finden sind, behauptete, die Deutschen wären nicht imstande, ein derartiges Geschäft mit Erfolg durchzuführen. Wir wollen dem Manne die richtige Selbsteinschätzung nicht absprechen; aber er hätte sich in seinem Urteil auf sich selbst beschränken sollen. Leider tat er dies nicht, sondern ging als Leithammel voran und die .... anderen folgten. — Jetzt hatte Rattermann wohl seine schöne, ehrliche Feuer-Versicherung auf Gegenseitigkeit, nur wollte es mit der „Gegenseitigkeit" nicht recht klappen, denn das „Gegenseitige" mankierte noch immer Dank der Weisheit eines Banausen. — Rattermann und seine Gesinnungsgenossen beschlossen nun, sich an die schlichten Kreise der „kleinen Leute" zu wenden, und siehe da! — Hier fand er Verständnis und Entgegenkommen! —

Nun ereignete sich wieder eine Plötzlichkeit: Rattermanns Oheim entschloß sich im Sommer 1857, das Geschäft aufzugeben. Heinrich Rattermann besaß kein Kapital, um mit seinem bisherigen Partner Miller das Geschäft weiterzuführen, sondern er hatte mit dem Kapital des Oheims gewirtschaftet, das er diesem verzinste. Da Rattermann sich in der Bauholzfirma nicht zu halten vermochte, beschloß er, sich ganz der Feuer-Versicherungsgesellschaft zu widmen und versuchte, die geschäftliche Leitung des Unternehmens in die Hand zu bekommen. — Um bis zur festen Organisation des Instituts nicht untätig sein zu müssen, kaufte er mit etwas erspartem Gelde ein mit Wirtschaft verbundenes Spezereigeschäft, das ihm leider Zeit genug ließ, um nebenbei die Ausarbeitung der Einrichtung des Versicherungsgeschäftes fertigzustellen.

Bald nach der Besprechung mit den drei Herren im Jahre 1856 hatte Rattermann sich brieflich an Karl Heinzen in New York gewandt, den er etwa anderthalb Jahre vorher in Cincinnati kennen lernte, der früher eine Beamtenstelle in der „Aachener Feuer - Versicherungs - Gesellschaft" bekleidet hatte, mit der Bitte, ihm die Regulationen des Geschäfts zukommen zu lassen. Die Sachen waren durch Karl Heinzen nicht zu erhalten, wohl aber erreichte Rattermann seinen Zweck bei der „Gothaer Versicherungs-Bank" in Gotha. Es war eine Riesenleistung, sich in die Tabellen, Listen und Statistiken hineinzuarbeiten und alles geistig zu durchdringen; denn der Plan einer Feuerversicherungs-Gesellschaft ist wahrlich keine willkürliche Aufstellung, sondern hier regelt sich alles nach strengen mathematischen Gesetzen.— Und noch mehr als Mathematik war für die Durchführung des Projekts notwendig. Architektur, Baugesetze und vor allen Dingen auch Rechtswissenschaft. Auch diesen Anforderungen genügte Rattermann nach jeder Richtung hin und zuletzt studierte er Jurisprudenz.

Am 26. Februar 1858 wurde in Dammans Halle, an der jetzigen McMicken Ave. und Elder-Straße, das Inkorporations-Dokument von den Gesellschaftern vollzogen und am 18. März 1858 erfolgte die Ausfertigung der Inkorporations-

Urkunde durch den damaligen Staatssekretär A. P. Russel. —

Die größten Schwierigkeiten schienen damit überwunden zu sein. Aber es hat in den ersten Jahren des Bestehens des jungen Unternehmens doch noch manchen schweren Augenblick, manche Reibereien in den eigenen Reihen und manches Wanken gegeben. Doch heute gehören die „Kinderkrankheiten" längst der Vergangenheit an. Der Versicherungsstand beim letzten Jahresabschluß erwies sich auf $23,778,370.00 und der Cash Surplus Fund betrug am 1. Januar 1913 $549,622.28. —

Das ist das Werk des armen deutschen Schreinerjungen, der nicht Zeit hatte, die Schule zu besuchen, sondern in der Frohne ums Dasein für andere bei Hungerlöhnen sich abrackern mußte, aber des Nachts seinen Wissensdrang befriedigte. .

Und jetzt wollen wir uns noch den Menschen Rattermann ansehen. —

Im Sommer d. J. traf ich im Speisesaal des Hotel Bismarck zu Chicago mit einem Herrn zusammen, den ich erst für einen Deutschen hielt und, weil ich allein war, mich vorstellend, an seinen Tisch setzte. Der Herr war irisch-amerikanischer Abstammung und kam aus Cincinnati. — Cincinnati! — Da hatten wir ja sogleich einen Berührungspunkt. „Sie kennen wohl sicher Herrn Rattermann?" fragte ich. Sein Gesicht verklärte sich: "The great old man with the beard — sure!" — Und dann haben wir uns wohl eine Stunde lang über Heinrich Rattermann unterhalten. Der begeistertste Verehrer Rattermanns hätte nicht mit mehr Anerkennung von unserem Volksgenossen sprechen können, als dieser Nachkomme Irins. — Aber das ist keine Neuigkeit für diejenigen, die diesen ewig hilfsbereiten liebenswürdigen Menschen kennen. Und wie das im Leben so geht, — neben den edelsten, höchsten Freuden war diesem Manne auch das größte körperliche und seelische Martyrium beschieden. Die unermüdliche Tätigkeit, das bis ins hohe Alter hinein ununterbrochen betriebene Studium war zu viel für die Kraft seiner Augen. Mit bebendem Herzen fühlte dieser rastlos rege Geist das Augenlicht immer mehr schwinden — und eines Tages war Heinrich Rattermann blind. Was er in jenen Tagen empfunden, das kommt ergreifend in dem folgenden Gedicht zum Ausdruck:

„Warum, o Schicksal, mußt du den bestrafen,
Der für das Schöne seiner Tage strebte,
Dem selbst die Kunst im eig'nen Innern lebte,
Die ihn umspann' mit goldenen Agraffen?

Der künstlerisch Gebilde mochte schaffen,
Für Herz und für Gemüt Goldfäden webte
Und für die Kunst stets in Begeist'rung schwebte,
Wenn Meisterwerke seine Blicke trafen?

Warum läßt du die Augen mir erblinden,
Grausames Schicksal? — die zu allen Zeiten
In jeder Kunst viel Schönes konnten finden!

Nun tappend muß ich meine Wege schreiten,
Die dunkle Bahn des Alters zu durchwinden,
Bis schließlich sie mich wird zu Grabe leiten."

Aber ein Mann von der Seelengröße Rattermanns konnte selbst in der Nacht der Blindheit nicht verzagen:

Klage nicht, o Herz, in trüben Stunden,
Weil des Lebens Herbst den Blick geraubt;
Noch im Innern ist es grün belaubt,
Und noch mancher Kranz wird da gewunden!

Nicht am Aeußern ist der Geist gebunden:
Oft erblühen noch dem greisen Haupt
Lenzesblumen, und die Seele glaubt
An das Schöne noch, das sie gefunden.

Wohl, — der helle Schimmer ist vergangen
Der dem trunk'nen Auge sonst gelacht;
Aber noch im Innern Blüten prangen

Die der Lebenslenz mir einst gebracht;
Und was damals rötete die Wangen,
Weckt Erinn'rung auf in dunkler Nacht!

Indes, das Schicksal hatte es besser mit ihm beschlossen: eine Neujahr 1911 vorgenommene Staroperation gab ihm die Sehkraft wenigstens eines Auges wieder.

Schwerer Kummer war ihm im Jahre 1896 beschieden. Noch im April jenes Jahres beging er hoffnungsfreudig den 60. Geburtstag seiner Gattin, die ihm 39 Jahre lang als treuer Kamerad zur Seite gestanden.

„Grau wohl ward dein braunes Haar,
Aber grau ward es in Ehren!
Und so mag's noch manches Jahr
Bis zum goldnen Feste währen."

heißt es in dem Geburtstagsgedicht, das er zu diesem Tage geschrieben. Aber schon am 18.

August desselben Jahres ging sein guter Kamerad für immer von ihm.

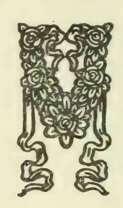
> Du meiner Tage schönste Zier,
> O könnt ich noch ans Herz Dich pressen!
> Nur die Erinn'rung bleibet mir
> Und nie, nie werd ich Dein vergessen!

ruft er in wehen Tönen der Geschiedenen nach.—

Rattermanns Ehe, die eine ungetrübt glückliche war, entsprossen zwölf Kinder, von denen noch sechs am Leben sind. Der älteste Sohn ist in Warsaw, Ill., verheiratet; der zweite Sohn ist des Vaters erster Gehilfe im Geschäft; der dritte Sohn ist Teilhaber einer Teppich- und Tapisserienhandlung in Birmingham, Ala., der jüngste Sohn ist Advokat und Herausgeber einer Fachzeitschrift in Cincinnati. Die älteste Tochter Rattermanns ist in Indianapolis verheiratet, die jüngste Tochter ist Lehrerin in Cincinnati; sie blieb unverheiratet und führt dem alten Vater den Haushalt. Außerdem sind vierzehn Enkel und zwei Urenkel am Leben. —

Am 14. Oktober dieses Jahres beging Heinrich Arminius Rattermann seinen 81. Geburtstag. Ein an schönen Erfolgen reiches Leben liegt hinter ihm. Erinnerungen voller Harmonie füllen seinen Lebensabend. Und wenn ich in die Briefe dieses hervorragenden Mannes hineinschaue, dann ist mir, als ob dennoch aus ihnen überall ein leiser Septimenakkord erklinge.... Aber das ist wohl das Schicksal eines jeden großen Mannes. — Ein Luther, ein Goethe, ein Bismarck — auch sie hatten ihre Stunden der inneren Einkehr und der Wehmut.... Vielleicht aber sind gerade diese Momente die edelsten und hehrsten im Menschenleben....

Fred. R. Minuth.



Deutschland.

Ein Unrecht ohne Sühne.*)



Im Mai d. J. erhielt ich den Brief des Botschaftsrats a. D. Emil Witte in Berlin-Friedenau, in dem er mich bat, ihn in seinem Kampf ums Recht zu unterstützen, da er seit vielen Jahren vergeblich danach verlange, vor einem deutschen Gericht gehört zu werden und gegen ungeheuerliche Anklagen sich verteidigen zu können. Nachdem ich das von ihm verfaßte Buch „Aus einer Deutschen Botschaft; zehn Jahre deutsch-amerikanischer Diplomatie", Berlin-Steglitz, Verlag von K. G. Th. Scheffer, gelesen habe, komme ich seiner Bitte nicht ohne inneres Widerstreben nach, denn die Enthüllungen, die das Buch bringt, verraten einen solchen Tiefstand unserer (einstigen! D. Schftl.) Auslandvertretung auf dem amerikanischen Kontinente, eine solche Korruption unter dem Einfluß des Geldes und der von den großen Depeschenbüros ausgeübten Macht, daß dem Vaterlandsfreunde angst und bange werden muß bei dem Gedanken, daß Männern solchen Schlages, wie uns hier von Herrn Witte auf Grund eines in die Darstellung eingeflochtenen überreichen Aktenmaterials geschildert werden, die Vertretung des Deutschen Reiches und die Wahrung der Ehre des deutschen Namens anvertraut war. Ich sage war und möchte damit der Hoffnung Ausdruck geben, daß Wittes Anklage, die sich wesentlich gegen den verstorbenen Botschafter Herrn v. Holleben richtet, eben nur eine Person der Vergangenheit trifft, aber eine Verallgemeinerung nicht gestattet, denn dann müßte man an der Zukunft unseres Reiches zweifeln und den Tag herbeiwünschen, wo durch eine furchtbare Katastrophe die Luft gereinigt würde von den Miasmen, die sich erstickend auf das Leben des ganzen Volkes legen müssen, wenn solche Dinge geschehen können, ohne ihren Richter zu finden. Es ist dringend zu wünschen, daß die Angelegenheit in breitester Oeffentlichkeit behandelt und von seiten national-gesinnter Vertreter des Deutschen Volkes vor das Forum des Reichstages gebracht würde, denn das bisher beliebte System des Schweigens könnte zu der Vermutung führen, als säßen die Mitschuldigen an dem großen Verbrechen noch in der Reihe der Regierenden. Ueber den Tatbestand mag den Lesern dieser Zeilen die Eingabe Auskunft geben, die Herr Witte unter dem 24. Mai 1907 an den Staatssekretär für das Auswärtige Amt, Herrn v. Tschirsky, gerichtet hat:

„Ew. Exzellenz

erlaube ich mir ganz ergebenst, Folgendes mitzuteilen:

1. Im März 1902 veröffentlichte die Presse, unter anderen die „Frankfurter Zeitung" vom 13. und das „Berliner Tageblatt" vom 14. März 1902, folgende gleichlautende Meldung aus New York:

„Die Deutsche Botschaft erklärt, Witte habe von Holleben mit Ermordung bedroht."

2. In einem Beleidigungsprozesse gegen die „Groß-New Yorker Zeitung" aus dem Jahre 1902 bezog diese Material gegen mich aus dem Auswärtigen Amte bezw. von Organen oder Personen, die ihm unterstellt sind. Insbesondere wandten sich meine Gegner durch Vermittelung

*) Wir bringen diesen Artikel, um einem erblindeten und gelähmten Ehrenmanne beizustehen, der länger als ein Jahrzehnt um seine Ehre kämpft, die ihm widerrechtlich durch allerlei Machenschaften angetastet worden ist. Wir kennen diesen Fall genau. Wir wissen, daß Herrn Witte wiederholt Geld geboten wurde, damit er schweige, um die Schandtaten von Leuten zu verhüllen, die zu der sogenannten „besseren Klasse" gezählt werden. Herr Witte hat aber trotz seiner Erblindung und trotz seines an den Rollstuhl gefesselten Körpers nicht die Absicht zu schweigen, sondern er will kämpfen bis zum letzten Augenblick oder bis ihm Genugtuung gewährt wird. Wir machen an dieser Stelle bereits auf das Erscheinen eines neuen sensationellen Buches aus der Feder des Botschaftsrats a. D. Witte aufmerksam.

Die Schriftleitung.

des früheren Deutschen Konsuls in Rom, Herrn Nast-Kolb, an den früheren Kaiserlichen Botschaftsprediger in Rom, Herrn Pastor Dr. Frommel, jetzt in Gera.

Die Schreiben des Herrn Direktors Mayer von der Mergenthaler Setzmaschinenfabrik, des Mitbesitzers jener New YorkerZeitung, de dato Berlin vom 12. Mai 1902 und seines Rechtsanwalts vom 21. Mai 1902, sowie andere Schriftstücke, welche den von mir angegebenen Zusammenhang ergeben, liegen mir vor.

Der Zweck war, von Herrn Pastor Dr. Frommel Material über einen gewissen „Georg Witt, auch Emil Witt oder Witte", der vom 12. Juli 1892 bis Anfang 1893 in Rom als Privatsekretär des Herrn Nast-Kolb verschiedene Hochstapeleien begangen hatte, zu erlangen und dies Material gegen mich unter Identifikation meiner Person mit jenem Schwindler zu verwerten.

Dieser Zweck gelang auch vollständig. Ich erkläre nunmehr:

Zu 1. Die Behauptung, ich hätte den damaligen Deutschen Botschafter in Amerika, Herrn von Holleben, mit Ermordung bedroht, ist eine aus der Luft gegriffene Erfindung.

Die Unwahrheit dieser Beschuldigung, für die ein Beweis nie versucht worden ist, ergibt sich schon aus dem Mangel eines gegen mich daraufhin eingeleiteten Verfahrens.

Zu 2. Ich bin nicht identisch mit dem Hochstapler Georg Witt, der vom Juli 1892 bis Anfang 1893 die Schwindeleien in Rom verübt hat.

Dies ergibt die anliegende Bescheinigung des Königlichen Polizeipräsidiums vom 9. März 1907, wonach ich, von London kommend, vom 22. August bis zu meinem Verzuge nach Charlottenburg, den 1. Oktober 1893, in Berlin, Puttkamerstraße 14, als Mieter gemeldet gewesen bin.

Vor allem aber beseitigt die hiermit überreichte beglaubigte Erklärung des Herrn Pastors Dr. Frommel vom 12. April 1907 selbst, die zugleich manche eigenartige Nebenumstände enthält, jeden Zweifel, daß ich das beklagenswerte Opfer einer Verwechselung geworden bin.

Die Folgen dieses ungeheuren Mißgriffs waren die schwersten Nachteile für meine Gesundheit und mein berufliches Fortkommen, die Vernichtung meiner Existenz und die Untergrabung meiner Gesundheit. Gebrandmarkt durch verleumderische Gerüchte, beladen mit dem Fluche der Vergangenheit eines Hochstaplers, der obendrein am Deutschen Botschafter sich vergreifen wollte, fand ich alle Pforten zur Ausübung meines Berufes verschlossen, da ich überall Verachtung oder Mißtrauen begegnete. Die furchtbare Notlage, in die ich bei solcher Erschwerung meines Fortkommens samt meiner großen Familie geriet, vereinte sich mit den schweren Aufregungen Jahre lang vergeblicher Kämpfe gegen die verhängnisvolle Verleumdung, deren Ursprung ich lange nicht ermitteln konnte, und die mich um so schrecklicher berühren und zur Verzweiflung bringen mußte, als ich bei der Gewißheit meiner Unschuld das gegen mich zeugende, anscheinend unwiderleglich einwandsfreie Urkundenmaterial nicht zu begreifen vermochte. Alle diese fürchterlichen Aufregungen zogen mir eine unheilbare Nervenkrankheit, locomota ataxia, zu, die bereits eine vollständige Erblindung des rechten, eine starke Gefährdung und große Verminderung der Sehschärfe des linken Auges und die teilweise Lähmung der Glieder herbeigeführt hat, eine weitere große Erschwerung meines beruflichen Fortkommens.*)

Bei dem so folgenschweren mir zugefügten Unrecht halte ich meinen Anspruch auf Genugtuung für berechtigt, und glaube auch die Mitwirkung der in der Angelegenheit mit hineingezogenen Behörden erbitten zu dürfen. Auf ein subjektives Verschulden bestimmter Organe kommt es hier meines Erachtens nicht an; ich unterlasse es daher, vorhandene Verdachtsmomente nach dieser Seite weiter zu verfolgen und zu vervollständigen. Es genügt die objektive Beteiligung. Auch wer in gutem Glauben gehandelt hat, indem er mich tatsächlich für identisch mit dem Schwindler Witt bei dem früheren Konsul Herrn Nast-Kolb in Rom hielt, oder wer die unschuldige Ursache der Verleumdung geworden ist, indem sein Name zur Begründung der Beschuldigung, ich hätte Herrn von Holleben mit Ermordung bedroht, unwidersprochen mißbraucht wurde, kann sich nach meiner Ansicht nicht der Anstandspflicht entziehen, für seinen Teil die gegen mich erhobenen, ebenso ungeheuerlichen wie unwahren Vorwürfe zurückzu-

---

*) Botschaftsrat a. D. Witte ist seit einigen Jahren vollständig erblindet und vollkommen gelähmt. Er lebt von den kümmerlichen Einkünften, die ihn aus dem Verkaufe seiner Bücher fließen. Seine Gemahlin ist ihm ein untrüglich treuer Kamerad im Unglück, sein Privatsekretär, seine Krankenwärterin und sein Trost im Elend. — Das sensationelle und doch nicht polizeilich verbotene, darum die Wahrheit verkündende Buch „Aus einer Deutschen Botschaft" ist gegen Einsendung von $1.00 zu beziehen vom Verfasser, Berlin-Friedenau, Blankenburger Straße 11.

Die Schriftleitung.

nehmen oder zu entkräften und für seinen Teil in meinem berechtigten Streben nach Gerechtigkeit, nach Wiederherstellung meines schwer verletzten Namens mich zu unterstützen.

Nach unsäglichen Mühen im Kampf um mein Recht ist es mir endlich gelungen, den Sachverhalt aufzuklären, dem Ursprunge und Zusammenhange der gegen mich trotz meiner gänzlichen Unschuld erhobenen furchtbaren Verdächtigungen auf die Spur zu kommen und das erforderliche Beweismaterial zu erlangen. Meine früheren Eingaben in meiner Angelegenheit, vom 5. März 1906, 21. Januar und 18. Februar 1907, haben Ew. Exzellenz nicht beantwortet, nur auf meine unterm 17. April 1907 ausgesprochene Bitte um Rücksendung des meiner Eingabe vom 5. März 1906 beigefügten Schreibens, das der frühere amerikanische Botschafter in Berlin, Herr Andrew White, in günstigem Sinne an mich gerichtet hatte, erhielt ich das Schreiben durch Büronote vom 22. April 1907 zurück.

Ich richte nochmals an Eure Exzellenz die inständige, dringende Bitte, eine Untersuchung und Aufklärung der gegen mich gerichteten schweren Angriffe und Beschuldigungen veranlassen und mir nicht Gerechtigkeit vorenthalten zu wollen. Sollte Grund zu der Annahme bestehen, daß ich Herrn von Holleben mit Ermordung bedroht hätte, so glaube ich, die Mitteilung der angeblichen Beweise oder Verdachtsmomente erbitten zu dürfen. Andererseits halte ich mich zu der Erwartung berechtigt, das von zuständiger Seite eine Erklärung abgegeben werde, wonach die Deutsche Botschaft, die angebliche Urheberin der Nachricht, derselben entweder, entgegen der bisher unwidersprochenen Darstellung in der Presse, überhaupt fern stand oder aber die etwa von ihr herrührende Behauptung nunmehr als unwahr bezeichnet.

Sollten Ew. Exzellenz noch irgend einer Aufklärung von mir bedürfen, so bitte ich um hochgeneigte Mitteilung. Andererseits glaube ich, mit Rücksicht auf die schweren, für mich so unheilvollen Kränkungen und Schädigungen, deren Opfer ich schon seit langen Jahren schuldlos war, die ergebenste Bitte um tunliche Beschleunigung meiner Angelegenheit aussprechen zu dürfen.

Ich bitte Ew. Exzellenz inständig, die gebührende Gerechtigkeit mir willfahren lassen zu wollen und mich nicht zur äußersten Verzweiflung zu treiben.

Ew. Exzellenz
ergebenster
E. Witte."

Zur schwersten Anklage für die an der Diskreditierung Wittes arbeitenden Persönlichkeiten gestaltete sich die Erklärung des Herrn Pastor Dr. Frommel, den man als Werkzeug benutzte, um jenen zu schädigen. Sie lautet:

„Gera (Reuß), den 12. April 1907.

Erklärung.

Auf Veranlassung des amerikanischen Konsulats in Leipzig habe ich im Sommer d. J. 1902 vor dortigem Konsulat der Wahrheit gemäß über die Erfahrungen ausgesagt, die ich als Kaiserlicher Botschaftsprediger in Rom mit dem daselbst vom Juli 1892 bis August 1893 sein Unwesen treibenden Schwindler „Dr." Georg Witt, wie er sich damals nannte, gemacht habe. Man hatte mich um meine Aussage ersucht in der allerdings fälschlichen Annahme, der p. Witt und der Schriftsteller Emil Witte, s. Zt. Journalist in Amerika, jetzt in Charlottenburg, Tegeler Weg 103 wohnhaft, seien ein und dieselbe Person.

Ich erkläre hiermit auf Grund persönlichen Augenscheins sowie amtlicher Information, daß Herr Emil Witte mit Georg Witt nicht identisch ist noch sein kann. Diese Tatsache hätte sich übrigens den bei dem Prozeß Emil Witte contra „New Yorker Zeitung Publishing & Printing Co." interessierten Persönlichkeiten ohne Weiteres ergeben müssen, da ich auf Wunsch des Amerikanischen Konsulats in Leipzig diesem die Photographie des Schwindlers Witt nebst eigenhändiger Dedikation und einigen anderen Schriftstücken, die sich auf Witt bezogen, eingehändigt habe. Diese zur Entlastung des Schriftstellers Emil Witte höchst wichtigen Dokumente sind bis heute, wie es scheint, noch im Besitz des Herrn Thom. F. Smith, Clerk of the City Court of the City of New York, an welchen sie durch das Amerikanische Konsulat in Leipzig gesandt worden waren. Trotz Versprechens der Rückgabe nach Beendigung des Prozesses und persönlicher Bemühungen ist es mir noch nicht gelungen, in den Besitz meines Eigentums wiederzugelangen.

(gez). Dr. O. Frommel, Pastor.
Früher K. Botschaftsprediger."

Eine Antwort auf sein Ersuchen ist Herrn Witte nicht zuteil geworden, es sind ihm mittels Büronotiz ohne Unterschrift die der Eingabe beigefügten Schriftstücke wieder zugestellt worden in beleidigender Formlosigkeit, und dabei ist es geblieben. Aber es darf dabei nicht bleiben. Das Unrecht, das einem Einzelnen im Rechtsstaat zugefügt wird, wird zu einem

Verbrechen an der Allgemeinheit, wenn die berufenen Hüter des Rechts den Schutz versagen, auf den jeder einzelne ohne Ansehen von Person und Stellung nach der Verfassung Anspruch hat. Und dieser Anspruch kann nicht verjähren. Seit Jahren fordert Herr Witte immer aufs neue die Untersuchung gegen das gewissenlose Treiben dunkeler Ehrenmänner, die unser politisches Leben vergiften. Möchte sein Ruf endlich auch an das Ohr des obersten Rechtsbeamten dringen, der in letzter Linie die Verantwortlichkeit für alles trägt, was die ihm unterstellten Aemter tun oder zu tun unterlassen.

Horst Kohl — Leipzig.

Nachschrift: Es war in den Tagen des Besuchs des liebenswürdigen Prinzen Heinrich von Preußen in Amerika. Das ganze Deutschtum Amerikas schwelgte in echter Begeisterung. Niemand aber ahnte, was Chauvinisten aus dieser Begeisterung folgerten. Der „Vetter jenseits des Kanals" begann sofort mit Hochdruck zu hetzen, — richtiger, er hatte schon vor der Reise des Prinzen nach Amerika seine Minen gelegt und auch alles versucht, um die Reise zu vereiteln. — Welche Dinge sich in jener Zeit hinter den Coulissen abgespielt haben, das ahnt kein Fernerstehender.— Verbrechen sind geplant worden! — Die Stellung des damaligen Deutschen Botschafters von Holleben wurde eine geradezu verzweifelte! — Heißspornige Hemdärmelpolitiker, im Solde Albions stehend, verlangten, daß dem Botschafter die Pässe noch während der Anwesenheit des Prinzen in Amerika zugestellt werden sollten. Präsident Roosevelt hat damals die Amerikanische Nation vor einer Schande bewahrt, denn fast allein dem Einflusse Roosevelts war es zu danken, daß man bis nach der Abreise des Prinzen mit dem Eklat wartete.— Es waren noch nicht 24 Stunden seit der Abreise des Prinzen Heinrich verflossen (die um einige Tage beschleunigt wurde!!), als der damals im Hauptbesitz von John Wannemaker (ein Mensch deutscher Abstammung) befindliche Philadelphier „North American" die Kunde veröffentlichte, Washington habe einem ausländischen Botschafter plötzlich die Pässe zugestellt. Dieser Botschafter solle Herr v. Holleben sein. — In der Tat waren Dinge im Gange, die einen unauslöschlichen Insult gegen den Deutschen Kaiser involviert haben würden. Und wieder trat Theodore Roosevelt für die Ehre der Amerikanischen Nation ein und vereitelte das Unsinnige. — In dieser Zeit kam ein Intrigant — der uns bekannt ist — auf die nichtswürdige Idee, durch eine Mache schändlichster Art Sympathien für den angefeindeten Botschafter zu erwecken: dieser Schuft im Kleide des Gentlemans erfand die Fabel von Wittes Mordversuch auf den Botschafter. Der Telegraph trug die Lüge durch die ganzen Vereinigten Staaten und darüber hinaus. Und diese Lüge fand umsomehr Glauben, als es zwischen dem Botschafter und dem ehemaligen Botschaftsrat Witte gelegentlich zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. — Hätte Herr v. Holleben sich damals nicht im Zustande der größten Aufregung befunden, dann würde er eine solche Ungeheuerlichkeit, die eines Ehrenmannes Existenz und Gesundheit kosten sollte, nicht geduldet haben. Aber der Botschafter war infolge der gegen ihn gerichteten Vorgänge in Washington von hochgradiger Nervosität befallen worden. Ihm fehlte das klare Denken und die Widerstandskraft. Darum konnte das Schändliche geschehen. Und später war es zum Widerruf zu spät. Wir wissen, daß Herr v. Holleben an diese Episode nie erinnert zu werden wünschte. Er wehrte sich heftig dagegen und verbat sich jedes Wort darüber. --

Wer nun war der nichtswürdige Verbrecher? — Ich könnte den Namen dessen, der die schurkische Idee gebar, hier nennen. Aber ich begnüge mich mit dem Hinweis, daß es kein Germane war!

Fred. R. Minuth.



Unterhaltender Teil.

Der Waldfahrer am Schoharie.

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich Mayer.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.



Wie ich tags darauf Gerlach einen Besuch abstattete, kam der Jonathan Schmul ins Haus, setzte seine Kisten und Bündel auf den Boden und holte tief Atem.

„Was zu kaufen, Madam, was benötigt?" fing er an; „und wie geht's dem Manne und den Kindern, alle frisch, haben Backen wie — —"

„Rufe den Vater, Fritz," unterbricht ihn Frau Gerlach, und der Junge stürmt hinaus und schreit so laut er kann:

„Der Pedler (Hausierer), Vater, komm heim, der Pedler!"

Inzwischen hat der Pedler Jonathan Schmul seine Kisten und Packete geöffnet; die Kinder schauen neugierig zu, und mit Ausrufen der Verwunderung ob all der Herrlichkeiten, welche vor ihren Augen entfaltet werden, drängen sie immer näher.

„Kauf' mir das Messer, Mutter, ich brauch' das Messer, der Weberfritz hat auch eins," ruft der Fritz.

„Mir die Ohrringe, Mutter," heult das Lieschen.

„Ich muß einen wollenen Unterkittel haben auf den Winter," sagt bestimmt Andreas; er ist schon fünfzehn und darf fordern.

„Geht ihr gleich weg! Pedler, schlag' ihnen auf die Hände," befiehlt die Mutter. Der Pedler tut es aber nicht, er weiß vielmehr, daß Kinder seine besten Kunden sind.

Mittlerweile ist Gerlach heimgekommen, hat sich die Hände gewaschen und beginnt mit dem Schmul zu parlieren über Wetter und Weizen, dann aber geht der Jude über zum Geschäft.

„Etwas gefällig heut, hier die Arznei, ist gegen das Fieber, ist lauter Wurzelsaft, habe das Geheimnis von einem alten Indianer!"

„Oder diese Pillen, das beste Mittel gegen Husten, auch für Kinder, wenn sie nachts nicht schlafen wollen, haben Sie noch übrig davon?"

„Nicht mehr viel," sagte Gerlach kurz.

„Hab ich nicht gesagt die Wahrheit, ist gute Medizin gegen Kolik bei Kälbern und Ferkeln, Mann, Sie haben probiert, bezeugt, ob ich sage die Wahrheit."

„Ist nicht schlecht," lautete die Antwort.

Gerlach fürchtete, wenn er zu reichliches Lob spende, möchte Schmul den Preis erhöhen.

Nun wird gefeilscht und gekauft, schon springt der Fritz hinaus mit seiner Mundharfe, und das Lieschen schreit laut auf, weil die silbernen Ohrringe zu rauh angeheftet sind. Die großen Buben prüfen die Waren, sie kaufen mit Kennerblick Wetzsteine und Messer, auch neuer Pulvervorrat wird eingelegt, und der Christian untersucht wohlgefällig eine Tabakspfeife.

„Jetzt, das ist zu arg, du sollst mir kommen," ruft die Mutter und schüttelt zornig die Faust gegen den Christian.

Weil aber die Mutter die Teppiche und das Weißzeug, die Litze und den Faden untersucht und die Männer nicht recht beobachten kann, holt der Christian heimlich aus der Sonntagshose Silber- und Kupfermünzen und erhält dafür von dem Pedler die Pfeife mit der Versicherung:

„Es ist die schönste am Schoharie!"

So wird eingekauft. „Der Winter ist vor der Tür, wollene Unterkleider, der Kittel kostet blos drei Thaler und neunzig Cents, verkaufe billiger als der Store in Albany und hab's hergetragen, bin zufrieden mit dem kleinen Profit, leben und leben lassen, ist mein Wahlspruch."



Dem Gerlach fängt es an bedenklich zu werden; alle Tische liegen voll mit Kleidungsstücken, Spielwaren und Arzneien, er kratzt sich den Kopf, er handelt und feilscht, es hilft nichts.

„Jonathan Schmul will machen ein ehrliches Geschäft."

Da spielt der Bauer seinen größten Trumpf aus:

„Schmul, eigentlich brauch ich nichts, wollt' Sie nur nicht wegschicken heute. Sie sind zu teuer, ich kaufe nichts, vielleicht das nächste Mal, und nichts für ungut!"

Er kauft aber doch, holt seine lederne Geldkatze aus der Kommode und bezahlt.

„Was ich sagen wollte," fährt Schmul fort, „den Shawl, beseht ihn, er ist der letzte." Damit entfaltet er ein in der Tat prächtiges Umschlagtuch mit hübschen schweren Fransen. Der Bauer schüttelt bewahrend den Kopf, aber das Tuch hat der Frau Gerlach Auge gebannt, sie befühlt es.

„Wolle, reine portugiesische Wolle, gesponnen und gewoben in Paris, was ist die Hauptstadt von Frankreich, wo ist die neueste Mode, habe eins verkauft an dem Herchheimer seine Frau; ist schön, aber nicht so schön wie dieses, ist gemacht in Lyon, was auch liegt in Frankreich, dieses kommt von Paris, was ist das Zentrum der Mod'!"

Er hängt es der Frau Gerlach um die Schultern, und die Mädchen schauen verlangend nach dem Tuch.

„Was gafft ihr, jetzt so etwas, ich hab' mehr geschafft, als ihr euer Lebtag tun werdet, bin dabei alt geworden und niemand hat mir solch einen Shawl gekauft," und sie räuspert sich und schluckt und fährt in der Stube umher. Der Gerlach ist ein verständiger Mann, er kennt seine bessere Hälfte, er geht noch einmal nach der Kommode, es sind aber Banknoten, die er dieses Mal holt.

Die Frau aber schreit: „Mann, hast Du Geld zum Wegwerfen?" dann wettert sie an dem Ofen, legt Holz ein, schiebt Pfannen und Kacheln hin und her und macht ein grausig düsteres Gesicht, während der Mann den Handel vollends ins Reine bringt.

„Sie bleiben hier beim Mittagessen, es wird gleich auf dem Tisch sein, erzählen mir ein wenig, wie es in der Niederlassung zugeht, und von den Händeln in der Welt!"

Und Jonathan Schmul blieb und erzählte; der Pedler besorgt in dieser Gegend die Arbeit der Zeitung, er kennt fast jedermann in zwei Staaten, kann ohne langes Nachdenken die ganze Verwandtschaft aufsagen, auch besorgt er allerlei wichtige Botendienste.

Nach dem Essen aber holte Schmul ein schönes Gebetbuch aus seiner Kiste hervor und überreicht's der alten Großmutter.

„Es ist ein christliches Buch, gedruckt von meinem Freunde Christian Sauer in Philadelphia, lesen Sie es fleißig und denkt's dabei auch an den Schmul, was ist ein Jud', aber macht ein ehrliches Geschäft." Damit ging der Pedler.

Achtes Kapitel.

Ich folgte ihm und lud ihn zu mir in mein Haus. Den ganzen Nachmittag habe ich seinen Erzählungen zugehört. Von den Freunden aus Echterdingen berichtete er, der Weisenberg sei auf dem Schiffe der Seekrankheit erlegen, darauf hätten die „Seelenverkäufer" sein Geld gestohlen, und, weil nun nicht mehr genug Reisegeld übrig war, wurde Katharine bei ihrer Ankunft in New York auf sieben Jahre verkauft an eine reiche holländische Familie, welche in Albany wohne. Sie habe es dort gut; ihre Schönheit habe den Sohn des Hauses gereizt, aber das Mädchen wisse, wie man sich solcher Burschen erwehre; denn sie sei nicht nur hübsch, sondern auch verständig und werde sich ehrlich durchschlagen, niemand brauche ihretwegen in Sorge zu sein. Ob sie von mir gesprochen habe? Schmul wußte es nicht.

Ob ich vielleicht den Sir Johnson kenne? Es sei ein junger Engländer, der große Ländereien besitze, da, wo der Schoharie in den Mohawkfluß münde. Dieser junge Mann verkehre viel im Hause der Holländer, wolle ich mit dem Mädchen in Verbindung treten, so würde er jedenfalls einen etwaigen Brief abliefern.

„Kennt Sir Johnson die Katharine?"

„Habe gesehen, wie er im Vorbeigehen hat angeschaut das Mädchen, seine Augen brannten."

„O wehe," entfuhr es mir.

„Ganz ohne Sorgen, Herr Pfarrer, zur Frau nimmt er sie nicht und zu etwas anderem gibt sie sich nicht her."

Mehr war nicht zu erfahren.

„Herr Pfarrer, nehmen Sie einem armen Jud' nichts für ungut, wenn er sich erlaubt zu reden ein freies Wort. Bleiben Sie am Schoharie, hier wohnen lauter Edelleute, wenn sie auch den Bettlerkittel tragen. Die Wanderpfarrer sind schlechte Leute, Sie sind der Mann für dieses Volk!"

„Aber der Schnaps, Schmul!"

„Schon wahr; daran sind die reichen Holländer schuld, sie haben mit dem Feuerwasser sich die Freundschaft der Indianer erkauft; mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie sie die Wilden so lange mit Branntwein traktierten, bis daß sie ihnen dasselbe Land noch einmal überschrieben, welches die Deutschen schon gekauft und bebaut hatten. Hunter hat diesen Betrug nachträglich gutgeheißen, und dem alten Weiser ist das Herz über dem Jammer gebrochen. Die Leute haben einen Führer nötig, dazu sind Sie der geeignete Mann, Sie sind klug und treu, so wahr ich bin ein ehrlicher Jud'."

„Aber der Schnaps," wiederholte ich.

„Ist nötig, die Deutschen müssen den Indianern auch Schnaps geben, wie es die Holländer tun, sonst sind sie verloren, der Konrad Weiser, was ist ein kluger Mann, hat selbst dazu geraten."

„Jonathan Schmul, wo wohnen Sie?"

„Habe das noch niemand gesagt, aber Sie sind ein Pfarrer und können bewahren ein Beichtgeheimnis, werd' ich's Ihnen sagen. Zehn Meilen gegen Westen ist ein Bach, nach dem Farmer Kobel wird er Kobelscreek genannt. Dort habe ich eine Höhle gefunden, als die Indianer hinter mir drein waren; ich nenne sie Howeshöhle; dort wohne ich. Schweigen Sie darüber; wenn Krieg ausbricht, dann fliehen Sie dorthin und Sie sind sicher. Ich fürchte Schlimmes, denn die Wilden lüstet's nach den Viehherden der Deutschen."

Er stand auf und wollte gehen. Der Abschied wollte mir weh tun, ich halte ihn für einen treuen Menschen. Schon unter der Tür kehrte er noch einmal zurück und sprach:

„Herr Pfarrer, ich danke Ihnen, daß Sie haben einen Mann, welcher ist ein Jud', angewiesen einen Stuhl in Ihrem Hause und gereicht Salz und Brot; wenn Sie jemals werden gebrauchen einen Fraind im Walde, dann rufen Sie mir, und ich werde Ihnen dienen und geben für die Deutschen und Ihren Pfarrer mein Geld und auch mein Leben, so wahr mein Nam' ist Schmul!"

Neuntes Kapitel.

Nun bin ich schon zwei Jahre hier und habe noch nichts geleistet. Durch die Wälder bin ich gestrichen, den Flüssen bin ich nachgelaufen, als ob noch große Entdeckungen zu machen wären! Menschen habe ich gesucht, ihre Geschichte mir erzählen lassen, ob vielleicht in ihrer Unruhe mein aufgeregtes Herz Ruhe finde.

Sie waren gut zu mir, die Menschen hierzulande. Bereitwillig haben sie die Türen ihrer Häuser dem fremden Sonderling geöffnet und Gastfreundschaft geübt. Unbequem wurden mir ihre vielen Fragen nach mir selbst und den Absichten, welche ich habe. „Warum predigen Sie uns nicht," ist beinahe der ständige Gruß, wenn sie mir begegnen. Ich weiß es dem alten Weiser Dank, daß er mich gut empfohlen hat, sonst hätten die Leute schwerlich so lange Geduld mit mir.

In diesem Lande gibt es keine Faullenzer, jeder muß arbeiten, auch die Reichen schämen sich nicht der Arbeit. Darum schauen die Leute mich verwundert an. Wie kann ein junger, dazu noch studierter Mensch sein Leben mit Nichtstun zubringen? Ich selber harrte sehnlich auf eine Veränderung.

Heute ist's entschieden! Bis dato lebte ich in der Hoffnung, es sei für mich eine Rückkehr in die Staatskirche der Heimat möglich. Ich habe mich darum an verschiedene einflußreiche Männer gewandt und an Jugendfreunde. Endlich ist die Antwort eingetroffen.

Elend kassiert bin ich worden, wie der gemeinste Verbrecher werde ich aus dem Staats- und Kirchenverband hinausgeworfen. Recht geschehe mir, schreibt sogar einer; denn ich hätte vergessen, daß die Fürsten die Gesalbten Gottes auf Erden seien, ihnen zu trotzen, stehe einem Diener des Evangeliums nicht zu. Da hab'

ich's! Ein schändliches Verbrechen habe ich begangen, denn ich half mit, daß ein Mädchen weniger ruiniert worden ist! Dann diese Speichellecker! Gott, warum strafst du meine alte, teure Heimat mit solchen Menschen!! — Wie ich die Briefe las, die mir die Mutter schickte, bekam ich einen Wutanfall; ich schlug mit der Faust auf den Tisch, sodaß die alte, halbtaube Urschel aufmerksam wurde. Sie schaute durch das Fenster; weil's ein trüber Tag ist, hat sie gemeint, es donnere. Mein Gott, ich wußte nicht, soll ich rasen und fluchen oder weinen und lachen.

„Die dunkelste Wolke hat eine silberne Einfassung," sagen die Leute. Auch draußen in der Heimat haben sie noch Männer. Zwar der Professor G. in Tübingen gefällt mir nicht recht. Er läßt mich grüßen, scheue sich aber, mir zu schreiben, weil sein Brief leicht den Spionen des Fürsten in die Hände fallen könnte. Aber der Prälat und Hofprediger Urlsperger, das ist ein ganzer Mann! Dem sollte die Nachwelt ein Denkmal errichten, direkt vor der Schloßkirche müßte es stehen, als eine Predigt, daß Männerwürde und Männertreue noch nicht ausgestorben ist. Verlangt Serenissimus, daß seine erste Mätresse soll in das sonntägliche Kirchengebet eingeschlossen werden, und das Heer der Hofschranzen, der Hofräte, der Medizinalräte und ähnlicher Schlucker machen dazu alleruntertänigst ihre Bücklinge und tiefsten Reverenzen. Da fährt der Hofprediger wie ein Donnerkeil zwischen das Gelichter und sagt dem Herzog und seiner Mätresse ins Gesicht: „Herr Herzog, für dero Mätresse beten wir bereits jeden Sonntag, denn sobald wir in „Unser Vater" die Bitte aussprechen: Erlös uns von dem Uebel, denkt das ganze Land an den Herzog und seine schamlose Mätresse!"

Wäre ich des heiligen römischen Reichs deutscher Kaiser, so würde ich um des einen Urlspergers willen alle Urlsperger im Reiche in den erblichen Grafenstand erheben. Ich bin mit dem Brief in den Wald hinausgestürmt, und wie ich das Manneswort des Hofpredigers gelesen hatte, fuhr es wie ein Sturm durch die Bäume. Ein Manneswort weckt Mannesmut!

Ich habe mich entschieden! Unsere Zeit gebraucht Männer, die opfern und entsagen können, Männer, die einstehen für die Wahrheit und das Recht, die sich nicht scheuen, auch vor solchen nicht, die die Macht haben, einen zu züchtigen und einen loszulassen. Willst du dein Leben erhalten, dann mußt du es verlieren. Will ich meine Zeit nicht totschlagen, dann muß ich entsagen, leiden und dulden. Aber wenn ich dann einmal nicht mehr bin, wird es noch Menschen geben, welche Gott danken, daß ich nach Amerika verschlagen worden bin. Also Johann Peter Resig, Waldpfarrer am Schoharie! Unter diesem Namen will ich wirken, entweder etwas Rechtes leisten oder untergehen.

Nun ist's entschieden! Wie erfrischend das wirkt auf mein ganzes Wesen, ich bin ein neuer Mensch, seitdem ich mutig einen festen Entschluß gefaßt habe. Ich werde arbeiten, Gemeinden organisieren, Kinder unterrichten, Unterdrücker strafen, Unterdrückte verteidigen.

Ich bleibe hier.

Zehntes Kapitel.

Auf Ostern habe ich zum ersten Mal gepredigt. Der Gottesdienst sollte in Gerlachs Scheune abgehalten werden, weil sie die größte ist in der Gegend. Es hat sich schnell herumgesprochen, daß ich hier bleibe und meine Arbeit mit Ostern allen Ernstes beginnen würde. Weil ich nun wohlbekannt bin unter den Leuten, so erwarten sie auf den Festtag eine große Beteiligung an dem Gottesdienst.

Damit die Feier doch ein wenig gottesdienstliches Aussehen bekomme, traf ich seit etlichen Tagen die nötige Vorbereitung. Mein Schreibtisch mußte als Altar dienen, das schöne Umschlagtuch, welches der Jude Jonathan Schmul an die Frau Gerlach verkauft hatte, wurde geschmackvoll darauf geheftet; ein Kruzifix habe ich selber geschnitzt aus Tannenholz. Es ist drei Fuß hoch, weil ich befürchtete, ein zu kleines möchte der leiseste Windstoß umwerfen. Der junge Nicholas Herchheimer hat zu Weihnachten eine kleine Kiste mit Politur erhalten, welche er brachte. So haben wir das Kruzifix geschliffen, schwarz angestrichen und poliert. Der kleine Nicholas ist ein kluger Junge, er kennt die Fußspuren von jedem Wild im Walde

Wie ich am Samstag das Kruzifix aufstellen will, da schlägt die Frau Gerlach die Hände zusammen und ruft:

„Was machen Sie, wir sind ja reformiert?"

Ich habe zuerst ein dummes Gesicht gemacht. Als Württemberger bin ich ja freilich lutherisch, während die Pfälzer reformiert sind, aber wir haben bei dem allgemeinen Verderben Wichtigeres zu tun als Silbenstecherei zu treiben, so sage ich:

„Das Kreuz ist nicht lutherisch und nicht reformiert. Es soll dazu dienen, die Christenseele zu erbauen. Da habe ich gedacht, in der Scheune ist Heu und Stroh, es soll uns an Bethlehem erinnern, machen wir das Kruzifix dazu, so haben wir Bethlehem und Golgatha. Die Osterpredigt muß von dem auferstandenen Heilande handeln, so haben wir also den ganzen zweiten Artikel des christlichen Glaubens beieinander. Ist das reformiert oder lutherisch? Ich sage, es ist das heilige Evangelium."

„Weib," sagt darauf Gerlach, „laß dem Herrn Pfarrer seinen Weg, wir haben nicht studiert!"

Am Abend beriet ich mit dem Schulmeister Heim die Gottesdienstordnung. Er ging darauf mit mir in der mondhellen Nacht durch die Ansiedlung. Ueberall sind die Weiber noch im Garten, hacken und säen.

„Was machen Sie denn?" rief ich über den Gartenzaun.

„Still!" sagt der Schulmeister. „Sie säen Blumensamen in der Osternacht, dann blühen aus ein und demselben Samen den ganzen Sommer hindurch die Blumen in tausenderlei verschiedenen Farben. Man darf aber kein Wort sprechen dabei."

„Das ist mir neu."

„Stammt aus der Pfalz!"

„Im Schwarzwald gucken die Jungfrauen in der Osternacht ins Wasser, dann schauen sie das Bild des Zukünftigen darin."

„Ist am Schoharie nicht nötig, hier im Urwald sind die Mädchen rar, bekommen einen Mann, noch ehe sie recht flügge sind."

Heller Sonnenschein lag auf Feld und Wald am Ostermorgen! Viel zu frühe für den Gottesdienst kamen die Waldleute, die Holzhauer und Pechner. Der rote Peter hatte sich gewaschen, freilich sah und roch man den Theer noch. Den Ansatz nimmt einmaliges Waschen nicht ganz hinweg. Nun steht er vor Gerlachs Scheune, gestikuliert und behauptet mit lauter Stimme, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Sonne, gerade als sie über den Wald emporstieg, drei Hüpferl und Sprünge gemacht habe.

„Was dann?"

„Das bedeutet, daß der Teeransatz in diesem Jahr besonders reich sein werde," rief er.

„Eine gute Weizenernte meint's," sprach der Kreiskorn, denn er ist ein Farmer.

„Nein, die Franzosen sind nach Canada hineingejagt worden, darüber freut sich die Sonne," rief ein dritter.

„Sir Johnson hat die sieben holländischen Partner besucht, die einen neuen Angriff auf unsere Farmen planen, und sprach „deutsch" mit ihnen, daß ihnen die Augen überliefen!"

Nun lachten alle.

So sind die Menschen; jeder will die Ostersonne in seine enge Stube einzwängen, er fürchtet zu kurz zu kommen, wenn sie auch in des Nachbars Herz und Haus scheine.

Nun aber zogen die Leute von allen Seiten herbei. Die Frauen kamen größtenteils geritten, die Männer zu Fuß, Wagen waren wenige da, dieweil die in der Ansiedelung noch selten sind, und die Wege in dieser Jahreszeit kaum fahrbar.

Und diese Festkleider! Wohl die Hälfte trugen Felle der von ihnen selbst erlegten Hirsche und Bären; andere mehr Bemittelte hatten sich auf der Höhe der Zeit gehalten und standen mit der Mode auf vertrautem Fuße. Frische Gesichter, kräftige Gestalten, kein Kranker war heute unter ihnen!

Wie die Feier ihren Anfang nehmen sollte, stellte sich's heraus, daß die Scheune nur einen kleinen Teil der Leute fassen konnte, darum schlug ich vor, auf den Schoharie-Hügel, wo unter den Bäumen unsere Toten schlafen, den Gottesdienst abzuhalten. Mit dem Schulmeister Heim zog ich dann voran.

„Was sollen wir singen?" Nur wenige haben ein Gesangbuch.



„Das Lied „vom wunderlichen Krieg" können sie auswendig," sagte Heim.

So fingen wir denn an unter Begleitung der Geiger und Pfeifer (auch des Branntweiners große Trommel hörte man manchmal hindurch) das Lied zu singen:

„Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen!
Das Leben, das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen!"

Das war ein Gesang! Eine große Einleitung zu dem Gottesdienst, den wir am Schoharie feierten. Wie einst bei den Juden, als sie den Eckstein zum zweiten Tempel legten, so rannen den Alten die Tränen über Wangen und Bart, während die Gesichter der Jungen vor Freude strahlten, weil wir nun am Schoharie Ostern feiern konnten.

Dann habe ich das Evangelium gelesen. Das wirkt ganz anders hier im Freien als zwischen Kirchenwänden! Ich las von dem Sonnenaufgang, dem Erdbeben, von dem Herabsteigen eines Engels, sein Kleid weiß wie der Schnee, sein Angesicht und seine Gestalt feurig wie der Blitz, von den Soldaten, welche zuBoden fielen vor Schrecken, als wären sie tot; und dann, wie nach Erdbeben und Sturm und Feuer der Auferstandene erscheint mit den Worten: „Friede sei mit euch!"

Und weil den Bauern an diesem sommerhellen Sonntagmorgen der Himmel so nahe schien, als könnten sie ihn mit den Händen fassen, so ging es wie ein heiliger Schauer durch ihre Reihen; sie schauten um sich, ob Christus nicht zum Gottesdienst komme und spreche: „Friede sei mit euch!"

Ostern sollte man im Freien feiern, begann ich meine Rede, so wie am ersten Ostertage. Die Wiege der Menschheit war ein Garten, der Garten Eden. Durch der Menschen Sünde ist dieser Garten zu einem Kirchhof geworden. Jetzt aber, seit Christus in dem Garten des Joseph auferstanden ist von den Toten, sind unsere Kirchhöfe wieder zu Gärten geworden.

Auch hier liegen Steine auf den Gräbern eurer Lieben. Wißt ihr, was die Steine am Ostermorgen reden? Der Stein über Jesus Grab sagt: Recht ist doch Recht, Gott vergißt sein Volk nicht, darum erhalten sie doch den Sieg! Auch uns hat Gott nicht vergessen im Urwalde. Wenn unsere Feinde und Widersacher meinten, es sei mit den Deutschen zu Ende, da öffnete flugs der liebe Gott jedesmal ein neues Fenster am Himmel und schickte Hilfe, er gab Brot und Kleider, Sonnenschein und frohenMut.

Dann habe ich freilich in der Hauptsache gepredigt über den zweiten Artikel, von dem „Herrn", der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, von Tod und der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuern Blute und seinem unschuldigen Leiden und Sterben!" Das haben die Leute fast noch besser verstanden, als was ich vom täglichen Brot gesprochen habe. Wie ich das hier aufschreibe, muß ich an einen Pfarrer in Deutschland denken, der sich zu den Aufgeklärten rechnet, und der in der Predigt das Dasein Gottes beweisen will und von Ostervisionen und ähnlichen Dingen predigt. Er und seinesgleichen sollen Gott danken, daß sie nicht Waldpfarrer in Amerika geworden sind. Das Dasein Gottes beweisen? Diesen Bauern, die geflohen sind aus der Heimat, die auf dem Ozean dem Tod jeden Tag ins Angesicht geschaut haben, die in Gefahr waren vor Menschen und Bestien des Waldes, die mit einem Wort das Leben kennen mit seiner Mühe und Arbeit? Visionen? Sie würden den, der solche Sachen redet, einfach für verrückt halten. Jeden Augenblick ist ein Dutzend von ihnen bereit, sich für ihre Bibel und ihren Katechismus, die einzigen Freunde, welche ihnen auch in der Wildnis treu geblieben sind, totschlagen zu lassen.

Hätte ich doch alle jene an diesem Morgen bei mir, die an die Auferstandenen nicht glauben können, damit sie diesem Bauerngesang zuhörten.

Ich habe gepredigt, die Sonne hat dreingeschienen, das zarte Frühlingslaub hat der Wind sachte bewegt, und Herz und Seele hat Gottes Geist aufgefaßt. Ich habe zum Schluß gesagt: Das Schönste an jenem Stein in Josephs Garten sei aber, daß er abgewälzt wurde. Heute feiern wir zum ersten Mal Ostern im Walde, noch liegen die Steine auf den Gräbern der Eurigen. Ihr habt ein Kreuz hinein-

gemeißelt und ihren Namen. Wenn man zum letzten Mal Ostern feiert am Schoharie, dann werden Gottes Engel herabsteigen und diese Steine alle hinwegwälzen. Die Toten werden auferstehen, alle diese Felder werden lebendig werden, auch das Meer wird seine Toten wiedergeben. Unsere Brüder, die dort versenkt, und unsere Brüder, welche von Indianern und den wilden Tieren getötet wurden, und deren Leichname wir nicht fanden, sie alle werden auferstehen und leben. Keiner wird fehlen!

Nun sangen sie: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist am Leben," und sie wischten sich die Tränen aus den Augen und sangen und wollten nimmer aufhören, sangen das ganez Lied auswendig aus dem Herzen.

Dann habe ich Kinder getauft, wir haben darauf das heilige Abendmahl gefeiert und wer die Hunderte von Kommunizierenden näher anschaute, der las in jedem dieser Gesichter: „Der Heiland lebt, er ist wahrhaftig auferstanden und auch uns Leuten am Schoharie erschienen."

Bis jetzt hatte ich geklagt über die Opfer und Entsagung, welche mir auferlegt seien. Dieser e i n e Gottesdienst wiegt alles auf......

Der Branntweiner und Schankwirt soll mich nur noch den Steinpfarrer heißen.

* * *

Sie sprechen in der Ansiedelung von dem Bau einer Kirche. Wenn nur die Unsicherheit nicht wäre wegen der Besitzurkunde ihres Landes. Hunter und die sieben holländischen Partner verhalten sich augenblicklich still, weil sie von London her einen Wink bekommen haben. Die Reise des alten Weisers war also nicht ganz vergeblich, wie er gemeint hat. Allein sie werden ihre vermeintlichen Ansprüche doch nicht aufgeben. Darum hält es schwer, die Leute zu bewegen, ein ordentliches Gotteshaus zu bauen.

So mußten wir denn vorlieb nehmen mit dem Angebot des Karl Herchheimer. Er hat seine erste Blockscheune zur Verfügung gestellt; wir haben diese, soweit es möglich ist, kirchlich umgestaltet und eingerichtet, wobei mein Kruzifix doch zu Ehren kam und seinen Platz einnimmt auf dem Altar. Die weißen Kalkwände habe ich mit passenden Bibelsprüchen bemalt. Ueber dem Altar steht das Wort: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei vor ihm stille alle Welt!" Es soll zur Lehre dienen, dieweil Holzer und Pechner schlecht stillsitzen können. Der Kreiskorn wollte eine große Kirchweihe veranstalten. Ich sagte aber:

„Nichts da, so lange die Lade Gottes in einer Hütte wohnte, war keine Ursache zur Freude in Israel; erst als der Tempel fertig war, gab es Tempelweihe, und dann erfüllte die Herrlichkeit Gottes das ganze Haus, sodaß die Priester nicht stehen konnten und des Opfers pflegen. Warten wir, bis eine würdige Kirche dasteht. Dann wollen wir uns freuen und Feste feiern!"

Ich muß sie auf diesem Gebiet vorantreiben. Hoffentlich bekommen wir bald ein würdiges Gotteshaus.

(Fortsetzung folgt).





Ideale.

Von Josefa Metz.

Ich griff in einen bunten Frühlingsbaum
Und streute Blüten auf den Staub der Gasse,
Mit Schönheit seine Armut zu verdecken.
Da gab es bald ein wildes Hälserecken.
Und mich umdrängte eine stumpfe Masse,
Die mich verhöhnte, mich und meinen Traum.

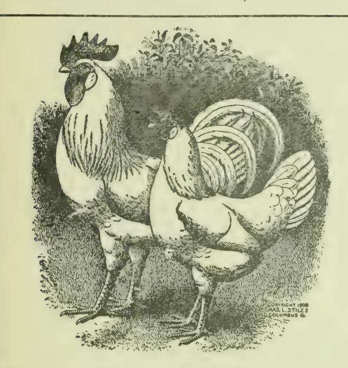
— — — — — — — — — — —

Nun geh' ich längst in jener Menge mit
Und blick' hinauf nur, wo die Träume blühen,
Und alles läuft in seines Alltags Gleisen.
Doch wenn verwelkte Blüten so im leisen
Herniedersinken mich berühren, glühen
Mir jäh die Wangen und ich möchte weinen
Vor tiefer Scham, daß mir ein Traum entglitt
Durch das Geschrei der Häßlichen und Kleinen.



Wuenschenswertes Hoteleigentum in Texas zu verkaufen.

Sommer- und Winter-Luftkurort in der „texanischen Schweiz", wunderschoene Gebirgslage, direkt an einem Bach und eine Meile von einem grossen fischreichen Fluss gelegen, 300 Schritt von einer Haltestation an einer soeben erst vollendeten Eisenbahn. Drei grosse, eingerichtete Hotelhaeuser mit 20 Zimmern. Ferner Haus fuer Kueche, Speisezimmer und Privatraeume, grosse Scheune, Wasserleitung ueberall, gutes und reichliches Wasser. Logier-Rate $30.00 per Monat und Person. Umfang des Geschaefts $10,000 per Jahr. Der Platz umfasst 300 Acker, wovon 75 Acker in sehr ergiebiger Kultur sind; weitere 75 können noch in Feld verwandelt werden; viel Holzland. Preis $17,000; $10,000 bar, Rest auf Zeit. Nachfragen sind zu richten an die „KULTURTRAEGER PUBLISHING COMPANY, Fredericksburg, Texas.



White Leghorns.

Vorzügliche Qualität.

1 Pen, (4 hens 1 Rooster) von $12.00 aufwärts, nach Qualität. Brut-Eier, 1 Setting von 15, $1.50, 100 Stück $7.00.

Fred. Quade, Grand Haven, Mich.

River Road.

Schoener Platz in der Naehe von Asheville, N. C., billig zu verkaufen.

Auf der suedoestlichen Seite der Blue Ridge, in dem wegen seines Klimas und seiner Naturschoenheiten weitberuehmten Land of the Sky, 23 Meilen oestlich von Asheville, 7 Meilen oestlich von Black Mountain, ¾ Meile von dem „Andrews Geyser" bei Round Knob, unmittelbar an den U. S. South Appalachian Forest und Game Park anschliessend und an der Southern Railway (Hauptlinie Cincinnati-Asheville-Washington-New York) gelegen, mit prachtvoller Aussicht aufs Gebirge, im Flaechenraum von ungefaehr 130 Acker, mit fast neuer, gut gebauter huebscher Cottage von 6 Raeumen und bestem Trink- und Kochwasser im Hause, ist wegen hohen Alters des Besitzers und Herzleidens seiner Frau, die er in ein Sanatorium bringen muss, billig zu verkaufen.

Nahe der Cottage sind eine grosse Barn, verschiedene Schuppen, Gaerten und Obsthoefe und **wird der Platz von einem starken, reich mit Forellen besetzten Bach durchflossen, der auch eine grosse Wasserkraft liefern kann.** Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Station, sowie General Merchandise Store auf dem eigenen Grunde. Angebautes Land ueber 40 Acker im Tal und an sanftem Gehaenge, das bedeutend vergroessert werden kann, das uebrige wertvolles Holzland. Klima wie in Asheville, nur milder, weil durch die hohe Blue Ridge gegen kalten Westwind geschuetzt. Seehoehe wie in Asheville, 2000 Fuss. Kalte nie versiegende Quellen, auch Eisenquelle. Der Platz eignet sich bestens fuer eine wohlhabende Familie, Gruendung eines Sanatoriums oder Clubs, Colonie, etc. Fester Preis $8,500. Alles Naehere durch den „Deutschen Kulturtraeger", der dieses Besitztum warm empfehlen kann.

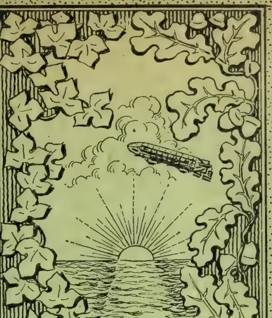
Inhaltsverzeichnis

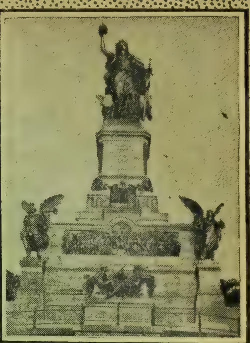
des zehnten Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".

Durch ein Versehen wurde der Name des Verfassers des ersten Artikels in diesem Heft ausgelassen. Der Verfasser desselben ist H. R. Rattermann.

Chas. Fred. Heartmann, Bookseller, 36 Lexington Ave. **New York, City**


LIBERTY-STATUE b. NEW YORK




Niederwald-Denkmal a Rh.

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

November. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Man adressiere alle Geschäftsmitteilungen an:

Kulturträger Publishing Co., Grand Haven, Mich., U. S. A.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post-Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

Jahrgang I. November 1913. Nummer 11.

1813 — 1913.

Jahrhundertfeier zur Erinnerung an Deutschlands grosse Zeit,

veranstaltet vom Deutsch-Amerikanischen Zentral-Verband Ohio, zu Dayton, Ohio.

Rede gehalten von Dr. Adolf Morgenstern.



Unsäglich traurig, dumpf und bang klangen die Neujahrsglocken 1813 dem deutschen Volke.

Tiefer Schnee bedeckte das Land, und ein schneidender Ostwind wehte von Rußland herüber. Wirre Mären trug er herbei von Tod und Verderben, von Vernichtung der großen Armee; es war, als spürte man in der eisigen Luft ein Zittern von Elend und Verzweiflung, einen Odem von Leichen, ein Heulen kadaverhungriger Wölfe und Schreien krächzender Raben.

Zu elend war das deutsche Volk, zu sehr in Not und Verzweiflung versunken, um den leisen Unterton der Hoffnung in dem Glockenklang zu vernehmen. Er war nur den Mutigen und Unverzagten erkenntlich und zauberte ihnen Visionen leuchtenden Morgenrotes vor.

Wie anders dagegen klangen die Neujahrsglocken dieses Jahres; hell und klar, jubelnd und freudig riefen sie dem deutschen Volke zu: Erwachet! und jauchzet in stolzem Gedenken der einzigen, der großen Zeit, die sich jetzo zum hundertsten Male jährt.

Alle vernahmen es, und das Feuer der Begeisterung loderte auf in allen deutschen Herzen, und machte sich kund in endlosen Gedenkfeiern groß und klein. Mächtig brausten die Wogen nationalen Enthusiasmus, sie durchzitterten alle deutschen Gaue, ja sie brandeten über das weite Weltmeer und wühlten auch hier, bei uns, im Herzen Amerikas, die mitschwingenden Seelen aller derer auf, so sich stolz deutschen Blutes und deutschen Empfindens rühmten. In spontaner Wallung herzlichen Mitgefühls streckten sie die Bruderhand den Genossen überm Meere entgegen, mit dem freudigen Jubelrufe: „Ja, es war eine große Zeit! Wir fühlen das so gut, wie Ihr da drüben, wir wollen Euren Jubel mit dem unseren schwellen, bezeugend, daß des Blutes Bande stark genug sind, um räumliche und politische Kluft zu überbrücken.

Eine Feier von solch weitzündender Glut, kann nicht eine Feier einfacher Gedenktage, einfachen Siegens und Triumphierens sein, wie sie häufig von Nationen festlich begangen wird, nein, sie ist zu hehr, zu gewaltig, um in den Schranken e i n e s Landes gehalten zu werden.

Die Wiedergeburt einer großen Nation, die Vereinigung verwandter Stämme, das Erstehen einer Volksstimme, der Anbruch einer neuen Aera wissenschaftlichen und geistigen Aufschwunges, die die Grundlage einer meteorgleich glänzenden, beispiellosen Entfaltung deutschen Wesens und deutschen Wirkens für das ganze Jahrhundert bildeten, sie mußten anerkennenden Widerhall finden in den Herzen aller — auch der entferntesten — Stammesgenossen.

Die geschichtlichen Ereignisse, die dazu führten, sind in groben Umrissen allgemein bekannt. Jedermann weiß vom Zusammenbruch des ehrwürdigen deutschen Reiches im Jahre 1800, das Karl der Große vor zirka 1000 Jahren begründet hatte, vom glänzenden Ruhmeslauf des Großen Napoleon, von der Schmach Preußens und der übrigen deutschen Staaten.

Er kennt die Namen der Königin Louise, des alten Blücher, des ungestümen Marschall „Vorwärts", Scharnhorsts, Gneisenaus, Yorks, des genialen Freiherrn vom Stein, des Denkers Fichte, Turnvaters Jahn, der Freiheitsänger Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt. Er kennt die Bedeutung der Schlachtworte: Austerlitz, Jena, Auerstädt, Moskau, Beresina, Katzbach, Großbeeren, Wartenburg, Leipzig, Ligny, Belle Alliance und Waterloo. Er kennt den Sinn von Elba und St. Helena.

Um aber die ganze Situation Deutschlands zu damaliger Zeit klar zu übersehen, genügt das nicht, und es sei mir daher gestattet, ein wenig zurückzugreifen in die Vorgeschichte und in kurzen Andeutungen zu zeigen, wie es um Deutschland stand.

Vermöge seiner Lage war Deutschland von jeher der Mittelpunkt aller Ereignisse, die das an verschiedenen Nationalitäten so reiche Europa bewegten.

Auf seinem Boden ward gar viel gestritten und gerungen. Hatte es alles so weit zäh überstanden, so brachte der fürchterliche 30jährige Krieg es der Vernichtung nahe. Obschon es damit der ganzen Welt die Glaubensfreiheit errungen, so hatte es doch auch die gesamten Kosten getragen. Mehr als die Hälfte seiner besten Einwohner — zirka 17 Millionen — hatte es eingebüßt, und mußte sich mit dem kargen Rest an den Aufbau seines total verwüsteten und erschöpften Landes machen. Eine hohe blühende Kultur war vernichtet, Handel und Wandel gestört, seine Kraft gelähmt, seine politische Bedeutung zu nichts gesunken. Ein Spielball selbstsüchtiger Nachbarn, wurde es erbarmungslos getreten und mißhandelt.

Zwar vermochten die Erfolge des großen Kurfürsten einen flüchtigen Schimmer deutscher Hoffnungen zu erwecken; zwar hatten Friedrichs des Großen Taten und der Zauber seiner Persönlichkeit wieder einen Ruhmeskranz um eine deutsche Stirne gewunden, und weithin erfüllte der Name eines deutschen Mannes die Welt. Die Gegner beugten sich der Größe, und was deutsch war, nannte Friedrich mit Stolz den Seinen.

Nachhaltig im National-Bewußtsein des deutschen Volkes war all das nicht. Aber man freute sich in dem über Erwarten erstarkten Preußen einen Schutz gegen auswärtige Uebergriffe zu wähnen.

Da brach die französische Revolution herein; vergebens versuchten Preußen und Oestreicher das Vordringen der Revolutions-Armeen zu hemmen. Der geniale Konsul Bonaparte fegte alles vor sich hin und der Kaiser Napoleon setzte diese Arbeit rastlos fort.

Oestreich erlag, mit ihm Deutschland, dann auch Preußen; nur England und Rußland waren unbezwungen. Deutschland mußte sich das Königreich Westfalen und den Rheinbund gefallen lassen, der das Gros der deutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, die Thüringischen Mittelstaaten nebst Sachsen zu Vasallen und Heerespflichtigen Frankreichs machte. Preußen war im Tilsiter Frieden auf die alten Provinzen östlich der Elbe reduziert. Der Rheinlande und aller westelbischer Provinzen und damit eines großen und wohlhabenden Teiles seiner Bevölkerung beraubt, durfte es nicht mehr als 42,000 Soldaten halten.

Gewiß, es war hart! Napoleon hätte Preußen vernichten könnnen, es stand in seiner Macht, aber er unterließ es, weil er scheinbar den Preußen nichts zutraute. Das war ein verhängnisvoller Fehler von ihm; er ging daran zu Grunde.

Der große Zug nach Rußland scheiterte jämmerlich. In atemloser Hast eilte der Kaiser nach Frankreich, um der Nachricht von der Niederlage zuvorzukommen und eine neue Armee zu organisieren.

Dann endlich, noch kurz vor Ende des Jahres 1812, kam der folgenschwere Moment; am 30. Dezember schloß sich General York, der das preußische Kontingent der französischen Nord-Armee kommandierte, den Russen an.

So standen die Verhältnisse an der Jahreswende. Dem Deutschen, der voller Stolz des Jahres 1813 gedenkt, erscheint wohl nichts so großartig wie gerade die Anfänge des Befreiungskampfes: Die Konvention von Tauroggen und daran anschließend die Erhebung Ost-Preußens. Wie eine glorreiche Revolution, in der kein Blut vergossen, kein Recht gebrochen wurde, mutet es uns an. Ein preußischer General, seinem König gehorsam wie nur einer, die verkörperte alt-preußische eiserne Disziplin, schließt mit dem Feinde einen Neutralitätsvertrag auf eigene Verantwortung, und die führenden Männer des Ostlandes versammelten sich ohne Geheiß des Königs zum Landtag und beschließen die kriegerische Ausrüstung ihrer Provinz.

Allein, so ohne weiteres ging das nicht glatt von statten. Das Land war monarchisch bis in die Knochen; es erwartete sehnlichst des Königs erlösendes Wort.

Für diesen aber war die Lage eine höchst mißliche, er saß in Berlin unter französischer Kontrolle erst, als er nach Breslau ging, wurde er freier. Endlich kam die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln durch den „Aufruf an mein Volk". Das Volk atmete auf, da nun jeder Zweifel schwand. Ein Hauch eindringenden Vertrauens und verheißungsvollerFreiheit erfüllte die schlichten, herzlichen, Worte, die der König an seine Preußen, Brandenburger, Schlesier, Pommern und Littauer richtete, als er sie zum heiligen Kampfe entbot: „Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ehrenvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag." So lautete es.

Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slavenkämpfe, der Schwedenschlachten, die Sieger von Roßbach und Leuthen, und ihm geschah, wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln in so heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Da gab es keinen Zweifel, kein Abwägen der Uebermacht des Feindes, alle dachten wie Fichte: Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern „Siegen schlechtweg".

Dem König stürzten die Tränen aus den Augen, als Scharnhorst ihm die endlosen, jubelnden Scharen der Freiwilligen auf dem Ring zu Breslau zeigte.

Die alten Offiziere langten den Säbel von der Wand, um die alte Ehre wieder herzustellen. Die gebildete Jugend erfaßte den Ernst der Zeit mit Feuereifer, in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach einem freien, einigen deutschen Vaterlande, die Professoren führten ihre gesamte Hörerschaft zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Ein jeder schien in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden zu haben: stürmisch wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens.

Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, der Beamte sein Pult, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber; die Zeit war erfüllet: es mußte sein.

Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns heute längst gewöhnt hat. Eine wunderbare andächtige Stille lag trotzdem über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Kein Lärmen, kein Prahlen, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes; wie zu einem geweihten Siegespanier blickte man auf zu dem Landwehr-

kreuz, demütig und erhoben zu den inhaltschweren Worten: „Mit Gott für König und Vaterland."

Allein das Herz war zu voll des freudigen Jubels; es mußte sich Luft machen und bald klang und sang es an allen Orten und Enden, nicht immer frei von Haß, meist aber hell und frisch, wie die Kampfesfreude es eingab. Welch' ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

„Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und schwöret alle Mann für Mann
Die Knechtschaft hat ein Ende."

Aber so eilig ging die Knechtschaft nicht zu Ende. Die Masse des Volkes außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig.

Noch bestand der Rheinbund und Jeromes Königreich, noch war dreiviertel Deutschlands von Napoleon beherrscht, und in seiner ersten schweren Hälfte war der deutsche Befreiungskrieg ein Kampf Preußens gegen Napoleon und seine deutschen Kontingente. Nur Mecklenburg und Anhalt schlossen sich den Preußen an.

Preußens Lage war keineswegs rosig: die Russen machten sich in Polen zu schaffen, wo Preußen ihnen helfen mußte, Oestreich zauderte, Sachsen verblieb bei Napoleon, Schwedens Stellung, ebenso die von England war abwartend.

Das verarmte, verödete, entkräftete Preußen stellte 271,000 Mann ins Feld, ein Soldat auf je 17 Einwohner; es allein hatte die ersten schweren Kämpfe unter ungeheueren Verlusten auszuhalten. Selbst Rußland drohte sich zurückzuziehen; erst nach dem Plaswitzer Waffenstillstand änderte sich die Sachlage; es gelang ihnen, Napoleon von Berlin fern zu halten und allmählich ihn bis nach Leipzig zu drängen.

Was da geschah, ist jedermann bekannt; es steht mit unverlöschlichen Lettern in der Weltgeschichte eingegraben:

„So lange noch rollet der Jahre Rad,
So lange noch Ströme zum Meere reisen,
Wird auch der fernste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht."

Hei! Wie sich nun das Blättlein wendete! Vom Drucke der Franzosen befreit, schloß sich jubelnd ein deutsches Land nach dem andern der großen Sache an. Und als dann endlich bei Waterloo die letzte Entscheidung gefallen war, konnte ganz Deutschland mit freudigem Stolze auf ein gemeinsames Werk zurückschauen.

Es zeigte sich, daß Fichtes harte Worte recht behalten, als er sagte: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden."

Gewiß, das war wahr, und herrlich war es zu nennen, daß das deutsche Volk sich wiedergefunden hatte im Sturm lodernder Begeisterung, daß es eine Tapferkeit und Bürgersinn, einen Opfermut und edle Leidenschaft in solch' reichlichem Maße erwiesen hatte, wie damals niemand ihm zugetraut hätte. Jetzt, da alle diese verborgenen Tugenden sich so herrlich bewährt hatten, fiel es den erregten Patrioten schwer zu glauben, daß die hohe Begeisterung der Befreiungskriege, nachdem ihr Ziel erreicht war, wieder verrauchen könne.

Und doch war das der Fall. Der Friedensschluß bewies die Wahrheit der Befürchtung des alten Blücher: „daß die verdammten Diplomatiker und Federfuchser wieder alles verderben würden". Der Friedensschluß mißriet, weil das Volk bei den Verhandlungen der Diplomatie nicht vertreten war. Wäre eine Volksvertretung wohl möglich gewesen? Es muß entschieden verneint werden! Die Nation stand eben erst auf der Schwelle einer langen, an Irrtum und Enttäuschung reichen politischen Lehrzeit. Die öffentliche Meinung, auf die die Enthusiasten so große Stücke hielten, zeigte für die Fragen des Verfassungswesens nur geringes Verständnis, kaum ernstliche Teilnahme.

Die Not brannte den Leuten auf den Nägeln; sie mußten sorgen, das arme Leben zu fristen; sie gingen ruhig an ihr schweres Tagewerk und trugen geduldig das Los der Entbehrung, das ihnen als Lohn so vieler Siege zufiel.

Im Gedränge der wirtschaftlichen Sorgen blieb kein Raum für politische Leidenschaft. Der Schwung der großen Zeit, die gehobene

Stimmung und die stolzen vaterländischen Hoffnungen der Kriegsjahre erhielten sich lebendig eigentlich nur in drei Kreisen: in der Armee, in einer Gruppe von patriotischen Schriftstellern und Gelehrten und in der akademischen Jugend.

Die Studenten waren von Begeisterung fürs Vaterland, für Freiheit und Gleichheit, sowie, wenn auch unklar, für ein einiges Deutschland erfüllt. Nur schossen sie zu weit in ihren Ideen über ein mögliches Ziel hinaus, als daß sie ernst hätten genommen werden können. Vermochten sie daher nicht weitere Kreise zu beeinflussen, so blieb im Laufe der Jahre doch ihr Wirken nicht ohne Erfolg.

Die patriotischen Schriftsteller, die man Liberale nannte und die die Idee eines Konstitutionalismus nährten, hielten an ihren Zielen fest und trugen selbige in eine Zeit, die ihrem Gelingen günstiger war.

Die Armee war, so paradox das klingen mag, am Ende doch der fruchtbarste Erbe der großen Zeit.

Sie war durch Scharnhorst eine Volksarmee, ein Volk in Waffen geworden. Sie wurde zu einer großen Gemeinde; auch im Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen, mit den gebildeten jungen Mannschaften freundlich umzugehen und sie überzeugten sich allmählich von dem Werte und der gesunden Kraft, die dem Offizierkorps aus den Reihen der Freiwilligen erstand.

Der freiere Verkehr wirkte anregend und erzieherisch auf die Mannschaften im allgemeinen. Und es war am Ende die Verallgemeinung der Bildung, die durch die Armee in der Dienstzeit sowohl als in Landwehrübungen und Geschäfts-Ausschüssen gefördert wurde.

So war eigentlich der Hauptfaktor der neuen Zeit die Bildung, die Hefe gewissermaßen im Braukessel des befreiten Deutschland.

Gewiß war sie selbst nicht neu, hatte doch das 18. Jahrhundert die höchste Blüte deutscher Klassiker gezeitigt, aber sie war nur Klassengut und der Allgemeinheit des Volkes schwer zugänglich. Mit dem Aufstand des gesamten Volkes war zum ersten Male das Volk als Einheit aufgetreten; in der Volksarmee lebte diese Einheit fort.

So wurde die Brücke über die große Kluft gespannt, die bislang in Deutschland bestanden hatte. Dies war nicht etwa ein Produkt jüngerer Zeiten; sie war von Alters her vorhanden.

Ursprünglich war der Hauptgrund die sprachliche Zweiheit, in der Hochdeutschen und Niederdeutschen Sprache. Wohl hatte Luthers Bibelübersetzung eine deutsche Normalsprache geschaffen, aber die Verarmung des kriegsbeladenen Landes und demnach der Mangel an Schulen hatte das Luthersche Werk nicht zum Allgemeingut werden lassen. Es bestand nach wie vor die Spaltung der Dialekte und die Teilung in eine gebildete und ungebildete Klasse, die miteinander nichts gemein hatten.

Nun ward es anders; das große Jahr hatte den Kontakt hergestellt und den Impuls geschaffen, diese Gegensätze auszugleichen durch Hebung der Volksbildung. Die Wiederherstellung der Ruhe und das Wachsen materieller Wohlfahrt, die zur Vermehrung und Verbesserung der Volksschulen führten, förderten diese Bestrebungen nachhaltigst. Hatte es bisher nur eine Minderzahl von Dichtern und Denkern gegeben, so breitete sich diese Zahl im Laufe des 19ten Jahrhunderts aus, daß man nunmehr mit gutem Rechte von einem ganzen Volke von Dichtern und Denkern sprechen konnte.

Es ist freilich wahr, dieser Titel wurde den Deutschen vom Auslande mit einem hämischen Sarkasmus gegeben mit Rücksicht auf die Tatsache, daß ein geistig so reges und hochstehendes Volk immer noch des starken politischen Rückhaltes entbehrte.

Man hätte meinen sollen, daß die beispiellosen Leistungen der Erhebungszeit den Deutschen auch politisches Ansehen verschafft hätten; allein dem war nicht so, nicht einmal Preußen vermochte die alte friederizianische Machtstellung wieder herzustellen.

Es ist nun Tatsache, daß nur ein festgefügter Staat die Macht und die Welt des Willens repräsentiert.

Als dann endlich nach langer, unsäglich mühevoller, doch zielbewußter Arbeit die Deutschen ihren Sehnsuchtstraum verwirklicht sahen,



als ein machtvoller Staat erstanden, als gar die alte Kaiserkrone Karls des Großen wieder über einem in allen Stämmen und Gauen geeinten Deutschland schwebte, da ward vollbracht, was die deutsche Volksseele im Jahre 1813 in ihren kühnsten Wünschen erhofft hatte.

Wie Deutschland nun so herrlich groß geworden, wie es sich geistig, wirtschaftlich und politisch zur führenden Stellung emporgerungen, das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen, die meisten von Ihnen haben es miterlebt.

Sich einen Deutschen zu nennen, ist keine leere Phrase mehr; es ist ein Ruhmestitel nicht im Lande der deutschen Kaiserkrone allein, sondern überall, bis in die fernsten Weltteile und Meere, wo immer nur die schwarz-weiß-rote Flagge bekannt ist.

Und wenn ob dieser Errungenschaft uns freudiger Stolz durchglüht, wenn alle Brüder deutschen Blutes und deutscher Zunge auch in fremden Landen, wie wir hier in Amerika, sich des hohen Wertes bewußt sind, Deutsch zu sein, Deutsch zu denken, zu handeln und zu sprechen, dann müssen wir mit inbrünstigem Danke der Zeit gedenken, die das Werk begonnen, der Zeit des gewaltigen, glorreichen Befreiungskrieges von 1813.



Anfänge und Entwicklung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Von H. A. Rattermann.

(Fortsetzung.)



Ein Beispiel aus dem Jahre 1818 mag hier Platz finden: Der englische Reisende F. Cuming, der Pittsburg im genannten Jahre besuchte, schreibt in seinem Buch: "A tour to the Western Country", aus Pittsburg wie folgt: "Several musical amateurs are associated here under the title of Apollonian Society. I visited it by invitation at the house of Mr. F. Amelung, the acting President, and was most agreeable surprised to hear a concert of instrumental music performed by about a dozen gentlemen of the town, with a degree of taste and execution, which I could not have expected at so remote a place. I was particularly astonished at the performance on the violin of Mr. Gabler, a German employed at Gen. O'Hara's Glass House, and who is the leader of the society."

Eine zweite Nachricht liefert uns Herr Charles F. Brede im 10. Band der „"German-American Annals", der sie aus Dunlaps "History of the American Theatre" entnimmt: Im Jahre 1829 sei im Arch Street Theatre in Philadelphia ein Konzert von dem Theaterorchester unter der Direktion des Herrn Karl P. Hupfeld aufgeführt worden und als ausübende Musiker werden folgende Namen genannt: Hamman, Krieger, Widtl, Mepper, Hamman sr., Rudolphus, Tragetta, Hill, Schmalling, Cortez (Cordes?), Reinhard, Schmitz, Hansen und Krollmann. Von diesen Namen wird Hupfeld noch viele Jahre später genannt, und wenn der mitgeteilte Name Rudolphus der öfter genannte C. F. Rudolph ist, so muß derselbe schon zehn

*) Aus dem „Jahrbuch" der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois", mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers und des Verfassers. Das „Jahrbuch", ein erstklassiges Geschichtsbuch über die deutsch-amerikanische Kulturentwicklung, ist zum Preise von $3.00 zu beziehen durch die „Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois", 1608 Mallers Bldg., 5 So. Wabash Ave., Chicago, Jll., U. S. A.

Jahre früher nach Philadelphia gekommen sein, wie es in der Geschichte des Philadelphia Männerchors berichtet wird, wo sein erstes Auftreten in New York im Jahre 1839 angegeben wird.

Von dieser Art war gewiß auch die Kapelle, welche im Jahre 1825 Lafayette auf seinem Triumphzug durch die Vereinigten Staaten begleitete, obgleich Levasseur in seinem umfangreichen Buch, das diese Tournée beschreibt, sagt, es seien lauter Künstler gewesen. Nach dem damaligen Standpunkt der Musik in diesem Lande betrachtet, wird wohl etwas wahres an dieser Behauptung sein. Ein paar wirkliche Künstler waren jedenfalls darunter, so der nach vollendeter Rundreise nach Cincinnati zurückgekehrte Violinvirtuose Joseph Tosso, der hier seine Tage beschloß. Derselbe war 1805 in der Stadt Mexiko geboren, wo sein Vater, ein Italiener, Organist an einer der dortigen Kirchen war. Tosso erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater, zunächst in Mailand und schließlich am Konservatorium in Paris, wo der junge Violinist eben seine Studien beschlossen hatte, als Lafayette seine Amerikareise antrat. In Paris war nämlich aus französischen, italienischen und deutschen Musikern eine Kapelle gebildet worden, die den amerikanischen Freiheitshelden begleiten sollte, und dieser Kapelle schloß sich der junge Geigenkünstler an. Nach der Rundreise löste sich die Kapelle auf und zerstreute sich zumeist in den Städten des Ostens. Tosso etablierte sich hier als Musiklehrer, war 1829 Professor der Musik an einer Mädchenerziehungsanstalt, wurde 1839 Direktor der damals gegründeten „Musical Fund Society" und 1840 eines in Cincinnati gebildeten Dilettantenorchesters, das sich jedoch nicht gehalten hat. Tosso, den ich persönlich kannte, war wirklich ein tüchtiger Musiker, ein Künstler auf der Geige bis in sein hohes Alter. Er zog sich später auf ein Landgut in dem benachbarten Latonia Springs, Ky., zurück, wo er im Alter von 80 Jahren gestorben ist.

Ob der bereits genannte Kupfeld und vielleicht noch andere der Philadelphier Musiker jenes Theaterorchesters mit Lafayette gekommen sind, ist nicht bekannt. Von einem wirklich bedeutenden Musiker, der jener Kapelle angehörte, ist durch mündliche Mitteilung jedoch die Kunde erhalten geblieben: Karl Zeuner. Derselbe war im Jahre 1794 in der Universitätsstadt Gießen (Oberhessen) geboren, hatte mit Karl Follen die dortige Universität besucht und an dem Jünglingsbund teilgenommen, war aber von der akademischen Laufbahn zurückgetreten und hatte sich zum Musiker ausgebildet. Zur Zeit als Ludwig Spohr Kapellmeister am Frankfurter Theater war, befand sich auch Zeuner unter den Mitgliedern des Orchesters und wurde mit Spohr befreundet, von dem er eine Zeitlang Unterricht in der musikalischen Instrumentation erhielt. Auf Spohrs Rat ging er nach Paris, wo er an der Oper als Musiker wirkte zur Zeit, als Lafayette seine Amerikafahrt antrat. Er und sein jüngerer Bruder Wilhelm Zeuner, der ebenfalls Musiker war, schlossen sich dem Gefolge des amerikanischen Patrioten an. Nach geschlossener Tournée kamen Tosso und Wilhelm Zeuner nach Cincinnati, wo dieser den Musiker an den Nagel hing, sich als geschickter Mechaniker etablierte, eine erfolgreiche Geschäftskarriere durchlebte und im Jahre 1874 gestorben ist. Seiner mündlichen Mitteilung verdanke ich die hier mitgeteilte Kunde.

Bevor ich von dem dritten bezw. vierten der an Lafayettes Rundfahrt teilnehmenden Musiker berichte, ist es am Platz, über den Rangstreit der amerikanischen Städte als Erst- oder Frühgeburtsorte der Musik etwas zu vernehmen. Nach Lewis C. Elsons „History of American Music" wird Boston dieser Vorrang eingeräumt, was sicherlich nicht mit den Tatsachen, so weit sie uns bekannt sind, übereinstimmt. Auch nennt Elson Gottlieb Graupner den „Vater dieser Musik", was sich schon deshab nicht rechtfertigen läßt, weil Graupner erst kurz vor 1800 nach Amerika kam, während wir aus dem bereits mitgeteilten Programm des Konzerts vom Jahr 1790 gesehen haben, daß schon damals ein gewiß bedeutender deutscher Musiker in Philadelphia einen Chor gebildet hatte, der eine Reihe der vorzüglichsten Chöre Händels zum Vortrag brachte. Auch zeigt dieses Programm eine Vielseitigkeit, die noch ein volles Vierteljahrhundert später in Boston nicht erreicht wurde. Philadelphia bleibt deshalb das Erstgeburtsrecht als Sitz der Musik, mindestens der weltlichen

Musik in Amerika. Boston nimmt, nach Philadelphia und Bethlehem, Pa., erst den dritten Platz ein, der ihm nicht bestritten werden soll.

Für Boston ist freilich Graupner der Vater der Musik. Derselbe war Oboist in einer hannöverschen Militärkapelle und nahm im Jahre 1788 als solcher seinen Abschied, um nach England zu gehen. Hier gehörte Graupner der Kapelle des bereits genannten Johann Peter Salomon in London an, als Joseph Haydn seine Kapellmeisterbesuche (1791 und 1793) in der britischen Hauptstadt machte. Erst gegen ende des Jahrzehnts (1798 oder 1799) kam Graupner nach Boston, wo er sich als Musiker und Musiklehrer niederließ und später eine Musikalien- und Buchhandlung begründete und Musikalien druckte und verlegte.

Damals gab es in Boston etliche englische Kirchenchöre, die den psalmodischen Gesang pflegten. Auch Gesangsübungen wurden abgehalten und ein kleiner Chor war um das Jahr 1810 gebildet worden, der sich jedoch nicht lange hielt. In allen diesen Bestrebungen machte sich Graupner leitend geltend, wozu ihn auch sein Musikalienhandel und Verlag antreiben mochte. So war es Graupner, der mit Thomas S. Webb und Asa Peabody am 30. März 1815 einen Aufruf an die gesang- und musikliebenden Bewohner Bostons zwecks Gründung einer „Gesellschaft für religiöse Musik" erließ. Dieser Aufruf leitete zur Gründung der „Händel- und Haydn-Gesellschaft von Boston", die 1815 als das Jahr ihrer Gründung bezeichnet und noch heute fortbesteht.

Die Leistungen dieser Gesellschaft waren, wie Elson mitteilt, während der ersten zehn oder zwölf Jahre ihres Bestehens höchst primitiver Art. Sie hatte eine Organisation, Präsidenten, Sekretär, Schatzmeister und eine Reihe Vorsteher, aber von einem Dirigenten oder musikalischen Leiter war damals keine Rede. Elson entschuldigt dies damit, daß zu jener Zeit der Taktstock noch nicht allgemein in Gebrauch gekommen war, und fügt in einer Anmerkung auf Seite 51 hinzu, daß vor 1801 der Taktstock nicht bekannt gewesen sei. Wir wissen aber, daß man Joseph Haydn vor der Aufführung seiner sechs Symphonien „1791" in London einen Taktstock feierlich überreichte, der noch in der Sammlung der „Wiener Musikfreunde" aufbewahrt wird. An einer anderen Stelle berichtet Elson, daß der erste Geiger zum Anfang mit kräftigem Bogenstrich und Kopfnicken die Andeutungen gegeben habe, und bei der ersten Aufführung habe der russische Konsul in Boston die erste Violine gespielt, Graupner aber den — Kontrabaß. Das war gewiß ein Orchester der primitivsten Art, das nach einer anderen Andeutung aus höchstens zwölf bis fünfzehn Instrumenten bestanden habe.

Dieser bedeutungslose Zustand änderte sich, als die Gesellschaft einen wirklichen Kapellmeister erhielt: Karl Zeuner. Derselbe hatte nach der Rundfahrt mit Lafayette sich nach Boston begeben, wo er seinen Studiengenossen Karl Follen traf, der ihm zum Verbleiben riet und ihm behilflich war, daß er die Kapellmeisterstelle der „Händel- und Haydn-Gesellschaft" erhielt. Wann Zeuner dieses Amt antrat (1827-1828 ?) ist mir nicht bekannt, auch nicht, wann er aus dieser Stelle schied. Er siedelte später nach Philadelphia über, wo er im Jahre 1850 gestorben ist. Zeuner war ein bedeutender Musiker, der die genannte Gesellschaft auf eine höhere Stufe brachte, die, wie schon bemerkt, in den dreißiger Jahren eine ziemliche Bedeutung in der Musikgeschichte des Landes erlangt hatte. Auch als Komponist ist er bekannt. Er schrieb ein Oratorium: "The Feast of the Tabernacle" (Das Laubhüttenfest), das mehrmals mit Erfolg aufgeführt wurde.

In chronologischer Reihe folgte zunächst ein vielleicht noch bedeutenderer Künstler, der sich sowohl als Kapellmeister wie als Komponist einen berühmten Namen und von der Georgetowner Universität den Titel eines Doktors der Musik erwarb, Heinrich Dielmann. Derselbe war 1811 in Frankfurt am Main geboren, besuchte das dortige Gymnasium, kam aber bereits, ehe er seine Studien vollendet hatte, im Jahre 1827 mit seinen Eltern nach Amerika. Sie ließen sich in Philadelphia nieder, wo der junge Dielmann, der ein fertiger Geiger und Klavierspieler war, eine Anstellung als Violinist im Theater fand. Schon im nächsten Jahre wurde er Dirigent des Theaterorchesters und im Jahre 1829 ward er zum Kapellmeister des Holiday Street-Theaters

in Baltimore berufen. 1831 erhielt er die Stelle des Dirigenten der Vereinigten Staaten-Militärkapelle in Washington, D. C., die er zwei Jahre lang bekleidete, während welcher Zeit er seinen "Gen. Jackson's Inaugural March" komponierte, der unter seiner Direktion bei der zweiten Inauguralfeier Jacksons aufgeführt wurde. Dann war er wieder mehrere Jahre als Organist und Musiklehrer in Baltimore tätig, wo er zugleich Leiter einer Musikkapelle war, mit der er im März 1841 an der Einsetzungsfeier des Präsidenten William Henry Harrison teilnahm, für die er den "Gen. Harrison's Inaugural March" komponiert hatte.

Im Frühjahr 1843 erschien sein erstes bedeutendes Tonwerk, eine Messe für Soli, dreistimmigen Chor (Sopran, Alt und Baß), Orgel und Orchester in F, die er dem Erzbischof Mc-Closkey, dem späteren Kardinal, dedizierte. Diese Messe ist in zahlreichen Auflagen selbst nach Dielmanns Tode in fünfter (1883), bis achter Auflage im Verlag von Georg Willing & Co. im Druck erschienen. Eine zweite Messe (vierstimmig) ward 1876 dem Papst Pius IX. dediziert, der Dielmann dafür den Orden der St. Georgius-Ritter nebst einer Medaille verehrte. Im Jahre 1848 wurde Dielmann aufgefordert, den Inauguralmarsch für die Einsetzungsfeier des Präsidenten Zacharias Taylor zu komponieren, "General Taylor's Inaugural March", der wiederum unter seiner Direktion am 4. März 1849 aufgeführt wurde. Diesmal verlieh ihm die Universität Georgetown den Titel Doktor der Musik und das Diplom wurde ihm vom Präsidenten Taylor persönlich überreicht. Im Herbst 1843 war Dielmann zum Professor der Musik an das katholische Mount St. Marys Seminar in dem Baltimore benachbarten Emmetsburg berufen worden, eine Stelle, die er bis zu seinem am 12. Oktober 1882 erfolgten Tode bekleidete.

Dielmann war der bedeutendste Tondichter dieses Landes bis zum letzten Viertel des vorigen (19.) Jahrhunderts. Seine Kompositionen sind polyphone, teils katholische Kirchenmusik, teils Märsche und Tänze, alle für Orchester bearbeitet. Sie zählen weit über hundert Nummern und wurden in allen Teilen des Landes aufgeführt. Eine größere Biographie Dr. Dielmanns wurde von mir im 15. Band des „Deutschen Pioniers" veröffentlicht und findet sich neu abgedruckt im 10. Band meiner Werke, Seite 335 ff.

Nur wenige Jahre nach der Ankunft Dielmanns kam ein anderer deutscher Musiker von Bedeutung nach Amerika, Philipp Mathias Wolsieffer. Derselbe wurde 1808 zu Minnweiler in der Rheinpfalz geboren, hatte das Lehrerseminar in Kaiserslautern absolviert und war dann einige Jahre in Frankenthal Lehrer gewesen. Die unduldsamen Zustände in der Pfalz seit dem Hambacher Fest im Mai 1832 verleideten ihm den Aufenthalt in der alten Heimat. Im Frühjahr 1833 wanderte er mit einem anderen ihm befreundeten Lehrer, Jacob Schmidt, nach Amerika aus, wo Schmidt zuerst in der Stadt New York und später in Baltimore an der Zions-Schule eine dauernde Anstellung fand. Wolsieffer, der eine tüchtige Musikbildung sich angeeignet hatte, fand zuerst in New Haven, Conn., eine Anstellung als Musiklehrer. Im Jahre 1835 ließ er sich in Philadelphia ebenfalls als Musiklehrer nieder. In dieser stark von Deutschen bewohnten Stadt fanden sich damals mehrere den Gesang liebende Männer zusammen und so wurde am 15. Dezember 1835 hier der erste deutsche Gesangverein Amerikas gegründet, der noch bis zur Gegenwart fortbestehende und blühende „Männerchor".

Es darf hier kühn hervorgehoben werden, daß die Gründung des Philadelphier Männerchors der Wendepunkt und eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Musik dieses Landes war. Das bisherige Einzelwirken, ohne Ziel und Zusammenhang, gelangte nun in einen sich immer mehr erweiternden Kanal, in den bald alle die sprudelnden Bächlein der Musik einem gemeinsamen Strom entgegenfließen konnten. Wir werden dies in der Folge leicht beobachten können.

Zunächst entstanden jetzt, als Nachahmung des Philadelphier Vorbildes, in allen von Deutschen stark bevölkerten Städten des Ostens und Westens ähnliche Gesangvereine: in Baltimore, New York, Cincinnati, St. Louis, Louisville, und selbst in kleineren Städten Männergesangvereine, unter denen sich bald ein leben-

diger Wetteifer entwickelte, der zuerst zu Verbrüderungen und dann zu den immer größer werdenden Sängerfesten führte, von denen später die Rede sein wird. Doch bleiben wir zuerst bei dem Vorbild stehen, dessen Geschichte Dr. Oswald Seidensticker zum fünfzigjährigen Jubiläum desselben in einem stattlichen Buch dargestellt hat.

Die Seele des Vereins blieb bis zu seinem am 8. Oktober 1872 erfolgten Tode der eigentliche Gründer desselben, Wolsieffer. Er war nicht nur der Urheber und Hauptleiter dieses Vereins, sondern auch der „Liederkranz" in Baltimore (1836) und der Gesangverein „Aurora" in Egg Harbor City, beide noch fortlebend, verdanken ihm ihre Entstehung. Schon bald nach der Gründung des Männerchors in Philadelphia hatte er seinem Freund Schmidt in Baltimore die Gründung eines Gesangvereins in Vorschlag gebracht, der auch im Dezember 1836 als „Liederkranz" ins Leben trat, ein paar Monate lang von Schmidt geleitet wurde, bis April 1837 Friedrich Lübeking, aus Neustadt am Rübenberg, Hannover, der seit 1834 als Privatlehrer und Organist an der Michaelskirche in Philadelphia gewirkt hatte, als Lehrer und Organist der Zions-Gemeinde in Baltimore berufen wurde. Er führte die Direktion des „Liederkranz" bis Januar 1838, wo Wolsieffer nach Baltimore übersiedelte und während seines vierjährigen Aufenthaltes daselbst die Leitung des Vereins übernahm. Im Jahre 1842 machte Wolsieffer eine Reise nach Europa, um seine geschwächte Gesundheit zu restaurieren und kehrte dann nach Philadelphia zurück, wo er die Direktion des „Männerchor" wieder übernahm und, wie bemerkt, mit Unterbrechungen bis zu seinem Tode fortsetzte.

Wolsieffer ist auch als Tondichter bedeutend. Eine stattliche Zahl gediegener und ansprechender Kompositionen, sowohl für den Männergesang als auch gemischten Chor und Orchester sind seinem Geiste entsprossen. Darunter sind hervorzuheben die größeren Kantaten: „Das Erntefest", „Captivity", (mit englischem Text), „Schön ist das Leben" und die kleineren Tonwerke: „Das Kinderfest", „Schön ist der Morgen", ferner eine „Weihnachtskantate", eine „Osterkantate", drei Messen für gemischten Chor, und eine Menge kleinerer Werke: Gesänge für vier Männerstimmen mit und ohne Begleitung, Lieder für eine oder mehr Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte, usw. usw. — Eine ausführliche Biographie Wolsieffers befindet sich im 12. Band meiner Werke, Seite 431 ff.

Nach Wolsieffers Wegzug aus Philadelphia war C. Beneke bis zum November 1839 Dirigent des Männerchors. Während dieser Zeit wurde das erste Konzert aufgeführt, von dem ein Programm erhalten ist. Bis dahin hatte der Verein nur sogenannte Abendunterhaltungen gegeben. Dieses älteste Programm eines deutsch-amerikanischen Gesangvereins mag hier ebenfalls als Reliquie aus alter Zeit ganz mitgeteilt werden:

Vierte Diesjährige Musikalische Unterhaltung
des Singvereins:
Der Männer-Chor,
unter Direktion des Herrn C. Beneke
Freitag Abend, den 28. September 1838.
Erster Theil.

1, Ouvertüre zur Oper: „Die Weiße Frau" .... Boieldieu
2, Chor: „Dir möcht' ich diese Lieder weihen" .. .. C. Kreutzer
3, Solo: „Land meiner seligsten Gefühle" .... C. Keller
4, Chor: „O seht, wie strahlet schön der Morgen" .... Auber
5, Terzett: „Ha, schon naht das Abendessen" ... . Mozart
6, Chor: „Gott Amor ist ein Schäker" .. Mozart
7, Quartett: „Im Arm der Liebe ruht sich's wohl" .... Winter
8, Chor: „O Isis und Osiris" .... Mozart
9, Doppelchor: „Freut euch des Friedens" .... Mozart

Zweiter Theil.

1, Introduktion und Variationen für Pianoforte .... Fr. Hünten
2, Chor: „Vaterland, wir denken dein so gern" .... Zumsteeg
3, Duett: „Schwäne kommen gezogen" ... Blum
4, Chor: „Heil Preziosa" .... C. M. v. Weber
5, Polonaise für Violine mit Begleitung des Pianoforte ... L. Maurer

6, Chor: „Brüder jung und alt" .... Methfessel
7, Sextett: „Die Blumen" .... Enders
8, Chor: „Im Wald und auf der Haide" .....
9, Terzett: „Laß uns zur dunkelen Laube geh'n" ....
10, Doppelchor: „Freundschaft und Liebe" .... Wolsieffer

Es scheint, daß Beneke nicht die allgemeine Zufriedenheit fand, die dem Dirigenten entgegengetragen werden sollte, und es entspann sich bald darauf eine häßliche Polemik, die in den beiden deutschen Zeitungen, dem „Deutsch-Pennsylvanier" gegen Beneke und der „Alten und Neuen Welt" als dessen Verteidiger geführt wurde, was Herrn Beneke bewog, die Stelle des Dirigenten niederzulegen.

An seiner Stelle wurde Dr. G. Schmidt der Leiter des Vereins bis zum März 1841. Während dessen Amtszeit erlebte der Männerchor noch eine hochbedeutungsvolle Gelegenheit, sich öffentlich hören zu lassen, bei der in der Geschichte von Philadelphia rühmend geschilderten vierhundertjährigen Feier der Entdeckung der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Bei dieser Feier wurde eine von Herrn Eduard Theodor Bösche gedichtete und von Herrn Wolsieffer in Musik gesetzte Hymne vor dem ehrwürdigen alten Unabhängigkeitsgebäude so vortrefflich gesungen, „daß die Bäume rauschten zu dem Gesang des deutschen Männerchors". Dann aber traten neue Zwistigkeiten ein, wie das ja die Geschichten des fidelen Sängervölkchens überall erzählen, und Dr. Schmidt trat von der Direktion zurück.

Ihm folgte der erste bedeutende Nachfolger Wolsieffers während seines Wegzuges nach Baltimore, Christian F. Rudolph, der 1839 nach New York gekommen war, wo er vielleicht Dirigent des um jene Zeit dort entstandenen Gesangvereins gewesen sein mag, der nach einer Annahme „Liedertafel", nach einer anderen „Liederkranz" hieß. Der noch fortbestehende „Deutsche Liederkranz" in New York führt sein Bestehen bis zum Jahre 1847 zurück. Rudolph war ein tüchtiger Klavierspieler und auch als Komponist hat er sich bemerkbar gemacht. Von seinen Tondichtungen, die in Amerika aufgeführt wurden, werden folgende Chorwerke genannt: „Der Kaiser im Rathskeller", „Der Traum" und die für Orchester gesetzte Tanzmusik: „Conversations-Walzer" und „La belle Ecossaise". Im März 1841 wurde Rudolph der Dirigent des Männerchors und entwickelte hier eine lebendige Tätigkeit. Ueber seine Bedeutung schreibt Wilhelm Langenheim, zur Zeit Redakteur der „Alten und Neuen Welt" in Philadelphia, wie folgt:

„Am 7. d. Mts. (Januar 1841) besuchten wir, ergangener Einladung zufolge, die erste diesjährige musikalische Abendunterhaltung des hiesigen Singvereins, des „Männerchors", welche dieses Mal im großen Saale der Masonic Hall gehalten wurde. Die Gesellschaft war zahlreich und die vorgetragenen Musikstücke versetzten uns noch einmal recht lebhaft in Gedanken ins liebe Vaterland zurück, und wer fühlte sich bei den deutschen Tönen, deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschem Weine und in Gesellschaft deutscher Frauen nicht glücklich? Der Männerchor zeigte, daß die edle deutsche Kunst des mehrstimmigen Gesanges, die im Vaterland mehr als in irgend einem Lande der Welt gepflegt wird, auch auf amerikanischem Grund und Boden gedeihen könne, wenn, wie es bei dieser Gelegenheit der Fall ist, die Mitglieder es sich zur Aufgabe gemacht haben, dem würdigen Führer in Allem gern zu folgen, was ihre weitere Ausbildung befördern kann. Der weibliche Chor, welcher an Ausbildung bedeutend gewonnen hat, trug ebenfalls, sowohl einzeln als mit dem Männerchor, einige höchst ansprechende Musikstücke vor." — Ueber Herrn Rudolphs ferneres Wirken fehlt die Kunde.

Der letzte und neben Wolsieffer bedeutendste Dirigent des Männerchors vor 1850 war Hermann Torbecke. Er war in Osnabrück als Sohn des Domorganisten Christian H. Torbecke geboren und hatte sich später unter Heinrich Marschner in Hannover praktisch und theoretisch ausgebildet. Torbecke kam im Herbst 1842 als Klaviervirtuose nach Amerika und bereiste als solcher die östlichen Städte, Konzerte gebend. Vom März 1843 bis zum Oktober 1844 war er Dirigent des Männerchors, der unter seiner Leitung Rombergs „Lied von der Glocke" zweimal mit großem Beifall aufgeführt hat, für jene Zeit ein Ereignis seltener Art. Torbecke hatte für den Zweck den Chor für

Männerstimmen bearbeitet, weil der unter Wolsieffer gegründete Frauenchor eine Zeitlang eingegangen war, bis er später unter Wolsieffer wieder neu belebt wurde. Auch spielten Torbecke und Rudolph zu jener Zeit vierhändig Klavierkonzerte von Hummel und Kalkbrenner. Im Oktober 1844 kehrte Torbecke nach Europa zurück, kam aber bereits im nächsten Jahr mit dem norwegischen Violinvirtuosen Ole Bull wieder nach Amerika, in Gemeinschaft mit dem berühmten Künstler in allen Städten des Landes Konzerte gebend. Zum dritten Mal kam Torbecke im Jahre 1855 hierher, wiederum mit Ole Bull Konzerte gebend. Er fand seinen Tod beim Brande des Dampfschiffes „Austria" am 13. September 1856.

Soweit die Geschichte des Philadelphier Männerchors und seiner hervorragendsten Dirigenten bis zum Jahre 1850, die hier deshalb so ausführlich geschildert wurde, weil dieser Verein nicht bloß der erste, sondern auch tatsächlich das Vorbild aller während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten deutschen Gesangvereine des Landes war und selbst später noch in den neu auflebenden Orten des Ostens und Westens das Musterbild selbst bis zur Gegenwart geblieben ist. Doch wieder zurück zu den von den amerikanischen goldenen Lockungen angezogenen Musikkünstlern, welche die herrschende angelsächsische Tonlosigkeit zum klangreichen Odeum umgestaltet haben.

Philadelphia war und blieb noch bis etwa zum Jahre 1845 der Mittelpunkt des deutschen Tuns und Treibens in diesem Lande. Hier äußerte sich damals das Volks- und Sittenleben der Deutschen kräftiger als irgend sonstwo in den ganzen Vereinigten Staaten. Und daß sich hier die Musik in dieser Peride höher entwickelte als in irgend einer anderen Stadt des Landes, ist bekannt. Gesang und Musik begleiteten alle Festlichkeiten des deutschen Volkes im alten Vaterlande schon seit Jahrhunderten, und daß die von der Heimat fortgewanderten Söhne und Töchter Germaniens diesen nationalen Talisman auch nach der neuen Welt mitbrachten, ist leicht begreiflich.

Als seit dem Jahre 1836 die in allen amerikanischen Großstädten ein Vierteljahrhundert lang gepflegten deutschen Militärgesellschaften zuerst unter dem Hauptmann Koseritz in Philadelphia eingeführt wurden, war selbstverständlich auch eine Musikkapelle das nötige Beiwerk dieser germanischen Spielerei. Der Kapellmeister derselben, ein tüchtiger gebildeter Musiker, war Ferdinand Reimann; und wenn die stattliche „Washington-Garde" durch die Straßen der Quäkerstadt in strammer Haltung marschierte und mit offenem Mund und Augen von den Anglo-Amerikanern angestaunt wurde, dann erregten auch die herrlichen Klänge der Militärkapelle die Gehörnerven der verwunderten Bevölkerung, die so etwas noch nicht gehört hatte.

Im Jahre 1839 wurde auch ein deutsches Liebhabertheater in Philadelphia ins Leben gerufen, in welchem Reimann der Dirigent des Theaterorchesters war. Neben kleineren Lustspielen, besonders den Theodor Körnerschen, verstieg man sich zuweilen auch höher hinauf und neben Schillers „Räuber", „Kabale und Liebe", „Wilhelm Tell" und Grillparzers „Ahnfrau" usw. wurden auch Singspiele aufgeführt: „Das Donauweibchen" von Kauer, „Die Teufelsmühle am Wiener Berge" von Wenzel Müller, Joseph Weigls liebliche „Schweizerfamilie" usw., und sogar eine eigens für diese Bühne vom Kapellmeister Reimann nach dem Kotzebueschen Lustspiel „Die Brilleninsel" komponierte Oper fand bei wiederholten Aufführungen lebhaften Beifall.

Das Jahr 1840 brachte die berühmte deutsche Tänzerin Fanny Elßler nach Amerika, um hier eine Dollarernte zu halten. Die große Künstlerin hatte ihre eigene kleine Kapelle mitgebracht und beides setzte die amerikanische Bevölkerung in Entzücken. Der damalige Redakteur der „Alten und neuen Welt", Christian Daniel Ludwig Lehmus, berichtet darüber in der Nummer vom 4. Juli 1840 wie folgt: „Am 30. Juni hatten wir das Glück, Fräulein Fanny Elßler im Arch-Straßen-Theater auftreten zu sehen. Auftreten — nein — schweben sollten wir sagen, und mehr können wir auch nicht zu ihrem Lob beifügen, da sie über alles Lob erhaben ist." Ein anderer Berichterstatter schreibt: „Sie hat Alles entzückt, tanzte auch den Deutschen das Herz weg." „Der Geist ward Fleisch," schrieb ihr ein angesehener Literat ins Album. Ein Gedicht Lehmus' in der „Alten und Neuen Welt" verherrlicht die Künstlerin in folgenden Strophen:

Mit Freuden hörten wir von deinem Kommen,
Du schöner Gruß vom theuren Vaterlande,
Von dem so schwer wir Abschied einst genommen.
Uns galtest du als eine Anverwandte;
Und stolz hob sich das Herz im deutschen Busen,—
Die Regung galt der lieblichsten der Musen.

Du kamst, du siegtest! und von tausend Zungen
Ergoß dein Ruhm sich schnell in tausend Strömen,
Als ob die Siege, die du dort errungen,
Dir durch das Weltmeer nachgezogen kämen.
Der Sylphen Schweben und der Grazien Haltung
Entzückten uns in deiner Kunstgestaltung.

Bald kehrst du heim zum schönen Donaustrande
Und heiße Wünsche für dein Wohlergehen
Begleiten dich zum fernen Vaterlande.
Wirst du dies Blatt einst jenseits wiedersehen,
Gedenke unser, wie wir dein gedenken,
Bis diese Welt in Lethe wird versenken.

Obwohl ursprünglich angekündigt worden war, daß die Künstlerin alle damaligen Großstädte des Landes besuchen werde, beschränkte sich ihre Tournée doch auf die größeren Städte des Ostens, Philadelphia, New York, Boston, Baltimore und Washington. In Cincinnati, Louisville und St. Louis war alles enttäuscht. Man klagte über dies Mißgeschick, wurde aber mit einem zweiten Besuch, der auch nach dem Süden und Westen ausgedehnt werden sollte, vertröstet. Aber die Diva kam nicht zum zweiten Mal nach Amerika.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Geschichte des Deutschtums in Indiana.

Von Dr. Wm. A. Fritsch.

4.

Die Deutschen im Kriege für die Union.



Am politischen Horizont dieses Landes hatten sich im Laufe der Zeit schwere Wolken angesammelt, die Sturm und Verheerung ankündeten, wie sie so oft in Wirklichkeit mit Naturgewalt über Städte und Länder einherbrausen, alles auf ihrem Wege in Trümmer legend, über die dann nach kurzer Zeit wieder klar und hell der Himmel lacht. Die Sklavereifrage war durch keine Kompromisse mehr aus der Welt zu schaffen trotz Clay und Webster, trotz der Beschlüsse der Partei-Konventionen der Whigs und Demokraten vom Jahre 1852. Zwischen Freiheit und Sklaverei war kein Kompromis möglich. In der deutschen Presse dieses Landes machte sich immer mehr ein neues Element geltend, die 1848er Flüchtlinge aus Deutschland, welche entweder neue Zeitungen gründeten oder in den alten am Redaktionstisch Platz nahmen, um unermüdlich gegen die Ausdehnung der Sklaverei in den Territorien zu agitieren. — Im Jahre 1851 hatte J. Rohner in Evansville die erste deutsche Zeitung, „Der Volksbote", zu drucken angefangen und gab denselben zweimal in der Woche heraus. Rohner, ein Deutsch-Schweizer, war unter dem Einfluß Zschokkes in den ruhigen Verhältnissen der Schweiz aufgewachsen, wo er den „Rheinthaler Boten" veröffentlicht hatte. Der „Evansville Volksbote" war konservativ gehalten, doch Rohner war kampflustig genug, um sich mit Heinzen, Weitling und anderen in Kontroversen einzulassen. Diese Diskussionen wurden von Seiten Rohners nicht ohne Fähigkeit und Humor

geführt, so daß Heinzen ihn den kleinen Metternich, auch Erdenpilger zu nennen pflegte. Die Briefe, welche Rohner gegen Weitling und den Kommunismus schrieb, waren volkstümlich geschrieben, die Argumente trafen den Nagel gewöhnlich auf den Kopf und rüttelten die kommunistischen Führer unsanft auf. Doch die ruhige, breite Schreibweise des gemütlichen Rohner sollte ihr Ende erreichen, als im Jahre 1853 Theodor Dietsch nach Evansville kam und sein Anti-Sklaverei-Blatt, „Die Reform", zu drucken anfing. Theodor Dietsch hatte als Mitglied des Frankfurter Parlaments auf der Linken gesessen und in der Folge aus seiner sächsischen Heimat fliehen müssen. Er brachte mit seinem Blatte Leben unter die Evansviller Deutschen und trug dasselbe, wenn es gedruckt war, selbst von Haus zu Haus. Trotz aller Anstrengungen konnte er sich aber nur ein paar Jahre in Evansville halten. In der Präsidenten-Wahlkampagne von 1860 war ein anderer Flüchtling, der Schriftsteller Reinhold Solger, in Indiana. Einst hatte er europamüde von Amerika gesungen:

„Seht, wie sie sinkt! Und diese Welt wird Nacht,
Dort überm Meer beginnt der Tag zu scheinen,
Und was ich einst geträumt, gehofft, gedacht —
Sei's drum — auf immer sei's und ohne Weinen.
Wer weint, wenn eine Welt in Trümmer kracht,
Vor seines Glücks geborstnem Haus, dem kleinen?
Hier gehst du unter, Licht, auf steigst du da:
Europa stirbt — Heil dir Amerika!"

Jetzt war er auf dem Stump. Für die junge republikanische Partei warb er unter den Deutschen Indianas Stimmen für Abraham Lincoln. Auch Carl Schurz war hier und suchte durch seine überzeugenden Reden seine Landsleute für die gute Sache zu begeistern. Als darauf Lincoln zum Präsidenten erwählt war und der Süden sich von der Union trennte, da standen die Deutschen fest und treu auf der Seite des Nordens. Militärische Organisationen gab es in Indiana schon vor dem Kriege. In Evansville hatten sie eine „Steuben-Artillerie", welche beim Beginn der feindlichen Demonstrationen als Staatsmiliz eingeschworen wurde und eine Kanone erhielt. Die übrigen Mitglieder dieser Kompagnie waren mit Büchsen versehen. Sie beobachteten die Boote, die auf dem Ohio passierten und sahen nach, ob dieselben Kriegsmaterial für die Rebellen an Bord hatten. Nicht lange währte es aber, da ging diese Kompagnie nach Indianapolis. Dort wurde sie am 26. Juni 1861 als erste Indiana-Batterie in den Vereinigten Staaten-Dienst eingereiht, erhielt Kanonen und wurde kriegstüchtig gemacht. Die Mannschaft verpflichtete sich, drei Jahre zu dienen, ihre Offiziere wählte sie sich selbst. Martin Klauß wurde Hauptmann, Arthur Schründer erster (senior) Leutnant, John L. Bittrolf erster (junior) Leutnant, C. Tromhemelt zweiter (senior) Leutnant, John Rosengatten zweiter (junior) Leutnant. Von diesen Offizieren starb Leutnant Schründer 1862 im Lazareth. Captain Klauß war bei der Batterie bis ins Jahr 1864. Die anderen Offiziere resignierten jedoch vor dieser Zeit und andere traten an ihre Stelle. Philipp Nonnweiler wurde im Januar 1862 zum Leutnant befördert, um den ausgetretenen Rosengatten zu ersetzen und diente bis August 1863. Jakob Mann avanzierte 1862 vom Sergeanten zum zweiten Leutnant, 1863 zum ersten Leutnant und machte den ganzen Krieg mit der Batterie durch. John B. Gerhard wurde im Jahre 1863 zweiter Leutnant; auch Hugo Pfaeflin avanzierte noch im selben Jahre zum Leutnant. An Stelle des ausgeschiedenen Hauptmanns Martin Klauß wurde Lawrence Jacoby zum Hauptmann ernannt. (9. August 1864). Jacoby führte die Batterie bis zum Ende des Krieges. Als im Jahre 1864 die Freiwilligen ihre drei Jahre ausgedient hatten, organisierte sich die Batterie von neuem. Die Mehrzahl verpflichtete sich, bis zum Ende des Krieges zu dienen. Bis dahin war die Batterie ganz deutsch gewesen und hatte auch deutsches Kommando. Später erhielt sie etwa ein Dutzend Leute, die nicht deutsch waren. Nach Beendigung des Krieges wurde die Mannschaft, bestehend aus vier Offizieren und 111 Mann, in Indianapolis am 22. August 1865 entlassen. Im Kriege verlor die Batterie auf dem Schlachtfelde fünf Tote und zwanzig Verwundete; dreißig Mann unterlagen den Anstrengungen und starben im Lager oder Lazareth.

Die erste Indiana-Batterie wurde nach ihrer Einmusterung nach dem Staate Missouri geschickt,

wo sie am 16. Dezember 1861 bei der Gefangennahme von 1300 Mann feindlicher Truppen mitwirkte. Bei Pea Ridge, Arkansas, kämpfte die Batterie am 6., 7. und 8. März 1862, während des letzten Tages unter General Franz Sigel. Dieser schreibt darüber: „Captain Martin Klauß kommandierte in der ersten Brigade von Oberst Thomas Pattison, welche zur dritten Division vom Oberst Jeff. C. Davis (vom 22. Indiana-Regiment) gehörte, in der Schlacht von Pea Ridge eine Batterie von sechs Geschützen und stand am dritten Tage (8. März) auf dem linken Flügel der Division. Als ich mit den zwei Divisionen von Osterhaus und Asboth die Flankenbewegung machte und den Aufmarsch von meinem rechten Flügel aus begonnen hatte, fand ich die Batterie vom Captain Klauß in Position. Er ritt zu mir heran und ich ersuchte ihn, in gleicher Linie mit uns zu bleiben und vorzurücken, was er auch sogleich mit großem Eifer und mit Bravour tat. Er hat dadurch bei dem erfolgreichen Angriff wichtige Dienste geleistet."

Im weiteren Verlauf des Krieges kämpfte die erste Indiana-Batterie bei Port Gibson, Miss., den 1. Mai 1863, Champion Hill den 16. Mai, Black River Bridge den 17. Mai, und während der Belagerung von Vicksburg vom 19. Mai bis 4. Juli 1863; ferner war sie tätig bei der Belagerung Jacksons in Mississippi ende Juli 1863, in der Schlacht von Mansfield, La., den 8. April 1864, bei der Belagerung von Spanish Fort, Ala., nahe bei Mobile, im April 1865, und in vielen kleineren Scharmützeln. Die Batterie befand sich zu Montgomery, Ala., als Friede geschlossen wurde. Die Mannschaften lieferten die Kanonen und Ausrüstungsstücke im Arsenal zu Mount Vernon nahe Mobile, Ala., ab und fuhren auf der Eisenbahn nach Indianapolis, von wo sie wieder in ihre alten Wohnsitze zurückkehrten.

Auch die sechste Indiana-Batterie war eine deutsche Truppe mit deutschem Kommando und wurde in Evansville rekrutiert. Nachdem sie den 7. September 1861 zu Indianapolis, mit Friedrich Behr als Hauptmann, in den Vereinigten Staaten-Dienst eingereiht war, ging sie über Evansville nach Hendersen, Ky., wo sie im Frühjahr 1862 unter General Shermans Kommando kam. In der Schlacht bei Shiloh, den 6. April 1862, empfing die Batterie die Feuertaufe. Es war ein unglücklicher Tag für dieselbe, da sie bei der Uebermacht des Feindes sich auf ihrem vorgeschobenen Posten im äußersten rechten Flügel nicht halten konnte. Während die Batterie sich zurückzog, begegnete General Sherman derselben und gab dem Captain den Befehl, die Batterie in Position zu bringen. Kaum hatte Hauptmann Friedrich Behr den Befehl gegeben, als er, von einer Kugel getroffen, vom Pferde stürzte. Der Tod des Hauptmanns machte die Konfusion vollständig. Von der Mannschaft wurden vier Mann verwundet, außerdem 68 Pferde getötet, sodaß die Kanonen nicht fortgeschafft werden konnten und zum größten Teil vernagelt werden mußten. Leutnant M. Müller avanzierte zum Hauptmann; die anderen Offiziere waren Wm. Mußmann, Louis Kern, Edw. Jaenke und Peter Butsch. Am 28. Mai hatte die Batterie, unterstützt durch General Denvers Brigade, ein scharfes Gefecht mit dem Feinde. Die Kanonen wurden durch die Mannschaften selbst auf die Spitze eines Hügels gebracht und eröffneten ein solches Feuer auf ein Blockhaus, welches dem Gegner als Deckung diente, daß dasselbe zerstört und der Feind zum Rückzuge gezwungen wurde. Die Batterie ging nun in der vorgeschobenen Position vorwärts, war beständig im Kampfe bei der Belagerung von Corinth, bis der Feind den Platz aufgab. Nach einigen Hin- und Hermärschen, bei denen sie mehrfach ins Gefecht kam, ging die Batterie unter dem Befehl des Generals Grant nach Vicksburg, um an der Belagerung teilzunehmen, bis die Unionstruppen die Stadt einnahmen. Im Verlauf des Krieges stand die Batterie unter verschiedenen Befehlshabern und nahm an vielen Operationen teil. Mit General Sturgis zog sie durch das nördliche Mississippi im Sommer 1864. Am 10. Juni war sie in der Schlacht bei Guntown, Miss., wo sie drei Mann und zehn Pferde verlor. Am 14. Juni kämpfte die Batterie in der Schlacht bei Tupelo, Miss., mit dem Verlust von einem Toten und sieben Verwundeten. Nach so anhaltendem ehrenvollen Dienste wurde die 6. Indiana-Batterie am 9. September 1864 in Indianapolis aus der Armee entlassen.

Unter den Infanterie-Regimentern Indianas nahm das 32. vermöge seiner langen Dienstzeit und der harten Strapazen, welche es durchzumachen hatte, einen hohen Rang ein. Es war ein ganz deutsches Regiment, trug das Gewehr wie die Infanterie in Deutschland und hatte deutsches Kommando und deutsche Signale.

Oberst August Willich, ein erfahrener deutscher Offizier, exerzierte das Regiment so gründlich ein, daß es den übrigen Truppen oft als Muster vorgestellt wurde. Es war ein vollzähliges, aus zehn Kompagnien bestehendes Regiment, dem Oberst Willich noch eine Kompagnie Pioniere anfügte, die aus Schreinern, Zimmerleuten usw. gebildet wurde und beim Brückenbau außerordentlich gute Dienste leistete. Für die Vereinfachung des Brückenbaus waren die das Regiment begleitenden Wagen mit besonderen Gestellen versehen, die bei Pontonbrücken benutzt werden konnten. Bald nach seiner Einmusterung in die Vereinigte Staaten-Armee wurde das Regiment nach Kentucky geschickt, wo es sehr bald mit dem Feinde zusammenstieß. Bei Rawletts Station, vor Munfordville, wurden am 17. Dezember 1861 mehrere Kompagnien mit dem viel mächtigeren Feinde in einen Kampf verwickelt, sodaß die übrigen Kompagnien des Regiments hinzugezogen werden mußten. Trotz der gewaltigen Uebermacht des Feindes, ein Regiment Kavallerie, eine Batterie Artillerie und zwei Regimenter Infanterie, ging das Regiment doch siegreich aus dem Kampfe hervor. —

Während dieses Gefechtes stand das Regiment unter dem Kommando des Oberstleutnants von Trebra, da Oberst Willich einem Kriegsrat im Hauptquartier beiwohnte. Der kommandierende General lobte das Regiment in einer Generalordre und dankte den Offizieren und Mannschaften für das tapfere Verhalten vor dem Feinde, das vorbildlich für die ganze Armee gewesen sei. Als besondere Ehre für das Regiment wurde befohlen, den Namen Rawlett Station auf die Fahne der Zweiunddreißiger einzuzeichnen. Das Regiment hat sich diesen vorzüglichen Ruf während des ganzen Feldzuges erhalten. Auf den Schlachtfeldern des Westens war es in allen großen Schlachten und vielen Gefechten engagiert. Bei Shiloh, Stone River, Chickamauga, Mission Ridge, auf dem Zuge nach Atlanta hat im Kugelregen deutsches Kommando die Zweiunddreißiger vorwärts geführt und der Boden dort ist mit deutschem Blute getränkt worden. Bei allen diesen Kämpfen erwarb sich das Regiment den Ruf unerschrockenster Tapferkeit. Nach der Beförderung Oberst Willichs zum Brigade-General übernahm Oberstleutnant von Trebra das Kommando. Bald mußte von Trebra infolge ernster Erkrankung den Dienst quittieren. Kurze Zeit darauf starb er. Das Kommando des 32. Regiments übernahm Oberst Erdelmeyer. —

Die 1. und 6. Indiana-Batterie und das 32. Indiana-Infanterie-Regiment waren ganz deutsche Truppenkörper. Ein Menge anderer Deutschen waren zerstreut in den übrigen Regimentern. Aus dem Staate Indiana ist kein Regiment über den Ohio in den Krieg gezogen, bei dem nicht Deutsche standen. Einigen Regimentern gehörten einzelne Kompagnien deutscher Bürgersoldaten an. Wenn die Freiwilligen-Regimenter in Indianapolis, vom Kriegsgouverneur Oliver Morton geführt, aus dem Lager durch die Straßen der Stadt nach dem Bahnhof marschierten, um ins Feld zu rücken, konnte man oft deutsche Kriegslieder aus ihren Reihen hören. — Unter den Heerführern, die von Indiana nach dem südlichen Kriegsschauplatz geschickt wurden, war der deutsche General August Willich einer der tüchtigsten. Er stammte aus einer angesehenen Familie der Insel Rügen, wo seine Vorfahren Generationen hindurch als Prediger, Richter und Offiziere sich ausgezeichnet haben. Der Vater war ein schneidiger Kavallerie-Offizier bei den Schwarzen Husaren, hatte sich verheiratet und war in Braunsberg, Ostpreußen, Bürgermeister geworden. Hier wurde August Willich am 19. November 1810 geboren. Im Alter von zwölf Jahren folgte er seinem älteren Bruder in das Kadettenhaus zu Potsdam. Während seines Aufenthaltes in Potsdam besuchte er oft die ihm verwandte Familie des Professors Schleiermacher, der als freisinniger Prediger und Schriftsteller eine geachtete Stellung einnahm und in dessen Hause August Willich eine Reihe berühmter Gelehrten der Berliner Universität kennen

lernte, namentlich den Philosophen Hegel, der damals begann Epoche zu machen. Mit dem Jahre 1828 kam August Willich nach Wesel, um dort als Artillerie-Leutnant aktiven Dienst zu tun. In Wesel, wie überhaupt am Rheine, herrschten damals sehr liberale Ideen, welchen der junge Offizier sich mit dem Enthusiasmus eines jungen Herzens hingab. Den Vorgesetzten Willichs konnten diese Regungen nicht lange verborgen bleiben und die Folge davon war, daß er auf die Festung Kolberg geschickt wurde. Diese Erfahrungen, wie der kleinliche Gamaschendienst bewogen ihn, im August 1847 den Abschied zu nehmen. In den Märztagen von 1848 trat er in wirkliche Opposition zur Regierung und nahm hervorragenden Anteil an der Kölner Erhebung. Als die Revolution in Baden ausgebrochen war, schloß er sich Hecker an. An der Spitze von 800 Freischärlern beabsichtigte Hecker nach Freiburg zu marschieren, wurde aber schon bei Kaudern durch Truppen aufgehalten und geschlagen. Willich schlug sich mit ungefähr 300 Mann nach Frankreich durch. Sie kamen nach Besancon, wo die republikanische Regierung ihnen ein altes Schloß als Quartier anwies und ihnen Rationen lieferte. Es wurde strenge militärische Disziplin beobachtet, täglich exerziert und die kleine Truppe für den kommenden Konflikt vorbereitet. Als im Jahre 1849 der Krieg in Baden wieder ausbrach, stieß Willich mit seiner Mannschaft zum Gros des General Sigel, wo er den Befehl erhielt, die Festung Landau zu belagern. Aber Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Deutsche Kaiser, bereitete dieser Erhebung ein schnelles Ende. Die Freischaren wurden gezwungen, in die Schweiz überzugehen, wobei Willich am 11. Juli die Päffe besetzt hielt, bis der letzte Mann gerettet war. Dann folgte auch er. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz ging Willich nach Marseilles und Lyon in Frankreich, wurde aber arretiert und durch den Präsidenten Louis Napoleon wieder über die Schweizer Grenze geschickt. Von hier ging Willich nach England und später nach den Vereinigten Staaten. In der Union erhielt er bei den Küstenvermessungen in Nord- und Süd-Carolina als Ingenieur Beschäftigung, bis er einem Rufe nach Cincinnati folgte und dort die Redaktion des „Republikaners" übernahm. Er leitete dies Blatt bis zum Ausbruch des Krieges.

Willich organisierte das 9. Ohioer Regiment, exerzierte es so gut ein, daß es im Camp Dennison die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Das Regiment erhielt jedoch einen anderen Kommandeur und Willich ging nach Indiana, um hier das 32. Regiment zu organisieren.

Im weiteren Verlaufe tat Willich sich mit seinem Regimente hervor in der Schlacht bei Shiloh, bei Corinth und am Stone River (Murfreesboro). Hier hatte er sich bei einer Rekognoszierung zu weit vorgewagt und wurde von einem feindlichen Streifkorps gefangen genommen. Willich wurde nach Richmond gesandt, wo er aber bald gegen einen gefangenen feindlichen Offizier ausgewechselt wurde und dann zu seinem Regimente zurückkehrte. Am 17. Juli 1862 wurde Willich zum Brigade-General befördert. Er kommandierte die 6. Brigade, der auch sein altes Regiment, die Zweiunddreißiger, angehörten. An der Spitze seiner Truppen machte er die Schlachten von Chicamauga und Mission Ridge mit, dann die Atlanta-Kampagne, bei der es fast täglich Gefechte gab und in deren einem, bei Resaca, Willich verwundet wurde. Lange hielt er sich indes nicht vom Heere. Noch nicht völlig genesen, kehrte er wieder in sein Kommando zurück.

General Willich war ein tapferer Soldat, hatte aber ein weiches, gutes Herz und war bei seinen Soldaten trotz der strengen Manneszucht, auf die er unerbittlich hielt, ganz außerordentlich beliebt. Für jeden Bedrängten hatte er eine offene Hand. Seine Freigiebigkeit war so groß, daß er dadurch selbst in Schwierigkeiten geriet und seine Freunde ihm ernstliche Vorstellungen machen mußten. In seinen alten Tagen zog er sich nach dem Städtchen St. Marys in Ohio zurück, wo er mit seinem Freunde, Major Hipp, und anderen Bekannten noch viele glückliche Tage verlebte. Mehrmals ist er von dort aus zur Beiwohnung der Reunion seines alten Regiments nach Evansville und Indianapolis gegangen, wobei die Freude über das Wiedersehen zwischen dem einstigen Kommandeur und seinen Soldaten hohe Wogen schlug. Vor seiner Entlassung aus der Armee wurde General Willich zum Brevet

Major General der Vereinigten Staaten = Freiwilligen ernannt; doch machte diese Rangerhöhung keinen besonderen Eindruck auf ihn, der immer der einfache, liebenswürdige Mensch blieb, der sich die Liebe seiner Untergebenen durch seine Tapferkeit und seine unerschütterliche Rechtlichkeit dauernd zu erwerben wußte. Am 22. Januar ist General August Willich, als alter Junggeselle, in St. Marys aus dem Leben geschieden. Hatte Willich auch keine Familie, so trauerten an seinem Grabe doch viele Freunde, und diese haben dafür gesorgt, daß ihm im Elm Grove Cemetery bei St. Marys, wo er begraben liegt, ein schönes Denkmal gesetzt wurde. —

Ein anderer deutscher Kämpfer war General John L. Mansfield, der schon anfangs der dreißiger Jahre nach Amerika kam und dessen richtiger Name Johann B. Lutz war. Lutz wurde anfangs des 19. Jahrhunderts in Braunschweig oder Hannover geboren, erhielt eine gute Schulbildung und besuchte die Universität Göttingen. Wegen Teilnahme an Studentenunruhen verfolgt, mußte er Deutschland verlassen, und ging nach den Vereinigten Staaten. Hier war er anfangs der dreißiger Jahre in Lexington, Ky., als Lehrer der Mathematik an der Transylvania Universität tätig. Etwa zehn Jahre nach seiner Landung verheiratete er sich mit einer Dame aus der Familie Mansfield und nahm deren Namen an. Im Jahre 1850, als er nach Madison, Ind., übersiedelte, führte er schon den Namen Mansfield. Nahe Evansville baute er sich ein schönes Landhaus, das bald der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs der Stadt wurde. Ein großer stattlicher Mann, war er tüchtiger Turner und nahm an den deutschen Bestrebungen seiner Landsleute den lebhaftesten Anteil. Seine Mitbürger bewiesen ihm ihr Vertrauen, als sie ihn im Jahre 1858 zum Repräsentanten von Jefferson County in die Staatslegislatur wählten; im Jahre 1862 erfolgte seine Wiederwahl. Er behielt seinen Sitz jedoch nur während der Legislaturperiode 1862 — 63 und war dann bemüht, Soldaten für die Organisierung eines Regimentes zu werben. Er wurde bald zum Brigade-General ernannt. Als General Morgan der Konföderations-Armee durch eine Diversion mit seinem Freikorps den Krieg nach Indiana zu verlegen drohte, ernannte Gouverneur Morton General Mansfield zum Befehlshaber der Staatsmilizen, bei welcher Gelegenheit er zum General-Major befördert wurde.

Nach dem Kriege verkaufte Mansfield seine Besitzungen in Jefferson County und zog nach Indianapolis. Mansfield starb am 30. September 1876 in dem Städtchen Mansfield, daß er in Piatt County, Illinois, an der Bloomington & Danville-Eisenbahn, gegründet hatte.

Pleasant Adams Hackelman, ein anderer General mit anglisiertem Namen, verdient gleichfalls der Erwähnung als eines deutschen Einwanderers Enkel, der seinen Namen Heckelmann schrieb. Der Großvater „Hackelmans" wurde 1752 in Deutschland geboren und wanderte mit seiner Frau im Jahre 1773 oder 1774 nach Carolina aus. Im Jahre 1796 kam die Familie nach Kentucky und zog dort im Jahre 1800 in das Indiana-Territorium. Der Vater des Generals wurde im Jahre 1786 in Nord-Carolina geboren und General Hackelman erblickte im Oktober 1816 nahe bei Brookville, Franklin County, Indiana, das Licht der Welt. Ueber seine Jugend sind zuverlässige Nachrichten nicht erhalten worden. Sein Patent als General erhielt er am 28. April 1862. Er ist der einzige General des Staates Indiana, der vor dem Feinde fiel. Er starb den Heldentod am 3. Oktober 1862 in der Schlacht bei Corinth. — Die Legislatur des Staates Indiana hat beschlossen, dem tapferen Kämpfer ein Denkmal zu errichten. —

(Fortsetzung folgt).



Deutsche Kulturpioniere in Amerika.

8.

Joseph Keller.



Wer die deutsche Bewegung in Amerika seit anderthalb bis zwei Jahrzehnten verfolgt hat, wird vertraut sein mit dem Namen Joseph Keller und dem Wirken seines Trägers; denn Kellers größte Verdienste liegen auf dem Gebiete der Erhaltung und Förderung des deutschen Gedankens, des Zusammenschlusses des amerikanischen Deutschtums zur Wahrung seiner Interessen und der Bekämpfung von Heuchelei und Korruption in jeder Gestalt. —

Wir alle, die wir amerikanische Zustände kennen, wissen, was eine solche Betätigung bedeutet, welche Opfer an Zeit und Geld, welchen Einfluß sie fordert, wenn sie erfolgreich sein soll. Der Fernerstehende wird darum angesichts der großen Erfolge Kellers diesen für einen reichen Mann im amerikanischen Sinne und für einen mächtigen Parteipolitiker halten. Leider trifft weder das eine noch das andere bei diesem Manne zu. Joseph Keller hat in diesem Lande vor einunddreißig Jahren mit leeren Händen begonnen, hat jeden Zoll breit Boden im Schweiße seines Angesichts unter Mühen und Kümmernissen unsäglicher Art erobern müssen, hat Schicksalsschläge ertragen, ohne davon gebeugt zu werden, — der letzte Schlag traf ihn sogar erst vor einigen Jahren, — und dennoch vergaß er sein Volkstum nie, hatte Zeit und Geld, um für die Interessen seiner Stammesgenossen zu wirken, und erzielte Erfolge, um die man ihn beneiden möchte, wenn man sie ihm nicht von Herzen gönnen und sich mit ihm freuen würde! — Daß dieser Mann im beständigen harten Kampfe mit dem Schicksal seine Ideale zu bewahren vermochte, verdankt er neben seinem unverwüstlichen Optimismus und der in seinem Herzen unaustilgbar wurzelnden Heimatliebe in der Hauptsache seiner treuen Lebensgefährtin, die es nicht nur verstand, selbst in größter Armut ihm ein traulich Heim zu bereiten, sondern auch unverdrossen mit zugriff, um durch ihrer Hände Arbeit die kargen Einkünfte zu erhöhen, auf die Keller in der ersten Zeit seiner amerikanischen Laufbahn angewiesen war. Und so gebührt dieser edlen Frau für ihr stilles, vorbildliches Wirken nicht weniger Anerkennung als unserem unermüdlichen Vorkämpfer für die Erhaltung deutschen Wesens, deutscher Sitte und deutscher Ehre in diesem Lande! —

Joseph Keller wurde am 6. Juli 1859 zu Aulfingen, einem Dorfe nahe der kleinen Stadt Blumberg im badischen Schwarzwald, geboren, woselbst sein Vater das Gasthaus „Zum Löwen" besaß. Hier hat er seine Kindheit und Knabenzeit verlebt und hier wurzelt auch heute noch seine Sehnsucht. In geradezu rührender Weise bringt er dies zum Ausdruck in seinem kürzlich erschienenen Buche „Zwischen Donau und Rhein". Im Vorwort zu dieser interessanten Schrift, die teils Selbstbiographie, teils Geschichtswerk, teils Leitfaden für unsere heranwachsende Jugend ist, sagt er:

„Seit dreißig Jahren lebe ich in Amerika, ohne das Land meiner Geburt, an dem ich mit der letzten Faser meines Herzens heute noch hange, je wieder gesehen zu haben.

Weder aus Egoismus noch aus kleinlicher Reklamesucht, sondern lediglich aus Liebe zu meinem Vaterlande und seinem Volke und dem Verlangen, meiner treuen Lebensgefährtin einen Einblick in die Zeit meiner frühen Jugend zu bieten und meinen Kindern Gelegenheit zu geben, flüchtig nach der Jugendstätte ihrer Eltern schauen zu können, um so in ihren Herzen die Anhänglichkeit zur alten Heimat frisch zu halten, will ich dieses unbedeutende Schriftlein zu Papier bringen."

Nun, ein „unbedeutendes Schriftlein" ist dieses Buch ganz gewiß nicht; — im Gegenteil: ihm wohnt ein recht bedeutender ethischer Wert inne. Möchten alle Väter, die dazu imstande



sind, ähnliche Werke schaffen, — wahrlich! wir würden über einen Abfall der hier geborenen deutschen Generation vom Deutschtume nicht zu klagen haben. —

Von seinem Vaterhause sagt Keller: „Es war ein freundlicher zweistöckiger Bau mit massiven Riegelwänden, hohem Ziegeldach und nettem Gras- und Gemüsegarten hinter dem Hause....

Hier verlebte ich in ländlicher Einfachheit und stiller Glückseligkeit meine ersten Kinderjahre, bis ich Ostern 1865, mit Schiefertafel, Schwamm und Griffel ausgerüstet, zum ersten Male schweren Herzens zur Schule wanderte."

Wem brächte bei diesen Worten die Erinnerung nicht die eigene Kindheit zurück; wer sähe wohl nicht mit seinem geistigen Auge die heilige Stätte der eigenen Kindheitsspiele, besonders wenn auch ihm der Vorzug ward, „in ländlicher Einfachheit und stiller Glückseligkeit" sein Stücklein „Jugendland" zu genießen, und wer dächte dabei wohl nicht an den eigenen ersten Schulgang? — —

Wie wohl fast alle Menschen von großer Gemütstiefe war auch Joseph kein sonderlich hervorragender Musterknabe. Schon in früher Jugend zeigte sich bei ihm ein höheres Interesse für allerlei Jungenstreiche, als für einen „ehrbaren Lebenswandel". Einmal sollte sich dies aber schwer rächen. Anstatt mit seiner strenggläubigen Mutter in die Kirche zur Andacht zu gehen, blieb er mit seinen Spielkameraden zusammen. Josephs Freund hantierte mit einem Beile und Joseph mußte das zu bearbeitende Holzstück halten. Dabei ereignete es sich, daß der Kamerad anstatt auf das Holz einen tüchtigen Hieb auf Josephs linke Hand führte und die drei Mittelfinger nahezu abhackte. Joseph war damals ungefähr fünf Jahre alt. Heldenmütig legte der kleine Kerl die verwundete Linke in die rechte Hand und ging aufrechten Schrittes nach Hause, wo er blutüberströmt und in Tränen ankam. Als die aus der Kirche herbeigerufene Mutter des Unglücks ansichtig wurde, sank sie mit einem Schrei nieder. Und nun biß der kleine Held die Zähne zusammen und sprach tröstend: „Muatter! Ihr müsset nit weine, ich mueß doch jetzt nit fechte!"— Man stand damals nämlich im Zeichen der Kriege von 1864 und 1866. — Aber sonderlich abschreckend scheint dieser schmerzliche Denkzettel nicht gewirkt zu haben, denn unser braver Joseph wurde wiederholt mit verbrannten Fingern und abgesengten Haaren befunden, sintemalen Schießpulver eine unheimliche Anziehungskraft auf manche Herren Jungen zu üben pflegt, und Joseph eine ganz ungeheuere Freude an der Pyrotechnik empfand: Pistole, Lehmböller, Blechkanone oder eine „Schlüsselbüchs" bezeichnet er als „Heiligtümer" der seligen Jugendeselei. Und was so im Geheimen vertilgt wurde, das würde wohl heute mancher besorgten Mama Ohnmachten erzeugen. „Die sauere schwarze Schlehe, die reife Hagebutte und das das Wasser im Mund zusammenziehende Grünobst schmeckten uns gerade so gut, als der heutigen verwöhnten Jugend ihre Zuckersachen und Magenverderber; — geschadet hat uns das sauere Zeug sehr selten; gab's auf die bitteren Aepfel einmal Schmerzen im Unterleib, nun ja, dann rutschten wir auf dem Bauche, mit dem Kopfe abwärts, die große Treppe hinunter, und selten hat dieses Universalmittel seine Wirkung verfehlt. — Ich trank mit Vorliebe Bier, und manchen Schluck habe ich mir verstohlenerweise im Ausschank zu holen gewußt. Auch Schlachtfest feierte man bei uns zu Hause; Herrgott, war das ein Spaß, wenn in den großen eisernen Kesseln auf dem eingemauerten Herd hier eine Blut-, dort eine Leberwurst platzte und wir dann nach Herzenslust an der wohlschmeckenden Wurstsuppe uns satt essen durften." — — Glückseliges Dorfidyll! — Daß auch die nachbarlichen Obstgärten „in den Kreis der Erwägung" gezogen wurden, versteht sich ganz von selbst. Welcher Junge vom Lande wüßte wohl nicht, daß gestohlenes Obst schöner schmeckt, als sonst irgend etwas auf der Welt...

An anderer Stelle seines Buches gedenkt Keller der Pilgerfahrten in Begleitung seiner Mutter nach dem Gnadental bei Neidingen. Daran schließt sich eine Episode kurz vor dem Tode seiner von ihm vergötterten Mutter. „Und als meine Mutter todkrank darniederlag und sie die Schwere ihrer Krankheit empfand, bat sie meine Schwester Frieda und mich, in Begleitung einer Tagelöhnerin, die schon seit Jahren bei

uns arbeitete, die lange Theres', deren Gatte, ein kleines Männchen, Siebmacher war, für sie nach ihrem Lieblingsplätzchen, dem Gnadental, zu pilgern, um dort für ihr Seelenheil oder ihre Genesung zu beten.

Blutenden Herzens zogen wir drei durch den einsamen Waldweg, und wohl selten sind Gebete inbrünstiger zum Himmel aufgestiegen, als die unserigen auf jenem schweren, einsamen Gange.

Zurückgekehrt, dankte sie uns mit zitternder Stimme und ließ als besondere Gabe uns Honigschnitten geben.

Die vierzehn Nothelfer haben der Armen das Leben nicht erhalten; zwei Tage später, nach einer bitter durchkämpften Sonntagnacht, ist sie am frühen Morgen verschieden....

Im 54. Lebensjahre starb sie am 29. August 1870. Am Tage vorher, es war am Sonntag in der frühen Nachmittagsstunde, verlangte sie nach dem Bilde König Wilhelms von Preußen, der die deutschen Armeen auf Frankreichs Fluren von Sieg zu Sieg führte....

Wir reichten ihr das Rähmchen mit der Photographie des Preußenkönigs und mit bewegter, zitternder Stimme sagte sie, daß das Täfelchen mit einem Kranze umwunden werden solle.

Sie, die strenge süddeutsche Katholikin, am Vorabende ihres Todestages, verlangte die Bekränzung der Photographie König Wilhelms — eine brave Patriotin.— Dieser schöne Zug zeigte uns, welchen Anteil sie nahm an den großen Tagen jener Zeit und den Heldengestalten des blutigen Krieges."

Mit elf Jahren war Joseph eine mutterlose Waise. — Was das für einen empfindsamen Knaben in diesem Alter bedeutet, vermag wohl keiner nachzuempfinden, dem es nicht selber passierte.

Weil Joseph schwächlich war, sollte er Lehrer werden. Aeußere Umstände wiesen ihn jedoch auf eine andere Laufbahn. Er nahm Lateinunterricht bei einem alten vergrämten und verärgerten Geistlichen, der ihn für die Quarta vorbereiten sollte. Es war ein Martyrium für ihn, denn er vermochte sich mit dem Geiste dieser Sprache nicht vertraut zu machen. Endlich war der Grad „der Reife" erreicht und nun ging es gen Konstanz zum Lyceum. Auf den Rat des alten Pfarrers wurde Joseph in dem „Konradienhaus" untergebracht, einer Anstalt für angehende katholische Geistliche. — Die strenge Hausordnung und allerlei sonderbare Vorschriften, der finstere Direktor des Lyceums und Josephs schwaches Latein gestalteten sich in ihrer Gesamtheit zu einer immer unerträglicher werdenden Marter für den an ungebundene Freiheit gewöhnten Knaben, und dazu gesellte sich ein fürchterliches Heimweh....

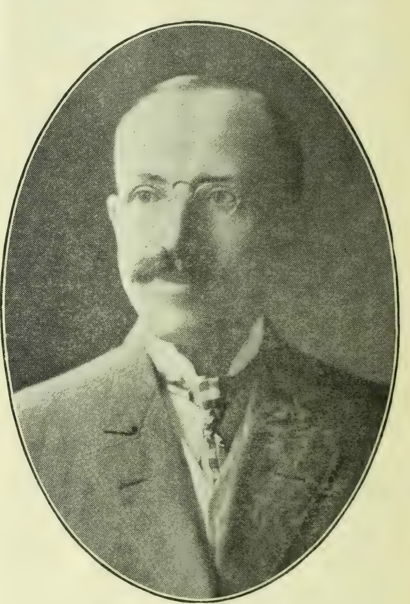
Auch die Beköstigung erwies sich für den immer hungrigen Knaben als unzureichend und Taschengeld war verboten. — So kam es zu Heimlichkeiten und allerlei Verstößen gegen die Hausordnung, die Josephs Stellung schwieriger und unerträglicher machten. In seinem Buche heißt es darüber u. a.: „Ueber die Kirchweihtage kamen dann mein Bruder Julius, dessen Freund August Heinzmann und unser lustiger Schneidermeister Merz nach Konstanz und ich erbettelte Urlaub bis abends 6 Uhr. Voll Freude und Glückseligkeit ruderte ich mit den drei lieben Gästen am Nachmittage hinüber nach dem Seegarten auf der badischen Seite, wo wir in dem schönen Wirtshaus am See uns an köstlichem Suser erfreuten. Um 6 Uhr abends in die vier traurigen Wände zurückgekehrt, fühlte ich, als ob das Herz mir brechen sollte....Alle unsere Briefe, alle Postsendungen wurden einer strengen Zensur unterworfen; doch lagen in meinem Pulte einige Bücher, die der Herr Präfekt noch nicht auf ihren Inhalt geprüft hatte." (Diese Bücher, darunter Müllers Weltgeschichte, waren Joseph von seinem Bruder Franz zugesteckt worden.) „Eines Abends," heißt es weiter in Kellers Buch, „nachdem ich mit meinem Pensum fertig war, saß ich vertieft in die Lektüre meines Müller und beobachtete nicht, daß der Präfekt hinter mir stand und über meine Schulter hinweg im Buche las. Mit einem Male griff er hastig nach demselben und, ehe ich ahnte, was vorging, schlug er es mir rechts und links um die Ohren, schalt mich und meinen Bruder Ketzer, weil wir Bücher im Besitze hatten, die Unwahrheiten predigten und zum Unglauben führten.

Bis in mein Innerstes war ich empört über diesen Vorgang, weil derselbe rücksichtslos vor den Augen der Mitschüler sich abspielte und weil

mir mein Buch mit den bittersten Scheltworten entzogen wurde. Von jenem Abend an empfand ich einen Groll in meinem Herzen gegen den Mann, gegen seine Lehren, gegen sein Institut."

Ein längeres Verbleiben im Konradienhause war für Keller zur Unmöglichkeit geworden. Bald nach diesem Auftritt sagte er der ungastlichen Stätte Valet und bezog das Gymnasium in Donaueschingen. Dort trat Joseph Keller mit dem bekannten Achtundvierziger Franz Joseph Rasina in engeren Verkehr, der im Jahre 1848 zusammen mit seinem Freunde Lorenz Brentano nach Amerika flüchtete, hier eine Zeitlang als Hausierer, Aufwärter, Weinhändler usw. das Leben fristete, später, als keine Anklage gegen ihn erhoben wurde, in die Heimat zurückkehrte und in Donaueschingen Waisenrichter wurde. — Rasinas Schriften, voller Satire und urwüchsigem Humor, sind auf beiden Seiten des Ozeans bekannt geworden. Als Keller nach Amerika auswanderte, gab Rasina ihm Empfehlungsbriefe an Hecker und Brentano mit. Bis zu Rasinas Tode stand Keller mit diesem ausgezeichneten Manne im regen und herzlichen Briefwechsel.

Auf dem Gymnasium in Donaueschingen sollte Keller noch einmal ein seelisches und physisches Martyrium durchmachen. Dort war ihm ein Ordinarius beschieden, der zu der wohl jedem Schüler einer höheren Lehranstalt bekannten Kategorie der gehässigen Pauker und Schinder gehörte, jener niedrigen, sadistisch veranlagten Charaktere, die anstatt edle Saat Haß und Menschenverachtung in die jungen Herzen senken und manches hoffnungsvollen Schülers Zukunft verdorben haben. — Das Regiment dieses Schultyrannen erreichte indes bald sein Ende. Sein Nachfolger war ein humaner, liebenswürdiger Mann, der nicht nur zwei Söhne mitbrachte, die das Gymnasium besuchten, sondern dem auch eine Anzahl seiner bisherigen Schüler (von Rastatt) nach Donaueschingen folgte. Nun begann ein gar schönes Leben, das in jenen heimlichen Schülerkneipabenden den Gipfel erreichte, an die sich ein jeder, der sie einst selbst genossen, sein Leben lang in stiller Wemut erinnert. Keller schreibt darüber in seinem Buche: „Draußen in unserer Bahnhofrestauration, deren Besitzerin drei nette junge Töchter hatte, Olga, Emma und Victoria, drüben beim Rieple in Allmendshofen, beim Löwenwirt in Hüfingen und dessen beiden Töchtern, bei unserer Glaukopis, der euleäugigen Emilie im Adler zu Allmendshofen, droben im Bierwirtshause zu Aufen, drüben im Kreuz zu Wolterdingen und drunten im Fürstenbergerhof haben wir im Stillen unsere Kneipereien [abgehalten, und mit Freuden denke ich heute noch zurück an jene gottvollen Stunden, die keinem von uns im geringsten geschadet haben.... Gewiß, alle jene, die an jenen heiteren Gelagen teilgenommen haben, danken heute noch aus voller Seele unserem guten Direktor, dessen beide Söhne stets in unserer Mitte waren und der schon deshalb mit unseren Zusammenkünften vertraut sein mußte. Direktor Forster war in erster Linie Mensch und empfand, daß gewisse Freiheiten, die man der heranwachsenden Jugend einräumt, diese über das Heuchlertum und die niedrige Schleicherei erhebt." —



Joseph Keller.

Wer von uns möchte hieran nicht den heißen Wunsch knüpfen, daß das öffentliche Amerika sich zu der Höhe dieses vornehm denkenden und richtig handelnden Gymnasialdirektors Forster erheben möchte? —

Auf der Secunda sollte Keller noch einen Zusammenstoß mit seinem theologischen Professor erleben. Wahrscheinlch angeregt durch die im Geschichtsunterricht behandelten Ursachen und Folgen der Reformation, interpellierte Keller den streng katholischen Professor über den Ablaßkrämer Tetzel. Die Antwort war weniger erläuternd als drastisch: der gute Professor wußte vielleicht auch keinen anderen Ausweg, als Keller aus dem Klassenzimmer zu verweisen.... Nachgetragen hat der Mann ihm diese Frage aber nicht.

Noch eine Zeitlang währte das frohe Leben, dann kam Traurigkeit über die ganze Schule: — der allgemein beliebte Direktor Forster wurde versetzt und ihm folgte ein alter Bekannter Kellers vom Lyceum in Konstanz, ein Professor Kränkel, der ein gar streng Regiment einführte. Bald hatte er auch Wind weg von den heimlichen Kneipereien der älteren Gymnasiasten und nun beauftragte er den Pedell, die Missetäter dingfest zu machen. Für den ortskundigen „Herrn Pedell Maier" war das keine schwierige Aufgabe und eines Abends überraschte er die Corona beim schönsten Pokulieren. Im ersten Moment war die Ueberraschung zwar groß, — dann aber siegte der Uebermut. Daß der „Herr Pedell Maier" Anzeige erstattete, stand ja fest. Schlimmer konnte die Geschichte kaum werden. Man begann also einen riesigen Ulk mit dem würdigen Manne zu treiben, trank ihm zu und ekelte ihn bald zum Lokale hinaus. —

Anderen Tages erschien die Sache indes doch in etwas ernsterem Lichte. Keller, der in der Nähe des Direktors wohnte und in der Regel auf dem Wege nach der Schule beim Direktor vorsprach, um Korrekturhefte mitzunehmen, trat diesmal etwas früher an und berichtete den gestrigen Vorfall unumwunden und ohne jede Beschönigung. In der Klasse erwähnte der gestrenge Herr die Angelegenheit mit keinem Worte. Während der Pause wurde Keller nach dem Zimmer des Direktors gerufen und nun verfügte der Direktor, daß die Teilnehmer an der Kneiperei an einem beliebigen Samstag Nachmittag eine lateinische Strafarbeit zu machen hätten. Einige Wochen später wurden an einem regnerischen Samstag Nachmittag die zwei Stunden unter viel Vergnügen absolviert, worüber Herr Maier wenig Genugtuung empfunden haben soll.

Während der Sommerferien 1878 stattete Keller in Gemeinschaft mit zwei Freunden dem damals in Bad Dürrheim weilenden Dichter Victor v. Scheffel einen Besuch ab. Scheffel war, wie bekannt, schwer zu erreichen. Einer der drei Musensöhne schrieb auf seine Visitenkarte:

„Drei fahrende Schüler, da unten im Garten,
Vergebens seit neun Uhr den Meister erwarten;
Drei Frösch' sind's, recht grüne, doch nett und zivil,
Sie harren des Dichters- und lesen -Virgil?"

Es dauerte nicht lange, bis Scheffel erschien und dann gab es für die drei und auch wohl für Scheffel eine köstliche Stunde. — Bei dieser Gelegenheit las Keller dem Dichter einige Stellen aus seinem „Traum auf dem Hohentwiel" vor. Klopfenden Herzens erwartete Keller das Urteil. Es war nicht gerade begeisterungsvoll, aber auch nicht absprechend. —

Im Juli 1879 verließ Keller das Gymnasium und dann begann für ihn der Ernst des Lebens. —

Zuerst erfüllte er seine Militärpflicht. Während des Militärdienstes, der anfangs mit seiner Weltanschauung gar nicht harmonierte, hat er noch manchen tollen Streich mit viel Bravour und noch mehr Glück ausgeführt. Endlich fand er aber Gefallen am „bunten Rock" und beschloß, die Intendanturkarriere einzuschlagen. Bei näherer Prüfung erwies sich diese Laufbahn indes als recht wenig aussichtsvoll und darum bewarb er sich beim Großherzoglich Badischen Ministerium um eine Zivilstellung. Im November 1881 wurde Keller auf die Aspirantenliste gesetzt und nachdem die geforderte Kaution gestellt worden war, harrte er der Einberufung. Doch diese ließ auf sich warten. Unterdessen hatte ihm auch die Liebe einen Streich gespielt,— unter allen Streichen des Schicksals diesmal einen guten — und so wurde ihm das Warten doppelt schwer. —



Unterdessen waren zwei seiner Brüder nach Amerika ausgewandert. Als die Einberufung noch immer nicht kommen wollte, die Brüder aus Amerika aber ermutigende Briefe sandten, machte Joseph Keller kurzen Prozeß: er ließ sich seine junge schöne Braut antrauen, packte seine Habe, die recht leicht war, und zog übers Meer. — —

Ehe ich auf Kellers amerikanische Laufbahn eingehe, sei einer kleinen, verkrüppelten Frau gedacht, die Keller den „Schutzgeist und Sonnenschein seiner Jugend" nennt. Dies ist die Schwester seiner Mutter, die den mutterlosen Knaben in ihr Herz geschlossen hatte, die an ihm mit ihren durch übermäßige Arbeit verkrüppelten Händen so manches Liebeswerk vollbrachte, die für ihn bangte und betete. Das war das „Bäsle". Und diesem alten treuen „Bäsle" galt auch das letzte „B'hüt Gott", als er mit seiner jungen Frau hinauszog, um in der Fremde das Glück zu suchen. —

Ende Juli 1882 landete Keller nach einer äußerst stürmischen Fahrt über den Ozean in New York. Drei Tage später traf er in Indianapolis ein. —

Zwei kleine Zimmer im dritten Stockwerk eines alten Backsteingebäudes bildeten die Wohnung des jungen Paares. Und der Mann, der Tacitus, Livius, Sallust und Virgil, Xenophon und Homer mit Begeisterung gelesen, stand eines Tages in einem Engrosgeschäft, packte große Kisten und zog, in Ermangelung eines Motors, den Elevator! — Und trotz dieser „unstandesgemäßen" wie auch körperlich schweren Arbeit wohnte doch das Glück in den zwei kleinen, ärmlich eingerichteten Zimmern, denn die beiden waren glücklich in ihrer Liebe, und die Hoffnung auf die Zukunft ließ sie nur rosige Bilder schauen. — Aber, — — „Wäre nicht der Neid der Götter, Menschen könnten glücklich werden —", sagt Friedrich Wilhelm Weber sehr richtig in seinem „Dreizehnlinden". Auch dies stille „Glück im Winkel" scheint den Neid der Götter erregt zu haben, denn eines Tages im Januar 1883 legte Joseph Keller sich aufs Krankenlager, an das ein Nervenfieber ihn für eine Reihe von Wochen hindurch festhielt. — Und nun kehrte die Not ein. — — „Jenes stille Zimmer dort oben im dritten Stock könnte viel von Herzweh, Seelenqual und Kummer erzählen," schrieb er später einmal einem Freunde über jene Zeit.

Die Krankheit hatte seinen Körper ungeheuer geschwächt. Schwere Arbeit konnte er nicht verrichten und so meldete er sich im März desselben Jahres auf eine Anzeige, laut welcher ein erfahrener Verkäufer für ein Departementsgeschäft gesucht wurde. Bebenden Herzens trat er vor den Chef. Als dieser ihn fragte, welche Erfahrung er habe, da sprach Keller mit einem Gefühl, das der Todesverachtung nahe gekommen sein mag: "None whatever, I possess nothing but a good schoolbag, but I am willing to learn!" Keller wurde angestellt und erhielt einen Wochenlohn in Höhe von d r e i Dollars! — Davon sollte er sich, seine Frau und ein inzwischen angekommenes Kind ernähren.... Und nun zeigte sich die junge Frau als tapferer und verläßlicher Kamerad. Sie war eine erfahrene und geschickte Näherin. Zum Preise von $5.00 wurde eine alte Nähmaschine a u f w ö c h e n t l i c h e A b z a h l u n g gekauft und dann begann die junge, kaum vom Kindbett erstandene Frau bis tief in die Nacht hinein zu nähen. — — Und wenn Keller dann manchmal spät abends aus dem Geschäft kam, dann leistete er seiner Frau Gesellschaft, indem er — mochte die Müdigkeit auch noch so groß sein — zur englischen Grammatik griff, um sich so schnell wie möglich mit der englischen Sprache vertraut zu machen. So haben die beiden eine lange Zeit in treuer Pflichterfüllung bei schwerer Arbeit Not und Entbehrung überstanden. Endlich begann dann aber doch wieder die Sonne zu scheinen. Keller gab des Abends Sprachunterricht. Er lehrte Deutsch, Englisch, Latein, Französisch und Griechisch. Wohl muß auch diese Zeit noch immer ein Martyrium genannt werden, aber der materiellen Not war die schmerzlichste Spitze genommen. Allmählich stieg Keller auch in seinem Geschäft zu besserer Stellung empor. Nebenbei nahm er Anteil an der politischen Bewegung. Als dann die Temperenzfanatiker im Lande zu toben begannen, griff er zur Feder und führte einen erfolgreichen Kampf gegen die Mucker. Um in Deutschland vernünftigen Ansichten über Amerika Eingang

zu verschaffen, schrieb er die Broschüre: „Amerika, wie's weint und lacht". Die Arbeit ist auf beiden Seiten des Ozeans viel gelesen worden und wurde auch in deutschländischen Zeitungen veröffentlicht. Mitte der achtziger Jahre schloß Keller sich einem Turnverein in Indianapolis an; er wurde zum Sekretär des Vereins gewählt und bald stand er an der Spitze des Vereins. Auch materiell ging es ihm besser, — in kurzer Zeit hatte er sich vom Lehrling zum Einkäufer emporgearbeitet! — Jetzt hatte er Boden unter den Füßen und nun begann er energisch für die deutsche Sache zu wirken. — Anfangs der neunziger Jahre wurde ihm die Stelle eines Einkäufers für ein Engrosgeschäft angeboten, die er annahm. 1895 eröffnete er in Gemeinschaft mit einem anderen Deutschen ein eigenes Geschäft der Textilwarenbranche.

Nun begann Keller energisch für die Interessen des Turnvereins zu wirken. Die Vereinshalle wurde zweckentsprechend umgebaut, die Mitgliederzahl wuchs, der Verein gehörte bald zu den tonangebenden Gesellschaften der Stadt. Aber Kellers Blick reichte weiter. Auch Keller gehört zu jenen deutschen Männern, die den „Deutsch-Amerikanischen National-Bund" lange vor seiner Begründung vorgeahnt und ersehnt haben. Als guter Organisator wußte er, daß nur ein allmählicher Ausbau zum Ziele führen würde. In diesem Sinne handelte er. Seiner unermüdlichen Organisationsarbeit, unterstützt von einer kleinen Anzahl gleichgesinnter deutscher Männer, gelang endlich im Jahre 1898 die Begründung des „Verbandes deutscher Vereine von Indianapolis". — Der Verband besteht heute aus fünfzig Männervereinen und neunzehn Frauenvereinen, an deren Spitze Keller seit zwei Jahren steht, nachdem der vieljährige Präsident, der vor kurzem verstorbene Herr Fritz Francke, aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat. Aber auch dieser Erfolg blieb noch weit von dem gesteckten Ziel entfernt. Nach Begründung des „Deutsch-Amerikanischen National-Bundes" schloß der „Verband deutscher Vereine von Indianapolis" sich sofort dem National-Bund an und Keller wurde zum ersten Vizepräsidenten des National-Bundes erwählt. Schon im Jahre 1903, zwei Jahre nach Gründung des National-Bundes, erfolgte die Gründung des Staats-Verbandes von Indiana, der heute aus acht größeren Städtevereinigungen und dreizehn Zweigen in kleineren Städten besteht. Seit seiner Gründung ist Keller Präsident des Staatsverbandes. — Als der ersten einer steht der deutsche Staats-Verband von Indiana im Vordertreffen für die Wahrung der persönlichen Rechte. In Schrift und in zahlreichen öffentlichen Reden in jeder Stadt des Staates hat Keller die liberalen Elemente zur Erhaltung des Selbstbestimmungsrechtes und der bürgerlichen Freiheit angefeuert. In der Staatswahl des Jahres 1908 wurden die 87,000 Stimmen Mehrheit, die der Prohibitionist Hanley seiner Zeit als Gouverneurskandidat erhielt, in eine beschämende Niederlage verwandelt, während im letzten Jahre durch das kräftige Eingreifen des Staatsverbandes in die Staatswahl das verhaßte County-Prohibitionsgesetz widerrufen wurde.

Geschäftlich hat Keller noch mancherlei Wandlungen durchgemacht. Sonnenschein und trübe Tage wechselten dabei. Im Jahre 1905 gründete er die Jos. Keller Dry Goods Co., die ihm nicht nur wenig Freude, viel — sehr viel aufreibende Arbeit und Sorgen, sondern auch Verluste eines Teiles der Früchte jahrelangen Strebens bereitete. Er gab dieses Geschäft auf und ist seitdem in mehreren kleineren Unternehmungen tätig. Seine Hauptaufgabe, ja seinen Lebenszweck erblickt er in der Förderung des deutschen Gedankens und der Ausbreitung deutscher kultureller Güter im Lande Amerika. — Diesen Bestrebungen dienen auch seine Schriften, von denen besonders zu nennen wären: „Klänge aus der Heimat", „Plaudereien vom Hohentwiel herab", „Amerika, wie's weint und lacht", „Fünfzig Jahre deutschen Sanges in Amerika" usw. —

Ein ideal glückliches Familienleben, erweitert und erhellt durch drei Söhne und drei Töchter — alles echte deutsche Menschen wie die Eltern — hat diesen Mann über alle Fährlichkeiten, über Entsagung und Entbehrung hinweggeführt zu schönen Erfolgen von bleibendem Werte. — Joseph Keller gehört zu jenen verhältnismäßig wenigen Deutschen Amerikas, die die Bedeutung des Deutschtums in seiner Gesamtheit

richtig erkannten, die dieser Erkenntnis gemäß wirkten und denen die Zukunft Erfüllung des prophetischen Dichterwortes birgt: Am deutschen Wesen wird dereinst die Welt genesen! —

Möchte es doch den deutschen Kulturpionieren in Amerika gelingen, die Erkenntnis der wahren Bedeutung des Deutschtums zum Gemeingut zu machen. Dann — erst dann werden wir hüben und drüben das bedeuten und das vollbringen, was wir längst hätten bedeuten sollen und was wir sicher zu vollbringen imstande sind, wenn aller Blick sich nach einem Ziele richtet, — dem Ziele der Vorherrschaft des deutschen Gedankens in der Welt! —

Fred. R. Minuth.

Bemerkung zu Kellers neuestem Buche: „Zwischen Donau und Rhein." Dieses köstliche Buch besitzt nicht nur, wie im vorstehenden Artikel betont, einen hohen ethischen Wert, sondern es ist auch eine einzig dastehende Unterhaltungslektüre. Keller plaudert mitunter in herzerfrischend humoristischer Weise. Er führt uns mit geradezu plastischer Treue Episoden vor unser geistiges Auge, die wir mit ihm zu schauen wähnen, und vor allem weckt er in uns den lebhaften Wunsch, alle die prächtigen Gegenden unseres geliebten Deutschland, die er uns so anschaulich plaudernd schildert und in einer großen Anzahl ausgezeichneter Illustrationen vorführt, mit ihm in Wirklichkeit zu durchwandern und uns einmal — fern von des Alltags Sorgen — ins Jugendland zurückkehrend, in ausgelassener Fröhlichkeit auszutoben. — Wiederholt habe ich vorstehend dieses Buch zitiert; aber ich kann es mir nicht versagen, hier einen jener prächtigen Gymnasiastenstreiche, die Keller erzählt, wiederzugeben, wie viele von uns einst wohl ähnliche verbrochen. Die Geschichte erinnert so recht an die eigene Jugendzeit.

„An den Jahrmärkten hatten wir gewöhnlich am Nachmittag keinen Unterricht und wir freuten uns königlich, wenn wir, an den langen Reihen von Marktständen vorbei, die Straßen auf- und abparadieren, die Händler ärgern und unbemerkt den an den Buden stehenden Schwarzwaldmaidlis die lang herabhängenden Zöpfe mit den Zopfbändeln zusammenknüpfen konnten.

Auch der diesjährige Frühjahrsmarkt begann an einem heiteren, schönen Morgen; nach der Pause um 10 Uhr verkündete uns der Herr Direktor aber, daß wir am Nachmittag wie gewöhnlich die Unterrichtsstunden zu besuchen hätten, was natürlich uns allen gegen den Strich ging.

Wir trafen uns zur Beratung lange vor zwei Uhr auf dem Markt, droben bei der Linde, gaben dort einem Drehorgelspieler etliche Silberstücke unter der Bedingung, daß er mit seinem Jammerkasten sich unmittelbar unter die Fenster unseres Klassenzimmers postieren und dort seine Weisen beständig ertönen lassen müsse.

Der Unterricht begann, und so der Kerl unten mit der Leierkiste. Unser Direktor ging erst unruhig im Zimmer auf und ab, schloß die Fenster, öffnete sie wieder, sah hinaus, winkte dem Kerl unten zu, doch der drehte lustig weiter und die „Wacht am Rhein", „Ich hatt' einen Kameraden" und „Du, du liegst mir im Herzen" erklangen unaufhörlich immerzu. Auf einmal schlug unser guter Direktor (es war Forster) sein Buch zu, machte erst eine saure Miene, fing dann an zu lachen und sagte: „Kerls, macht, daß ihr zum Kuckuk kommt!" Der Unterricht war zu Ende und wir zwei Minuten später auf dem Markte." —

Keller hat sein Buch „Den Meinen" gewidmet, aber es ist auch käuflich zu haben. Die Ausstattung ist in jeder Hinsicht erstklassig. Den Preis kenne ich nicht. Das Buch kann bezogen werden von Herrn Joseph Keller, 1255 Wright Str., Indianapolis, Ind., U. S. A.

Fred. R. Minuth.



9.

Pedro Reinhold Ilgen.

„Als meine Aufgabe habe ich es stets betrachtet, vermittelnd und versöhnend zu wirken, und ich glaube, daß es mir gelungen ist, über manche Kluft durch Klärung der schrecklichen Begriffsverwirrung unserer Tage und durch Vergeistigung der Anschauungen und Auffassungen der verschiedensten Richtungen eine goldene Brücke zu schlagen. Auf religiösem

Gebiete gerade habe ich durch die Vertretung der poetischen Auffassung so mancher widerstreitenden Lehrgrundsätze versucht, Hirn und Herzen ihre gleichberechtigten Forderungen zu wahren. Persönlich ist mir die Religion nichts anderes als die Poesie des Verhältnisses des Begrenzten zum Unbegrenzten, ein göttliches Mittel zu menschlichen Zwecken und ein menschliches Mittel zu göttlichen Zwecken, indem sie die Divinatis in der Humanitas trägt, fördert und nährt. Deshalb habe ich auch neben die beiden erhabenen Testamente der Menschheit, die uns der Semitismus gab, immer das große dritte Testament Goethes und Schillers gestellt, das uns der Germanismus gegeben hat. Die mächtige Erhebung des letzteren in Amerika während der letzten Jahre läßt für unsere deutsch-amerikanische Dichtung Erfreuliches erwarten, und ich begrüße mit hoffnungsvollem Herzen eine heraufsteigende bessere Zeit, einen Lenz, der hier unter uns Blüten trägt, herrlicher denn je zuvor. Denn unter den Kunstsonnen des reinen klassischen Germanismus dürfen wir optimistisch in die Zukunft schauen und mit größerem Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen in uns und um uns."

So las ich in einer Skizze im Januar-Heft des „Deutschen Vorkämpfer" vom Jahre 1908, in der Ilgen von seinen Lebenszielen spricht. Es war nicht das erste, das mir von Ilgen zu Gesicht gekommen. So manches Mal schon hatte ich mich an seiner Poesie und seiner Prosa erbaut, denn Ilgen besitzt im hohen Grade die schöne Gabe, poetische Träumereien mit der Wirklichkeit harmonisch zu verknüpfen. Es ist klar, daß solch' ein Bekenntnis, wie das vorstehende, insonderheit wenn es von einem Geistlichen kommt, Interesse für den Mann erwecken muß. Was lag darum wohl näher als der Wunsch, mit einem so freimütigen Bekenner in engere Beziehungen zu treten? Aber unter unseren Wünschen befinden sich in der Regel gar viele, denen man nicht gleich Folge geben darf, weil die Möglichkeit nahe liegt, anderen durch diese Wünsche lästig zu fallen. Aus diesem Grunde unterblieb denn immer wieder die Ausführung meiner Absicht, an Pedro Ilgen zu schreiben.

Eines Tages aber ward mir eine große Freude beschieden. In meiner Post, die ich nicht immer mit Vergnügen lese, fand ich einen Brief von Pedro Ilgen! Und dieser Brief erfüllte mir nicht nur einen Jahre lang gehegten Wunsch, sondern er brachte mir auch die freudige Ueberraschung, daß ich dem Geiste nach Ilgen kein Fremder mehr war und daß mein Streben harmonisch einklinge in seine Weltanschauung! —

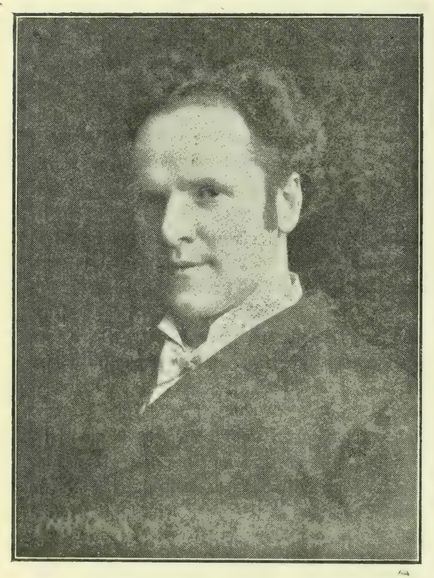
Es gibt bei kritischer Auslese nur wenige edle Freuden auf dieser Welt. Aber ich glaube, die edelste, die hehrste der Freuden, die ein Menschenherz bewegen kann, empfindet der von niedrigen Neidern und hämischen Hassern verfolgte Idealist, wenn ein sittlich Hochstehender ihm Anerkennung zollt. —

Dem ersten Schritt folgte in verhältnismäßig kurzer Zeit der zweite: es kam die Stunde, da wir einander Aug' in Auge begrüßten. Nahezu eine Woche weilte ich damals in St. Louis und fast täglich saßen wir unter Zwiesprach einander gegenüber in Ilgens Sanktum beim Glase Gersten- oder Rebensaft und merkten erst beim Scheiden „des großen Lichtes, das den Tag regiert", daß Chronos das Zeitrad wieder um ein gut Stück weiter gedreht hatte. — In jenen unvergeßlichen Stunden habe ich diesen Mann erst recht kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß mir auf meinen Wanderungen über Länder und Meere kaum ein zweiter Mensch von so vornehmem Charakter, so gewinnender, aufrichtiger Liebenswürdigkeit und so unerschütterlicher Treue zu seinem Volkstum begegnet ist. —

Pedro Reinhold Ilgen entstammt einer deutschen „Pastorendynastie" und wurde am 5. Juli 1866 in Wiesbaden geboren, woselbst er später auch das Gymnasium absolvierte. Er studierte Theologie und Philosophie, absolvierte ein pädagogisches und theologisches Präparandum, wurde im Jahre 1887 lizensiert und im selben Jahre auch ordiniert. Vor Beginn seiner Studien kam ein großes Unglück über die Familie. Ilgens Vater starb während der Gründerperiode in Deutschland, die dem Milliarden- ....segen folgte, und beim allgemeinen Krach verlor die Familie das ganze Vermögen. Ilgen war nun auf Stipendien angewiesen und den

Unterhalt für die anderen Kinder verdiente seine Mutter durch Näharbeiten. In jener Zeit erfolgte die Uebersiedelnug nach Amerika. Der Lebensabend dieser tapferen Frau war aber schön und hell; sie lebte später bei ihrem Sohne Pedro, der damals in Highland, Illinois, eine Pfarrstelle inne hatte. —

In den Jahren 1888 und 1889 durchquerte Pedro Ilgen als das „berittene Wort Gottes" das damalige noch recht wilde Territorium Texas im Missionsdienste der protestantischen Kirche.



Dr. **Pedro Reinhold Ilgen.**

Seine Ausrüstung bestand aus Bibel, 50 Gesangbüchern, Futtersack, wollener Decke, Regenrock und .... B ü ch s e ! — Er predigte in Galveston, Houston, Brenham, Temple, Waco, Denison, Sherman, in vielen Schulhäusern und auf Farmen. In den Sümpfen Texas' holte er sich das Malariafieber und kam an den Rand des Grabes. Unfähig, den Missionsdienst in Texas weiterhin zu tun, folgte er einem Rufe an die protestantische Gemeinde der Schweizerkolonie in Highland, Illinois. Dort verblieb er bis zum 1. Januar 1896, zu welcher Zeit er zum Pfarrer der ältesten deutschen protestantischen Kirche von St. Louis, der Evangelisch-Protestantischen Kirche zum Heiligen Geist, berufen wurde, wo er noch heute wirkt. In St. Louis studierte er neben der Verwaltung seines Pfarramtes Medizin, speziell die neueren Heilmethoden der Electro- undLicht-Therapie, erhielt das staatliche Diplom und promovierte im Jahre 1902 zum Doctor philosophiae. Welche Bedeutung Ilgen auf dem Gebiete der Medizin beigemessen wird, das bekundet seine in diesen Tagen erfolgte Berufung zum Professor für Psychology und Electro-Therapeutics an eine der vornehmsten medizinischen Lehranstalten des Landes, des St. Louis College of Physicians and Surgeons. —

Welche Fährnisse im Lande Amerika zu bestehen, welche Klippen zu umschiffen waren bis zur Einfahrt in den ruhigen und sicheren Hafen einer gut dotierten Pfarrstelle, das wissen wohl nur d i e, die diese Fahrt unternahmen. Keiner der lieben Herren Amtsbrüder drüben im deutschen Vaterlande, denen in Frieden das Bäuchlein wächst, läßt sich von diesen Dingen auch nur etwas träumen. —

Aus der Zeit seiner amerikanischen Seminarperiode und seines Aufenthaltes in Texas plaudert Ilgen gern und man kann ihm stundenlang mit höchstem Interesse zuhören. Besonders gern erinnert er sich an den alten Professor Giese.

„Giese war," erzählte er, „so weit ich mich erinnere, Hallenser. Sein Töchterlein Hedwig wurde von den deutschen Studenten sehr umworben, denn sie besaß eine seltene Gabe der Götter in bezug auf dichterische und vertonte Klassik. Wir studierten amerikanisches Kirchenrecht und Hedwig las mit mir Virgil. Wir „trieben" da, der Lanerborn, der Koessel, der Bruse, der Luscheit und einige andere, auch noch etwas mittelalterliches Latein. Es war uns eine Freude, nach der Luthhardschen Dogmatik mit den herrlichen Mönchs-Nüancen der verschiedenen Epochen unter uns einen Kampf der Geister zu entfachen; es war ein kongenialer Streit, ein Paradoxum im Sprachbegriff, aber eine schöne

Auslösung im studentischen Sinne. In der Zeit akademischer Armut und tiefen Schnees legten wir unsere Pfennige zusammen, um uns gemeinsam die kalte Bretterbude, in der wir hausten, zu erwärmen. — Ich, als der Jüngste, mußte nach Chicago, um einen Schinken und etwas „Flüssiges" zu holen. Ich holte es auch, band es mir wie einen Rucksack auf, fuhr, weil ich den Zug versäumt hatte, in einer Frachtzugkabine bis zu einer gewissenGeleisekreuzung, wo ich abspringen mußte und schritt meinen Weg auf dem Bahngeleise tapfer fürbaß, bis ich, durch einen Schnellzug auf die äußerste Kante des Bahndammes verscheucht, abglitt, mit meinem herrlichen Proviant durch das Eis des neben dem Bahnkörper hinlaufenden Grabens brach und bis über die Hüften ins Wasser fiel. Ich krabbelte aber mit meinen Kostbarkeiten — es war zwölf Uhr nachts — wieder heraus, trottete die noch vor mir liegenden vier bis fünf Meilen herunter, wurde in unserer Bude in dulce jubilo empfangen, an- und eingefeuert, worauf man mich in Decken wickelte, diese mit Stricken umwand und mich, wie ein „Wickelkind im Großen" zu Bett brachte. — Haben wir doch in jener Zeit der Not die alten Schienenschwellen aus dem Eis gehackt und zur Bude geschleift, die Kohlen aus einem naheliegenden öffentlichen Schulhause gestohlen, die Hälfte einer sogenannten „Shed" abgehackt und verbrannt. Die Mitverüber dieser notgedrungenen Schandtaten sind außer Bruse, der in Colorado wirkt, und Kossick (ein Wende) im Osten, alle auf dem Schlachtfelde deutsch-pastoraler Tätigkeit gefallen. Die häufigste Ursache war Lungenentzündung, verursacht durch Kälte, Sturm und Schneegestöber, denn sie ließen sich durch das Wetter nicht zurückhalten von der Erfüllung ihrer Aufgabe, unentwegt jene großen Gebiete zu durchqueren als Pioniere des deutschen Gedankens und der deutsch-frommen Tat, — denn jene Gebiete waren damals noch Missionsgebiete. Wir alle haben unsere Pflicht getan in des Herrgotts und der Menschheit Namen, wie einst auch unser wackerer Bruse meilenweit durchs schärfste Winterwetter zog, um irgendwo einen Tannenbaum zu unserer gemeinsamen Weihnachtsfeier im Seminar zu ergattern. —

Und eines Tags kam eine schwere Prüfung über uns. Die Evangelisch-Lutherische Synode geriet in Wirrungen und das Seminar ging ein. Nun standen wir mittellos auf der Straße. Nach dreitägigem Hungern zog ich obdachlos auf einem Gemüsewagen zu einem Gärtner. Der Mann gab mir Arbeit. Ich vertauschte meine schwarze Hose — die einzige in meinem Besitz — mit einem Paar „Overalls" und wurde Gärtnerbursche. Als Quartier wies man mir einen alten Zwiebelspeicher an, in dem bereits die Magd meines „Brotherrn" hauste. — Das waren fürchterliche Tage damals, — und heute segne ich doch das Schicksal, das alles so fügte. Um vier Uhr morgens ging's an das Gemüsepacken, um mit dem Wagen spätestens um sechs Uhr in Chicago auf dem Haymarket zu stehen. Dort — auf dem Haymarket — begann, so merkwürdig es klingen mag, ein Liebesidyll für mich. Dort lernte ich eine junge Lehrerin, Antonie Carstens, kennen. Sie ist heute meine Frau. —

Nach Texas wurde ich gesandt als Missionar und Assistent des Pfarrers Gomer, damals an der 19. und H-Street in Galveston wohnhaft. Meine Pflicht war es, zu amtieren in evangelischem Sinne, wohin ich auch gesandt werden möchte; somit erstreckte sich mein Gebiet über 300 bis 400 Meilen. Es war eine schwere, andererseits aber auch schöne, teils sogar lustige Zeit. Wäre nur das Fieber nicht gewesen. — Ungefähr sechs Meilen von Galveston war ein Schulhaus, nahe der alten „Schraders Farm", wo noch die Kanonenkugeln der „Südlichen" stecken und mit Eisenhand festgehalten werden. Dort führte ich einen sächsischen „Grünen", namens Wolf, als Lehrer ein. Ich lehrte ihn auch das texanische Reiten. Wer die texanischen Gäule und die sächsischen „Grünen" kennt, der wird sich nicht wundern, daß es schwer hielt, zwischen den beiden mit einigem Erfolge versöhnend zu vermitteln. Das hier in Rede stehende Reittier besaß einen ausgesprochenen Widerwillen gegen seinen Herrn. Dabei offenbarte es eine Hinterlist, die für die Zuschauer in der Reitstunde zwar äußerst unterhaltend wirkte, dem armen Wolf aber den Angstschweiß erpreßte. Außerdem hatte die infame Mähre die blamabele Marotte, nach Hoppes

Saloon zu traben, sobald Wolf im Sande lag, und das kam oft vor. Es war unmöglich, das Biest vorher einzufangen; beim Saloon blieb der Klepper aber ruhig stehen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Dies waren in der Regel der alte Bähr, Lokalredakteur der „Texas Post" (Gebrüder Dietzel) und der Deutsche Konsul Kaufmann, die beim Anblick des Gauls sofort wußten, was sich ereignet hatte. Anderen Tages erfuhren die Galvestoner mit nie versagender Zuverlässigkeit durch die „Texas Post", daß der Schulmeister Wolf aus Sachsen noch immer nicht reiten könne. —

In Galveston wohnte ich kurze Zeit bei meinem Vorgesetzten, Pfarrer Gomer. In einem Hinterhause, wo die ersten Gottesdienste der später schön erblühten Gemeinde stattfanden, wohnte und arbeitete Alfred Müller, ein deutscher Architekt. Wir waren aus rein menschlichen und akademischen Gründen Freunde geworden, um so mehr, als wir zusammen jagen gingen und vor wie nach seiner Verehelichung mit einer Tochter des Juweliers Goldmann, meinem älteren Amtsbruder zum Trotz, gemeinsam unsere Seidel schwangen. Gomer war etwas ultra-orthodox, sonst aber ein guter, lieber Mensch. Nach dem Brande von Galveston pflanzten wir zusammen die Rainflächen, nicht nur an 19. und H-Straße, sondern auch der Nachbarn mit Wuchergras. Jetzt sollte ich aber auch noch Miterbauer der Galvestoner Markthalle werden. —

Bei Güttelmann & Riepske, wo ich in Gemeinschaft mit Müller speiste, hörten wir von dem Ausschreiben der Vergebung des Baues einer Markthalle. — In „Hoppes Ecke", wo wir beim Töpfchen saßen, wurde der Plan ausgebrütet. Wir beschlossen, uns um den Bau der Markthalle zu bewerben, — „wir" eigentlich nicht, sondern Müller unter meiner Mitwirkung. Müller entwarf den Plan und stellte die Zeichnung her; — ich schrieb die Spezifikationen in einem diktionären Englisch, — vielleicht befinden sie sich noch im Stadtarchiv. — Müller, mein Freund, gewann das Rennen durch seine deutsche Ueberlegenheit des architektonischen Begriffs, — und so wurden wir Erbauer der Galvestoner Markthalle! — Daß wir das Ereignis gefeiert haben, versteht sich von selbst. — Die schöne deutsche Zionskirche in Galveston ist auch sein Werk. Er starb vor der Zeit am Schlagfluß. —"

Noch mancherlei interessante Episoden erzählte Ilgen. Lustig ist's auch im „Pfaffenstüble", hinter Hoppes großem Faß, wo man bei Kerzenlicht am Tage saß, oder im Germania Club hergegangen in Gesellschaft des Richters Fontain, Kapitän Becker, Dr. Cordes, einem Veteranen des mexikanischen Krieges, des früheren Cowboys, späteren Musikprofessors A. Reymund, des Zitherkünstlers Eberhardt und Streichzithermeisters Hoffmann aus Wien. — Dazu gesellten sich dann noch Reymershofen, der damalige Besitzer der Texas Star Flour Mill, „Father" Guerry und die Pastoren Röhm und Jung.

„Es war eine schöne Zeit, wenn auch der alte Hildebrandt von der Sägemühle manchmal über die Stränge schlug und der Bä-h-r brummig wurde."

Tief im Lande hat Ilgen noch manche interessante Bekanntschaft gemacht. Zu erwähnen wären besonders die Brüder Schlümbach. Beide gehörten ursprünglich der Deutschen Armee an. Der eine war ein hoher Offizier und hatte sich bei Waco angekauft, wo er ein schönes Landgut bewirtschaftete. „Er hatte eine prächtige Waffensammlung," betont Ilgen, „und einen köstlichen Wein!"

Der andere Schlümbach hatte sich in die amerikanischen Verhältnisse nicht hineinfinden können. Zuletzt war er Prediger in Cleveland, Ohio, und ging zu Grunde. —

Was bei Ilgen, diesem poetisch und idealistisch angelegten Manne ganz besonders auffällt und nicht hoch genug geschätzt werden kann, ist, daß er ein Mann der T a t ist. Wie er spricht und dichtet, so h a n d e l t er auch, und daß er vor äußeren Hindernissen, und sei es sogar einmal die hohe Obrigkeit höchstselbst, nicht zurückschreckt, das hat er wiederholt bewiesen.

Einen menschlich schönen und religiös versöhnenden Zug offenbarte er zur Zeit jenes sensationellen Trampzuges der „Coxey-Armee" nach Washington.

Acht Meilen von Highland, Illinois, bei St. Jacobs, war ein Teil der Coxey-Armee, das ganze Freysche Korps, in die Sümpfe des

Silver Creek geraten. Die unglücklichen Menschen litten die fürchterlichste Not. Krankheiten waren ausgebrochen. Man konnte nicht weiter und die Behörden von Highland hatten ihnen den Zutritt zur Stadt versagt; desgleichen taten die Behörden von St. Jacobs. Wenn die Bürger von Highland den Leuten auch einige Nahrungsmittel lieferten, so war der ganze Trupp dennoch dem Untergange geweiht, wenn den Wanderern Obdach versagt blieb.

Jetzt nahm Ilgen, der damals Pfarrer in Highland war, Rücksprache mit einem Menschenfreunde, desgleichen mit dem katholischen Pfarrer von Highland, dieser besprach sich mit einem seiner Freunde und nun wurde gesattelt und Wagen bespannt und dann zog man hinaus, um den Unglücklichen Hilfe zu bringen. Die Kranken wurden auf Wagen gelegt, die Gesunden marschierten hinter den beiden Geistlichen und so zog das ganze Korps mit wehendem Sternenbanner und Trommelklang in Highland ein — trotz polizeilichen Verbotes! Ilgen nahm hundertundzwanzig Mann in sein Gehöft auf, die Kranken bettete er in seinem Hause und speiste alle. Drei Tage wurden diese Gäste bewirtet. Alle zeigten sich dankbar und beobachteten ein mustergiltiges Betragen. Die hohe Polizei aber wagte nicht, gegen Ilgen oder einem anderen der Beteiligten etwas zu unternehmen.

In Highland war Ilgen, zusammen mit dem dortigen katholischen Geistlichen, Veranstalter der großen Columbus-Gedenkfeier. Er hielt dort, wie auch beim Sängerfest des Zentral-Sängerbundes, die Festrede, ebenso sprach er auch im Interesse des Nord-Amerikanischen Sänger-Bundes in Buffalo.

Im Jahre 1905 leitete Ilgen die Hundertjahrfeier zum Gedächtnis des Todestages Schillers, die sich zu einem Ereignis für die ganze Stadt gestaltete. Bei dieser Gelegenheit hatte Ilgen die Geistlichen aller Dominationen vereint, auch die jüdischen Prediger waren erschienen. „Unter dem Lichte des großen dritten Menschheitstestaments ‚Goethe-Schiller'" hatte er Freidenker und Orthodoxe des evangelischen Lagers, Katholiken und Juden zu einem Ausschuß für die Feier, die einen so erhabenen Verlauf nahm, vereinigt.

Gelegentlich seines ersten Besuchs in Deutschland im Jahre 1906 hielt Ilgen, der Freimaurer ist, auch in freimaurerischen Kreisen, wie in der „Loge zum Ewigen Bund", Frankfurt, und in der Großloge zu Hamburg, Vorträge über amerikanische Kulturfragen. Damals predigte er auf der alten großväterlichen Kanzel. „Welche Erinnerungen da aufstiegen!" fügte er hinzu.

Die literarische Betätigung Ilgens ist außerordentlich umfangreich. Selbst auf die Andeutung seiner Veröffentlichungen in Essayform muß ich verzichten. An Buchwerken erschienen von ihm: Blumenkranz, poet. Versuch, 1887; Welt- und Gottesreichsklänge, 1890; Stechäpfel, satir. Gedichte, 1895; Herzensleben in Liedern, 1896; Blütenwehen, 1900; Unter westlichen Sternen, 1905; Tiefglut, philos. Gedichte, 1906; Sulamit, 1907; Dasselbe, vermehrte Prachtausgabe, 1908; Salve Regina, 1912. Eine größere Anzahl seiner lyrischen Gedichte fanden Vertoner in Carl Anschütz, J. Mittler, Ernst Krohn, St. Louis, Kirkus Dugdale, Washington, D. C., und namentlich August Halter in Chicago. Biographien Ilgens und Kritiken seiner Werke sind in vielen literarischen Journalen zu finden, ferner in Brümmers Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten; Kürschners Literatur-Kalender; Literarische Silhouetten, Dr. Voß-Volger, Leipzig; Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz' Gelehrte und Künstler, Steinhage, Hannover; Max Geißlers Führer durch die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, Weimar; „Wer ist's?" Biographien unserer hervorragenden Zeitgenossen, usw. — Zu Ilgens literarischen Werken sind noch fünf Jahrgänge der von ihm begründeten und herausgegebenen deutschamerikanischen Monatsschrift „Für Geist und Gemüt" zu zählen.

Auch Ilgens Mitgliedschaft an hervorragenden Vereinigungen ist umfangreich. Er gehört an dem Allgemeinen Deutschen Schriftstellerbund, Berlin; dem Verband Deutscher Schriftsteller in Amerika, New York; er ist Mitglied einer Freimaurer-Loge, ferner der Verbindung der Washington Universität, St. Louis;

des Schillervereins, Ehrenmitglied des Washington Turnvereins, der Highland Harmonie, des Sozialen Sängerchors, Ehrenpräsident des St. Louis Militärvereins und des Herren-Vereins, Mitglied und Delegat des „Weltkongresses für Freies Christentum und Religiösen Fortschritt", und besuchte als solches Mitglied den Kongreß in Berlin 1910, sprach in Köln und Berlin in dessen Interesse in akademischen Volksversammlungen. Ilgen war ein intimer Freund des im März d. J. in Köln verstorbenen Pfarrers Jatho und des freiprotestantischen Vorkämpfers Dr. Max Fischer in Berlin. Für den in Paris vom 16. bis 22. Juli d. J. abgehaltenen Kongreß der protestantischen Kirche war Ilgen wieder als Delegat erwählt worden, konnte aber infolge eines schweren Unglücksfalles, der ihn im März d. J. traf — er zog sich durch einen Fall auf Glatteis einen mehrfachen Bruch des Unterschenkels zu — dem Kongreß nicht beiwohnen.

Neben seinem Pfarramte wirkte Ilgen auch als Literatur-Dozent in St. Louis. Er suchte auch ins Weite zu wirken und hielt Festreden bei „Deutschen-Tag"-Feiern in St. Louis, Indianapolis, Ft. Wayne, Terre Haute, Leavenworth, Kans.; er nahm Teil an den Anti-Prohibitionskämpfen der genannten Städte, ebenso des Staates Ohio, sprach in Cincinnati bei der großen Demonstration in der Musikhalle, führte mit die Kämpfe und freute sich des Sieges der Vernunft und der persönlichen Freiheit. Ilgen war Mitbegründer der Monatsschrift „Das Deutsche Lied", Organ des Nord-Amerikanischen Sängerbundes, und hielt Fest- und Weihereden in den meisten Vereinen der Stadt St. Louis, weihte die Kaiserfahne des Militär-Vereins zu St. Louis und nicht weniger als vierzehn Vereinsfahnen in 18 Jahren. — Ilgen gehört auch zu den drei oder vier Geistlichen Amerikas, die durch Verleihung einer Prachtbibel seitens des Deutschen Kaisers, mit eigenhändiger Widmung des Kaisers, ausgezeichnet wurden. —

Pedro Ilgen steht gegenwärtig im besten Mannesalter, von seinem Unfall hat er sich wieder erholt und so dürfen wir noch manches Werk zur Ehre des deutschen Namens und zur Festigung des deutschen Gedankens in diesem Lande von ihm erwarten. Daß Ilgen den Muckern ein Dorn im Auge ist, bedarf nicht der besonderen Betonung. Aber darauf ist er stolz und wir mit ihm! —

Fred. R. Minuth.



Deutschland.

Russlands Auslandpolitik.

(Nach einer vertraulichen Denkschrift des Diplomaten Baron von Rosen an den Zaren.)

Ein Abzug dieser in der St. Petersburger Staatsdruckerei vervielfältigten Denkschrift kam in den Besitz eines Mitarbeiters des „Correspondant" und wurde von diesem teilweise veröffentlicht. „Die europäische Politik Rußlands — Denkschrift, verfaßt am 6./19. September 1912" hat aber nicht nur allgemeines, sondern in hohem Grade Augenblicksinteresse, da sie geeignet scheint, über manche Vorgänge und Wandlungen der russischen Auslandpolitik in der letzten Zeit aufzuklären. Baron von Rosen war Gesandter in Belgrad, Tokio und Washington, teilweise galt er als die „rechte Hand" Wittes; heute ist von Rosen Mitglied des Reichsrates. Es mag zum voraus hier die Vermutung ausgesprochen werden, daß diese Denkschrift anscheinend nicht nur gelesen, sondern vielleicht auch teilweise beherzigt wurde.

Nach dem Fehlschlagen des letzten Krieges, führt von Rosen etwa aus, und dem Scheitern unserer Politik im fernen Osten, die von schlecht unterrichteter Seite als ein bloßes Abenteuer bezeichnet wurde, scheint sich in der öffentlichen Meinung der Gedanke eingewurzelt zu haben, daß Rußland wiederum das Schwergewicht seiner politischen Interessen in Europa zu suchen hätte. Diese Idee ist doppelt falsch, da unsere Interessen im fernen Osten ungeheure sind und da jede Ausdehnung Rußlands nach Europa zur Schwächung und Zersetzung unseres Reiches führen muß.

Seit dem Jahre 1870 machte sich ein einfältiges Eintreten für die sogenannte „historische Mission" Rußlans im nahen Orient und für die nebelhafte „große slawische Idee" breit. Für die einen heißt dies die Eroberung von Konstantinopel, für die anderen hieß es die Befreiung der Balkanstaaten vom türkischen Joch, und für die dritten bedeutet es den fortwährenden Druck auf das Deutschtum und vor allem auf Oestreich. Das Eintreten für diese Ideen trieb Rußland zum Kriege von 1877—78, zum Mißerfolg des Berliner Kongresses, zur Entfremdung mit Deutschland und zur Auflösung des Drei-Kaiser-Bundes, und schließlich wurde mittels solcher Ideen die Revolution vorbereitet. Wir wurden zu einem B ü n d n i s m i t F r a n k r e i c h veranlaßt, das uns in Angelegenheiten verwickelte, die uns gänzlich fremd sind — so die Vergeltung für Sedan und die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. In den letzten Jahren wurden wir einseitig an dem e n g l i s c h - d e u t s c h e n G e g e n s a t z beteiligt, obwohl uns dieser noch weniger angeht.... Die Sühne für unsere Einmischung in die Europa-Politik war die Niederlage im fernen Osten, auf den wir — allzusehr nach Europa hin gebunden — nicht unsere gesamte Kraft konzentrieren konnten. Weiter erlitten wir die diplomatische Schlappe bei der Annexion von Bosnien-Herzegowina, der notwendigen Folge des Berliner Kongresses, dieser Folge wiederum des Eintretens für die „allslawische Idee". Derart sind die Früchte der letzten 37 Jahre unserer Europa-Politik, von den inneren Wirren ganz zu schweigen.

Kann uns die „große slawische Idee" der politische Leitstern bleiben? Nicht im geringsten! Diese Idee ist ein sentimentaler Humbug ohne wirklichen Boden; sie ist reine Phantastik. Hinsichtlich der materiellen Zivilisation bedarf Rußland der slawischen Welt nicht, und diese nicht Rußlands. Und was den kulturellen Zusammenschluß angeht, so entspricht er weder dem Interesse der slawischen Welt noch demjenigen unseres Staates.

Die „Sympathien" der Slawen Oestreichs für Rußland haben den einzigen Zweck, in Wien



mit dem Schreckgespenst des Allslawentums zu drohen und Konzessionen zu erlangen. Unser Entgegenkommen gegen die östreichischen Slawen hatte als einzige Folge ein stärkeres Entgegenkommen in Wien, das nun unsere slawischen Grenzvölker ebenfalls begehrlich machte. Ohne Zweifel sind die Balkanstaaten dem russischen Reiche dankbar; doch denken sie nicht daran, auch nur einen Bruchteil ihrer Unabhängigkeit zu unseren Gunsten aufzugeben, im Gegenteil. Mit einem Wort, wir legen dem Begriff „Rasse" eine zu große Bedeutung bei.

Als ein Leitmotiv unserer Europa-Politik wird eine feindselige Stellung gegen Oestreich gehalten. Auch dieser Grundsatz ist falsch. Oestreichs einzige Erweiterungsmöglichkeit liegt auf dem Balkan, und Oestreichs „Drang nach Südosten" verletzt keine russischen Interessen. Im Gegenteil, je stärker dieser Drang, um so mehr steigt unsere Freundschaft im Wert.

Die andere sogenannte „historische Mission" Rußlands ist die Einnahme von Konstantinopel und die Besetzung der Dardanellen; diese „Mission" kostete uns den Gegensatz zu England, die Koalition von 1854 und mit die Bitternisse des Berliner Kongresses. Die Verwirklichung des Traumes vom russischen Byzanz wäre der Anfang vom Ende des russischen Reiches. Das wahre Interesse Rußlands liegt nicht hierin, sondern in einer Neutralisierung der Dardanellen.

Am gefährlichsten für uns ist aber unsere gegenwärtige Stellung in den beiden Mächtegruppen Europas. Die Mächte Europas sind in zwei feindliche Lager geschieden. Als erste Ursache dieser Spaltung ist der deutsch-französische Gegensatz zu nennen, begründet auf der französischen Vergeltungssucht; hierzu kam noch in den letzten Jahren der deutsch-englische Wettbewerb. Beide Ursachen sind für die vitalen Interessen Rußlands gänzlich belanglos, ebenso, wie der östreichisch-russische Gegensatz töricht ist. Es ist unsere Aufgabe, diese Feindseligkeit zu beseitigen. Tun wir dies nicht, so werden wir in einen Krieg verwickelt werden, in dem wir nichts gewinnen können.

Wer kann den Frieden bedrohen? Das Erwachen der Idee der Vergeltung in Frankreich fiel zeitlich zusammen mit dem Abschließen unseres Bündnisses mit diesem Staat, für den die Vergeltungssucht ganz offenbar die zum Bund treibende Kraft war. Der deutsch-französische Zwist blieb so lange im chronischen Zustand, als für Frankreich keine Aussicht auf einen siegreichen Krieg bestand; unser Bündnis schuf das „Gleichgewicht" und damit diese Aussicht, so daß heute die Möglichkeit eines Krieges weit größer ist.

Was geht uns die „Hegemonie" Deutschlands in Europa an? Rußland ist in der Hauptsache eine asiatische Macht; indem es Deutschland die Vormachtstellung im mittleren Europa überläßt und sich aller Einmischung in den Kampf rein europäischer Mächte-Interessen enthält, kann sich Rußland seine westliche Grenze sichern und erhält dadurch freiere und stärkere Hand in Asien.

Die jetzige Lage, die über alles Maß gespannt ist, läßt nur zwei Wege offen: entweder den Krieg, oder eine andere Mächtegruppierung, bei der eine Gruppe vorherrschend wird. Dies letztere könnten wir verwirklichen.

Ebenso fremd sind Rußland die Motive, die England zur Schaffung des Dreiverbandes bestimmten. Der Beweggrund Englands war die Angst um seine maritime Vormachtstellung. Rußland, und mit ihm ganz Europa, hat eher gegenteilige Interessen. Zudem wird sich zwischen Rußland und England niemals ein volles Vertrauen einstellen können— die Weigerung Englands, die Dardanellenfrage endlich zu lösen, zeigt deutlich genug, wie wenig wir auf diesen „Freund" rechnen können.

„Derart sehen wir, auf welch' gebrechlicher Grundlage das Vertrauen auf uns und unser Vertrauen auf unsere neuen politischen Freunde beruhen. Unermeßbar wertvoller für uns ist das Vertrauen Deutschlands.

Deutschland muß das Gewicht seiner von zwei Seiten bedrohten Lage fühlen, besonders seit England ebenfalls im feindlichen Lager steht. Der beste Ausweg wäre die Umwandlung des russisch-französischen Bundes in einen deutsch-russisch-französischen Bund; aber dies gestattet die französische Unnachgiebigkeit nicht, so daß für Deutschland „nichts anderes übrig bleibt", als entweder Rußland von Frankreich abspenstig zu

machen oder einen derartigen Schlag gegen Rußland vorzubereiten, daß es für lange Zeit wehrlos wird und nicht mehr als ein Feind zählt. Allem Anschein nach wird Deutschlands Politik gegen Rußland von dieser Ueberlegung geleitet. Einerseits versucht man es, uns heranzuziehen, und man ist bereit, unseren Interessen zu dienen, soweit diese nicht Oestreich schädigen ...., andrerseits arbeitet man sorgfältig daran, ein ganzes Gewebe von Beziehungen und diplomatischen Verknüpfungen herzustellen, die Deutschland bei einem Kriege mit Rußland dienen können: so etwa die Verständigung mit Rumänien, die Intrigue in der Türkei, diejenige vielleicht in Schweden.

Deutschlands Lage gleicht derjenigen Japans am Vorabend des Krieges. Ebenso wie Japan sich erst dann zum Krieg entschloß, nachdem es sich von der Unmöglichkeit einer Verständigung mit uns überzeugt hatte, ebenso wird Deutschland handeln, wenn es sich endgültig sagen muß, daß es zu keiner völligen Verständigung mit Rußland gelangen kann. Deutschland weiß wohl, daß Rußland und Frankreich nicht in der gleichen Art den Wert und das Ziel ihres Bundes beurteilen und einschätzen, aber für Deutschland hängt die Abschätzung der wahren Absichten Rußlands mehr oder weniger von dem Vertrauen ab, das ihm unsere Politik einflößt. Falls die *Zusammenkunft in Potsdam* wirklich das bedeutende Ergebnis hatte, wie es der Reichskanzler im Reichstage aussprach — und es ist schwer an dessen Ausführungen zu zweifeln — so ist die Schneide des französisch-russischen Bundes bedeutend stumpf geworden. Aber das bei uns gegenüber der öffentlichen Meinung bewahrte Schweigen über das Ergebnis dieser Potsdamer Zusammenkunft kann nur als Folge die Herabsetzung dieser Bedeutung und den *Zweifel an unsere Ehrlichkeit* haben."

Baron von Rosen schließt seine Denkschrift mit einem persönlichen Nachsatz. Er sei zwar ein „allogener" Russe, d. h. ein deutscher Balte, doch hätten alle seine Vorfahren für Rußland gekämpft; seine Denkschrift sei um nichts anderes besorgt, als seinem wirklichen Vaterlande zu dienen, dem russischen Reich.

Kurz zusammengefaßt rät v. Rosen seinem Monarchen folgendes:

Verzicht auf die „große slawische Idee" und auf den Gegensatz zu Oestreich-Ungarn; Verzicht auf Konstantinopel und die Dardanellen; Verzicht auf das französisch-russische Bündnis; ebenso auf das englisch-russische Einvernehmen, da Rußlands Interessen eher die Schwächung der englischen Seemacht entspräche; Unterstützung Deutschlands bei seiner Kolonialpolitik und bei seiner Gebietsausdehnung nach Belgien-Holland zu, ebenso bei seiner Politik gegen Frankreich — *kurz, eine Unterstützung, die Rußland wieder das volle Vertrauen Deutschlands einbringt, wie vor 1875, wodurch die russische Westgrenze am besten gesichert wird*; Uebertragung aller Kräfte nach dem fernen Osten und Ersetzung der „großen slawischen Idee" durch die „große asiatische Idee".

Niemand wird dem Baron von Rosen Ein- und Weitsicht absprechen. Daß die „große slawische Idee" ein vollkommener Humbug ist, daran war nie zu zweifeln, und daß der östreichisch-russische Gegensatz mehr künstlich als echt sei, darf man heute auch annehmen. Am klarsten ist aber *von Rosens Einsicht in die innere Lage Rußlands*. Rußland ist von einer ununterbrochenen Kette höchst unzufriedener Provinzen umgeben (Balten, Finnen, Letten, Polen, Juden, Ukränen usw.), und im Innern lauern nach wie vor die Revolte und die Revolution auf den Ausbruch eines Krieges, um mit unerhörter Kraft aufzuflammen. Das Hauptverdienst dieser Denkschrift dürfte jedoch in dem Hinweis auf die Tatsache liegen, daß Rußlands Interessen asiatische Interessen sind, und daß Rußland selber halb asiatisch ist.

Es gibt keine offenbarer zu Tage liegende Wahrheit als diese; wer Rußland für einen europäischen Staat hält, der hat nie russische Kunst, russische Kultur und russisches Fühlen und Denken verstanden. Europa kann Rußland nur Fäulnis und Zersetzung bringen, und hat ihm diese Uebel ja auch schon gebracht. Jedes wirklich klugen und weitsichtigen russischen Staatsmannes Ziel sollte es sein, die politischen Be-

ziehungen seines Reiches zu den westeuropäischen Staaten auf ein Mindestmaß zu beschränken. Zweifelsohne sind in Rußland ebenfalls imperialistische Kräfte vorhanden; für diese Kräfte bieten die weiten und fruchtbaren Gebiete der Mongolei, der Mandschurei und Persiens die gegebenen Tummelplätze.

Ob von Rosens Denkschrift vom Zaren gelesen und gewürdigt wurde, weiß man nicht. Immerhin mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß Petersburg die „große russische Idee" ende des vergangenen Jahres schon aufzugeben begann und sie heute so ziemlich völlig aufgegeben hat; auch die Beziehungen zu Oestreich sind besser geworden, sehr viel besser sogar. Und schließlich munkelt man allerlei über die Schicksale der außergewöhnlichen Botschaft des listigen Delcassé, der in der Erwartung nach Petersburg geschickt wurde, dort den deutschen Einfluß niederzukämpfen, und der heute so großes Heimweh nach dem geliebten Paris zeigt.

S. M. Ritzenthaler.



Bezugsstellen für den „Deutschen Kulturträger" in Amerika.

New York, N. Y.: International News Company, 83—85 Duane Str.
Bernhard Klug, 227 East 49. Str.

Chicago, Ill.: Wartburg Publishing House, 623—633 Wabash Ave.

Aurora, Ill.: Chas. A. Walter, 671 Fourth Str.

Cincinnati, O.: Gustav Mühler, 1328—1330 Main Str.

Chillicothe, O.: Charles Albert Fromm.

Indianapolis, Ind.: Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave.

Logansport, Ind.: John Day, Freie Presse.

San Francisco, Cal.: Gustav Schenk, 2007a Fillmore Str.

Los Angeles, Cal.: Valentin Bühner, 718 W. 43. Place.

Antigo, Wis.: Carl Ohlen.

Dubuque, Iowa: C. W. Katz.

Tacoma, Wash.: Emil Kliese, 2120 S. C Str.

Aberdeen, S. D.: W. Heynacher, 318 Citizens Bank Building.

☞ Die Druckerei des „Deutschen Kulturträger" bittet die geehrten Leser und Leserinnen um gefl. Nachsicht in betreff der Verspätung der letzten Ausgaben. Beispielloses Regenwetter in Texas, welches Bahn- und Postverkehr zeitweilig unterbrochen hat und die Arbeiten in der Druckerei verzögerte, sowie Ueberhäufung mit Arbeit waren die Ursachen. Das Dezember-Heft wird so schnell wie irgend möglich dem Heft No. 11 folgen.

Statement of the Ownership, Management, Circulation, Etc., for October 1st, 1913,

of "Der Deutsche Kulturtraeger", published monthly at Fredericksburg, Texas, required by the Act of August 24, 1912.

Editor, Fred. R. Minuth, Grand Haven, Michigan.

Managing Editor, same.

Business Manager, same.

Publisher, Robert Penniger, Fredericksburg, Texas.

Signed: Penniger & Minuth,
per Robert Penniger, Publisher.

Sworn to and subscribed before me this 12th day of December 1913.

Hermann Usener,
Cl'k. Co. C't., Gillespie Co., Texas.

Der Waldpfarrer am Schoharie.

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutschamerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich Mayer.

(Fortsetzung.)



Nun fing ich an, Gemeinden zu organisieren. Auf fünfundzwanzig Meilen im Umkreis ist kein ordinierter deutscher Pfarrer. Es sind lauter Wanderpfarrer, von denen der Jonathan Schmul gesagt hat, „sind schlechte Leite". Solange ich im Walde umherstreifte, hat sich keiner unter ihnen um mich bekümmert, sobald sie aber merkten, daß ich einen Zulauf bekam, suchten sie die Leute abwendig zu machen. Ich hätte nicht die reine Lehre, das war ihr Hauptargument. Sie sagten, ich bete das Vaterunser verkehrt, denn es heiße nicht: „Unser Vater"; dann hätte ich ja freilich bei der Austeilung des Sakraments die Einsetzungsworte gesprochen, aber geglaubt hätte ich sie nicht. In alle Hütten sind sie gedrungen mit ihrem Lästern.

Da war vor allem ein gewisser Schneps. Dieser trieb es am lautesten. Der Mann war über sechzig Jahre alt, hatte Frau und Kinder in Deutschland sitzen lassen und sich hier verlobt mit einer Witwe in Mittelburg, daneben verklagte ihn hier ein junges Mädchen, daß er der Vater ihres Kindes sei. Als er in Schenectady letztes Frühjahr Gottesdienst hielt, war er so betrunken, daß die Vorsteher ihm die Bäffchen umbinden mußten. Auch habe er beim Singen des Liedes: „O Gott, du frommer Gott" immer den ersten Vers wieder von vornen angefangen. Wie er, so sind seine Genossen.

Mir ist es klar, daß es nicht meine Aufgabe ist, mich mit diesen Leuten herumzustreiten und die Gemüter zu verwirren. Mit einem Schlag habe ich ihre Umtriebe vereitelt. Ich machte nämlich bekannt, daß für Taufen, Krankenbesuche und die hl. Kommunion bei mir nichts zu bezahlen sei. Daraufhin fanden sie keinen Käufer mehr, und sie verziehen sich in andere Gegenden.

Schwierigkeiten verursachte das Anlegen des Kirchenbuchs. Die Leute haben in dem harten Kampf um das tägliche Brot die wichtigsten Ereignisse in der eigenen Familie vergessen. Manche haben allerdings eine Familienbibel, dort ist alles fein säuberlich eingetragen, so der Gerlach und der Kreiskorn; aber selbst bei Herchheimers ist nichts aufgeschrieben, von den Pechnern gar nicht zu reden. Die Hälfte der hier geborenen Kinder sind nicht getauft, und frage ich dabei nach dem Geburtstag des Kindes, dann weiß meistens niemand Bescheid. In dem ewigen Wandern haben sie ihre Bibeln verloren. Viel öfter trifft man Arndts Paradiesgärtlein; weil es kleiner ist als die Bibel, so haben sie das mit sich getragen.

Ich will die Personalien festsetzen und beginne in einem Hause mit der Frage:

„Wie alt ist der Jakob?"

„Er muß fünfzehn sein," sagt der Vater und kratzt sich das Haar.

„Mann, wo denkst du hin, wir sind erst vierzehn Jahre verheiratet, er ist dreizehn."

„Wann ist sein Geburtstag?"

„Es war in der Nacht, da die Indianer dem van der Heid sein Haus angezündet haben," antwortete der Mann.

„Wie du schwätzest," ruft sein Weib, „Herr Pfarrer, mein Mann bringt alles durcheinander. Als die Flamme gen Himmel schlug, bin ich dran aufgewacht und so erschrocken, daß ich nach dem Nacken fuhr; davon hat er zeitlebens das Muttermal. Geboren ist er aber erst in der Weizenernte."

Das genaue Datum läßt sich nicht mehr feststellen. Ich trage also in das Kirchenbuch ein: „Jakob Klinger, geboren zu Anfang Juli usw."

Andere sagen: „Der Johann ist noch in der Zwangskolonie am Hudson geboren, die Anna dagegen an dem Tag, als der Sheriff die Ansiedler vom Schoharie vertreiben wollte und die schwarze Grete ihm sein Auge ausschlug. Der Nikolaus wurde im Herbst geboren in dem Jahr, da mein Mann den ganzen Sommer am Fieber daniederlag."

Wieviele Lauferei habe ich allein mit dieser Sache.

Am schlimmsten war es aber doch bei den beiden Weißdorns. Ich fragte ihn: „Wieviele Kinder haben Sie?"

„Da muß ich erst zählen," antwortete er. „Von der Liese, was meine erste Frau war, habe ich zehn, von der Barbel, meiner jetzigen, sind es — laßt sehen" — er zählt an den Fingern und bringt endlich neun heraus, also zusammen neunzehn. Dann setzt er ganz ernsthaft hinzu:

„Möchten leicht mehr sein, aber sind's eben nicht, leben wenigstens alle!"

Seine Barbel kommt darüber zur Tür herein, und da sie nicht recht weiß, um was es sich handelt, wettert sie darauf los:

„Was gehen Sie unsere Sünden an, lieber zehn auf dem Kissen, als eins auf dem Gewissen!"

Ich mach' ein einfältiges Gesicht, da sagt ihr Mann:

„Was schreist so, Alte, er weiß von nichts!"

Das erregt meine Aufmerksamkeit und ich stelle Fragen.

„Drum sind wir nicht verheiratet," fährt er fort, „wir hatten kein Geld und Pfarrer war auch keiner in der Nähe. So oft ein Kind kam, habe ich ihr's Heiraten versprechen müssen."

„Wir sind rechte Leute, Herr Pfarrer, geben Sie uns den Segen," ruft die Barbel.

Sie zieht einen schwarzen Rock an, er legt die Pfeife aus der Hand, wäscht sich das Gesicht, dann stehen beide vor mir und ich erteile ihnen den Segen. Sie war überglücklich.

Ich setze mich und fange an, das Geburtsregister der neunzehn Kinder aufzuschreiben, werde an diesem Tage aber nicht mehr fertig und muß übernachten.

— — — — — — — — — — — — —

Vielerlei Streitigkeiten waren zuerst zu schlichten, ehe wir eine Gemeindeordnung entworfen hatten. Wie findig doch die Köpfe sind, wenn es gilt, für andere Gesetze zu machen! Da hatte der alte Heim eine Gemeindeordnung ausgearbeitet, weitschweifig alles nur Denkbare hineinziehend, an die hundert Paragraphen; jeder Paragraph zerfiel in Unterabteilungen und Erklärungen. Man meinte, es gelte ein Grundgesetz zu entwerfen für das türkische Kaiserreich.

Das Gesetz richtet Zorn an. Ordnung ist heilsam; zu viele Gesetze sind aber in einer Gemeinde eine beständige Quelle des Haders.

So halte ich denn in der Gemeindeversammlung eine Rede, lobe die fleißige Arbeit und die schöne Handschrift, warne aber vor dem Zuviel. „Eine Hose müssen wir machen für einen kleinen Jungen," sage ich, „nicht aber für den Riesen Goliath." Sie lachen alle und sind für meine Ansicht gewonnen. „Wenn ein Kind geboren ist, was braucht man dann? Einen Namen." Nun wurden Namen vorgeschlagen von fast allen Heiligen im Kalender. Der eine wollte lutherisch, der andere reformiert, wieder andere vereinigt-protestantisch und ähnliches. Ich sprach für einen kurzen Namen und man einigte sich auf: „Deutsch-evangelische St. Paulsgemeinde". Dann kam das Bekenntnis. „Wir bekennen uns zu Gottes Wort und dessen Auslegung durch die Väter der Reformationszeit." Sie wollten das viel ausführlicher. „Das genügt," sagte ich und gab nicht nach.

Dann kam ein dritter Paragraph über die Mitgliedschaft. „Jeder ist gehalten, die Gottesdienste fleißig zu besuchen und das heilige Sakrament zu gebrauchen, einen christlichen Lebenswandel zu führen und die Gemeinde mit seinem Geld zu unterstützen." Folgte noch eine Vorschrift über die Wahl der Vorsteher, ihre Amtsdauer und Amtspflichten. Dann ließ ich die Männer dies unterschreiben, und die Gemeindeordnung ward angenommen.

Der alte Heim hat gejammert: „Das ist keine Kirchenordnung, die hat ja Platz auf einer Seite Briefpapier."

„Ist wahr," antwortete ich, „wächst die Gemeinde, dann erweitern wir auch die Kirchenordnung. Schüttelt nicht zu stark an einem neugeborenen Kinde, sonst stirbt es euch unter den Händen."

Diese Gemeindeordnung habe ich jetzt in sieben Gemeinden eingeführt; ich predige jeden Sonntag an zwei Plätzen. Nur, wenn ich nach dem Dunkelwald gehe zu den Holzern und Pechnern, predige ich blos einmal. Weil der Wald dort voll ist von Wölfen, so begleiten mich jedesmal etliche Männer dorthin.

— — — — — — — — — — — — — —

In jeder Gemeinde halte ich mit den Kindern Religionsunterricht. Sie kommen gerne von wegen der biblischen Geschichten, welche sie da hören. Junge Männer und heiratsfähige Mädchen sitzen mit den Kleinen durcheinander. Diese Mädchen! Manche blicken mich mit heißen Augen an! Ich kann doch niemand wegschicken.

Erzählte ich heute die Geschichte von Jakobs Flucht und der Himmelsleiter. Gleich suchen sie alles zu deuten. Der junge Gerlach soll die Geschichte nacherzählen, er tut es auf folgende Weise:

„Wie Jakob auf dem Steine schlief, da wurde die Nacht auf einmal lichterhell, wie es wird über den Catskillbergen, wenn die Indianer ihren Kriegstanz abhalten, und er fürchtete sich, wie dann die Leute am Schoharie."

Ein anderer fragte : „Wo nahm Jakob das Oel her, das er auf den Stein träufelte?"

Ehe ich antworten konnte, rief der junge Herchheimer:

„Aus seiner Laterne, welche er brennen ließ, damit die Wölfe ihm nicht zu nahe kamen."

— — — — — — — — — — — —

Meine Mutter fragte bei mir an, was sie mit meinem väterlichen Vermögen tun soll. Ich habe geantwortet, sie solle eine gute Landkarte von der Pfalz mir zuschicken. Ich muß mich besser über jenes Land informieren, sonst wird aus dem Kirchenbuch nichts ordentliches. Für das übrige Geld möge sie Bibeln und Gesangbücher für mich anschaffen. Geld gebrauche ich im Walde keines.

Zwölftes Kapitel.

Das ist ein rauher Winter, selbst die alten Leute wissen sich keines ähnlichen zu erinnern. Drüben im Dunkelwald haben Wölfe Menschen angegriffen. Die Tiere sollen schrecklich aufräumen mit Hirschen und Rehen. Ich bin ganz eingeschneit. Nur der Rauch, der von den Häusern aufsteigt, zeugt davon, daß hier Menschen leben. Ueber dem Walde stand ein großes Feuer letzte Nacht. Entweder hat ein Haus gebrannt oder sie haben wieder eine wüste Nacht im Holzschlag.

Wenn wir doch eine Kirche hätten! Bei Herchheimers geht das noch an mit dem Gottesdienst, aber an den anderen Plätzen ist es nicht möglich, ihn zu halten. Die Scheunen sind nirgends dicht, durch alle Spalten treibt der Schnee hindurch. Dann kann bei dieser bitteren Kälte niemand dort sitzen. So bin ich denn ganz allein in meiner Blockhütte. Ich denke an vergangene Zeiten und schreibe an meiner einfachen Geschichte.

Die alte Urschel liegt seit Wochen krank an der Lungenentzündung bei Gerlachs. Einen Doktor kann man bei diesem Schnee nirgends herbekommen, so habe ich aus meinen Büchern allerlei herausgelesen, was ihr gut tut. Sie ist wohl über das Schlimmste hinweg, aber das Fieber plagt sie immer noch.

Was sollte ich anfangen allein in dieser Wildnis? Ob ich heirate? Warum sollte ich nicht? Ich habe genug und verdiene auch etwas, um Weib und Kinder zu ernähren. Wenn ich schon einmal zu dem Leben im Walde verurteilt bin, weshalb sollte ich nicht, wie andere auch, eine Familie haben? — Wenn nun geheiratet werden soll, dann ist die zweite Frage, wo willst du eine Frau finden für dich?

Um Arzneien einzukaufen, war ich neulich nach Albany gegangen und habe dort auch die Katherine Weisenberg aufgesucht. Sind das stolze Leute, die van der Heids, bei denen sie arbeitet! Der Alte wollte mich einfach nicht ins Haus hereinlassen. Ich bestand aber darauf, daß mich niemand abhalten dürfe, als Pfarrer hier den Besuch zu machen. Das half. Van der Heid rief die Katherine ins Zimmer.

Seither erfuhr ich, warum die Betonung des Wortes Pfarrer bei dem Holländer solch eine günstige Wirkung für mich hervorbrachte. Der Pfarrer Josua von Kochertal nämlich, der mit den ersten einundsechzig Pfälzern, die überhaupt nach New York auswanderten, nach Amerika kam, sei einmal hinter dem van der Heid mit seinem Wagen nach Albany gefahren. Dieser hatte keine Eile und fuhr gemächlich den schmalen Weg vor dem Pfarrer her. Da habe der Pfarrer ihm zugerufen und ihn höflich gebeten, er möge ihn vorbeilassen, denn seine Arbeit habe Eile. Allein der stolze Holländer kümmerte sich nicht um den einfachen deutschen Pfarrer, sondern fuhr langsam weiter, wodurch der Staub seines Wagens dem Pfarrer ins Gesicht flog. Da lief

dem Pfarrer die Galle über; er sprang vom Wagen, riß den dicken Mynherrn aus dem Buggy und erteilte ihm mit den Fäusten eine Lektion über Höflichkeit gegen deutsche Pastoren. So danke ich's meinem Vorgänger, daß ich Zutritt zu van der Heids Haus erhielt.

Die Katherine hat mich sofort erkannt und ist mir sehr freundlich entgegengekommen. Ich konnte mich fast gar nicht bei ihr zurechtfinden. Vor fünf Jahren war sie noch fast ein Kind, jetzt dagegen stand eine schlanke, aber volle Figur vor mir, ein großes, herrlich gebildetes, schönes Weib. Aus ihren Augen blickte ein ungewöhnliches Maß von Einsicht und Verstand, ihr ganzes Wesen war sanft und weiblich. Vorsichtshalber war die Frau des Herrn van der Heid im Zimmer geblieben, und die Unterhaltung war darum ganz kurz und auf allgemeine Redensarten beschränkt. Es gehe ihr gut. Fünf Jahre habe sie gedient und müsse noch zwei weitere Jahre hier bleiben. Ob sie dann nach dem Schoharie komme? Das sei ihre Absicht, zumal dort ihre einzigen Verwandten seien.

Ich bin wieder fortgegangen. Hat mir das Mädchen den Kopf verwirrt? Das nicht, aber wenn ich an den Ehestand denke und die Reihen der heiratsfähigen Mädchen aus meiner Bekanntschaft mustere, dann bleiben meine Gedanken zuletzt immer wieder bei ihr stehen.

Aber dein Stand, Herr Pfarrer Resig! Du wirst eine Torheit begehen! Wer frägt nach Stand und Herkommen in den Wäldern Amerikas? Hier siegt der Mutige, der vorandrängt, der nie an gestern denkt, sondern nur an heute und morgen. Sie ist nur eine Dienstmagd. Das ist ein Vorteil, sie versteht drum das Haushalten.

Sei vernünftig, Peter, willst du eine Frau oder eine Haushälterin? Eine Frau natürlich! Sie soll teilnehmen an meinen Freuden und Leiden. Nicht auch an deinem Denken und Schaffen? Der Unterschied in der Bildung ist zu groß. Du bist ein Studierter, sie eine Dienstmagd. Ich entgegne: Das Mädchen hat Verstand, sie wird sich weiterbilden! Peter, mache dich nicht unglücklich, Gleiches paßt zum Gleichen! Was, fahre ich auf: Gleiches zum Gleichen? Erkläre mir den Widerspruch in der Natur. Der sanfte Gerlach und die zornige, laute Frau Gerlach, der rote Peter und die pechschwarze Grete, der großmaulige Branntweiner und seine sanfte Maria, der gelehrte Franzose, welcher fünf Universitäten besucht hat, und seine kupferfarbige Squaw, die weder lesen noch schreiben kann.

Gleiches passe zu Gleichem, nein, Ungleiches paart sich am besten mit Ungleichem. Der Schwarze und die Rote, die Zarte und der Grobknochige, der Kluge und die Dumme, die Fleißige und der Faule. Sie kratzen sich, aber sie lassen nicht von einander. Eins ergänzt das andere. Aus lauter Gegensätzen werden die besten Ehen geschmiedet. Ist es im Juli heiß, dann wartet der Bauer auf das Gewitter. Die Gegensätze halten das Naturreich zusammen, sie machen das menschliche Leben angenehm und heiter. In der Ehe vertragen sich die Gleichgearteten nicht; das ist zu langweilig und eintönig.

So habe ich den Winter hindurch mit mir selber unzählige Male räsonniert und kam immer wieder zu dem einen Schluß:

„Die Katherine wäre so übel nicht, noch zwei Jahre hat sie zu dienen, dann kommt sie nach dem Schoharie. Ich werde mir die Sache noch weiter überlegen."

Der Kreiskorn hat mich besucht. Es gehe das Gerücht, daß ich gestorben sei, weil ich nicht der Beerdigung im Lumber Camp (Holzschlag) beigewohnt hätte. Die Leute haben von der Krankheit der Urschel gehört und, wie das so geht, uns beide mit einander verwechselt.

„Wer ist denn im Holzschlag gestorben?" fragte ich ihn.

„Wegen einem jungen Indianerweib entstanden Händel, wobei ein Franzose erschlagen worden ist," antwortete er.

„Das ist ja schrecklich!"

„Um den Franzosen trauert niemand, aber die Sägemühle und etliche Ställe sind infolge des Streites in Brand geraten und die englischen und holländischen Eigentümer des Lumber Camps sind wie närrisch über den Schaden."

„Diese Herren sind doch mit verantwortlich für das Luderleben in diesen Lumber Camps; die ganze Kultur, welche England den Indianern

bringt, besteht in Schnaps, Treubruch und Ehebruch!"

„Ist wahr," sagte Kreiskorn.

„Wer hat denn dem Franzosen die Leichenrede gehalten?"

„Niemand, der rote Peter hat sehr laut gesprochen, als sie den Sarg niederließen. Wie ich aber nähertrat, habe ich gemerkt, daß der Peter wütend war, weil bei dem gefrorenen Boden fast kein Grab konnte gemacht werden. Es hat denn auch einer ihm vorgeworfen, das Grab sei nicht tief genug; da hat der Peter laut gewettert und geflucht. Sonst ist nichts bei der Beerdigung geredet worden."

„Was ist denn mit dem Mörder geschehen?"

„Ein sogenannter Friedensrichter hat den Fall untersucht. Weil aber bei dem Streit die meisten betrunken waren, das Indianermädchen auch bereits mit einem anderen Mann auf und davon war, konnte er den wirklichen Tatbestand nicht einmal feststellen. Seine einzige Sorge war die, ob er auch für die Untersuchung bezahlt werde. Der weise Kadi entschied: „Sowohl der Todschläger wie der Tote sind beides gleich schuldig und bezahlen gemeinsam die Kosten."

Das nennen die hierzulande Gericht im Namen Seiner Majestät des Königs von England. Kein Wunder, daß die Deutschen seinerzeit den Sheriff einfach aus der Ansiedelung hinausjagten.

Bin froh, daß die Urschel wieder besser ist.

Der Branntweiner hat mir eine Flasche Whiskey geschickt und sagen lassen, ich solle mich recht warm halten.

Dreizehntes Kapitel.

Es ist ein großes Unglück geschehen auf Herchheimers Farm. Beim Holzfällen fiel ein Baum gerade auf den Platz, wo Herr Herchheimer stand. Es war der letzte Tag, an welchem sie noch im Walde arbeiten wollten, ehe das Frühjahrsgeschäft anfangen würde. Es ist überaus traurig, daß der treue Mann auf solche Weise sterben mußte. Die Frau Herchheimer hatte eine böse Vorahnung. Sie will in der Nacht vorher ein dreimaliges Klopfen ganz deutlich gehört haben, und obgleich die wackere Frau sonst nicht ängstlich und abergläubisch ist, sei ihr die Angst auf die Nerven gefallen, daß sie eine Zeitlang kein Glied rühren konnte. Ihr Mann, den sie aufgeweckt habe, hätte sie aber bloß geneckt und gesagt, sie hätte sich das Abendessen gut schmecken lassen und werde dafür jetzt durch unruhige Träume büßen müssen.

Sie haben gleich nach mir geschickt. Obwohl das Leben nicht entflohen war, als ich hinkam, so starb er doch wenige Minuten darauf, ohne noch einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein. Das war ein Jammer. Unsere Deutschen verstellen sich nicht, sondern geben ihren Gefühlen freien Lauf.

Herchheimers jüngster Sohn, Nikolaus, ist nicht einmal zu Hause. Der Junge hat Soldatenblut in sich und ist in die Armee eingetreten; er ist in der Gegend des Champlain-Sees, wo ein Krieg auszubrechen droht zwischen Franzosen und Engländern. So haben wir seinen Vater begraben, ohne daß man ihm hätte Nachricht senden können. Konrad Weiser ist auf dem Wege dorthin, da er im Auftrage Englands mit den Indianern einen Vertrag abschließen soll.

Diese Leichenfeier! Ich habe nicht gedacht, daß so viele Deutsche in dieser Gegend wohnen. Von allen Richtungen waren die Männer herbeigekommen, viele brachten Schaufeln mit sich, womit sie sich den Weg bahnen mußten durch die Schneewälle. Ebenso hatten fast alle ihre Flinten, als Waffe gegen die Ueberfälle der hungrigen Wölfe. Wie ich über die Menschenmasse hinüberschaute, meinte ich fast, es sei eine Armee bewaffneter Krieger, welche zum Kampf ausziehen. Herchheimer war einer der Anführer der Kolonisten. Ob seiner Ehrlichkeit und seines rechtschaffenen, ruhigen Wesens allezeit geachtet und fast wie ein Vater geliebt. Requiescat in pace!

Wie ich die Volksmasse sah, beschloß ich aufs neue, daß am Schoharie eine einzige große Kirche solle gebaut werden, ein weithin sichtbares Wahrzeichen und ein Mittel- und Sammelpunkt aller Deutschen in der Niederlassung. Die vielen kleinen Kirchlein, welche sie in Pennsylvania haben, wie Konrad Weiser berichtet, zersplittern unser Volk in unzählige, zum Teil sich gegenseitig bekämpfende Parteien. Das soll hier nicht sein, wenn Gott mir Kraft und Leben erhält.

Wie notwendig wäre mir dabei der Einfluß Herchheimers! Auch der junge Weiser gehört nur noch halb zu uns. Er ist mit seiner Familie nach Tulpehooken in Pennsylvanien gezogen, zu seinem Vater, bei dem sich die Beschwerden des Alters immer mehr einstellen. Allerdings hat er sein Haus in Weisersdorf noch behalten und kommt jedes Jahr auf einige Wochen an den Schoharie. Die Alten sollen mir aber nicht wegsterben; ich habe ihre Dienste nötig.

Die Jungen sind übrigens auch ein tapferes Geschlecht. Art läßt nicht von Art. Was für Weiber diese Deutschen haben!

Ein Sohn des roten Peter heiratete, wie es so bitter kalt war, die Maria Illig. Es war ein böser Wintertag, Feld und Flur starrten in Eis und Schnee, als das Brautpaar vor meiner Blockhütte vorfuhr und ich ihnen den Segen der Kirche erteilte.

Sie konnten an ihrem Hochzeitstag aber nicht an dem Branntweiner vorbeikommen. Der gesprächige Wirt setzte ihnen einen guten Imbiß vor, die Kameraden von Jungpeter leerten manches Glas auf das Wohl des neuen Ehepaares, und ehe man sich's versah, brach die dunkele Winternacht herein.

In einem Schlitten fuhren sie endlich durch den Urwald ihrer Blockhütte zu. Man war noch nicht weit gekommen, als Braut und Bräutigam die schrillen Pfiffe und das hungrige Bellen einer Meute wütender Wölfe vernahm. Die Pferde sausten im wilden Lauf durch den einsamen Wald. Immer näher kamen die Wölfe; sie fühlten schon den heißen Atem des Anführers. Da versetzte ihm Jungpeter einen Schlag, daß die Bestie in den Schnee torkelte. Aber nur einen Augenblick und die Wölfe waren wieder dicht hinter ihnen. Schon versuchen sie in den Schlitten zu springen. Jungpeter wirft seiner Braut die Zügel zu und greift zu den Pistolen. Er führt eine sichere Hand, jeder Schuß trifft. Aber kaum sind die Pistolen aufs neue geladen, da beginnen die hungrigen Wölfe einen neuen Angriff. Maria leitet am strammen Zügel mit kurzem Zuruf die dampfenden Pferde. Pfeilschnell fliegt der Schlitten dahin, Schnee- und Eiswolken hüllen das Gefährt ein und erschweren die Verfolgung der Wölfe. Schon sehen sie die Blockhütte, aufs neue krachen die Schüsse. Noch eine halbe Meile und die mit Schaum bedeckten Pferde stehen schnaubend und an allen Gliedern zitternd vor dem Hause. Ein Satz und die Haustüre fährt hinter der Maria ins Schloß. Jungpeter schießt die frischgeladenen Pistolen ab und das Blut der Wölfe färbt den Schnee. Jetzt aber ist die ganze Meute zur Stelle, es bleibt keine Zeit mehr, die Pistolen zu laden; mit der Peitsche schlägt er auf die wilden Tiere ein, noch ein Augenblick und er muß fallen.

Da öffnet sich die Haustür. Unsere Frauen am Schoharie fallen wegen zwanzig oder dreißig wütender Wölfe nicht in Ohnmacht; sie sind an andere Kämpfe gewöhnt. Zur Türe heraus springt die junge Braut, in den Händen hält sie den Besen, welcher lichterloh brennt. Sie haut auf die Wölfe und es wird selbst diesen Bestien zu heiß. Heulend vor Schmerz und Schrecken flüchten sie in den Wald. Jungpeter und seine Maria fallen sich jetzt in die Arme, sie gehen nach der Hütte und feiern vergnügt die Brautnacht.

— — — — — — — — — — — — —

Mir ist etwas Schweres widerfahren. Ich weiß nicht, wie ich das aufschreibe. Mir ist das Herz so schwer, seit zwei Tagen bin ich ein anderer. Ob ich das je überwinde! Am liebsten schwiege ich für immer! Wegen des Abschlusses soll und muß ich aber dieses doch berichten. Nachher will ich schweigen, ich habe nichts mehr zu berichten. O Peter Resig, warum kommt auch das noch über dich? Beinahe glaube ich, wie die Brahminen Indiens, an ein früheres Dasein, denn in diesem Leben habe ich doch alle meine Leiden nicht verschuldet.

Nach Ostern kam der Jonathan Schmul wieder in die Niederlassung. Er hat mich besucht und ohne zu merken, wie weh er mir tat, ganz trocken erzählt:

„Die Katherine Weisenberg hat ein großes Glück gemacht in Amerika, hat geheiratet den Sir William Johnson, was ist der reichste Mann westlich von der Stadt New York."

„Nicht möglich," sage ich und zwinge mich, ruhig zu bleiben. „Reiche Damen und hochgebildete sind für Johnson da, nicht arme deutsche Dienstmädchen."

„Jst recht,“ sagte der Schmul, „aber die sind schlecht. Sie haben sich an den Sir William Johnson weggeworfen. Er will ein Weib haben, nicht ein geputztes, bemaltes Frauenzimmer, die man kaufen kann für Geld. Drum hat er nachgestellt der Katherine und gesagt zu mir: ‚Jonathan Schmul, ist das ein Weib, gibt eher ihr Leben dran, als daß sie verletzt ihre Ehre.‘ Und weil er sie auf keine andere Weise erlangen konnte, hat er geheiratet das Mädchen.“

„Sie muß noch beinahe zwei Jahre dienen!“

„Jst recht, aber die Gesetze sind gemacht für die Armen, nicht für den reichen Sir William Johnson.“

„Man wird ihn verklagen!“

„Verklagen kostet mehr Geld, als der van der Heid will bezahlen für ein Dienstmädchen.“

„War sie's denn zufrieden?“

„Gewiß, Johnson ist reich, ist ein großer Mann, ist ein guter Mann, achtet das Mädchen, wird's tragen auf Händen.“

Jch saß allein den ganzen Abend. Mit stoischer Ruhe wollt' ich mich in das Unvermeidliche fügen. Wie ich mich schon ausgezogen hatte, um ins Bett zu gehen, überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Mit den Armen auf den Tisch gestützt, stand ich zwei Stunden lang da. Mir graut vor dem öden, liebeleeren, Gott und Menschen hohnsprechenden Leben eines Hagestolzen. Jch muß mich anschließen an ein Hauswesen, ich will Kinder um mich haben. Wie ich das überwinden soll, o Gott, o Gott!

Jch sitze und warte, derweilen reißen andere das Reich an sich!

(Fortsetzung folgt.)

Musik.

Voranzeige.

Das in Heft 8 des „Kulturträger“ veröffentlichte Gedicht „Wenn ich einst schlafen werde“, von Frau Mathilde Minuth, Grand Haven, Mich., hatte den Komponisten der „Meerlieder“, Herrn August Halter zu Chicago so gepackt, daß er es sofort vertonte. Die Komposition ist für Sopran, Alt und Klavier geschrieben. Kurz vor dem Geburtstage der Dichterin traf die Partitur hier ein und diesen Umstand benutzten zwei Töchter der Verfasserin, das Lied heimlich zu üben. Die Ueberraschung gelang vollkommen: feuchten Auges lauschte die Dichterin der sich wunderbar an den Text anschmiegenden Komposition.

Auf seinen Wunsch wurde Herrn Halter ein weiteres Gedicht der Frau Minuth, „Es war ein Traum“, eingesandt, das wir in diesem Hefte an anderer Stelle bringen. Dieses Gedicht ist soeben vertont worden und der berückende Wohlklang auch dieser Komposition hat uns veranlaßt, für beide Lieder Notenplatten stechen zu lassen, wenn wenigstens einhundert Bestellungen auf diese beiden Kompositionen einlaufen. Der Preis für beide Lieder, die in einem Umschlag erscheinen, würde sich auf fünfzig Cents belaufen.

Für die Bestellungen bitten wir nachstehenden Bestellzettel benutzen zu wollen.

Fred. R. Minuth.

Jch bestelle hiermit........ Exemplar.. der Lieder von Frau Mathilde Minuth zu Grand Haven, Mich., zum Preise von fünfzig Cents per Exemplar und füge den Betrag bei (sende den Betrag umgehend ein).

Ort und Datum..

Name (recht deutlich)..

Straße und Hausnummer...

Allein.

Von F. H. Lohmann.

Ein Jüngling voller Tatendrang
Schritt jubelnd hin am Bergeshang;
Im Morgenschein der Gipfel glomm
Und schien zu winken: Komm, o komm!
Rasch aufwärts keck der Jüngling schritt,
Viel Märchenträume zogen mit —
Die schufen Bilder, wunderhold,
Gewoben zart aus Sonnengold,
Das flimmernd grell den Berg umzog,
Nach dessen Höh' sein Sehnen flog.
Im Frühling war's. Im Sonnenschein
Erglänzten weithin Flur und Hain.
Ein loser Wind mit lauem Hauch
Umspielte Blumen, Baum und Strauch,
Und aus der Ferne scholl ein Sang,
Der zauberisch zum Herzen drang.

Die Liebe, die gegangen kam,
Sie sang's, das Lied so wonnesam.
Und wie einher sie singend ging,
An ihrem Arm die Freude hing.
Ein eig'ner Glanz dem Aug' entfloß,
Der sich ins Jünglings Herz ergoß,
Daß es ihn zog mit Allgewalt
Hin zu der Liebe Huldgestalt.
Doch stark das wilde Herz er zwang,
Das fort ihn riß mit heißem Drang.
Er weist sie strengen Blickes fort:
„Siehst du des Berges Höhe dort?
Im Strahlenglanz die Spitze glüht,
Von Himmelsflammen hell umsprüht.
Wenn ich den Gipfel dort erklomm,
Dann, süße Liebe, komm, dann komm!"

Und weiter keck der Jüngling schritt,
Die Märchenträume zogen mit;
Mit fester Faust brach er sich Bahn
In seines Tatendranges Wahn,
Bis er, von Himmelsglanz umloht,
Den Stürmen kühn die Stirne bot.
Dann wieder, horch, der süße Klang,
Der aus dem Mund der Liebe drang.
So sinnbetörend sie ihm winkt,
So märchenschön ihr Auge blinkt.
Doch schnell und streng der Jüngling spricht:
„O süße Lieb, noch nicht, noch nicht!
Siehst du die lichte Himmelglut,
Die dort auf hoher Spitze ruht?
Wenn ich die letzte Höh' erklomm,
Dann, Wunderholde, komm, dann komm!"

Und weiter keck der Jüngling schritt,
Die Märchenträume zogen mit.
Den letzten Gipfel er bezwang,
Dann rief er aus mit heißem Drang:
„Die höchste Spitze ich erklomm,
O, Heißbegehrte, komm, jetzt komm!
Die lichte Welt zeig ich dir nun,
An meinem Herzen sollst du ruh'n."
So flehend er die Stimme schickt,
Sein Auge nicht die Lieb erblickt!
Der wilden Stürme wildes Weh'n
Erstickt der Stimme heißes Fleh'n.
Kein Fuß zu ihm die Schritte lenkt,
Kein Auge sich in seines senkt;
Von eis'gen Stürmen wild umweht,
Auf lichter Höh' allein er steht.





Es war ein Traum.*)



Du liebe, traute Heimat,
Du Stätte, mild und schön,
Ich hab' in sel'gem Traume
Dein holdes Bild geseh'n:

Ich lag als Kind im Moose,
Ringsum das Tannenmeer,
Ein Summen, Raunen, Flüstern,
Ein Jauchzen um mich her.

Es war als ob die Blumen
Mir nickten zu im Wind
Und lächelnd, freundlich grüßte
Ein zartes Elfenkind.

Welch wonniges Empfinden
In deinem heil'gen Raum —
Und dann kam das Erwachen:
Ein Traum war's,—nur ein Traum.

Mathilde Minuth.
Grand Haven, Mich.

*) Das vorstehende Gedicht hat in dem bekannten Liederkomponisten Herrn August Halter zu Chicago, dem Komponisten der „Meerlieder", Dichtungen von Pedro Ilgen, einen Vertoner gefunden. Die Komposition ist für Sopran und Klavier geschrieben. — Die Schriftl.



Literarisches.

„Der Mainbote von Oberfranken", der für das Jahr 1914 zum vierten Male als Heimatkalender erscheint, birgt wiederum einen reichen, vielseitigen Inhalt. Ernstes und Heiteres ist vertreten, und zwar behandeln die Beiträge nicht nur das Maingebiet, sondern sie umfassen auch die übrigen Teile Oberfrankens, den Frankenwald, das Vogtland, das Sechsämtergebiet, das Fichtelgebirg, den Jura und das untere Regnitzgebiet mit seinen Seitentälern. Das heimatliche Jahrbuch hat von Jahr zu Jahr weiteren Eingang gefunden. Nicht selten wird es dazu benutzt, um Angehörigen, die in der Ferne wohnen, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ist der „Mainbote" doch so recht geeignet, die Beziehungen zur Heimat zu festigen und liebe Erinnerungen an die Stätte der Jugendzeit wachzurufen. Bei dem guten Inhalt und der gediegenen Ausstattung ist der Preis von 25 Cents als sehr mäßig zu bezeichnen.

In den Vereinigten Staaten haben die International News Co. in New York, das Wartburg Pub. House und Kölling & Klappenbach in Chicago den Vertrieb aufgenommen.

„Die Neue Zeitung“ ist der Name eines neuen deutschen Zeitungsunternehmens, dessen Probenummer am 24. September in New York erschien und das sich als „Fortschrittliches Wochenblatt für Deutsch-Amerika“ bezeichnet. Wie wir hören, ist sie in einer Auflage von 50,000 Stück versandt worden und seit dem 12. November erscheint sie regelmäßig. Sie macht mit ihren 16 bis 24 Sei'en Großoktav einen recht guten Eindruck. Wie schon der Name sagt, wird „Die Neue Zeitung“ parteipolitisch progressiv sein, indes darf man nach dem bisher Erschienenen annehmen, daß das Wort „progressiv“ im wirklich besten Sinne mit „fortschrittlich“ übersetzt wurde. In der Tat gedenken die Unternehmer, deutsche Ideale und Vorbilder auf allen Gebieten den Deutschamerikanern als Muster vorzuführen und deren Nachahmung zu Nutz und Frommen des Landes anzubahnen. Das Wochenblatt sieht besondere Abteilungen vor für eine innerpolitische Rundschau innerhalb der Grenzen der Ver. Staaten, für Rechts- und Gesundheitspflege, für Kirche, Schule und Erziehung, für Landwirtschaft und Gartenbau, Handel und Gewerbe, Industrie und Technik usw. Daß ein unterhaltender Teil für Mann, Weib und Kind und eine Wiedergabe der wichtigsten Tagesereignisse nicht fehlen, ist selbstverständlich. Aber als das erfreulichste darf wohl vermerkt werden, daß ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die „Neue Zeitung“ deutsches Wesen und Streben reiner und entschiedener als bisher in den Ver. Staaten würdigen und fördern will. Dabei soll nicht nur die deutsche Bewegung hierzulande alle Aufmerksamkeit finden, sondern auch die fremder Länder, und vor allem die in der deutschen Heimat selbst. „Die Neue Zeitung“ will den bestehenden deutschen Blättern nicht feindlich gegenübertreten, sie bekämpfen oder entbehrlich machen, sondern will sie ergänzen und durch eine rückhaltlose, ja, eine bisher nicht möglich gewesene Betonung deutscher Belange fördern. — Es ist für den „Deutschen Kulturträger“ eine ganz besondere Genugtuung, daß unter den leitenden Kräften des neuen Zeitungsunternehmens eine ganze Reihe Mitarbeiter und Freunde des „Kulturträgers“ sind, der deshalb dem neuen Schwertgenossen nur um so herzlicher Willkomm und Heil entbietet. Der Jahresbezug beträgt $2.00 und sind alle Zuschriften und Bestellungen zu richten an „Die Neue Zeitung“, P. O. Box 2083, New York City.

H. A. Rattermann, Gesammelte ausgewählte Werke. — Im Selbstverlag des Verfassers, elegant gebunden, $1.50 pro Band. (Zu beziehen durch H. A. Rattermann, 12. & Walnut Str., Cincinnati, O.)

Rattermanns Werke kritisieren, hieße ungefähr, sich selber ein literarisches Armutszeugnis ausstellen; denn es gibt wohl im ganzen Nordamerika keinen gebildeten Deutschen, der Rattermann, sein Dichten, Denken und Streben, nicht kennte. Alles, was uns zu tun übrig bleibt, beschränkt sich auf den Hinweis des Erscheinens dieser Werke und der Anführung einzelner Stellen, um den Inhalt der betreffenden Bände näher anzudeuten. Bis heute sind z e h n Bände erschienen. Die äußere Ausstattung ist vornehm und künstlerisch geschmackvoll, so daß diese Bücher einer jeden Bibliothek zur Zierde gereichen, nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich.

Heute wollen wir nur auf den Band 1 hinweisen. Als Titelbild bringt er Rattermanns Portrait. Der Titel lautet: „Oden, Lieder und Gedichte vermischten Inhalts.“ — Ich öffne den Band und mein Blick fällt auf die Strophe: „Der Sieger“.

Wenn dich Unglück verfolgt und du doch standhaft bleibst,
Mutig trägst dein Geschick, trotzend Fortunens Haß,
Dann gebührt dir der Lorbeer:
Größer bist als das Schicksal du.

Solch ein Sieger war der Dichter selbst, denn sein Leben war reich an Gelegenheiten, „Fortunens Haß zu trotzen“, und er ist darüber hinweggekommen, denn er ist nicht nur ein Großer des Geistes, sondern auch ein Großer von Gemüt. Jede Nation ehrt ihre großen Männer: Deutsch-Amerika hat immer an dieser Tradition festgehalten. Ueberall sehen wir Denkmäler, großen Deutschen errichtet.... Aber schöner und menschlicher ist es, unsere Großen noch bei Lebzeiten zu ehren. Wer den Dichter und Denker

ehren will, der findet kein vornehmere Art und Weise, als die Bücher eines solchen zu kaufen und sich in die Gedanken dieses Großen zu versenken. Dann ist der Gewinn auf beiden Seiten, — und der oft darbende Dichter hat a u ch seine Freude. — Rattermann gehört weder zu den darbenden noch zu den schwelgenden Dichtern, — aber er gehört zu jenen, die Anspruch haben auf eine allgemeine Ehrung!

F r e d. R. M i n u t h.

„Das Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois", gehört zu den interessantesten und zuverlässigsten Geschichtswerken über den Anteil der Deutschen an der kulturellen Entwicklung der Vereinigten Staaten und eignet sich vor allem zu Festgeschenken an heranwachsende Söhne deutscher Eltern, die in ihren Kindern das Deutschtum erhalten zu sehen wünschen.

Dieses ausgezeichnete, von Professor Dr. Julius Goebel an der Universität von Illinois zu Urbana herausgegebene Werk, ist zu beziehen von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, 1615 Maller Bld., 5. So. Wabash Ave., Chicago, Ill.

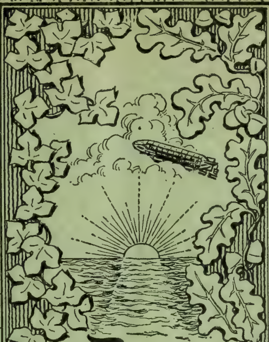
F r e d. R. M i n u t h.

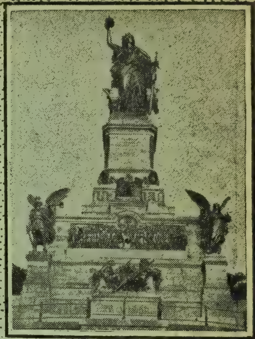
Inhaltsverzeichnis

des elften Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger".

Chas. Fred. Heartmann, Bookseller, 36 Lexington Ave. **New York, City**


LIBERTY-STATUE b. NEW YORK




Niederwald-Denkmal a Rh

Der Deutsche Kulturträger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge

Dezember. Kulturträger Publishing Co. Fredericksburg, Tex. · Grand Haven, Mich. 1913.



Der Deutsche Kulturtraeger

Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge.

Herausgeber u. Schriftleiter für Amerika: Fred R. Minuth, z.Z. Grand Haven, Mich., U.S.

Schriftleiter für Deutschland: In Vertretung: Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg, Weimar.

Man adressiere alle Geschäftsmitteilungen an:

Kulturträger Publishing Co., Grand Haven, Mich., U. S. A.

„Der Deutsche Kulturträger" kostet das Jahr für Amerika $2.00; für Deutschland Mk. 8.50; für Oestreich-Ungarn Kr. 10.00; für die Schweiz Fr. 10.50; für andere Länder das Aequivalent für $2.00 und Postzuschlag. — Anzeigeraten auf Verlangen brieflich.

General-Vertreter für Deutschland:
Karl Wissmann, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 76.

Entered as second-class matter December 26, 1912, at the Post-Office at Fredericksburg, Texas, under the Act of March 3, 1879. — Issued monthly. Subscription price: $2.00 per year.

Jahrgang I. Dezember 1913. Nummer 12.

Ein Rückblick auf das erste Jahr des Wirkens.

Formlose Plauderei mit unseren Freunden.



it diesem Hefte beschließt der „Deutsche Kulturträger" das erste Jahr seines Bestehens. An der Wende dieses Zeitabschnitts dürfte es angebracht sein, einen Blick rückwärts zu tun, um festzustellen, was erreicht und was verfehlt wurde. Dadurch beantworten wir gleichzeitig die vielen Briefe aus den Kreisen der Förderer der Kulturträger-Idee, in denen wir über die Zukunftsziele — und mit einem leisen Tone der Befürchtung — über das fernere Schicksal des „Kulturträgers" befragt werden.

Ueber die Zukunftsziele werden wir im Januar-Heft des zweiten Jahrgangs in einem „Ausblick" ausführlich berichten. In bezug auf das fernere Schicksal des „Kulturträgers" können wir guten Mutes mitteilen, daß das Erscheinen der Zeitschrift auch für den zweiten Jahrgang gesichert ist, und zwar allein schon durch die Zahl der im ersten Jahre gewonnenen Abonnenten, selbst dann, wenn jene, denen wir nicht zu Munde reden konnten, zurücktreten sollten. Die Tendenz der Zeitschrift bleibt selbstverständlich unverändert: — W a h r h e i t u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n, — a u c h w e n n e s g e f ä h r l i c h i s t, s i e ö f f e n t l i c h a u s z u s p r e c h e n! Es herrscht so viel feige Verlogenheit, so viel ekelhafte Leisetreterei, so viel korrupte Vertuschungssucht im öffentlichen Leben, daß der anständige Mensch es schon als Marter empfindet, alles dieses stillschweigend mit anzusehen. Das bißchen Gefahr, das ein erlösendes freies Wort hüben und drüben im Gefolge haben kann, erscheint uns darum als das kleinere Uebel, und außerdem ist es eine der vornehmsten Pflichten der Presse, Mißstände aufzudecken und mit allen zu Gebote stehenden legalen Mitteln auszutilgen. — Hunderte von Anerkennungsschreiben aus der alten und neuen Heimat und heftige Angriffe — offene und geheime — aus den Kreisen jener, die wir anklagten, bezeugen, daß wir den richtigen Weg beschritten. Wir werden uns darum in der Verfolgung dieser Richtung auch nicht durch eine Anzahl Pseudo-Patrioten beeinflussen lassen, die uns Verrat am

alten Vaterlande vorwarfen, weil wir schwere, das Vaterland und den Kaiserthron bedrohende Schäden an den Pranger stellten. Im Gegenteil: — Wir werden energischer damit fortfahren und solange dabei verbleiben, bis sich Wandel zum besseren zeigt. In diesem Sinne haben wir uns entschlossen, im zweiten Jahrgange mit noch schärferen Anklagen und noch peinlicheren Enthüllungen hervorzutreten, als dies bisher geschah: denn wir sind überzeugt, daß wir unsere Liebe zum alten Vaterlande in keiner anderen Form wirksamer zum Ausdruck zu bringen vermögen, als durch laute Gefahrsignale angesichts der drohenden ernsten Gefahren, die viele nicht sehen, andere verräterisch verschweigen. — In dieser Hinsicht haben wir uns einen großen deutschen Mann zum Vorbilde erkoren, der einst also sprach: „Wir glauben nicht, daß sich wahre Vaterlandsliebe in kritikloser Zustimmung und Vertuschung äußert. Es ist kindisch, jemand der Gefährdung der Landesinteressen zu zeihen, wenn er den Versuch macht, vor der Beschreitung falscher Wege zu warnen." Diese Worte sprach Fürst Bismarck, der Mitbegründer und erste Kanzler des Deutschen Reiches! Wer nicht nach diesen Grundsätzen handelt, erscheint uns als ein Pflichtvergessener und wer sich mit diesen Grundsätzen in Widerspruch setzt, kennzeichnet sich wohl selbst als Leisetreter und Byzantiner oder gar als Schuldiger! — Die Aufregung, die in jenen Kreisen besonders die Artikelserie „Der Kaiser und die Amerikaner" verursachte und demgemäß dem Kulturträger eine heftige Befehdung zuzog, kann vielleicht als Beweis dafür angesehen werden, daß unsere Warnungsrufe von jenem Ohre vernommen wurden, für welches sie bestimmt waren. — Hat sich dies wirklich ereignet — und mancherlei Umstände weisen darauf hin — dann wäre dies, wie wir offen zugeben, mehr als wir im ersten Jahre zu hoffen wagten!

Wie der „Deutsche Kulturträger" im übrigen in Deutschland betrachtet und beachtet wird, davon gibt der nachfolgende Brief, der in der Stunde, da wir dieses schreiben, einlief, beredtes Zeugnis:

„Frankfurt a. M., Hotel Kölner Hof,
den 14. November 1913.

Mein lieber Freund!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen einige Zeilen von dem alten Frankfurt aus zu schreiben. Die Verhandlung am 1. November in Weimar war furchtbar anstrengend (13 Stunden!), aber endete mit einem großen, vollen moralischen Siege für mich trotz der Verurteilung zu 600 Mark Geldstrafe. Es war ein Sedan für meine Gegner! Unbekannte gratulierten mich freudestrahlend auf der Straße. Ich habe sehr viel und wirkungsvoll gesprochen, war aber nachher fünf Tage völlig fertig! Mein Verteidiger, Dr. Froeber = Jena, unterstützte mich brillant. Die Presse hat leider wieder einmal kläglich versagt: — sie hat sich nicht getraut zu wiederholen, was ich in offener Gerichtsverhandlung sprach. — Jetzt aber macht die von mir bekannt gegebene Pistolenforderung des Oberst Hüger an den ehemaligen Kriegsminister von Heeringen und dessen unhaltbare Ablehnung der Forderung Rumor. Und nun kommt alles in Fluß. In Weimar stehen noch aufsehenerregende Prozeßverhandlungen mit Psychiatern und dem Minister bevor, die eine ähnliche Niederlage für die Leisetreter bedeuten dürften, als jene vom 1. November! —

Telegraphisch wurde ich zu einer Protestversammlung nach Frankfurt a. M. gerufen. Ich sprach am 12. hier in dem großen, vollbesetzten Saale der neuen Börse. Großartige Stimmung; ich hatte einen guten Tag und schilderte aus meinen letzten Erfahrungen, anfangend von Luthmer, Hüger bis zu Binswanger und Lemmerzahl, die Rechsnot unserer Zeit. Meine Mahnung, die Zeit von 1813 durch Taten zu ehren, fiel auf guten Boden. In der Rede akzeptierte ich das in seiner Anklagerede gegen mich gesprochene Wort des Staatsanwalts, daß ich ein „gemeingefährlicher Mensch" sei: ich hoffte, noch gefährlicher zu werden, und zwar „allem Gemeinen, wo ich es auch träfe!" Stürmischer, nicht endenwollender Beifall! — Gestern sprach ich hier noch einmal in kleinerer Versammlung, heute in Kreuznach. Dann geht es nach Berlin zu

einer Tagung des Bundes für Irrenrechtsreform und zahlreichen Privatkonferenzen. Sobald ich einigermaßen in Ruhe bin, berichte ich ausführlicher.

Den „Deutschen Kulturträger" und Ihr Wirken habe ich stets stark unterstrichen; auch in der Gerichtsverhandlung in Weimar am 1. November habe ich aus dem „Kulturträger" größere Abschnitte vorgelesen, die vom Gerichtshofe und dem zahlreich erschienenen Publikum mit höchstem Interesse vernommen wurden. Eine direkte Folge davon waren eine ganze Anzahl Abonnementsanträge. Toll, aber wahr: — seit mein „Rechtshort" nicht mehr erscheint, muß das Deutsche Volk ungeschminkte Wahrheit über seine wichtigsten Interessen via Amerika beziehen! Ich bin doch neugierig, wie lange die bürgerliche Presse Deutschlands dies untätig ansehen wird, — ob sie sich nicht bald von der feigen Furcht vor dem Staatsanwalt ermannen und sich zu der Erkenntnis durchringen wird, daß es noch höhere Interessen und einen weiteren Horizont gibt, als das Vegetieren im kleinlichen Parteigezänk!—

Seit dem 1. November bin ich eine Bergeslast los und kann jetzt wieder anfangen, planmäßig vorzugehen. Alte Bekannte sagten mir, daß ich, trotz meiner weißen Haare, mit dem Feuer eines Jünglings vorgehe und daß ich mich prächtig erholt hätte.

Nun, man soll es merken!

Herzlichst und in Treuen!

Ihr

Lehmann-Hohenberg."

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte Gerichtsverhandlung ist die Folge eines vor 4½ Jahren gegen den Universitätsprofessor Dr. Lehmann-Hohenberg gestellten Strafantrages wegen angeblicher Beleidigung des preußischen Offizierkorps. Professor Lehmann-Hohenberg hatte im November 1908 in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Gibt es noch eine Offiziersehre?" behauptet: „Heute kann man im Amte bleiben oder als Offizier kommandieren, selbst wenn man als Hallunke und Meineidiger gebrandmarkt worden ist. Das ist keine Uebertreibung, sondern Tatsache, die belegt werden kann."

Man sollte meinen, daß einer solchen ungeheuerlichen Behauptung die Untersuchung auf dem Fuße hätte folgen müssen. Leider nahm man sich recht viel Zeit. Erst unterm 14. April 1909, also nach reichlich fünf Monaten, entdeckten die Behörden ihre Pflicht, den Professor zur Verantwortung zu ziehen. Und als endlich die Angelegenheit zur gerichtlichen Verhandlung kam, ereignete sich etwas sehr Peinliches: — der Gerichtshof verweigerte dem Angeklagten die Führung des Wahrheitsbeweises für seine Behauptungen und faßte den äußerst merkwürdigen Beschluß, den Angeklagten auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, zu welchem Zwecke die Ueberführung in eine Irrenanstalt verfügt wurde!—In dem hier bereits mehrfach erwähnten Prozeß gegen den Oberst a. D. Hüger nahm der Gerichtshof zu dem gleichen Auskunftsmittel seine Zuflucht, weil man Hügers Beweisführung zu fürchten hatte. Hüger fügte sich dem Beschluß, prompt wurde er als unzurechnungsfähig befunden und nun kurzer Hand auf Grund des § 51 des St. G. B. freigesprochen. Peinliche Enthüllungen waren vermieden worden. — Manche deutschländische Psychiater funktionieren sehr zuverlässig nach gegebener Marschroute, besonders der Jenaer Universitäts-Professor, Geheimrat Binswanger, ein Mensch, dem wiederholt nachgewiesen worden war, daß er geistig Gesunde unter Sachverständigen-Eid als geistesgestört bezeichnet hatte, was dann für die Betroffenen von den fürchterlichsten seelischen und materiellen Folgen war. Diese Leuchte der Wissenschaft sollte nun auch Professor Dr. Lehmann-Hohenberg auf seinen Geisteszustand untersuchen. Damit hatten Staatsanwalt und Gerichtshof indes wenig Glück: — Lehmann-Hohenberg erklärte, er werde sich ohne Anwendung von Gewalt dem Gerichtsbeschluß nicht fügen. Und an diese Erklärung schloß sich ein geharnischter Protest seitens einer größeren Anzahl der vornehmsten Männer Deutschlands!— Die Behörden waren dadurch in eine höchst unangenehme Lage geraten. Wurde Gewalt angewendet, dann mußte man angesichts des Aufsehens, das diese Angelegenheit hervorgerufen hatte, auch die Zeugen des Angeklagten vernehmen, und dies wollte man ja gerade unter

allen Umständen vermeiden, denn bei dieser Zeugenvernehmung wären tolle Dinge zur öffentlichen Kenntnis gekommen und manchem Ehrenmanne mit räudigem Gewissen wäre es an den Kragen gegangen. — Die Behörden wußten sich nicht anders zu helfen, als die Sache ruhen zu lassen. So schlummerte dieser Prozeß denn über vier Jahre lang. Eine „Geduld", die zu denken gibt, wenn man andere Beamten- und Offiziers-Beleidigungsprozesse betrachtet. Weniger „Geduld" als die Behörde bekundete der Angeklagte. Wiederholt erinnerte er an die Fortführung seines Prozesses. Zuletzt machte er im Frühjahre dieses Jahres eine Eingabe an den Großherzog von Weimar, in der er sein Recht forderte, bestraft zu werden, wenn er Unrecht begangen habe. Jetzt blieb den Behörden nichts anderes übrig als vorzugehen. Am 1. November d. J. fand die Verhandlung statt. Der Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen durch Zeugen, sämtlich einwandfreie Ehrenmänner aus den besten Gesellschaftskreisen Deutschlands, wurde dem Angeklagten indes abermals verweigert! — Warum geschah das? — Ist es im Prozeßverfahren nicht ein fundamentaler Grundsatz, beide Teile zu hören? — Muß diese Verweigerung des Wahrheitsbeweises — mag sie juristisch auch begründet werden können, etwa ähnlich wie die Zeugnisverweigerung der Kinder angeklagter Eltern — nicht aber als stillschweigendes Zugeständnis betrachtet werden, daß die inkriminierten Aeußerungen wirklich auf Wahrheit beruhen? — Wer ein gutes Gewissen hat, braucht doch das Zeugnis eines Ehrenmannes nicht zu fürchten? —

Nun höre man das Urteil: Wegen schwerster Beleidigung des preußischen Offizierkorps 400 Mark Geldstrafe, — wegen schwerster Beleidigung des Generalmajors Wischer 200 Mark Geldstrafe....

Wenn man einen preußischen Schutzmann, hervorgegangen aus dem Unteroffiziersstande, beleidigt, dann darf man sich auf drei Monate Gefängnis vorbereiten. Der Kruppsche Direktor Eccius wurde in diesen Tagen einer von der gesamten Presse Deutschlands als durchaus harmlos bezeichneten Affäre wegen zu 1200 Mark Geldstrafe, der in derselben Sache angeklagte Kruppsche Vertreter Brandt zu acht Monaten Gefängnisstrafe verurteilt. Und dieser Professor, der in Wort und Schrift Dinge behauptet hatte, die — wenn sie auf Wahrheit beruhen — die Grundlagen des preußischen Offizierskorps erschüttern müssen, — dieser Professor kommt in Summa mit 600 Mark Geldstrafe davon!! — Wer dächte dabei nicht an Hans Biermann, dem Begründer und Redakteur des „Residenzbote", der dem oldenburgischen Poker-Minister nur Mangel an Wahrhaftigkeit vorwarf, der in der Lage war, den Wahrheitsbeweis zu führen und dennoch zu einem Jahre Gefängnisstrafe verurteilt wurde! — Dieser Professor aber, der da behauptete, daß das Fundament des Staates angefault sei, der keinen Wahrheitsbeweis führte (allerdings, weil man ihm dies verweigerte) — dieser Mann wird mit der Bagatelle von 600 Mark Geldstrafe belegt!? — — — Der Rest ist Kopfschütteln.

Diese Verweigerung der Führung des Wahrheitsbeweises im Prozesse Lehmann-Hohenberg weckt mancherlei Erinnerungen in uns und wir sehen keinen stichhaltigen Grund, warum wir nicht sagen sollen, was alles in unserer Erinnerung auftaucht. — Allerlei Wissen kommt da zum Vorschein. Wir wissen von einem unterdeß verabschiedeten Oberstleutnant in einem Artillerie-Regiment, der wissentlich ein fasches Dienstattest ausstellte und unbestraft blieb; wir wissen von einem Kriegsminister, der dem Reichstage und dem Kaiser wissentlich und absichtlich die Wahrheit vorenthielt und unbestraft blieb; wir wissen von einem Generalmajor, der als Oberst ein falsches Gutachten beeidete und unbestraft blieb; wir wissen von einer Exzellenz, der in einer Broschüre, die bis heute noch nicht verboten wurde, wissentlicher Falscheid vorgeworfen wurde, und auch diese Säule des Thrones blieb unbestraft; wir wissen von einem Universitätsprofessor und Geheimen Medizinalrat, der als medizinischer Sachverständiger vor Gericht und unter Eid falsche Gutachten über Menschen abgab, die er gar nicht gesehen hatte, und der unbestraft blieb. Wir wissen noch viele ähnliche Dinge, die ungerügt geblieben sind und deren Verüber durch das Vertuschungssystem der

Strafe entgingen. Was verschlägt dagegen die Verurteilung eines Professors zu 600 Mark Geldstrafe? — Können Tatsachen durch eine Verurteilung wegen formeller Beleidigung aus der Welt geschafft werden? — Wäre es nicht vorteilhafter für die Rechtspflege und heilsamer für das Offizierkorps gewesen, wenn man den Beweisanträgen des Professors Folge gegeben und, im Falle der Wahrheitsbeweis geführt werden konnte, die Schuldigen infam kassiert, sofern der Wahrheitsbeweis aber nicht gelang, den Beleidiger mit einer exemplarischen Gefängnisstrafe belegt hätte? — Gibt es für einen preußischen Beamten oder einen preußischen Offizier eine schlimmere Beleidigung, als wenn jemand öffentlich verkündet: „Heute kann man im Amte bleiben oder als Offizier kommandieren, selbst wenn man als Hallunke und Meineidiger gebrandmarkt worden ist?" — Und so was wird nicht untersucht! — So was wird mit einer Bagatelle von 600 Mark abgemacht, anstatt den Dingen bis ins kleinste nachzuforschen und hier mit feurigem Besen zu kehren, — ganz egal, wer dabei ausgekehrt wurde! — Stände der Offizier vor dem Volke nicht besser da, selbst wenn einige räudige Schafe ausgemerzt worden wären, als jetzt, da der Phantasie Spielraum gegeben ist?— Jetzt denkt sich das deutsche Volk, — — denken sich auch die Ausland-Deutschen, die ein ernstes Interesse an diesen Vorgängen haben, doch allerlei, — und leider sehr wahrscheinlich schlimmeres, als überhaupt vorgekommen sein mag. Unter Bismarck als Reichskanzler und Roon als Kriegsminister waren solche Prozesse unmöglich. Bismarck schonte selbst seinen Vetter Harry von Arnim nicht, als er ihn auf Unregelmäßigkeiten ertappte, und ließ ihn drei Monate einsperren! Es sind schlechte Vaterlandsfreunde und unfähige Volksregierer, die zum Vertuschungssystem ihre Zuflucht nehmen. Wohin soll das führen, wenn diejenigen bestraft werden, die Vergehen und Verbrechen zur öffentlichen Kenntnis bringen, nachdem Anzeigen bei den Behörden keinen Erfolg hatten, die Schuldigen aber unbehelligt bleiben? — Das Verwehren des Wahrheitsbeweises ist eine juristische Spitzfindigkeit, durch die das Volk sich nicht befriedigt erklären kann und sich auch nicht befriedigt erklären wird. — Lehmann-Hohenberg ist verurteilt worden, er wird die 600 Mark Strafe bezahlen, aber gerichtet sind andere Leute. Und so was geschieht „Im Namen des Königs"! Der König ist zwar persönlich nicht verantwortlich, aber einmal wird er doch die Zeche bezahlen müssen, die seine ungetreuen Hausmeister gemacht haben.

Wiederholt wurden wir von kurzsichtigen Freunden und hämischen Feinden gefragt, was uns Deutsch-Amerikaner die deutschländischen Angelegenheiten angehen. — O, — die deutschländischen Angelegenheiten, die Angelegenheiten, die geeignet sind, das Ansehen der Krone zu schädigen, gehen uns außerordentlich viel an! —

Ueber dieses Thema könnte man Bücher schreiben; aber die Frage läßt sich auch durch wenige Worte erledigen: Was waren wir Ausland-Deutschen vor Errichtung des Deutschen Reiches? — Soll das, was schon im Ueberfluß hinausgerufen wurde, hier nochmals erklärt werden? — Meinetwegen! — Vor Errichtung des Deutschen Reiches waren die Ausland-Deutschen, besonders die Deutsch-Amerikaner, "damn'd dutchmen"; — nach Errichtung des Deutschen Reiches wurden die Ausland-Deutschen, besonders die Deutsch-Amerikaner, "our German friends". —

Ist es hiernach etwa schwer zu folgern, was wir wieder werden, wenn das Ansehen der Deutschen Kaiserkrone in Grund und Boden gewirtschaftet worden ist? — Wer logisch zu denken vermag, dem brauchen wir es nicht zu sagen; wer nicht logisch zu denken vermag, bei dem ist so wie so Hopfen und Malz verloren. —

Wohin sind wir seit Bismarck gekommen? — Einhundertelf Sozialdemokraten, gleichbedeutend mit einhundertelf Gegnern der Deutschen Kaiserkrone und damit Gegner des Deutschen Reichs, sitzen im Reichstag! — Von den zwölf Millionen Stimmen wurden bei der letzten Reichstagswahl 4¼ Millionen, das sind 34 Prozent, für Sozialdemokraten abgegeben, während die ganze sozialistische Partei, Frauen und Minderjährige mitgerechnet, noch lange keine Million Mitglieder zählt! — Kann das Sinken des Ansehens der Krone deutlicher und unzweifelhafter bewiesen werden, als durch dieses Wahlresultat? —



Und warum sank das Ansehen der Krone?— Nun, — einfach darum, weil täglich so viel Unrecht und Mißwirtschaft „Im Namen des Königs!" verübt wurde und verübt wird von einer Anzahl jener, die bestellt sind, das Ansehen der Krone zu hüten! — Und da mit dem Ansehen der Deutschen Kaiserkrone, gleichbedeutend mit dem Ansehen des Deutschen Reichs, auch unser Ansehen unrettbar sinken muß, so gibt es für uns keine schlimmeren Feinde, als jene Hüter der Deutschen Kaiserkrone, die ihre Pflicht nicht erfüllten oder sie nicht zu erfüllen verstanden! —

Begreifen unsere Freunde jetzt, warum wir gewissen deutschländischen Angelegenheiten ein so reges Interesse widmen? — Wir würden uns aufrichtig freuen, wenn wir jetzt von allen ehrlichen deutschen Männern und Frauen verstanden werden möchten. Was unsere Feinde von uns denken oder gegen uns unternehmen könnten, ist durchaus gleichgültig. — Wir streiten für eine ehrliche Sache, für das höchste Symbol der deutschen Volkheit. Dieses Bewußtsein gibt uns Mut und Zuversicht, und gegen unsere Feinde besitzen wir außerdem ein wirksames Rüstzeug: — Es ist das Rüstzeug des freien Manneswortes auf dem Fundamente von Tatsachen! — Und wir werden den rechten Gebrauch davon zu machen wissen. —

Ein etwas ängstlich veranlagter Freund sprach die Befürchtung aus, daß der „Deutsche Kulturträger" in Deutschland verboten werden könnte. — Sonderlich in Erstaunen setzen würde uns eine solche Maßnahme nicht. Wir brauchen uns nur die Methoden anzusehen, die gegen die Sozialdemokraten angewendet wurden und die erheblich dazu beigetragen haben, die Sozialdemokratie großzuziehen. Warum sollte nicht auch dem „Kulturträger" ein wenig amtliche Unterstützung zuteil werden? Wir meinen es doch um so viel besser mit Thron und Reich als die bösen Sozies. —

Wenn wir auf Grund der Stimmen aus dem Publikum und nach der Aufnahme seitens der Presse urteilen dürfen, dann glauben wir Veranlassung zur Zufriedenheit mit den literarischen und politischen Erfolgen der Arbeit des ersten Jahres zu haben. — Prüfen wir das materielle Ergebnis — und dies ist doch auch nicht ganz unwichtig bei einem solchen Unternehmen— dann müssen wir eingestehen, daß die Errungenschaften hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind. Ein fachmännischer Freund des Kulturträger-Unternehmens war allerdings erstaunt über den „günstigen" Jahresausweis und wies dabei auf frühere Versuche auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Zeitschriftengründung hin, denen er nicht ganz ferngestanden hat. — Wir glauben aber, daß Mißerfolge nicht als Maßstab dienen dürfen. Der einzig richtige Maßstab ist, unserer Ansicht nach, das „Soll" und „Haben". Und wenn wir hiernach urteilen, dann kommen wir zu dem Ergebnis, daß der dem Unternehmen gewidmete Aufwand an Geldmitteln und Arbeit angesichts des gewaltigen Deutschtums der Vereinigten Staaten doch nur eine recht mittelmäßige Verzinsung gefunden hat; indes, über die prophetischen Verkündungen vieler guter und schlechter Freunde bei Beginn des Werkes erheben die Erfolge sich doch noch immer turmhoch....

Unsere Erwartungen mögen ein wenig hochgestellt gewesen sein. Darum wurden sie wohl nicht ganz erfüllt. Für diese kleine Enttäuschung entschädigt uns aber die Beständigkeit und die zwar langsame aber fortdauernd anhaltende Steigerung des Wachsens der Abonnentenzahl, der sich mit der gleichen langsamen Sicherheit die Inserenten zugesellten — diesseits und jenseits des Ozeans! —

Wir befinden uns zwar nicht in Fanfarenstimmung, — aber angesichts der Unkenrufe jener mit dem feinen Gehör für das Graswachsen ausgerüsteten Weltweisen beschließen wir den ersten Jahrgang des „Deutschen Kulturträger" mit einer stillen Genugtuung und gehen ernsten Sinnes und guten Mutes an die Arbeit für den zweiten Jahrgang! —

Gruß und Heil!

Fred. R. Minuth.



Die Flucht Karl Schurz' und Kinkels Befreiung.*)

Von Wilhelm Müller.



Die Weigerung des Königs von Preußen, die Deutsche Kaiserkrone anzunehmen, hatte in Deutschland eine schwierige und verworrene Lage geschaffen. In Frankfurt tagte das mit Zustimmung der Regierung gewählte Parlament. Verschiedene deutsche Fürsten erkannten es jedoch nicht an und kümmerten sich wenig um seine Beschlüsse. Nach der Ansicht der liberalen Bevölkerung des Landes war aber das Parlament die eigentliche zu Recht bestehende Volksregierung des Landes. Die Einwohner Badens und der Pfalz erklärten sich für dieselbe und bewaffneten sich, um die vom Parlament geschaffene Verfassung aufrecht zu erhalten.

Nun hatte das Parlament den Erzherzog von Oestreich erwählt, um die Beschlüsse der Körperschaft auszuführen. Der Erzherzog hielt jedoch mehr zu den Fürsten und gab dem König von Preußen den Auftrag, die Erhebung in Baden und in der Pfalz zu unterdrücken. Dem König kam dies erwünscht und auf seinen Befehl machte sich ein preußisches Heer nach diesen Ländern auf den Weg.

Schurz war von Mainz aus zu Fuß durch Rheinhessen nach der Pfalz gewandert. In Kaiserslautern, dem Hauptquartier der Aufständischen, hatte er seine rheinischen Freunde Kinkel und Annecke wiedergefunden. Ersterer Sekretär der von den Pfälzern erwählten Regierung, letzterer Befehlshaber der pfälzischen Artillerie. Auf Anneckes Empfehlung wurde Schurz zum Leutnant ernannt und ihm als Adjutant beigegeben. Er hatte die Befehle Anneckes anderen Offizieren zu überbringen und außerdem beim Drillen der Rekruten Dienste zu leisten.

Die fröhlichen Pfälzer waren entschlossen, für das Parlament und die Verfassung zu kämpfen. Freiwillige strömten von allen Seiten in das Hauptquartier. Allein man hatte nicht genug Waffen für sie, und so kehrten viele wieder in ihre heimischen Dörfer zurück. Nicht wenige hielten den Anmarsch der preußischen Truppen für eine leere Drohung, andere glaubten, daß die Landwehrleute in jenem Heere, die gerade so dachten und fühlten wie die liberalen Pfälzer, nicht gegen die Aufständischen kämpfen würden. Diese Hoffnungen erwiesen sich jedoch als trügerisch. In der Mitte Juni drang das preußische Heer in die Pfalz ein. Die Pfälzer, die schlecht bewaffnet und noch wenig geübt waren, konnten keine Schlacht wagen. Nach einem kleinen Gefecht zogen sie deshalb über den Rhein, um sich mit den badischen Truppen zu vereinigen. Bei diesen sah Schurz zum erstenmal Franz Sigel, einen stattlichen jungen Offizier, der sich bereits bei verschiedenen Treffen ausgezeichnet hatte und später im amerikanischen Bürgerkrieg eine hervorragende Rolle spielen sollte.

Die Scharen der Aufständischen lehnten sich an die Festung Rastatt an, in welcher eine badische Besatzung lag. Am 28., 29. und 30. Juni schlugen sich die pfälzer und badischen Truppen wacker mit dem preußischen Heer. Allein sie vermochten der überlegenen Disziplin und der Uebermacht desselben nicht standzuhalten und zogen sich nach Süden zurück.

Schurz wurde am 30. Juni von Annecke, dem Führer der Artillerie, nach Rastatt geschickt, um dem Kommandanten, Oberst Tiedemann, eine Botschaft zu überbringen. Als er seinen Auftrag erledigt hatte und die Festung verlassen wollte, hatten die Preußen dieselbe schon völlig eingeschlossen. Schurz meldete sich deshalb beim Oberst Tiedemann, der ihn mit militärischen Aufgaben beschäftigte und ihn nebst seinem Burschen Adam bei einem Bürger der Stadt eine behagliche Unterkunft verschaffte.

Schurz hatte nun die Befehle des Obersten zu überbringen, Posten zu besichtigen, hauptsächlich aber von der Zinne eines hohen Turmes die Bewegungen der Belagerer zu beobachten und über dieselben Bericht zu erstatten. Außer einer

---

*) Wir entnehmen obige Schilderung dem siebenten Bande der „Turm-Bücherei", Karl Schurz. Aus der Jugend des größten Deutsch-Amerikaners. Von Wilhelm Müller in Heppenheim. Verlag: Turm-Verlag, Leipzig. Das interessante Buch ist jedem Deutschamerikaner empfohlen.

Beschießung, welche den Bewohnern der Stadt großen Schrecken einjagte, doch keinen sonderlichen Schaden tat, fiel wenig Bemerkenswertes vor.

In der dritten Woche der Belagerung erschien ein preußischer Offizier mit weißer Flagge vor Rastatt. Es war ein Parlamentär, welcher die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt brachte; außerdem teilte er mit, daß sich die badisch-pfälzische Armee aufgelöst und in die Schweiz geflüchtet habe, und daß damit die Revolution zu Ende sei. Die Offiziere hielten Kriegsrat und beschlossen, Oberst Corvin, dem der preußische Befehlshaber sicheres Geleit gewährte, auszuschicken, damit er sich von der Sachlage überzeuge. Nach zwei Tagen kehrte Corvin zurück und berichtete, die Aussage des Parlamentärs sei völlig zutreffend. Ein tiefes Schweigen folgte der ausführlichen Rede. Allein es war nur die Stille vor dem Ausbruch des Gewitters. Dann gab es wildes Gewirr der Stimmen; die einen schlugen dies vor, die anderen forderten jenes. Einige Hitzköpfe wollten die Festung unter keinen Umständen übergeben und kämpfend auf den Mauern der Stadt sterben. Da ergriff ein ehemaliger preußischer Soldat, der in der Pfalz Offizier geworden war, das Wort und sagte: „Ich bin so gut wie irgend einer bereit, mein Leben zu opfern. Wir Preußen werden so wie so sterben müssen. Doch es handelt sich nicht nur um uns, sondern auch um die Bewohner Rastatts. Halten wir die Festung noch länger, so setzen wir die Bürger, Männer, Frauen und Kinder, einer Hungersnot, vielleicht einer weiteren Beschießung, ja dem Tode aus. Und alles dies umsonst. Denn übergeben wir die Stadt nicht jetzt, so müssen wir es später tun." Diese Rede machte einen tiefen Eindruck. Der Beschluß wurde gefaßt, die Stadt auf Gnade und Ungnade zu übergeben und Oberst Corvin beauftragt, dem preußischen Befehlshaber die Kunde zu überbringen.

Am Nachmittag bestieg Schurz wieder den Turm und hielt Umschau. Der blitzende Fluß, die frischgrünen Wiesen, die weite sonnige Ebene, die blaudufstigen Höhen des Schwarzwaldes entzückten das Auge des Beobachters. Da klangen ihm die Worte des Redners in die Ohren: „Wir Preußen müssen so wie so sterben." Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Nicht um seiner selbst, sondern um seiner Eltern willen. Als vor einigen Jahren sein Vater mit ihm zum Professor Prütz gegangen war, hatte letzterer seinem Schüler und Freund liebevoll die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Ein hoffnungsvoller Junge!" Und froh und stolz hatte der Vater mit dem Kopf genickt und seinem Sohn beglückt zugelächelt. Und alle diese Hoffnungen und Erwartungen sollten jetzt zunichte werden! Schurz verließ den Turm und ging in sein Quartier, um seinen Eltern den letzten Brief zu schreiben. Er dankte ihnen für alle Liebe und Sorge, die sie ihm erwiesen, und bat sie, ihm zu verzeihen, wenn er sie je betrübt habe und nun ihre Erwartungen nicht erfüllen könne. Doch was er getan, halte er für recht und all sein Denken und Handeln sei dem heißen Wunsch für die Größe des Vaterlandes und das Wohl des Volkes entsprungen.

Nun erschallten die Signale zum Abmarsch aus der Stadt. Schurz machte sich bereit, und wieder sagte er sich: „Heute wirst du gefangen und vielleicht morgen schon totgeschossen." Da ging ihm plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf. Bei seiner Umschau vom Turm hatte er an einer Gartenhecke innerhalb der Stadt die Oeffnung eines Abzugskanals bemerkt. Sein Ausgang war außerhalb Rastatts in einem bebuschten Graben nahe bei einem Welschkornfeld. Dieser Kanal mußte unter den Mauern und Festungswerken hindurch ins Freie führen. „Wie wäre es," dachte Schurz, „wenn ich in der Stadt bliebe, mich unbemerkt in den Kanal begäbe und nach dem Einzug der Preußen nachts den Weg ins Freie suchte?" Er teilte seinen Plan seinem pfälzischen Burschen Adam und einem rheinischen Offizier Neustädter mit und beide waren sofort bereit, mit ihm den Fluchtversuch zu wagen. Rasch besorgte Adam einen Laib Brot, Würste und einige Flaschen Wein. Sie versteckten dies alles und Pistolen unter ihren Kleidern und schlossen sich dem letzten Trupp an, der aus der Stadt marschierte. Nach einer kurzen Strecke wandten sie sich aber seitwärts, erreichten bald die innere Mündung des Kanals und krochen unbemerkt hinein. Der Kanal war eine aus

Backsteinen erbaute, etwas mehr als meterhohe Röhre, in der das Wasser fast einen halben Fuß hoch stand. Die Flüchtlinge begannen in gebückter Haltung, halb kriechend, halb gehend, ihren Marsch. Nach einiger Zeit stieß Schurz an ein dickes Brett. Quer in den Kanal gelegt, bildete es eine Bank, auf welcher sich die drei, dicht nebeneinandergepreßt, niederließen, um hier bis zum Einbruch der Nacht zu warten. Bald hörten sie die schweren, dröhnenden Schritte vieler Menschen und wußten, daß nun die preußischen Soldaten in Rastatt einzögen. Als es nach ihrer Berechnung Mitternacht war, setzten sie ihren Marsch fort. Dabei stießen sie an ein bis nahe an den Boden reichendes eisernes Gitter, konnten aber zum Glück unter demselben durchkriechen. Endlich sahen sie einen schwachen Lichtschimmer und wollten schon den Kanal verlassen, da ertönte unmittelbar in der Nähe der Oeffnung der laute Ruf: „Halt, wer da!" Wie vom Donner gerührt, blieben sie stehen und vernahmen den taktmäßigen Schrit einer Runde, wie die öftere Wiederholung des Rufes: „Wer da!" Es wurde ihnen klar, daß dicht neben der Mündung des Kanals eine preußische Schildwache stand und eine ganze Kette von Posten ihr Entrinnen unmöglich mache. Nach kurzer Beratung krochen sie wieder in den Kanal zurück bis an die Bank, ließen sich auf derselben nieder und begannen etwas zu essen. Seit dem Frühstück des verflossenen Tages hatten sie nichts zu sich genommen. Obgleich ihr Brot vollständig durchweicht war, schmeckte es ihnen trefflich. Mit einem Mal ließ sich leises Plätschern vernehmen. Es regnete und das Wasser im Kanal stieg, zuerst langsam, dann mit zunehmender Schnelligkeit. In ihrer sitzenden Stellung reichte es ihnen schon bis an die Brust. Wollten sie nicht elend ertrinken, so mußten sie den Kanal verlassen, und zwar durch die in die Stadt mündende Oeffnung. Sie wandten sich deshalb weiter rückwärts. Am Morgen erreichten sie die Mündung des Kanals, sprangen unbemerkt durch mehrere Gärten, setzten über Zäune und gelangten in einen Holzhof, in dem sie zwischen Stößen von Brettern Halt machten. Hier konnten sie jedoch jeden Augenblick entdeckt werden. In der Nähe war ein Mann beschäftigt, der seiner Kleidung nach dem Arbeiterstand angehörte. Diesen riefen sie herbei und teilten ihm ihre verzweifelte Lage mit. Er führte sie sogleich durch einen Verschlag und zeigte ihnen über einem Stall einen engen, niederen und dunkelen Raum, in dem sie dicht neben einander flach auf dem Boden ausgestreckt liegen konnten. Kaum hatten sie dieses Versteck gefunden, so wurde es unter ihnen lebendig. Pferdegewieher und Menschenstimmen schlugen an ihr Ohr. Es waren preußische Husaren, die von dem Stalle Besitz ergriffen. Die Flüchtlinge hörten jedes Wort, das die Soldaten sprachen. Ebenso konnten diese das leiseste Geräusch über ihrem Haupte vernehmen. Obgleich die von der Nässe durchkälteten und durch Aufregung erschöpften Flüchtlinge kaum die Augen aufzuhalten vermochten, wagten sie doch nur abwechselnd zu schlafen, damit der Wachende beim Schnarchen oder selbst beim lauten Atmen die Schläfer wecken könne. Mit der Zeit begann auch der Hunger und mehr noch der Durst die drei zu quälen. Sie erkannten, daß sie auf jede Gefahr hin Nahrungsmittel erlangen müßten. Als deshalb in der Nacht die Soldaten laut schnarchend unter ihnen schliefen, verließ Neustädter, der leichteste von ihnen, von Schurz mit Geld versehen, leise und unbemerkt den Raum. Nach einer bangen halben Stunde kehrte er mit einem Stück trockenen Brotes und einem Apfel zurück und die drei teilten sich gierig in die Beute. Gegen Morgen tauchte auch vor der Oeffnung ein Mann auf, den Neustädter über ihre Lage unterrichtet und durch Geld zu ihrer Unterstützung bewogen hatte. Er brachte Brot und Wein und teilte den Flüchtlingen mit, die Vorpostenkette um die Stadt sei entfernt worden und er sei bereit, sie nach der von Neustädter empfangenen Weisung vor der Mündung des Kanals zu erwarten und nach dem Dorf Steinmauern am Rhein zu geleiten. Nun stärkten sich die drei und schöpften wieder Hoffnung. Gegen Abend ging es unter ihnen äußerst lärmend zu. Die Soldaten kehrten augenscheinlich von einem Trinkgelage zurück, bei dem sie den Becher fleißig geleert hatten. Bald hörte man im Stalle nur dröhnendes Schnarchen. Die Flüchtlinge verließen jetzt vorsichtig ihr Versteck, gelangten ohne Schwierigkeit durch die Gärten an die Mündung

des Kanals, begannen zum zweiten Mal ihren kriechenden Marsch, kamen endlich an die Oeffnung und fanden die Umgebung vollkommen verlassen. Ein leiser Pfiff wurde aus dem Welschkorn erwiedert. Ein Mann — derselbe, mit den Neustädter verhandelt hatte — trat heraus und führte sie auf dem kürzesten Wege nach Steinmauern. Am Rhein harrte ein Fischer ihrer in einem Nachen. Der Führer erhielt von Schurz den ausbedungenen Betrag und letzterer dankte dem Manne herzlich für seine Hilfe und bot ihm noch weiteres Geld an. Dieses lehnte der Führer jedoch ab und sagte: „Was ihr noch habt, braucht ihr wohl selbst. Ich heiße Augustin Löffler. Vielleicht sehen wir uns im Leben noch einmal wieder. Gott behüte euch!" Die Flüchtlinge kreuzten hierauf im Kahn den Rhein, Löffler aber kehrte nach Rastatt zurück. Nach einer Reihe von Jahren, als der damalige Flüchtling Karl Schurz im mächtigen Freistaat jenseits des Ozeans Minister geworden war, erhielt er eines Tages einen Brief von Löffler. Dieser teilte ihm mit, er sei nach Kanada ausgewandert und es gehe ihm in der Neuen Welt gut. Er habe mit Vergnügen in den Zeitungen gelesen, daß es einer von den drei Männern, die er in der Julinacht an den Rhein führte, so weit gebracht habe. Hierauf drückte ihm Schurz seine Freude über den Empfang des Briefes aus, bat um weitere Mitteilungen, erfuhr jedoch nichts mehr von seinem damaligen Retter.

Nach ihrer Landung auf elsässischem Boden setzten die Flüchtlinge ihre Wanderung fort. Als sie sich beim Anbruch des Tages gegenseitig betrachteten, entsetzten sie sich zuerst über ihr Aussehen, brachen aber dann in ein lautes Gelächter aus. Ihre Haare klebten aneinander, die Gesichter waren vor Schmutz unkenntlich, die Kleider mit einer Kruste von Schlamm und Staub überzogen. In einem Bache nahmen sie eine gründliche Reinigung vor und gingen bis zum Dorfe Selz weiter, wo sie andere deutsche Flüchtlinge fanden. Von diesen erfuhren sie, daß Kinkel in einem Gefechte verwundet, von den Preußen gefangen genommen und in den Kasematten Rastatts untergebracht worden sei. Dort würde ein Kriegsgericht über ihn aburteilen und ihn erschießen lassen. Diese Nachricht erschütterte Schurz auf das tiefste und er vermochte kaum, sich der errungenen Freiheit zu erfreuen.

Nach einer gründlichen Rast in Selz begaben sich die Flüchtlinge nach Straßburg. Da man hier erfuhr, daß die gefangenen pfälzischen und badischen Gemeinen nur entwaffnet, aber nicht bestraft wurden, kehrte Adam auf den Rat seines bisherigen Leutnants in seine pfälzische Heimat zurück. Schurz und Neustädter wandten sich der schweizerischen Grenze zu, und es gelang ihnen, während der Nacht unbemerkt den Rhein zu kreuzen. Sie beschlossen, sich nach Bern zu begeben, wo verschiedene ihrer Mitkämpfer und Freunde sein sollten. Da ihre Mittel zusammenzuschmelzen begannen, wanderten sie rüstig ihrem Ziele zu. Auf den Feldern waren Landleute überall mit dem Einheimsen der Ernte beschäftigt. Sie schienen sich unter dem lachenden Himmel ihrer Arbeit mit frohem Eifer hinzugeben und hie und da erscholl ein kräftiger Jodler aus den Reihen der Schnitter. In welch großem Gegensatz zu diesem ersprießlichen Schaffen stand aber die Lage unseres jungen Freundes, der als heimatloser Flüchtling unter trüben Gedanken diesen fruchtreichen Sommerfrieden durchschritt. Schon unterwegs hörte er von einem Reisenden, daß die Freunde, die er suchte, zwar in Bern gewesen seien, die Stadt aber verlassen und einige sich nach Dornachbrück bei Basel gewandt hätten. Schurz kehrte deshalb allein an diesen Ort zurück, ohne jedoch seine Freunde zu finden, was für ihn eine große Enttäuschung bedeutete. Schon von Straßburg aus hatte er seine Eltern über seine erfolgreiche Flucht unterrichtet, jetzt ersuchte er sie, ihm etwas Geld und seine Kleider nachzusenden. Nach der Flucht aus Rastatt hatte ihn die Freude über sein Entkommen und die Hoffnung, seine Gefährten zu finden, aufrecht erhalten. Nun aber machten sich die Folgen seiner übermenschlichen Anstrengung und der furchtbaren Aufregung der letzten Tage geltend. Eine gänzliche Abspannung trat ein, trübselig schlenderte er in der Umgebung des Dorfes umher, glaubte sich ernsthaft krank und verbrachte in düsterem Sinnen lange Stunden in seinem kleinen Zimmer. Da hörte er eines Morgens plötzlich unten in der Wirtsstube eine kräftige Stimme seinen Namen nennen. Er erkannte am Sprechen sei-

nen Universitätsfreund Adolf Strodtmann, dem er in Bonn sehr nahe gestanden war, und der sich später als Dichter, aber mehr noch als Uebersetzer einen Namen machte. Jubelnd hieß er seinen Freund willkommen. Dieser brachte die herzlichsten Grüße von den Eltern und Freunden wie das erbetene Geld und die Kleider mit. Schurz fühlte sich plötzlich wieder wohl und munter. Nachdem die Freunde das Wiedersehen durch ein Mahl würdig gefeiert hatten, machten sie sich in heiterster Stimmung auf den Weg nach Zürich. Die letzte Stunde legten sie in der Postkutsche zurück. Als sie diese am Ziel ihrer Reise verließen, sieh, da standen Annecke, Schimmelpfennig und Techow, Mitkämpfer und Freunde aus der Erhebung, am Halteplatz, als ob sie die jungen Gefährten erwartet hätten. Ihre Ueberraschung und Freude war so groß als die der Ankömmlinge. Sie brachten Schurz sofort in einer kleinen, aber freundlichen Wohnung unter. Strodtmann blieb noch einige Tage in Zürich und durchlebte mit seinem Freunde noch einmal in der Erinnerung die schönen Tage der Studentenzeit. Als sich ersterer jedoch entfernt hatte, da überkam unseren jungen Freund mit erdrückender Macht das Gefühl, daß er sich ohne eine nutzbringende Beschäftigung in einem fremden Lande unter ungewohnten Verhältnissen befinde. Verschiedene andere Flüchtlinge waren in derselben Lage. Sie gaben sich jedoch der sicheren Hoffnung hin, daß in Deutschland eine neue revolutionäre Bewegung bald stattfinden müsse. Man würde sie dann als Mitkämpfer und Führer berufen und es sei ihre heilige Pflicht, für diese hohe Aufgabe ihre Kräfte zu schonen. Sie scheuten sich deshalb vor jeder ernsten Arbeit und brachten ihre Zeit mit der Ausspinnung ihrer Zukunftsträume in geselligem Zusammensein zu. Schurz teilte ihren Glauben an das Ausbrechen einer nahe bevorstehenden Erhebung treuherzig, allein an dem müßigen Wirtshausleben fand er nicht den geringsten Geschmack. Ein wahrer Hunger nach einer regelmäßigen und nützlichen Arbeit befiel ihn. Zunächst studierte er mit einigen seiner älteren Freunde, die preußische Offiziere gewesen waren, militärische Schriften. Er ahnte nicht, daß ihm die Kenntnisse, die er sich hier sammelte, in einer anderen Welt von großem Nutzen werden sollten. Ebenso nahm er seine geschichtlichen und philosophischen Studien mit gewohntem Eifer wieder auf. Es hieß damals, die schweizerische Regierung wolle in Zürich eine große Universität errichten. Schurz gedachte nun mit der Zeit an dieser Universität Vorlesungen zu halten und sich hierdurch den Weg zur Stellung eines Professors zu bahnen. Daneben lieferte er für eine Kölnische Zeitung Berichte aus der Schweiz und erwarb sich hierdurch eine Einnahme, die zur Deckung seiner äußerst bescheidenen Bedürfnisse fast genügte.

In Zürich erreichte Schurz eine Kunde, die seinem Denken eine andere Richtung und seinem Streben ein bestimmtes Ziel gab. Kinkel wurde nach seiner Gefangennahme am 4. August vor ein aus preußischen Offizieren bestehendes Kriegsgericht gestellt. Man befürchtete allgemein, er würde erschossen werden. Allein seine hinreißende Beredsamkeit machte auch auf die vom strengen Geist des Kriegsrechtes erfüllten Soldaten einen mächtigen Eindruck. Sie verurteilten Kinkel nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Haft auf einer preußischen Festung. Der preußischen Regierung war dieses Urteil jedoch zu mild. Sie stieß es um und die obere Militärbehörde bestimmte, daß Kinkel sein Leben im Zuchthaus zu beschließen habe. Dieses willkürliche Verfahren rief allgemeine Entrüstung hervor. Der Mann von makellosem Charakter, der beliebte Dichter, der verdienstvolle Gelehrte, der begeisterte Patriot sollte wegen einer politischen Handlung wie ein gemeiner Verbrecher behandelt und mit Dieben und Mördern auf die gleiche Stufe gestellt werden. Nicht nur die Freunde und Verehrer Kinkels waren auf das äußerste empört, sondern auch diejenigen, welche seine politischen Meinungen nicht teilten, hielten diese Entscheidung für eine unerhörte Grausamkeit. Der Gefangene wurde nun aus dem badischen Gefängnis in Bruchsal nach Naugard in Pommern übergeführt. (Auf dieser Reise Kinkels wurde unser Freund Dr. Wm. A. Fritsch zu Evansville, Ind., damals ein Junge von zehn Jahren, mit dem Freiheitskämpfer bekannt, als dieser auf dem Transport nach dem Zuchthause das Städtchen Gollnow in Pommern passierte.

Die Mutter Fritsch' holte aus ihrem Obstgarten prächtige Birnen für den Verurteilten. Die Schriftl.)

Dort mußte Kinkel geschorenen Hauptes in einer grauen Sträflingsjacke unter Verbrechern Wolle spinnen. Doch selbst in dieser Erniedrigung bekundete sich sein hoher Geist. Der Direktor des Gefängnisses, der mit Kinkel in Berührung kam, vermochte diesem Geist nicht zu widerstehen und gewährte dem Gefangenen kleine Vergünstigungen. Die Teilnahme für den unglücklichen Gefangenen war allgemein. Seiner wackeren Frau Johanna gingen von allen Seiten Versicherungen regen Mitgefühls zu und Freunde stellten ihr Geldmittel zur Verfügung, um womöglich das Los ihres Gatten zu mildern und auf seine Befreiung hinzuwirken.

Im Februar des Jahres 1850 erhielt Schurz einen Brief von Johanna Kinkel, in dem sie die entsetzliche Lage ihres Mannes und den Jammer der Familie schilderte. Sie gab sich jedoch keineswegs der Verzweiflung hin, sondern sprach den Entschluß aus, ihren Gatten aus seiner schmachvollen Lage zu erretten. Es bedürfte nur eines Freundes, der Mut, Geschick und Ausdauer besitze und bereit sei, sich dem Befreiungswerk zu widmen. Dieses Schreiben betrachtete Schurz als eine an ihn gerichtete Frage, ob er nicht selbst das Wagnis unternehmen wolle. Nach reiflicher Ueberlegung war er hierzu entschlossen. Nur ein Bedenken ließ ihn zaudern. Er war fast wie durch ein Wunder einem furchtbaren Schicksal entgangen. Konnte er es seinen bejahrten Eltern gegenüber verantworten, daß der sein Leben nochmals aufs Spiel setzte? Doch seine Eltern waren Freunde und Bewunderer Kinkels. Sie hatten die innigste Teilnahme mit seinem schrecklichen Los. Würde dieselbe Mutter, die beim Abschied gesagt hatte: „Trage deinen Säbel in Ehren," nicht auch jetzt ihm zurufen: „Geh' und rette deinen Freund?" Schurz war hiervon fest überzeugt und nun ging er sofort daran, seinen Entschluß auszuführen. Er sah aber auch ein, daß er nur durch Wahrung des strengsten Geheimnisses Erfolg erzielen könne. Sein Vetter Heribert Jüssen sah ihm auffallend ähnlich. Schurz bat deshalb diesen, sich bei der Behörde in Köln einen auf seinen Namen lautenden Paß ausstellen zu lassen und ihm denselben zuzusenden, und der Vetter entsprach diesem Wunsch. Dann teilte er dem demokratischen Verein in Zürich mit, er beabsichtige eine geheime Reise durch Deutschland zu machen, die Freunde der Freiheit in verschiedenen Städten zu besuchen, sich bei ihnen über die Lage der Dinge zu unterrichten und dem demokratischen Verein hierüber Bericht zu erstatten. Dieses Anerbieten wurde angenommen. Schurz erhielt eine Liste zuverlässiger Personen, im März verließ er ohne Abschied Zürich und hielt auf Grund des Passes als Heribert Jüssen seinen Einzug in Deutschland. Er besuchte verschiedene Städte, sprach bei Gesinnungsgenossen vor, knüpfte mit ihnen Verbindungen an und schickte Berichte nach Zürich. In der Nähe seiner Heimat verließ er die Postkutsche, wanderte zu Fuß weiter, um einer möglichen Begegnung auszuweichen und kam nachts in Bonn an. Zufällig besaß er noch seinen Hausschlüssel. Er öffnete also die Hintertür und ging leise in das Schlafzimmer seiner Eltern. Da sie beide in tiefem Schlummer lagen, setzte er sich ruhig auf einen Stuhl und wartete auf ihr Erwachen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Augen aufschlugen und ihren Sohn vor sich sahen! Ja, er war glücklich gerettet und stand gesund und in voller Jugendkraft vor ihnen. Ihre Freude war unbeschreiblich und sie hießen ihn jubelnd willkommen. Im Laufe des Morgens kam Frau Kinkel. Schurz teilte ihr in geheimer Unterredung seine Absicht mit und beide besprachen eingehend einen Plan zur Befreiung des Gefangenen.

Der Vater, der überaus stolz auf seinen Sohn war, konnte es nicht unterlassen, näheren Freunden desselben seine Rückkehr mitzuteilen. Und diese, wie seine vertrauten Studiengenossen in Bonn, begrüßten den jugendlichen Freiheitskämpfer mit begeistertem Jubel. Da wurde es denn schwer, seine Ankunft länger geheim zu halten. Schurz fand es deshalb seiner Sicherheit wegen geraten, Deutschland auf einige Zeit zu verlassen. Er reiste nach Paris, wo er sich mit geschichtlichen und sprachlichen Studien beschäftigte, dem demokratischen Verein in Zürich Bericht erstattete und nach Köln Aufsätze verschiedener Art sandte.

Gegen ende April wurden diejenigen in Köln vor Gericht geladen, die sich an dem nächtlichen Zug nach Siegburg beteiligt hatten. Vier von ihnen erschienen, die anderen, unter ihnen Schurz, waren auf flüchtigem Fuße. Als Kinkel aus dem Kölner Zuchthaus, in das man ihn gebracht hatte, unter militärischer Bedeckung nach dem Gerichtsgebäude geführt wurde, drängte sich in den Straßen eine unabsehbare aufgeregte Menge. Sie begrüßte den Gefangenen mit brausenden Hochrufen.

Man beschuldigte die Angeklagten, daß sie versucht hätten, die bestehende Verfassung umzustürzen, die Einwohner gegen die königliche Gewalt aufzureizen und zum Bürgerkrieg zu bewaffnen. Der Staatsanwalt beantragte die Todesstrafe für Kinkel. Dieser verteidigte sich selber. Man hätte es sicherlich dem schwer getroffenen Manne verziehen, wenn er, um das Gericht milder zu stimmen, eine nachgiebige Haltung gezeigt hätte. Allein Kinkel trat für jeden Schritt ein, den er getan hatte. Er zeigte, wie sein ganzes Handeln einzig und allein dem Wunsche entsprungen sei, die Größe und die Einigkeit des Vaterlandes herbeizuführen. Die zu Gericht saßen, mochten die von dem Verklagten angewandten Mittel nicht billigen, an der Lauterkeit seiner Beweggründe und der Hoheit seiner Absichten war nicht zu zweifeln.

Der Eindruck seiner Rede war ein unbeschreiblicher. Zuerst lauschten alle in atemloser Stille. Bald aber leuchteten die Blicke vieler voll Begeisterung und schließlich füllten sich die Augen starker Männer, der Richter, der Geschworenen und der Soldaten, die bewaffnet an den Türen standen, mit Tränen, und manche der Anwesenden brachen in ein lautes Schluchzen aus. Die Geschworenen verließen den Saal, kehrten aber sofort mit dem Wahlspruch „nicht schuldig" zurück. Als Kinkel das Gerichtsgebäude verließ, empfing ihn die Menge mit donnerndem Beifallsjauchzen und er schritt durch die Straßen nicht wie ein Sträfling, der zur Kerkerhaft geht, sondern wie ein Triumphator, der von einem glänzenden Siege kommt. Dem Gefangenen wurde gestattet, von seiner Frau und den Kindern Abschied zu nehmen. Dann schaffte man ihn heimlich aus der Stadt, brachte ihn jedoch nicht mehr nach Naugard, sondern nach Spandau, wo sich die Tore des Gefängnisses hinter dem unglücklichen Dichter schlossen.

Nachdem sich die Aufregung über den Vorgang gelegt hatte, kehrte Schurz von Paris nach Deutschland zurück. Er nahm immer noch mit dem Paß und unter dem Namen Heribert Jüssen seinen Aufenthalt in der Berliner Vorstadt Moabit und ging nun an die Ausführung seines Entschlusses. Zu diesem Zwecke trat er mit Personen in Verbindung, die ihn von dem Züricher Verein als durchaus zuverlässig bezeichnet worden waren oder welche Frau Kinkel ihm empfohlen hatte. Ebenso traf er verschiedene Bonner Studiengenossen wieder. Ihnen vertraute er sich an, d. h. seine Person, nicht aber sein Geheimnis. In dieses weihte er nach sorgfältiger Prüfung nur Dr. Falkenthal, einen in Moabit wohnenden Arzt, und den Spandauer Gastwirt Krüger ein. Letzterer genoß in seinem Wohnort allgemeines Ansehen und bekleidete eine Ehrenstellung in der Stadt. Schurz lernte ihn als einen klugen, mutigen und opferwilligen Mann und Gesinnungsgenossen kennen. Er erbat sich deshalb seine Mithilfe zu dem Werke, und Krüger war bereit, nach Kräften zum Gelingen beizutragen. Das Gefängnis war ein großer quadratischer Steinbau mit vergitterten Fenstern und lag, von vier Straßen umgeben, mitten in der Stadt. Außer den Wärtern war nur eine Handvoll Soldaten in demselben. Eine entschlossene kleine Schar hätte dieselben leicht überwältigen können. Allein die Festung starrte von Truppen verschiedener Gattung, ein Alarmruf würde im Nu Soldaten in Menge herbeigerufen haben und diese hätten eine Entführung Kinkels vereitelt. An eine gewaltsame Befreiung war deshalb nicht zu denken. Man mußte versuchen, die Mitwirkung eines Gefängniswärters durch Geld zu erkaufen, eine Aufgabe, die dem Freunde des Gefangenen außerordentlich zuwider war. Allein es galt die Freiheit, ja das Leben eines schmachvoll behandelten Mannes, der der Sache des Volkes und dem Vaterlande noch große Dienste leisten konnte, und um ihn zu retten, durfte man nicht vor widerwärtigen Mitteln zurückschrecken. Krüger mußte deshalb zunächst zwei vertrauenswerte, kräftige, junge



Männer, Poritz und Leddihn, zu gewinnen, die aus freien Stücken bei dem Werke mithelfen wollten, das ihnen als ein sehr verdienstvolles erschien. Krüger machte hierauf Schurz mit mehreren Gefängniswärtern bekannt, von denen er annahm, daß sie durch den Klang des Goldes zu gewinnen wären. Jeder erklärte sich bereit, dem Gefangenen bessere Speise und auch Wein zukommen zu lassen. Sobald aber Schurz von einer Befreiung Kinkels zu reden begann, lehnte einer nach dem anderen erschrocken jede Mitwirkung ab. Es schien also, daß auf diesem Wege auch nichts zu erreichen sei. Schurz hielt es geraten, auf einige Zeit aus Berlin zu verschwinden, da man keineswegs sicher war, ob die beunruhigten Gefängniswärter nicht aus der Schule plaudern würden. Ende September kehrte er wieder zurück und erfuhr von Poritz und Leddihn, im Gefängnis sei alles still geblieben, die Wärter hätten schon im eigenen Interesse geschwiegen. Später führten ihm die beiden den Gefangenenwärter Brune vor und meinten, er sei der richtige Mann. Schurz fand dies schon bei der ersten Unterhaltung bestätigt. Brune war, wie die anderen Wärter, Unteroffizier gewesen. Auch er hatte mit kärglichem Gehalt eine große Familie zu ernähren. Allein er war ein mutiger Mann, der die Gerechtigkeit liebte und er sagte schon bei der ersten Unterredung: „Es ist eine Gottesschande, daß ein so gelehrter und tüchtiger Herr unter gemeinen Hallunken im Zuchthaus sitzt. Ich würde ihm selbst heraushelfen, wenn ich nicht für Frau und Kinder zu sorgen hätte." Als ihm Schurz antwortete, im Falle seiner Mithilfe werde für seine Familie mehr als genügend gesorgt werden, erklärte er sich bereit, sein Bestes zu tun, und bat sich drei Tage Bedenkzeit aus. Diese drei Tage kamen Schurz wie eine Ewigkeit vor. Nach Verlauf derselben traf er bei Krüger wieder mit Brune zusammen und letzterer meinte, das Unternehmen sei schwierig und gefährlich, er wolle es jedoch versuchen. Die Schlüssel zu allen Zellen, auch zu jener, in welcher Kinkel saß, würden in einem Spind im Zimmer des Inspektors aufbewahrt. Dieser pflege jeden Abend das Spind nachzusehen, abzuschließen und den Schlüssel auf das Spind zu legen, hierauf auch die Türe seines Zimmers zu schließen und das Gefängnis zu verlassen. Man brauche also nur während des Tages einen Wachsabdruck von dem Zimmerschlüssel des Inspektors zu nehmen und sich einen Nachschlüssel machen zu lassen. Mit diesem könne man nachts in das Zimmer gelangen, mit dem auf dem Spind liegenden Schlüssel letzteres öffnen, hierauf den Schlüssel zu Kinkels Zelle herausnehmen. Dann würde man die Zelle erschließen und der Gefangene könne in einer Verkleidung in eine Vorhalle des Gefängnisses geführt werden, wo ihn Schurz in Empfang nehmen solle. Letzterem leuchtete der Plan ein. Brune hatte vom 5. auf den 6. November die Nachtwache und bei dieser Gelegenheit wollte er das Wagnis unternehmen.

Schurz war mit allem einverstanden. Zunächst begab er sich nun zu einer von Frau Kinkel bezeichneten Dame, welcher erstere die zur Befreiung ihres Mannes eingelaufene Summe zugesandt hatte. Sie war für die Zeitverhältnisse sehr bedeutend und Schurz bewahrte sie mit äußerster Vorsicht. Am Abend des Vierten hatte er noch eine Unterredung mit Brune. Am Schlusse derselben meinte Brune, ehe er am nächsten Tage seinen Kopf wage, müsse das zugesagte Geld in den Händen seiner Familie sein, da man nicht wissen könne, wie die Sache ausgehe. Schurz fand diese Forderung gerechtfertigt. Zu gleicher Zeit hatte er jedoch die größten Bedenken. Brune machte zwar den Eindruck eines durchaus ehrlichen Mannes. Würde er aber der Versuchung, eine so große Summe sich mühelos anzueignen, widerstehen? Konnte er nicht das Geld in Empfang nehmen und dann nichts weiteres tun oder den ganzen Plan dem Inspektor verraten? Und wenn die Summe verloren ging, dann war es um Kinkel geschehen, dann war auch Schurzens Ehre befleckt. Denn wenn er auch nicht in den Verdacht der Unredlichkeit kam, so konnte man ihm doch den Vorwurf sträflichen Leichtsinns machen. Er kämpfte einen schweren inneren Kampf. Allein Krüger, der wackere, vorsichtige Ehrenmann, war für Brune eingetreten und dieser hatte sich in allen Verhandlungen so ruhig, fest und entschlossen gezeigt, daß Schurz ihm die Summe übergab. Gegen Mitternacht des 5. November stellte er sich, in einen Mantel

gehüllt und bewaffnet, in den Torweg des Gefängnisses ein. Leddihn besetzte mit einigen handfesten Freunden die eine, Poritz die andere Ecke der am Gefängnis vorbeiführenden Straße. Ebenso war ein Wagen zur Flucht bereit.

Um zwölf Uhr sollte Brune mit dem Gefangenen im Torweg erscheinen. Schurz wartete und wartete, allein niemand ließ sich sehen. Der Harrende geriet in die furchtbarste Aufregung. Endlich gegen halb eins erschien Brune, aber allein. In größter Niedergeschlagenheit sagte er, der ganze Plan sei gescheitert, da der Inspektor ausnahmsweise den Schlüssel nicht auf das Spind gelegt habe, und erklärte sich bereit, das Geld wieder zurückzugeben.

Schurz war gänzlich niedergeschmettert. Er hatte gehofft, die qualvolle Gefangenschaft seines verehrten Lehrers beenden und diesen der Freiheit zuführen zu können. Und welche unsägliche Pein mußte Kinkel jetzt erdulden, dem man seine bevorstehende Befreiung angekündigt und der nun vergebens dem heißersehnten Augenblick entgegengeharrt hatte, an dem sich die Tür des Kerkers öffnen sollte.

Halb verzweifelt suchte Schurz am nächsten Tage Brune auf. Als dieser ihm das Geld zurückgeben wollte, sagte Schurz: „Nun müssen wir wohl geraume Zeit warten, bis die Bedingungen wieder so günstig sind. Oder gibt es vielleicht doch noch einen Ausweg aus der Klemme?"

„Ich habe mir die Sache heute bedacht," entgegnete Brune, „und ich will versuchen, Herrn Kinkel in dieser Nacht herauszuhelfen, wenn er Mut zu einem halsbrecherischen Stück hat."

„Was, diese Nacht?" fragte Schurz aufatmend.

„Ja, diese Nacht," antwortete Brune und fuhr fort: „Am Ende des Ganges, der an der Zelle des Gefangenen vorbeiführt, ist ein kleiner Söller, der auf die Straße geht. Heute läßt der Inspektor sicherlich den Schlüssel auf dem Spind liegen. Ich kann dann den Schlüssel zur Zelle ihres Freundes bekommen und diesem aus dem elenden Loch heraushelfen. Dann befestigen wir am Söller ein Seil. An diesem muß sich Herr Kinkel allerdings mehr als 60 Fuß tief zur Erde niederlassen. Sie warten wieder unten und entfliehen mit ihm in der Kutsche."

Schurz fand diesen Plan vortrefflich. Mit einem Schlag hatte er den Mißerfolg der vergangenen Nacht vergessen und war ganz Leben, ganz Unternehmungslust. Er eilte sofort zu Krüger, bei dem er glücklicherweise noch den Gutsbesitzer Hensel traf, dessen Wagen zur Aufnahme Kinkels bereit gewesen war. Schurz teilte beiden den neuen Plan mit und sie trafen sogleich Vorkehrungen zur Ausführung. Krüger äußerte noch, die Nacht sei besonders günstig, da verschiedene Gefängnisbeamte in seinem Lokale eine Festlichkeit hätten und deshalb die Aufsicht im Gefängnis keine sehr scharfe sein würde.

Wie in der vorhergehenden Nacht fanden sich die Freunde Kinkels etwas vor zwölf wieder vor dem Gefängnis ein. Poritz nahm mit seinen Begleitern an der einen, Leddihn und seine Gefährten an der anderen Ecke des Gebäudes Platz. Man hatte ihnen gesagt, daß sie sich im entscheidenden Augenblick beim Herannahen von Personen betrunken stellen und die Vorübergehenden durch ein Gespräch aufhalten sollten, bis das Herablassen Kinkels gelungen sei. Gleichzeitig fuhr Hensel mit seinem Wagen vor dem Gefängnis hin und her, damit das Rasseln der Räder jedes Geräusch übertöne, das etwa entstehen könne.

Schurz verbarg sich dem Söller gegenüber in einem Toreingang. Kurz nach Mitternacht zeigte sich droben unter dem Dachstuhl auf dem Söller der matte Schein einer Laterne, die dreimal auf und ab bewegt wurde. Dies war das verabredete Zeichen, daß so weit alles gelungen sei. Nun schlug Schurz mit Stahl und Feuerstein Funken, was den droben Ausschauenden andeutete, das Wagestück könne unternommen werden. Sogleich erschien auf dem Söller ein dunkeler Körper, der sich über die Brüstung herabließ und an dem Seil herunterglitt. Wenige Augenblicke später hielten sich die Freunde umschlungen. Rasch flog das Seil in die Höhe, Kinkel und Schurz stiegen in den Wagen und die Wachestehenden zerstreuten sich. Das kühne Wagnis war gelungen und der Gefangene seinem Kerker entflohen. Im Wagen versuchte Kinkel die Hand seines Befreiers zu drücken, doch

seine Hände waren ganz wundgerieben und bluteten, sodaß er nur seinen Arm um die Schultern seines ehemaligen Schülers legen und mit leisem Druck dem Gefühl innigsten Dankes Ausdruck geben konnte.

Im Gasthaus wurden die Ankommenden von Krüger und seiner Frau jubelnd begrüßt. Letztere wusch und verband mit mütterlicher Sorgfalt die Hände Kinkels, worauf dieser seine Kleider wechselte. Schurz betrachtete in dem hellerleuchteten Raum seinen Freund genauer und tiefstes Mitleid, aber auch brennenderGrimm erfüllten sein Herz. Aus dem hohen, kräftigen, von Gesundheit und Frische strotzenden Mann war eine gebeugte Jammergestalt mit bleichem, eingefallenem Gesicht und matten, glanzlosen Augen geworden. Krüger, der einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, kehrte mit einem großen, gefüllten Glase zurück und sagte mit vergnügtem Augenzwinkern: „Drüben im Saale sitzen die Gefängnisbeamten beim Kommers. Ich bat mir für einige durstige Seelen ein Glas Punsch aus; hier ist es, lassen Sie uns auf die glückliche Befreiung unseres verehrten Freundes trinken!" Die anderen kamen der Einladung gern nach. Der Gedanke, daß der Entflohene und seine Befreier mit dem Punsch der Gefängniswärter auf die gelungene Flucht tranken, hatte etwas so Komisches, daß alle sich desLachens nicht enthalten konnten. Doch es war keine Zeit zu verlieren. So verließen Hensel, Kinkel und Schurz das Haus. Die beiden letzteren nahmen im Wagen Platz, Hensel bestieg den Bock, und in scharfem Trabe ging es aus der Stadt. Um etwaige Verfolger irre zu leiten, fuhr Hensel durch das Potsdamer Tor. In einiger Entfernung von Berlin bog er in einen Seitenweg ein, dann nahm er die Berlin-Strelitzer Landstraße und ließ seine Braunen tüchtig ausgreifen. Man hatte vereinbart, daß die Flüchtlinge nicht in Hamburg oder Bremen, sondern in einem kleinen mecklenburgischen Hafen die Fahrt nach England antreten sollten, denn es war anzunehmen, daß man sie in einem solchen weit weniger suchen würde, als in einer der großen Seestädte. Deshalb ging es rasch der mecklenburgischen Grenze entgegen. Am Morgen erreichte man dieselbe und die Fliehenden fühlten sich jetzt ein wenig sicherer. Doch der Trab der Pferde wurde immer langsamer. Im Städtchen Fürstenberg versagten sie den weiteren Dienst und man mußte eine längere Rast halten. Kinkel und Schurz nahmen von dem wackeren Gutsbesitzer Hensel Abschied, der sich freute, nach Kräften zu dem gelungenen Rettungswerk beigetragen zu haben. Auf dem Wagen eines Gesinnungsgenossen setzten sie die Fahrt fort. Ihr bewährter Freund Moritz Wiggers ließ sie von Rostock nach dem stillen Hafen und Badeort Warnemünde bringen, wo sie nach dreitägiger Fahrt von den Aufregungen der Befreiung und den Anstrengungen der Flucht ausruhten. Dann brachte sie der Großkaufmann und Rheder Brockelmann auf sein in der Umgegend gelegenes Landgut. Hier warteten sie, von der Welt abgeschlossen, in Sicherheit das Auslaufen eines der Brockelmannschen Schiffe ab.

Die Nachricht von der Flucht Kinkels rief überall das größte Staunen hervor und wurde von seinen Freunden mit unverhohlener Freude begrüßt. Die preußische Regierung erließ sofort einen Steckbrief, der in allen Zeitungen veröffentlicht wurde. Von dem Anteil, den Schurz an der Befreiung gehabt hatte, wußte man damals noch nichts. Man erging sich deshalb in allen nur erdenklichen Vermutungen darüber, wie wohl der Vogel seinem Käfig entflohen sei. Mittlerweile erfreuten sich Kinkel und Schurz im Hause des Herrn Brockelmann der bekannten mecklenburgischen Gastfreundschaft in vollstem Maße.

Ein scharfer Ostwind verhinderte die Brigg Anna, die Herrn Brockelmann gehörte, am Auslaufen. Als sich derselbe legte, begleitete der Rheder seine Gäste an Bord. Er gab dem Kapitän die Weisung, die beiden Herren so schnell als möglich nach England zu bringen, in Newcastle oder einem anderen englischen oder schottischen Hafen ans Land zu setzen und dann erst seine Ladung zu löschen. Hierauf nahm man Abschied und die Freunde sprachen dem mecklenburger Kaufherrn ihren innigsten Dank aus für alles, was er für sie getan hatte.

Die kleine Anna glitt rasch über die bewegte Flut. Die Flüchtlinge standen auf dem Hinterdeck und sahen, wie sich das deutsche Gestade in

nebliger Ferne verlor. In dieser Stunde wurden sie beide von den gleichen Gefühlen bewegt. Der eine ließ Weib und Kind, der andere Eltern und Geschwister hinter sich im Vaterland, dessen Bestes sie gewollt, für dessen Freiheit sie gekämpft hatten, auf das sie mit Liebe und Wehmut zurückblickten und das ihnen jetzt verschlossen war. —



Anfänge und Entwicklung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Von H. A. Rattermann.

(Fortsetzung.)



Am 30. November 1841 gab der ausgezeichnete Vioncello = Virtuose Gustav Knoop sein erstes Konzert in Philadelphia und kurz nachher kam auch der damals vielgerühmte Guitarrespieler Vincent A. Schmidt dorthin, der dann mit Herrn Knoop sich zu einer Konzerttour im Osten vereinigte. Herr Schmidt begeisterte das Publikum besonders mit einem Bravourstück auf der Guitarre, der „Zapfenstreich" benannt. Der Männerchor lud die beiden Herren zu seiner Weihnachts-Abendunterhaltung ein. Beide waren tüchtige Künstler und frohe Lebemänner, lautet ein Bericht aus jener Zeit. Knoop, der sich noch bis zum Jahre 1848 ab und zu in den Vereinigten Staaten aufhielt, kam damals nicht nach dem Westen, wo wir ihn später mit seiner Gattin, Madame Knoop-deGony, einer ausgezeichneten Lautenspielerin, noch öfters antreffen werden.

Im Jahr 1842 kam der in Europa weit und breit berühmte Violoncellospieler Max Bohrer auf seiner Konzerttour durch Frankreich und England auch nach den Vereinigten Staaten und entzückte durch sein seelenvolles Spiel überall seine Zuhörer. Nach dem in Philadelphia in der „Musical Fund Hall" stattgefundenen Konzert schrieb Herr Maximilian Schele de Vere eine rühmende Kritik über das Spiel des Künstlers, der das ganze Auditorium wie mit magischem Zauber ins Elysium versetzt habe. Er fügt seinem längeren Aufsatz in der „Alten und Neuen Welt" noch das folgende Sonett hinzu:

An eine Dame,
als sie in Max Bohrers Konzert weinte:

Ich kenne zwei Sterne so hell und klar,
Sie sprechen zum Herzen tief und wahr;
Ich kenne zwei Perlen so voll und rein,
Sie quellen aus heiligem Herzensschrein.

Die Sterne funkeln vor innerer Lust,
Entzücken wogt in der schwellenden Brust,
Und wie aus goldenem Becher der Wein,
So träuft der Perlen kristallener Schein.

Da ziehet ein Wölkchen rosig und weich,
Und Wehmut schattet der Sterne Reich,
Und schneller rinnen die Perlen bleich.

Die Töne brausen wohl auf und ab,
Sie singen von Liebe, Glück und Grab
Und Perl auf Perl träuft still herab.

*) Aus dem „Jahrbuch" der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois", mit freundlicher Genehmigung der genannten Gesellschaft, des Herrn Verfassers und des Herausgebers, Herrn Professor Dr. Julius Goebel. Das hochinteressante Werk, 600 Seiten stark, Oktav, ist zu beziehen von der „D. = A. Historischen Gesellschaft von Illinois, 1608 Maller Building, 5. S. Wabash Ave., Chicago, Ill. Der Preis beträgt $3.00. Jedem Freunde der deutsch-amerikanischen Geschichte sei dieses Werk warm empfohlen. Die Schriftleitung.

Wenige Jahre später wurde der erste Versuch gemacht, ein ganzes Orchester nach Amerika zu bringen. Es war der zur Zeit bedeutendste Rivale des Walzerkönigs Johann Strauß, der wegen seiner Tänze ebenfalls berühmte Joseph Gungl, der mit seiner ganzen Kapelle nach dem gelobten Dollarlande kam. Er hatte es auch in der Tat auf die amerikanischen Dollars abgesehen und bereits eine Reihe herrlicher Tänze komponiert, um damit in Amerika glänzende Geschäfte zu machen. Die wirklich vorzüglichen Walzer: „Träume auf dem Ozean", „Venusreigen" und „Deleware-Klänge" wurden von Gungl für die Amerikafahrt komponiert und zuerst in Philadelphia, später in Baltimore und New York aufgeführt. Es wird berichtet, daß die Kapelle auch überall Beifall gefunden habe, die erhoffte Einnahme sei jedoch nicht zufriedenstellend gewesen; und Gungl kehrte enttäuscht mit seiner Kapelle nach Europa zurück, wo er einen Schmähbericht über ihren Empfang im Dollarlande publizierte. (Wir erinnern an einen deutschen Dichter der Gegenwart, der vor einigen Jahren mit seiner musikalischen Gattin zur Dollarernte nach Amerika kam, nicht den erhofften Beifall fand und dann gleichfalls eine Schmähschrift über Amerika und besonders die Deutsch-Amerikaner veröffentlichte. Schriftl.) Er hatte wohl nicht bedacht, daß einzelne Künstler oder eine so berühmte Tänzerin wie Fanny Elßler mit ihrer beschränkten Tanzkapelle ihre Rechnung dabei finden konnten, daß aber die Kosten des ganzen Orchesters in jenen Jahren die Kräfte der hiesigen Bevölkerung übersteigen durften, zumal die Anglo-Amerikaner dafür noch kaum zur Begeisterung gewonnen werden konnten. Die genannten drei Walzer sind jedoch ein schönes Geschenk, das er diesem Lande gemacht hat und die noch lange nachher von hiesigen Musikkapellen aufgeführt wurden und Beifall gefunden haben.

Nun mag es genug sein mit den Besuchen von Musikkünstlern, die den Osten dieses Landes beglückten. Bis zum Schlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind noch viele musikalische Talente an den Gestaden Columbias gelandet, allein ihr Wirken reicht nicht über eine kurze Spanne Zeit hinaus und fand kaum einen dauernden Wiederhall. So berichtet Gustav Körner in seinem Buche: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten", daß im Jahre 1838 ein deutscher Musiker Schmidt aus Bremen in Boston mit bedeutendem Gehalt angestellt worden sei — wo, wird nicht gesagt, wahrscheinlich wurde Schmidt der Nachfolger Zeuners als Dirigent der Haydn- und Händel-Gesellschaft. Ferner schreibt Körner, daß im Jahre 1839 Haydns „Schöpfung" in Bethlehem, Nazareth und Allentown, sowie im nächsten Jahre in Harrisburg aufgeführt worden sei. Buffalo, N. Y., hatte bereits 1844 einen deutschen Singverein, aber das Nähere über alle diese Nachrichten fehlt. Erst 1848 erhielt Buffalo den fortbestehenden Gesangverein „Liedertafel".

In all dieser Zeit blieb New York, das in der Gegenwart auf dem musikalischen Felde die erste Stelle in Amerika einnimmt, gegenüber Philadelphia und Boston und selbst mehreren kleineren Städten Pennsylvaniens und des Westens, weit zurück. Der bereits genannte Singverein vom Jahre 1839 gibt die älteste Kunde darüber. Bezüglich des Wirkens desselben ist jedoch nichts näheres bekannt.

Die nächste Nachricht betrifft das langsame Aufblühen der Instrumentalmusik in dieser Stadt. Als ihr frühester Anreger wird der in New York 1802 geborene A. E. Hill genannt, von dem berichtet wird, daß er ein Schüler Ludwig Spohrs gewesen sei, als dieser sich kurze Zeit in Dresden aufhielt. Faust nennt ihn nur einen mittelmäßigen Violinspieler, aber einen vortrefflichen Organisator, ohne indessen anzugeben, woher er dies erfahren habe. Hill wird der Gründer der New Yorker „Philharmonischen Gesellschaft" genannt, die im Jahre 1843 ins Leben trat. Ihre Anfänge waren, wie das zu jener Zeit überall der Fall war, noch sehr bescheidener Art. Theodor Thomas schilderte einst dem Verfasser dieses etwas über ihren Beginn und meinte, die Mitglieder dieser Musikgesellschaft seien anfänglich Dilettanten und zur Hälfte professionelle Musiker gewesen. Die Zahl der Mitglieder sei bis zur Zeit, als Theodor Eisfeldt ihr Dirigent wurde, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig gewesen. Mit Eisfeldts An-

tritt (1850) als Kapellmeister sei die Zahl auf fünfunddreißig gestiegen.

Hills Genosse und vorzüglicher Mitarbeiter an dem Aufbau eines Orchesters in New York war Christian Heinrich Timm, dessen Wirken noch weit in die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts fortlebte. Er war 1811 in Hamburg geboren, kam 1835 nach Amerika, ließ sich in New York als Musiklehrer und Organist nieder, wo er im Jahre 1892 gestorben ist. Er wird als ein vorzüglicher Klavier- und Orgelspieler und als tüchtiger Musiker überhaupt geschildert. Timm war einer der ersten Teilnehmer an der Gründung der „Philharmonischen Gesellschaft" und stets ein unerläßlicher Aushelfer in allen Zufälligkeiten, welche diesen frühen Versuch zur Bildung eines Orchestervereins in New York begleiteten.

Ein zweiter Musiker von Bedeutung, der an der Gründung der Philharmonischen Gesellschaft teilnahm und als hervorragender Musiklehrer in New York lebte, war Wilhelm Scharfenberg. Er war 1816 in Kassel (Kurhessen) geboren, ein Schüler von J. N. Hummel und wurde später zweiter Geiger in dem Spohrschen Quartett in Kassel. Scharfenberg kam im Jahre 1838 als Klaviervirtuose nach Amerika und blieb kurz darauf in New York seßhaft, wo er im Jahre 1895 gestorben ist.

Der dritte im Bunde der bedeutenden Philharmoniker, nicht zwar ihr Gründer, doch einer ihrer Leiter im ersten Jahrzehnt, noch vor dem Jahre 1850, war Theodor Eisfeldt. Er wurde im Jahre 1816 in Wolfenbüttel, Herzogtum Braunschweig, geboren, war 1839 bis 1843 Kapellmeister am Hoftheater in Wiesbaden gewesen und später wurde er Leiter der „Concerts viviennes" in Paris, von wo ihn die Märzrevolution 1848 nach Amerika trieb. Er kam in dem genannten Jahre nach New York und gründete hier 1851 mit Stoll, Reyder, Eichberg und Dresel die lange Zeit beliebten Quartett-Soireen. Im Jahre 1853 wurde er mit Timm der Kapellmeister der Philharmonischen Gesellschaft, später mit Karl Bergmann gemeinsam bis 1866, in welchem Jahr er wieder nach Europa zurückkehrte, wo er 1882 in Wiesbaden gestorben ist. Theodor Thomas nennt ihn seinen eigentlichen Lehrer. Unter Eisfeldt erreichte die Philharmonische Gesellschaft zuerst ihre hohe musikalische Bedeutung und wurde so das Vorbild aller späteren Symphonie-Orchester, die gegenwärtig mit den ersten derartigen Kapellen in Europa im Ruf wetteifern. Dadurch wurde auch New York der Mittelpunkt der Oper in diesem Lande, doch dieses fällt in die spätere Zeit, zu der diese Abhandlung nur die Vorgeschichte darzustellen bestimmt ist.

Das Jahr 1846 brachte noch einen anderen bedeutenden deutschen Tonkünstler nach New York, Ferdinand Fischer, geboren in Leipzig 1828, woselbst er sich zum Klavierspieler ausbildete. In New York ließ er sich als Musiklehrer und Komponist nieder und machte sich besonders dadurch bekannt, daß er bei der Preisbewerbung einer Liederkomposition den ersten Preis erhielt. Er veröffentlichte dann eine Reihe von Kompositionen für das Pianoforte im Verlag von Schuberth & Co., die zur besseren Klasse jener Tonwerke gehören. Im selben Verlag gab er auch eine Pianoforteschule für Anfänger heraus, starb aber bereits 1865 inmitten einer Erfolg verheißenden Tätigkeit.

Während so die Bestrebungen auf dem Felde der Instrumentalmusik in New York lebhaft fortgesetzt wurden und zu der alles beherrschenden Stellung leiteten, welche die Handelsmetropole Amerikas während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erklomm, ward es klar, daß auch der Gesang mit der Musik im allgemeinen Schritt halten müsse. Während jedoch die Instrumentalmusik, weil sie von der Wortsprache unabhängig ist, sich an die Gesamtbevölkerung wenden konnte und besonders an dem Strom von Besuchern der Metropole des Handels und Verkehrs eine starke Stütze fand, mußte der Gesang, weil er sich an eine besondere Sprache bindet, mindestens einen Teil dieser Hilfe entbehren. Ein solcher Gesangverein konnte aber nur ein deutscher sein, denn die hier herrschende englische Sprache ist kaum für den Gesang geschaffen, weil sie für die feineren Empfindungen, die im Gesang ein Hauptmoment bilden, zu schwerfällig ist. So lautet eine englische Uebersetzung des Chores in Wagners „Tannhäuser": „Mög' lange noch der Ruf erschallen!" wie folgt:

"Long may the cry sound through these bowers!"

Mit diesem Text wurde der Chor 1872—1873 in zwei Konzerten gesungen. Das Stakkato der in der Musik vorkommenden Worte "Cry sound through these" aber konnte nicht ausgesprochen werden und der Chor stieß statt dessen nur unartikulierte Laute aus. Dies ist wohl der Hauptgrund, daß, trotzdem Englisch die Haupt- und Verkehrssprache des Landes ist und von der Gesamtbevölkerung gesprochen und verstanden wird — mit alleiniger Ausnahme des Gesanges in den englisch-protestantischen Kirchen — in den katholischen wird lateinisch gesungen — noch fast gar kein englischer Chorgesang hier besteht. Noch bis zur Gegenwart gibt es in den ganzen Vereinigten Staaten, neben mehr als tausend deutschen Gesangvereinen in allen Städten und Orten des weiten Landes, kaum ein Bäckerdutzend derartiger Gesellschaften, in denen in englischer Sprache gesungen wird. Und das, trotzdem die große Mehrzahl der Texte der besseren und populären Chöre und Lieder längst mit englischen Uebersetzungen hundertfach gedruckt und verbreitet worden sind. Die ungeheure Zahl der überall vorkommenden englischen Zischlaute, die zwischen den Zähnen und Lippen hervorgezwängt werden müssen, this, that, thou, thee, thine, think, thought, throng, through, with, usw., z. B. "I think of thee" statt „Ich denke dein", sind eben nicht singbar, und auf die leichte Aussprache kommt es beim Singen hauptsächlich an. Darum ist auch die italienische Sprache wegen ihres Vokalreichtums die singbarste der lebenden Sprachen. —

„Anglia non cantat!" —

(Fortsetzung folgt.)



Aus der deutschen Bewegung.

Eine deutsche Feier im tiefsten Wisconsin.



Wer sagt, daß das Deutschtum Amerikas im Niedergang begriffen sei? Doch wohl nur diejenigen, die es wünschen.

Wennschon wir nicht recht einsehen können, warum man uns Deutschen das Dasein neidet, sind wir doch viel zu gut erzogen, als daß wir jenen allerdings nicht sehr liebevollen Zeitgenossen das harmlose Vergnügen mißgönnen sollten, uns in ihrer Vorstellung prestissimo aussterben zu sehen! — Uns schadet's nichts und ihnen macht es Freude. Denn so lange nur Pessimisten und Leute reden, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens ist, hat es keine Not. Trotzdem sei zugegeben, daß nicht alles Gold ist, was als Deutsch zu glänzen sich bemüht. Beileibe nicht! — Da sind z. B. die eitlen Gecken, die nichts wissen und nichts können, sondern allein auf der Basis eines prallen Geldbeutels den Mund voll nehmen und die deutsche Bewegung für eine gute Gelegenheit halten, sich wichtig oder lächerlich zu machen; da sind die industriösen Leute mit dem stark ausgeprägten Gefühl für „Perfitchens"; da sind die politischen Beutesucher, die sich aus persönlichen Nützlichkeitsgründen auf ihr Deutschtum besinnen und nach „Prominenz" in deutschen Kreisen strebern; da ist das unangenehme Geschmeiß der Neider und Intriganten, das dem Emporwachsen deutschen Einflusses auf das öffentliche Leben unseres Landes schon unberechenbare Nachteile bereitet hat. Würde sich nicht so viel eitle, neidische Mittelmäßigkeit vordrängen, so viel „Profit-Patriotismus" in der deutschen Beweg-

ung geltend machen, dann hätte das Deutschtum der Vereinigten Staaten sehr wahrscheinlich schon führenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des amerikanischen Volkes gewinnen können. Aber trotz dieser am deutschen Eichbaume sich emporrankenden Schmarotzer hat der Stamm von seiner Lebenskraft nichts eingebüßt: die Wurzel ist gesund, — das Mark ist gesund und die Krone grünt und entfaltet sich. Davon konnte ich mich so manches Mal schon mit Stolz und Freude überzeugen; zuletzt bei einer hübschen deutschen Feier „im tiefsten Wisconsin".

„Sehr geehrter Herr!

Wir feiern in Norwalk am 1. November d. J. ein deutsches Fest. Hervorragende musikalische Kräfte sind dafür gewonnen worden, die Festrede hat ein bekannter deutscher Zeitungsmann übernommen und im Publikum herrscht Begeisterung. Ich würde mich freuen, wenn Sie als Vertreter der Tagespresse unserer Veranstaltung die Ehre geben möchten.

Mit deutschem Gruße!
Ihr ergebener
Pastor Otto Engel."

Pastor Otto Engel, — von dem Manne hatte ich schon mancherlei Rühmliches vernommen; aber N o r w a l k ? — Terra incognito! Studieren wir also einmal die Geographie von Wisconsin: — Norwalk, Monroe County, 623 Einwohner. O weh! — Der Weg dorthin führte an dem historischen Teufelssee vorbei, eingebettet in steil abfallende Felsschroffen, von dem eine Sage geht über unergründliche Tiefe, Ungenießbarkeit seines Wassers und daß kein Fisch in ihm lebe. Ueberhaupt verwunschene Gegend dort: hochaufstrebende natürliche Sandsteinsäulen, — Felsgerölle unmittelbar aus Sümpfen emporwachsend, — jammerhafter Waldbestand, — Farmen nur vereinzelt in den Tälern. Unwillkürlich fielen mir die „hervorragenden musikalischen Kräfte" ein. Ob die am Teufelssee gewachsen oder aus Leipzig, Boston, New York importiert sein mochten — nach N o r w a l k ? — Seufzend zog ich den Bratenrock an und fuhr nach Norwalk, um mir die 623 Einwohner anzusehen.

Und dann erlebte ich die alte Geschichte, die sich in der Regel einzustellen pflegt, wenn wir mit unserem Großstadtdünkel vom hohen Roß herab geringschätzig über ländliche Verhältnisse urteilen und an Ort und Stelle über alles Erwarten angenehm in Erstaunen versetzt werden. Dann bittet man im Stillen ab. Und ich hatte v i e l abzubitten: — vor mir ein Stück aufstrebender deutscher Kultur auf einem landschaftlich prächtigen Stücklein Erde, ein hübscher Ort, liebe Menschen und Pastor Engel ein Mann von weitem Blick und vornehmer Weltanschauung! —

Monroe County, im westlichen Wisconsin belegen, verfügt über eine starke deutsche Bevölkerung, der es leider lange Zeit hindurch an einer geeigneten Führung gebrach. Als Pastor Engel vor etwa zwei Jahren nach Norwalk kam, wußte man nichts von einem geeinten Deutschtum und es bedurfte vieler Arbeit, um den deutsch-völkischen Gedanken wieder zu beleben. Was Pastor Engel in diesen zwei Jahren im Interesse des Deutschtums hier geleistet hat, verdient die höchste Anerkennung. Unter seiner Führung kam die Gemeinde in dieser kurzen Zeit zu einem stattlichen und schuldenfreien Gotteshause; das Deutschtum schloß sich zu der „Germania-Gesellschaft von Norwalk" zusammen und meldete sofort seinen Anschluß an den „Deutsch-Amerikanischen National-Bund" an, und um der von allen Seiten auf die Jugend einstürmenden Entdeutschung des deutschen Nachwuchses entgegen zu arbeiten, richtete Pastor Engel eine von der öffentlichen Schule unabhängige „Deutsche Klasse" ein, die er an jedem Samstag unterrichtet. Wir möchten dieses Wirken v o r b i l d l i c h nennen! — Welche geradezu unberechenbare Förderung müßte die Erhaltung des Deutschtums in Amerika erfahren, wenn alle deutschen Landpfarrer solche „Deutschen Klassen" einrichten würden!!

Die „Germania-Gesellschaft", an deren Spitze die Herren Peter Christ, Eduard Bergmann und Wilhelm Gnewikow zu Norwalk stehen, feiert alljährlich zwei Feste, eins im Frühjahr, eins im Herbst. Deutsche Musik und deutscher Redeakt bilden das Programm. Einen Gesangverein hat Norwalk noch nicht, aber die Vorarbeiten zur Gründung eines „Gemischten Chors" sind im Gange, denn auch die deutschen Frauen und Mädchen jener Gegend halten mit einer gewissen Begeisterung fest an ihrem Volkstum.

Die etwa dreihundert Personen fassende Halle war fast bis auf den letzten Platz besetzt. Nach einer kurzen, mit großem Beifall aufgenommenen Eröffnungsrede Pastor Engels begannen die musikalischen Vorträge und mit ihnen begann mein Staunen aufs neue. — Befand ich mich hier in einem Orte Wisconsins von 623 Einwohnern oder wohnte ich einer musikalischen Soirée in Chicago, Philadelphia oder New York bei? — Ich habe — abgesehen von den Leistungen weltberühmter Virtuosen — besseres auch dort nicht gehört. Herr F. Bezucha, Kornetist und Dirigent einer Militärkapelle, erwies sich als Meister seines Instruments. Fräulein Margarethe Kaisermann, Musiklehrerin an der Hochschule zu Kendall, Wis., ist eine Pianistin, die sich hoch über dem Durchschnitt der amerikanischen Musiklehrerinnen erhebt, und dann die kleine Julia Cady aus Readsburg, Wis., der man beim ersten Anblick nicht viel zuzutrauen geneigt ist. — Als sie, während Musikprofessor Thiemann — der den Klavierpart übernommen hatte — bereits die Introduktion zu spielen begann, noch immer am Notenpult, an ihrem Instrument usw. herumnestelte und gar nicht auf ihren Einsatz zu achten schien, kam es wie Beklommenheit über das Auditorium. Die wenigen Takte der Introduktion gestalteten sich für das Publikum fast zu einem peinlichen Momente. Dann lag mit einmal die Violine in Position und begann Beriots Fantasie Lyrique zu singen — zu singen und zu jubeln....

„So was hat man in Norwalk noch nicht gehört!" raunte Pastor Engel hingerissen mir zu.

Nein, so was hatte man sehr wahrscheinlich in Norwalk noch nicht gehört, — und ich darf hinzufügen: Viele Leute in größeren Städten auch nicht, oder wenigstens nicht oft. — Das Publikum war aus Rand und Band, — Julia Cady mußte zwei Zugaben spielen und, wäre es nach den Wünschen des Auditoriums gegangen, die kleine Julia hätte an diesem Abend die Violine wohl nicht mehr aus der Hand legen dürfen. — Nach diesem Vortrage folgte die Festrede, die Herr Fred. Minuth, der Herausgeber des „Deutschen Kulturträger", hielt. Das Thema lautete: „Das Verhältnis des Auslanddeutschtums zur alten Heimat und die sich daraus ergebenden Wechselbeziehungen." Ich lasse diese Rede, die wohl auch für weitere Kreise Interesse hat, im Wortlaut folgen. Herrn Minuths Rede lautete:

„Herr Vorsitzer, geehrte Damen und Herren!

Wir alle, die wir einst über den Ozean zogen, um im fremden Lande das Glück zu suchen, erkannten erst d a n n , was die Heimat dem Menschen ist, als zwischen uns und der heiligen Stätte unserer Kindheitstage das Weltmeer rauschte. — — Und dann begann etwas Grausiges, etwas bis dahin nicht Gekanntes uns zu umklammern und unsere Seele zu martern; — eine Q u a l nahm Besitz von uns, gegen die es keine Arznei gab, die dem Stärksten Tränen erpreßte und so manchen Schwachen in den Tod trieb. — Dieser Schrecken, diese Golgatha-Marter heißt: H e i m w e h ! — —

Das Wort Heimweh haben wir auch drüben schon gekannt; aber was es b e d e u t e t , das wußten wir nicht. — Was wissen denn die Leute drüben davon, wie einem Menschen zu Mute ist, der freudig ein Jahrzehnt seines Lebens hingeben möchte für einen einzigen Hauch Heimatluft, — für einen Blick auf die Heimatflur, — für ein Wort aus liebem Munde — und der doch weiter nichts sieht und hört als das Getriebe und Gebrause einer fremden Welt, die ihn zu zermalmen droht! — — In solchen Momenten wird der Blick starr und das Auge trocken, jeder Lebenstrieb, jede Hoffnung erstirbt — — tief innen heult die Hölle und die Seele weint um ein verlorenes Paradies....

Und dennoch hat auch diese aus der Heimatsliebe geborene Qual ihr Gutes: — sie hat nicht nur erst manchen in diesem Lande zu einem Vollmenschen umgestaltet, sondern sie hat die Deutschen in der Fremde zusammengeführt: — sie war die Ursache des heute mächtigen deutschen Vereinswesens! — Nicht der Drang nach Vergnügen schuf die deutschen Vereine in Amerika, sondern die aus dem deutschen Herzen unaustilgbare Heimatsliebe und der Trost, den wir in der Uebung heimatlicher Sitten und Gebräuche finden, — der Trost, den das deutsche Lied in tiefster Trübsal uns verleiht, war die treibende Kraft, die uns zusammenführte! —

Die Bestätigung dafür finden wir überall, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen.

Wir finden diese Bestätigung, wenn wir selbst auf die Kolonialzeit zurückgehen, bis zu den Anfängen deutscher Einwanderung in Amerika. In den damals den Weißen zugänglichen Teilen dieses Landes, den heutigen Staaten New York und Pennsylvanien, sehen wir, wie die von den gewissenlosen Sklaventreibern der englischen Regierung geknechteten und bis aufs Blut ausgebeuteten Deutschen sich des Sonntags in verlassenen Blockhütten, alten Scheunen und dergleichen zusammenfinden, um im heimatlichen Gottesdienste Trost in ihrem Elend zu suchen. Aus diesen formlosen Zusammenkünften heraus sind allmählig fester gefügte Kirchengemeinden hervorgegangen, die Kirchen bauten und unter Opfern schwerster Art Seelsorger aus der alten Heimat kommen ließen. Betrachten wir die Zustände jener Zeit, so erkennen wir leicht die selbstlose Hingabe jener Diener der Kirche an eine hehre Aufgabe und den unerreichten Opfersinn der kleinen, durchweg armen Gemeinden; — erinnern wir uns daran, daß diese kirchlichen Vereinigungen als die ursprünglichen Erhalter und Förderer deutscher Sitten, deutscher Sprache zu betrachten sind, und berücksichtigen wir endlich die großen Schwierigkeiten verschiedenster Art, die diese kleinen Häuflein verfolgter und verachteter Deutschen zu überwinden hatten und die d o c h nicht aufhörten zu kämpfen für die Erhaltung ihres Volkstums — — d a n n entblößen wir wohl heute noch das Haupt in Dankbarkeit und Verehrung vor diesen Männern und Frauen voller Pflichttreue und seelischem Heldentume! —

Trotz dieser allzeit währenden, in manchen Fällen geradezu rührend wirkenden Anhänglichkeit an die alte Heimat wurden die Fortgewanderten zu Hause bis in die Neuzeit hinein als die verlorenen Söhne des deutschen Volkes betrachtet. Welch großes Unrecht man jenen zufügte, die entweder freiwillig oder aus irgend einem zwingenden, hiesigen Anschauungen nach vielleicht nichtigen Grunde die Heimat verließen, das zeigte sich schon in Deutschlands großer Zeit vor hundert Jahren. Wieder waren es die deutschen Kirchengemeinden Amerikas, die an der Spitze marschierten im Gedenken der alten Heimat. In den Jahren 1814—15 sandten die deutschen Gemeinden der Lutherischen Synode von Pennsylvanien den für den Geldwert jener Zeit und den damaligen Vermögensstand der Deutschen in Amerika erheblichen Betrag von 2500 Reichsthalern an das Hallesche Waisenhaus als Ausdruck der Dankbarkeit für die in früherer Zeit von dort nach Amerika entsendeten Seelsorger. Ihnen folgte 1815 die kleine Schwenkfelder-Gesellschaft, die den durch die Kriegsnöte Verarmten der Stadt Görlitz einen größeren Geldbetrag überwies. Und wenn man den Blick in die Tagespresse jener Zeit versenkt, dann findet man noch weitere Kunde von einer Reihe ähnlicher Geldsendungen aus Amerika an die bedrängten Brüder in der alten Heimat.

Wie sehr der Tag von Leipzig, der 18. Oktober, der die Macht des korsischen Abenteurers für immer brach, bei den Deutschen in Amerika nachwirkte, geht deutlich daraus hervor, daß im Jahre 1837, als eine Bewegung für den Zusammenschluß des amerikanischen Deutschtums durch die Vereinigten Staaten ging, der „glorreiche Oktobertag" als Datum für die erste in Pittsburg stattfindende Tagung festgesetzt wurde. Auch für die zweite Tagung, im Jahre 1838, wurde der 18. Oktober gewählt; und zwar nicht zufällig, sondern in voller Absichtlichkeit, um den für alle Deutschen bedeutungsvollen Gedenktag feierlich zu begehen. —

Doch in der alten Heimat nahm man im allgemeinen keine Notiz von den Deutschen in Amerika. Und als in den Jahren 1848 — 49 — 50 ganze Scharen sogenannter Hochverräter, darunter nicht wenige zum Tode verurteilte, nach Amerika flüchteten und dort eine gastliche Stätte fanden, — da war das Deutschtum in den Vereinigten Staaten für das amtliche Deutschland jener Tage so etwas wie eine Verbrecherkolonie geworden. — — Nur sehr allmählig schwächte sich dieser Eindruck ab. —

Dann kam der 19. Juli 1870. —

Es war ein großer Moment im Völkerleben, als die Kunde von der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen durch die Welt rauschte. — — Eine brausende Begeisterung hatte das Deutsche Volk ergriffen: — überall in der Welt, wo Deutsche wohnten, stieg die Begeisterung himmelan! —

Nun war auch der Augenblick für die Deutschen Amerikas gekommen, um wieder zu beweisen, wie unverbrüchlich treu sie zur alten Heimat hielten. Tausende und Abertausende eilten in jenen unvergeßlichen Juli-Tagen über den Ozean, um sich der Fahne zu stellen; — überall in Amerika bildeten sich deutsche Hilfsvereine und ein Komitee in St. Louis sandte an den damaligen Reichstagspräsidenten Simson ein längeres Telegramm, in dem es hieß:

„Mit Stolz und Freude hören wir, daß das Deutsche Volk im Norden und Süden zu den Waffen eilt wie ein Mann. Im festen Vertrauen auf Euren Patriotismus, Eure Stärke und Eure Ausdauer sehen wir für die Sache unseres Geburtslandes freudigen Siegesnachrichten entgegen. Die Deutschen von St. Louis haben beschlossen, um ihre Sympathie durch die Tat zu beweisen, sofort eine Million Dollars zur Unterstützung invalider Soldaten und Waisenkinder von gefallenen Soldaten unter den Deutschen Amerikas aufzubringen."

Aehnliche Kundgebungen kamen aus anderen Städten Amerikas. Es ist nicht möglich, von allen Liebesbeweisen der Deutschen Amerikas der alten Heimat gegenüber aus jener Zeit zu berichten. Aber ich will beispielsweise hier eine Stichprobe geben.

Vier Tage nach der Kriegserklärung fand in San Francisco eine von der „Allgemeinen Deutschen Unterstützungsgesellschaft" einberufene Massenversammlung statt, die sich zu einer gewaltigen Kundgebung gestaltete. Es war, als sei der furor teutonicus über diese Menschen gekommen! — Die Redner vermochten sich dieser Begeisterung gegenüber nicht verständlich zu machen. — Was brauchte man Worte, wo Tatsachen sprachen ? — Jeder griff in die Tasche, — was sollte das Reden?! — —

Die deutschen Frauen von San Francisco waren nach Bekanntwerden der Kriegserklärung zu einem „Deutschen Patriotischen Frauenverein" zusammengetreten und veranstalteten zum Besten der Familien der zur Fahne einberufenen Landwehrmänner aus Nord- und Süd-Deutschland, vom 8. bis 10. September 1870, ein dreitägiges Fest, das einen Reinertrag von 30,480 Dollars ergab, welchen Betrag die deutschen Frauen von San Francisco mit Segenswünschen nach Berlin sandten! —

Und als dann bald nach Eröffnung der Feindseligkeiten Sieg auf Sieg der deutschen Waffen gemeldet wurde, — da kannte der Jubel der Deutschen in Amerika keine Grenzen! — — Die Herren anglo-amerikanischen Franzosenfreunde, die auf den Sieg Frankreichs sogar Wetten abgeschlossen hatten, waren recht kleinlaut und mit der Zeit ganz still geworden; — bis sie dann, bei der Kunde von der Gefangennahme Napoleons, mit einmal "Hurrah for Germany!" schrieen!

Die großartigste Kundgebung der Deutschen an der Pazifickküste war die am 23. März 1871 in San Francisco abgehaltene Friedensfeier, an der sich nahezu die ganze Einwohnerschaft der Stadt beteiligte.

Im ganzen übermittelte die „Allgemeine Deutsche Unterstützungsgesellschaft" von San Francisco 107,021 Dollars nach Berlin. — Nach Beendigung des Krieges sandte die Kaiserin Augusta dem Vorstand der genannten Gesellschaft ihr Portrait mit der Widmung: „In dankbarer Erinnerung an die belebende Teilnahme, welche die Deutschen jenseits des Ozeans in einer ernsten und großen Zeit für das Vaterland an den Tag gelegt haben."

Diese patriotische Betätigung der Deutschen in San Francisco war jedoch keine Ausnahme: — nicht eine einzige Stadt der Union, wo Deutsche wohnten, blieb zurück. Im Gegenteil — — vielfach zeigte sich selbst in ganz kleinen Orten ein herrlicher Opfermut, wie z. B. in Portland, Oregon. Portland war damals eine kleine, aus dem Urwald hervorgegangene Stadt von 7000 Einwohnern. Die Deutschen dieses Ortes sandten die für jene kleine Schar respektabele Summe von 5000 Dollars nach der Hauptstadt des neuerstandenen Deutschen Reiches! —

Aus der einen Million Dollars, die deutsche Männer der Stadt St. Louis angekündigt hatten, waren mehrere Millionen geworden, ohne daß es einer Mahnung bedurft hätte. —

Damals fing man in Deutschland an zu vermuten, daß die Fortgewanderten am Ende doch wohl nicht ganz und gar verlorene Söhne der Mutter Germania sein mochten. Aber eine richtige Würdigung seiner Bedeutung für das

alte Vaterland erfuhr das Ausland-Deutschtum auch nach dem Kriege von 1870 — 71 — insonderheit von dem amtlichen Deutschland — noch nicht. Erst in der Neuzeit hat ein Mann in Deutschland erkannt, daß die im Auslande lebenden Deutschen ein sehr wertvolles geistiges Kolonialgebiet des Deutschen Reiches darstellen. Dieser Mann ist Kaiser Wilhelm II. —

Einen sehr bedauerlichen Mangel an Erkenntnis der Bedeutung des Ausland-Deutschtums bekundete auch der Deutsche Botschafter von Holleben in Washington. Dieser Mann war — um es kurz zu sagen — seiner Stellung nicht gewachsen. Schon vor dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges war der Deutsche Botschafter-Posten in Washington keine Ruhesitz mehr für ausgediente Diplomaten. Aus dem Norddeutschen Bund war ein mächtiges Deutsches Reich mit überseeischen Interessen geworden, und die einstige sogenannte „Yankee-Republik", die man nie sonderlich ernst zu nehmen geneigt war, hatte sich zur Weltmacht ausgewachsen. —

Das waren gegen früher sehr veränderte Verhältnisse, die eine aufmerksame Würdigung heischten und aus denen Aufgaben hervorgingen, für deren Lösung die diplomatischen Fähigkeiten des Herrn von Holleben sich als unzulänglich erwiesen. — So kam es, daß das Auswärtige Amt in Berlin vielfach unrichtig informiert wurde, woraus sich eine deutsche Politik ergab, für die wir hier nur ein Kopfschütteln haben konnten. — Das Pressebüro des Auswärtigen Amtes war nicht besser, — manchmal durch die unter englischer Kontrolle stehenden Telegraphenbüros mit voller Absichtlichkeit falsch informiert, und trug in jener Zeit viel bei zu den gehässigen und unverständlichen Urteilen der deutschen Presse über Amerika. Kurz, — es geschah von amtlicher und nichtamtlicher Seite so ziemlich alles, was geeignet war, der Verhetzung zwischen Deutschland und Amerika, die der liebe Vetter jenseits des Kanals allezeit mit Vorliebe betrieb, die Wege zu ebnen.

Als am 1. Mai 1898 Admiral Dewey von seinen neuen Panzerschiffen aus bei Manila die alten spanischen Kriegskähne in den Grund geschossen hatte, kam es zwischen ihm und dem zum Schutze Deutscher Reichsangehöriger dort ankernden deutschen Admiral von Diederichs zu Meinungsverschiedenheiten, die jedoch schnell beigelegt wurden. Die englischen Kriegsberichterstatter bauschten den Vorfall aber bis ins Ungeheuerliche auf und sehr bald hieß es in anglo-amerikanischen Zeitungen, die von englischen Brunnenvergiftern bedient wurden, Deutschland wolle die Philippinen annektieren. Dies war nun zwar vollkommener Unsinn, aber die Nachricht brachte die amerikanischen Jingos um den Rest ihres geringen Verstandes und einige Blätter veröffentlichten sogar schon Artikel unter der Spitzmarke: „Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland in Sicht". Der damalige amerikanische Botschafter in Berlin, Andrew D. White, leistete das Menschenmögliche, um die wild gewordenen Jingos zur Vernunft zu bringen. Vergebens. — Es setzte eine regelrechte Deutschenhetze ein und der Deutsche Botschafter in Washington verhielt sich dazu wie der bekannte Greis auf dem Dache in der Seestadt Leipzig zur Zeit der berühmten großen Wassersnot.— Die Zustände trieben einer bedenklichen Krise entgegen. Sollte Unheil vermieden werden, dann mußte man sich zum Handeln entschließen. Dem Deutschen Reiche war aber die Möglichkeit zum erfolgreichen Handeln teils durch die Fehler seiner Diplomaten, teils durch seine damals auf Irrwegen wandelnde Presse genommen worden. Man befand sich in einer Sackgasse. — In diesem bedeutungsvollen Momente erschienen einige hervorragende Deutsche Amerikas auf dem Plane und erließen einen Aufruf an das gesamte Deutschtum der Vereinigten Staaten zu einer Massenversammlung in Chicago. Dieser Aufruf zeitigte jene psychologisch und historisch ewig denkwürdige Kundgebung der Deutschen Amerikas vom 27. März 1899! — Aus allen Teilen des Landes waren sie zu Tausenden und Abertausenden herbeigeeilt und versammelten sich im Auditorium zu Chicago. Mit flammender Begeisterung traten deutsche Redner für die unvergessene alte Heimat ein, unter ihnen besonders der verewigte Wilhelm Rapp, Herausgeber der „Illinois Staatszeitung", worauf die Versammlung folgende Beschlüsse faßte:

„Mit steigender Entrüstung haben wir die schon lange andauernden Hetzereien englisch-amerikanischer Zeitungen gegen Deutschland und

gegen die Deutsch-Amerikaner, sowie die Versuche wahrgenommen, die Vereinigten Staaten in ein Bündnis mit England zu verstricken.

Als treue Bürger dieser großen Republik fühlen wir uns berechtigt und verpflichtet, diesem Unwesen fest entgegenzutreten. Die aus Deutschland Eingewanderten haben die Errungenschaften einer alten Bildung und Gesittung mit herübergebracht. Auf allen Gebieten geistigen Lebens, im Ackerbau, Gewerbe und Handel, haben sie Hervorragendes geleistet und ihre Bürgerpflichten im Frieden wie im Kriege voll und ganz erfüllt. Kein Volksteil der Vereinigten Staaten hat mehr für die Pflege der Musik, der Kunst, der Geselligkeit, des Kirchen- und Schulwesens getan als die Deutschen. Als gute Bürger dieses Landes überliefern wir getreulich alle Errungenschaften der Kultur dem hier im Werden begriffenen amerikanischen Volke.

Aber wir erheben entschieden Einspruch gegen den Versuch, unser Volk als ein „angelsächsisches" zu einem Helfer Englands zu machen. Nicht England sondern ganz Europa ist das Mutterland aller weißen Bewohner der Vereinigten Staaten. Wir wollen deshalb nicht nur mit Deutschland, das seit 120 Jahren ein Freund unseres Volkes war, gute Beziehungen unterhalten, sondern mit allen Völkern Frieden und Freundschaft pflegen. — Dagegen wollen wir, getreu dem weisen Rate Washingtons, weder mit England noch mit irgend einem anderen Staate ein Bündnis schließen, das uns in unnütze Kriege verstricken könnte.

Deshalb protestieren die hier versammelten Deutsch-Amerikaner mit aller Entschiedenheit gegen die Hetzer, die nicht nur Feindschaft zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche, sondern auch Unfrieden zwischen den Bürgern dieses Landes stiften wollen. Wir erheben ferner nachdrücklich Einspruch gegen die Absicht, unsere Republik in ein Bündnis mit England zu verstricken.

Mit allen gesetzlichen Mitteln und ganz besonders bei den Wahlen werden wir alle diejenigen bekämpfen, die die maßlosen Hetzereien und törichten Bündnisbestrebungen begünstigen, und wir beauftragen den Ausschuß, der diese Versammlung veranstaltet hat, alle deutschen Kirchengemeinden, Vereine und Logen zur Erwählung von Delegierten einzuladen, deren Aufgabe es sein soll, eine feste Vereinigung aller Deutsch-Amerikaner zu schaffen und letztere zum Kampfe aufzurufen, wenn immer die höchsten Güter des Lebens und der Vereinigten Staaten durch gewissenlose und törichte Hetzer gefährdet werden. Und wir beauftragen den gesamten Ausschuß, eine Abschrift, beziehungsweise eine Uebersetzung dieser Erklärung, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinen Ministern, sowie den Senatoren und Repräsentanten des Kongresses mitzuteilen."

Einer so deutlichen Sprache konnte sich selbst Präsident McKinley, der im Herzen ein echter Angelsachse war, nicht verschließen. Er kabelte an Dewey, der ebenfalls zu den Kriegshetzereien bisher geschwiegen und sich als Seeheld hatte feiern lassen, er möge den Hetzlügen entgegentreten. Das geschah. — Den deutlichen Hinweis auf die Wahlen mochten die Herren doch nicht unbeachtet lassen, denn die deutschen Wähler bildeten schon damals einen politischen Machtfaktor. Die Kriegshetze verstummte überraschend schnell, — ja, manche Leute, die sich mit der stillen Hoffnung auf ein Amt trugen, begannen sogar von "our German friends" zu sprechen.

Der großartige Erfolg dieser deutschen Kundgebung in Amerika ist seiner Zeit weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt geworden und bildete sozusagen den Wendepunkt in der Beurteilung der von hohen und allerhöchsten deutschländischen Kreisen bis dahin verkannten und gelegentlich sogar bespöttelten „Deutschen mit dem Bindestrich". Später versicherte mir jemand, der es wohl wissen konnte, daß das Chicagoer Ereignis vom 27. März 1899 die Herren Geheimräte der Berliner Wilhelmstraße in erhebliches Staunen versetzt habe, und daß sogar der Entschluß des Kaisers, in Amerika eine Rennyacht bauen zu lassen, bis zu einem gewissen Grade dadurch beeinflußt gewesen sei.

Viel wichtiger aber als dies ist die, durch diese den Deutschenhassern erteilte wirkungsvolle Lektion, bewiesene Tatsache, daß ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu den Unmöglichkeiten gehört!! —

Jener denkwürdige 27. März hatte aber noch eine andere Wirkung von höchster Bedeutung für uns Deutsch-Amerikaner: — in jener Stunde wurde der Keim zum „Deutsch-Amerikanischen National-Bund" gelegt!

Was den wiederholten Bemühungen einsichtiger deutscher Männer nicht gelingen wollte, das hatte hämischer Haß niedriger Neider bewirkt. Kaum drei Wochen nach der Chicagoer Kundgebung, am 16. April 1899, konstituierte sich in der Halle der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien" zu Philadelphia der „Deutsch-Amerikanische Zentral-Bund von Pennsylvanien" und Dr. Carl Johannes Hexamer — der Sohn des alten deutschen Freiheitskämpfers — wurde zum Präsidenten erkoren. Schon 2½ Jahre später, am 6. Oktober 1901, wurde bei Gelegenheit der Feier des „Deutschen Tages" in Philadelphia der „Deutsch-Amerikanische National-Bund der Vereinigten Staaten von Amerika" mit einem Stamm von 22 Staatsverbänden gegründet und Dr. Hexamer als Präsident erwählt. In den verflossenen 12 Jahren wurde der „Deutsch-Amerikanische National-Bund" über die ganze Union ausgebaut, er zählt heute rund 2½ Millionen Mitglieder und ist vor einigen Jahren durch Kongreßakte inkorporiert worden. Was eine solche Körperschaft in unserem Lande bedeutet, brauche ich Kennern dieses Landes nicht zu erklären. Und was ein geschlossen dastehendes amerikanisches Deutschtum für die alte Heimat bedeutet, das wurde einmal schon im Jahre 1899 und zum zweiten Male vor einigen Jahren dargetan, worauf ich noch zurückkomme.

Seit vierundzwanzig Jahren beobachte ich mit freudigem Interesse das Wirken Dr. Hexamers. Dabei muß ich gestehen, daß mehr noch als die erfreulichen und bedeutungsvollen Erfolge dieses Wirkens der dabei zum Ausdruck gebrachte edle, in unserer materialistischen Zeit geradezu *sagenhaft* gewordene Idealismus mir die größte Hochachtung abgenötigt hat. Selten ist mir auf meinen Wanderungen durch drei Erdteile ein Mann begegnet, der auch nur von fern an die Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit Hexamers herangereicht hätte. Viel zu wenig ist es bekannt geworden, daß dieser Mann nahezu sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen der Verwirklichung des Ideals des Zusammenschlusses des amerikanischen Deutschtums opferte. Und nicht nur sein Geld brachte er diesem Ideal zum Opfer, sondern auch sein Familienleben, denn ein Werk, wie das von ihm vollbrachte, an dessen Ausbau er beständig gearbeitet hat und noch immer arbeitet, erfordert nicht nur Mittel, sondern auch Zeit und eine große Arbeitskraft. — Aber ich lebe der Ueberzeugung, daß das Deutschtum Amerikas sich der Verdienste und der Opfer seines Bannerträgers zu gelegener Zeit in Dankbarkeit erinnern wird. — Und es scheint mir, als ob auch die alte Heimat mit einem tüchtigen Posten im Schuldbuche Hexamers stehe. Wer die politischen Ereignisse unseres Landes verfolgt hat, wird sich jenes während der Administration des Anglomanen Taft gemachten abermaligen Versuchs Englands, mit den Vereinigten Staaten ein gegen Deutschland gerichtetes Bündnis einzugehen, deutlich entsinnen. Was wäre damals vielleicht geschehen, wenn wir nicht einen starken „Deutsch-Amerikanischen National-Bund" gehabt hätten? — Das ganze Kabinett Tafts war englandfreundlich und ernstlich gewillt, mit England in nähere Beziehungen zu treten. Dies trug sich in jenem fürchterlich kritischen Augenblick zu, da Deutschland bereits auf einen englischen Ueberfall gefaßt war. — Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß England mit Hilfe Frankreichs gegen Deutschland losgeschlagen haben würde, wenn das amerikanische Bündnis zustande gekommen wäre. — Aber der „Deutsch-Amerikanische National-Bund" hob drohend den Finger gegen Washington und der englische Vetter mußte enttäuscht abziehen....

Es gibt noch eine Reihe von Fragen, hervorgegangen aus den durch ein starkes amerikanisches Deutschtum geschaffenen Wechselbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche, die der Beleuchtung wert wären, wie z. B. die gesteigerten Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern, der Austausch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die Verleihung von Fahnen seitens des Deutschen Kaisers an hiesige deutsche Vereine, die Schenkung von Bibeln mit des Kaisers eigenhändiger Widmung an deutsche Kirchenge-

meinden in Amerika, und anderes mehr. Aber dafür mangelt heute die Zeit.

Nur auf eine der zwischen beiden Ländern bestehenden Wechselbeziehungen möchte ich noch hinweisen. Ich möchte an jene Millionen unsichtbarer und dennoch unzerreißbarer Fäden erinnern, durch welche Amerika mit Deutschland unlösbar verknüpft ist. — Das sind die Gedanken unserer Lieben in der alten Heimat, die bei uns weilen; — das sind unsere Gedanken, die in der alten Heimat bei unseren Lieben weilen! — Diese Gedanken hüben und drüben wurzeln nicht im Hirn, — sie wurzeln im Herzen und sie tragen fortwährend Segenswünsche über das Weltmeer — hinüber und herüber....

Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

So sang der große Wisconsiner Deutsche Konrad Krez, der Dichter der Heimat-Sehnsucht. Und damit hat er wohl einem jeden von uns aus der Seele gesprochen. Das wäre kein Deutscher, der seine schöne deutsche Sprache, der das Gedenken der Heimat aufgeben könnte! —

Seit zwei Jahren schweben Kriegswolken über dem Vaterlande. Wir alle wünschen, daß das Land unserer Herkunft vor den Schrecken des Krieges bewahrt bleiben möge. Auch ein siegreicher Krieg schlägt tiefe, furchtbare Wunden. — Aber wir jehören nicht zu jenen unterwürfigen Weichlingen, die den Frieden um jeden Preis haben wollen. Wenn die Ehre des Vaterlandes es erheischt, dann werden unsere Brüder in der alten Heimat zum Schwerte greifen — und die Deutsch-Amerikaner der Gegenwart werden nicht zurückstehen hinter den Deutsch-Amerikanern von 1870—71, denn in eines jeden Deutschen Herz steht unverlöschbar geschrieben:

Treue Liebe bis zum Grabe
Weih' ich dir, mein Vaterland. —"

Dieser mit rauschendem Beifall aufgenommenen Rede folgten wieder Musikvorträge, die weitere Beifallsstürme auslösten, und zum Schluß der Feier sangen alle Anwesenden, unter Musikbegleitung, stehend „Die Wacht am Rhein!" —

Im großen Lande Amerika gibt es noch viele „Norwalks". Was zur Erhaltung des Deutschtums in Amerika geleistet werden kann, das hat Pastor Otto Engel uns an diesem Beispiel gezeigt. Es bedarf nur eines zielbewußten Führers, um den deutschen Gedanken zur Geltung zu bringen, denn das deutschvölkische Empfinden schlummert nur bei der großen Mehrzahl unserer noch nicht organisierten Deutschen und bedarf allein eines leisen Weckrufes, um lebendig zu werden. — Wer könnte diese vornehme Aufgabe besser lösen als die deutschen Prediger Amerikas! — Wir leben hier unter keinem Religionszwange, wie leider unsere Brüder in der alten Heimat, und unsere Prediger haben alle Freiheit, sich auch noch auf anderen denn nur theologischen Gebieten zu betätigen. Also ans Werk! — Die Erhaltung des Deutschtums ist außerdem auch eine Lebensfrage für die deutschen Geistlichen selbst! — Schwindet das Deutschtum, — dann schwinden auch die deutschen Kirchen. — Und das wäre doch ein furchtbares Armutszeugnis für die deutsche Seelsorge in Amerika. —

Die orthodoxen Herren werden vielleicht schaudern vor der Zumutung, weltlichen „Gelüsten" zu fröhnen. Du lieber Gott! — Die Herren mögen es nur getrost riskieren, — harmlose Freude und patriotische Erhebung schadet der Seele nicht, — im Gegenteil, sie wird geläutert dadurch! —

Andere mögen vielleicht darauf hinweisen, daß ihnen nicht solche ausgezeichneten musikalischen Kräfte zur Seite stehen. Allerdings, — Künstler von der Bedeutung der beim Feste in Norwalk mitwirkenden findet man nicht überall auf dem Lande und in den kleinen Städten. Aber es geht auch ohne Künstler, und fähige Dilettanten finden sich überall, — denn die Musik ist ein unentbehrlicher Bestandteil des deutschen Charakters. — Also ans Werk, — ihr Herren Geistlichen, — ihr könnt Millionen und Abermillionen dem deutschen Stamme erhalten!

Fritz Teut.

Deutschland.

Ehren=Wirrwarr.

Von Hans Leuß.



Die Zweikampfsitten leiden an unheilbarem Marasmus. Sie sterben ab; gehen an Wurzelfäule zugrunde, die sich in Wipfeldürre zeigt.

Ganz oben hat man sich dieser Sitte ja schon immer entzogen: Könige, regierende Herren und Prinzen von Geblüt kommen von jeher ohne Duell aus. Wenn einem Könige die Frau verführt wird, braucht er den Verführer nicht zu fordern und bleibt doch ein Ehrenmann. Die Ehre eines Königs ist also offenbar solider als die des gewöhnlichen Edelmanns. Denn dieser muß sich in solchen Fällen schießen.

Aber das Absterben der Duellsitte greift schon weiter um sich. Generäle und Kriegsminister halten es nicht mehr für nötig, bei jeder ihnen zugefügten Beleidigung ihre Ehre in die Pistolenreparatur zu geben. Der frühere Kriegsminister Herr Josias v. Heringen hat eine Forderung des Obersten a. D. Hüger abgelehnt und der General Wischer hat den Professor Lehmann=Hohenberg, der ihn beleidigt hatte, nicht gefordert, sondern den Professor bestrafen lassen.

Der Zweikampf ist ein äußerst untaugliches Mittel zur Reparatur einer versengten Ehre. Wenn einer ein guter Schütze, ein todsicherer Schütze ist, dann mag die Pistole ein äußerst bequemes Mittel zur Rache, zur Beseitigung eines verhaßten Gegners oder Nebenbuhlers sein, — aber mit der „Ehre" kann die Schießerei vernünftigerweise nichts zu tun haben. Die entgegengesetzte Meinung ist nur ein historischer „Fimmel", der zur grellsten Scheußlichkeit wird, wenn ein frommer Christ sich in ihn verstrickt. Dann muß sich solch ein unseliger Mann hinterher durch verdoppelte Frömmigkeit von dem Frevel reinwaschen, wie jener Minister v. Thiele, der nach einem tötlichen Schuß auf einen Freund (einer Dame wegen) so fromm geworden war, daß er nun sogar nicht einmal mehr amtlich lügen wollte. Man denke: ein Minister, der die Amtslüge scheut! Der alte Vater Goßner aber, zu dem Herr v. Thiele in seiner Not kam, hatte nur den beichtväterlichen Rat für ihn: „Wenn der Teufel nun den Minister v. Thiele holt, wo bleibt dann der Herr v. Thiele?"

Nein, die Pistole mag zuweilen ein zweckmäßiges Mittel in der Hand eines sicherschießenden Rachsüchtigen sein. Ich könnte mir sie sogar als einen Nothelfer gegen herrschende Ungerechtigkeit vorstellen: wenn sich nämlich ein Dutzend idealer Schwärmer zu artistischer Sicherheit einschössen und dann alle amtliche Ungerechtigkeit durch tätliche Beleidigung der sonst nicht erreichbaren Verüber vor die Pistole zwängen und heilsamen Schrecken und Furcht in den Aemtern verbreiteten, — ich kann mir denken, daß idealistische Jünglinge solch einen Bund zur Einschüchterung der Ungerechten schlössen, wenn das Recht in Not gerät. Aber die Ehre? Ach, nein, die hat man oder hat sie nicht! Viele haben sie nicht, die in Glanz und Größe einherprunken, und viele haben sie, die in Schimpf und Schande leben! Die Welt hat leider daraus nichts gelernt, daß einmal das Symbol der Schande, das Kreuz, der Galgen der Römer, zum Ehrenzeichen und ein Geschändeter zum Gott wurde!

Der offenbar absterbenden Duellsitte wird man keine Träne nachweinen. Aber so weit sie ein Notanker hilflos, rechtlos Geschmähter ist,

muß sie wenigstens durch strenge Verantwortlichkeit der Mächtigen ersetzt werden. Darin hapert es aber sehr.

Dem Obersten Hüger ist ein schweres Unrecht geschehen. Dieser kernige und wahrhaft männliche Mann ist vor Jahren in einen Kampf ums Recht hineingenötigt worden, in dem er sehr böse Erfahrungen gemacht hat. Wiederholt haben Reichstagsabgeordnete ihm versprochen (so die Abgeordneten Erzberger und Heyn), seine gerechte Sache im Reichstage zu vertreten, aber ein Offizier aus dem Kriegsministerium hat di'se Abgeordneten zu bestimmen gewußt, den Oberst im Stich zu lassen, und zwar hat der Offizier dies mit dem Hinweise auf das Urteil der Strafkammer in Dortmund getan, das den Oberst Hüger der schweren Beleidigung zweier Generäle für schuldig erkannt hat. Nun hat aber die Strafkammer den Oberst wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen. Wäre dies Urteil richtig, — ich erkläre es für einen unzweifelhaften Irrtum — dann wäre es doch ein Unrecht, dem Obersten Hüger wegen jener Beleidigung Schimpf anzutun! Man hat aber dem Obersten Hüger die Uniform aberkannt, und die Maßregelung hat der Kriegsminister amtlich dem Reichstage mit jenen Beleidigungen begründet. Tatsächlich ist aber der Oberst vor das Ehrengericht gezogen, weil er das Gesuch eingereicht hatte, ihn aus dem Militärverhältnis der mit dem Rechte auf die Uniform verabschiedeten Offiziere zu entlassen. Zum Verzicht auf die Uniform ist nach einem Urteil des Kammergerichts jeder verabschiedete Offizier berechtigt, und niemand hat ihm darein zu reden, wenn er verzichtet, es sei denn, der Verzichtende hätte militärisch schon vorher etwas auf dem Kerbholz, das ihn einem Ehrengerichtsverfahren aussetzte. Das Urteil des Kammergerichts hat der Kriegsminister im Reichstage ausdrücklich anerkannt; — trotzdem aber kümmert sich die Militärverwaltung nicht um das Urteil, sondern verlangt, daß zu einem Verzicht auf die Uniform die Genehmigung des Kaisers nötig sei.

Die Abgeordneten Erzberger und Heyn hätten schon deshalb an ihrem Versprechen festhalten müssen, weil das Urteil des Kammergerichts, das es in den freien Willen verabschiedeter Offiziere stellt, ob sie sich den Beschränkungen ihrer bürgerlichen Freiheit durch die Uniform unterwerfen wollen, von größter Bedeutung für die politische Freiheit ist. Das Zentrum hat im Falle Kittel die Erfahrung gemacht, wie unfrei der Mann mit der Uniform politisch ist. Ist es nicht ein wichtiges Recht für die verabschiedeten Offiziere, wenigstens den Ausweg aus jener Unfreiheit frei zu haben? Und haben die Abgeordneten nicht eine Pflicht versäumt, als sie bei der Militärvorlage nicht den Kriegsminister zwangen, sein eigenes im Reichstage gegebenes Wort zu respektieren?

Ein Reichstag, der es sich bieten und gefallen läßt, daß die Militärverwaltung ein vom Kriesministerium im Reichstag anerkanntes Kammergerichtsurteil von solcher politischen Bedeutung mißachtet, wird nicht viel Respekt bei der Verwaltung genießen.

Vor Jahren ist Professor Lehmann-Hohenberg verklagt worden, weil er um dieser Geschichten willen das Offizierskorps der Armee beleidigt hatte. Ein Amtsrichter wollte den Professor auf Grund eines Gutachtens von Binswanger zur Beobachtung in die Irrenanstalt bringen. Als Häckel und andere namhafte Männer diesem Beschluß öffentlich entgegentraten, fiel er ins Wasser. Lehmann-Hohenberg ist zu einigen Hundert Mark Geldstrafe verurteilt worden. Bei der Verhandlung wurde festgestellt, daß sich der psychiatrische Forscher geweigert hat, das eidliche Gutachten zu modifizieren, das er vor der Strafkammer in Dortmund gegen Hüger abgegeben hat, obwohl ihm nachgewiesen wurde, daß das Gutachten einer Kabinettsorder Wilhelms I. zuwider und darum falsch ist.

Daß die Duellsitte wipfeldürr wird und abstirbt, ist ein natürlicher Prozeß fortschreitender politischer und sozialer Kultur; aber nur dann, wenn die Herren in hohen Aemtern, die sich nicht

mehr schießen wollen, sich zu sehr strengen Grundsätzen der Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit gegen diejenigen bekennen, über die sie zu urteilen oder mit denen sie amtlich zu handeln haben. Diese Strenge ist aber in dem Verfahren gegen Hüger so oft und schwer verletzt worden, daß man feststellen muß: Das Ergebnis aller Prozesse ist kein Ruhm für die Militärverwaltung, sondern weit eher für den Mann, der nun nach jahrelangem, mit immer steigender Besonnenheit und Ruhe geführtem Kampfe zu dem letzten Mittel des Standes griff, dem er mit Ehren angehört hat.

Wenn Oberst Hüger als ein Siebzigjähriger, geehrt von allen, die den Vorzug haben, ihn zu kennen, nun die Waffen niedergelegt, um den Abend seines Lebens in Ruhe zu verbringen, so darf er die Gewißheit mitnehmen, daß auch sein Kampf nicht vergebens gewesen ist.

In diesem Kampfe sind viel mehr Breschen in die Festung militärischen Zwanges über das bürgerliche Leben gelegt worden, als man äußerlich jetzt schon bemerken kann. Wie wir alle für die Zukunft arbeiten, so hat auch Oberst Hüger es getan und non sine gloria!





Aus: Salve Regina.*)

Von Pedro Ilgen.

Mir ist's, als schritte ungesehn
Ein Engel durch das stille Haus,
Ich höre seines Kleides Wehn
Und weiß es nicht, wie mir geschehn,
Ich brech' in Tränen aus.

Das war so seltsam, heilig, hehr,
So eigen es mich überkam,
Als ob er bei der Hand mich nahm
Und führt mich übers Meer.
Das war so schön, so wundersam,
Ich freute mich so sehr.

Er führte mich zur Stätte hin,
Wo ich geträumt den Kindestraum,
Wo ich beim hellen Weihnachtsbaum
Ein Kind gewesen bin. —

— — — — — — — — — —

Der Engel lächelt: „Glaubst's wohl kaum,
Daß Mütterlein ich bin?"



*) „Salve Regina", „Ein Buch der Liebe". Verlag von Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag, Bonn.



Unterhaltender Teil.

Der Waldpfarrer am Schoharie.

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich Mayer.

(Fortsetzung.)


Viele Jahre sind verstrichen, seitdem ich das vorige Kapitel schrieb. Neue Ereignisse bewogen mich, die alten Papiere wieder einmal durchzulesen, und dabei durchlebte ich deren Inhalt noch einmal.

Wie hat sich am Shoharie alles verändert! Selbst mein Titel Waldpfarrer will nicht mehr recht passen. Im Tale ist der Wald verschwunden, die Pechner sind hinweggezogen, nur die „Lumber Camps" mit ihrem wüsten Treiben sind noch auf den Bergen. Die Wildnis ist durch den Fleiß der Bauern in ein Paradies verwandelt worden.

Auch die Neider sind zurückgeblieben und haben uns viel Schweres zugefügt! Ich habe in meinen alten Tagen noch eine Familie um mich bekommen, dieser bin ich die Fortsetzung meiner Geschichte schuldig.

— — — — — — — — — — — — —

Zwischen den Engländern und den Franzosen ist der Krieg ausgebrochen. Schon etlichemal befürchteten wir den Einfall der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Indianer. Wilde Gerüchte bringen ins Tal über allerlei Greueltaten, welche die Wilden verübt hätten. Es ist eine böse Zeit, in der wir leben.

Um so mehr erfreute mich im Frühjahr ein Besuch meines Freundes Konrad Weiser.

„Sie sind ein Fremdling in meiner Hütte," rief ich und schüttelte ihm beide Hände.

„Glaub's wohl, Herr Pfarrer, aber ich bin auch fremd bei den anderen Freunden und Bekannten im Tale, fremd sogar in meinem eigenen Hause."

„Sie sind doch kein Kain geworden, unstet und flüchtig auf Erden?"

„Beinahe bin ich's, nur ist's ein besserer Geist, der mich in die Wälder treibt."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Ich will, ich will, aber ich habe zuerst eine Bitte an Sie. Drüben in den Catskillbergen habe ich noch einen alten Bekannten, dessen Weib krank ist; ich glaube wahrhaftig, sie ist besessen. Nun möchte ich gerne, daß Sie diese Kranke besuchen würden. Ich habe zwei Pferde mitgebracht, wenn wir gleich in den Sattel steigen, erreichen wir das Lumber Camp noch vor Nacht."

Rasch steckte ich etliche Medikamente zu mir, sowie das neue Testament, und in kurzer Zeit trabten wir das Tal aufwärts, den Bergen zu, welche aus der Ferne zu uns herüberwinken.

„Unstet ist freilich mein Leben," begann endlich Weiser. „Ich bin auch darin meinem Vater ähnlich. Was hat der Mann nicht alles erduldet? Man kann's fast nicht glauben, daß ein Mensch so viel durchmachen kann. Friede seinem Andenken! Sein Lebensabend, den er bei mir verlebte, war schön und milde, wie der Sonnenuntergang an einem gewitterreichen Sommertage. Er ruht neben der kleinen Kirche, die auf unserer Farm erbaut wurde.

„Mir, seinem Sohne, geht es nicht viel besser! Der Streit der Völker läßt mir keine Ruhe. Der Gouverneur will, daß ich schlichten soll."

„Ist es nicht wunderbar," sagte ich darauf, „daß wir selbst hier, am Ende der Welt, in den Streit der Völker hineingezogen werden? Von Deutschland sind wir nach dem Schoharie geflohen, um unter anderem den Erpressungen und Plünderungen der Franzosen zu entgehen, und nun haben wir von dem deutschen Nationalfeind

womöglich noch grausamere Ungebühr zu erdulden."

„So ist es," sagte Weiser, „der Mensch kann sich nun einmal nicht den höchsten Interessen und Kämpfen seiner Zeit entziehen. Die Menschheit bildet ein Ganzes. Darum, Herr Pfarrer, lehrt die Kirche die Existenz der Erbsünde. Fehlt ein Teil, so trifft die Strafe das ganze Volk. Wie die Glaubenskriege der Reformation am St. Lorenz und St. John ihren Wiederhall fanden, so werden die deutschen Bauern in der Ansiedlung in den Kampf gegenwärtig verwickelt, wodurch, wie ich hoffe, für immer die Franzosen von den Germanen aus derHerrschaft Amerikas vertrieben werden."

„Dann sollte man auch nicht mehr vom wilden Westen reden, denn wir stehen der Kultur so nahe wie Paris, London oder Berlin," antwortete ich.

„Vor Preußen habe ich allen Respekt. Dort ist ein junger Fürst auf den Thron seiner Väter gestiegen, Friedrich II., und hat Heldentaten vollbracht, wodurch der Deutsche wieder Vertrauen in seinen Stamm und die Zukunft seines Volkes fassen darf."

„Gott gebe es! Aber ein Sieg preußischer Waffen tut's noch nicht,wir brauchen eine deutsche Literatur, wir müssen ein Volk werden, das Geist und Gedanken hat, wenn wir andere Völker leiten wollen."

„Wohl! Aber auch davon haben wir Anzeichen. Ich war über dem Christfest in New York, da nahm mich der Gouverneur in ein Theater oder etwas ähnliches. Es wurde die ganze Geschichte gesungen von dem Leiden und Sterben desHerrn. Ich habe geweint und gejubelt dabei. So schön muß es im Himmel sein. Da sang zuerst ein Mann: ‚Tröstet, tröstet mein Volk', dann nahm eine Frauenstimme das Lied auf, und wie sie an die Stelle kamen: ‚Uns ist ein Kind geboren', da fiel auf einmal der ganze Chor und das Orchester ein in das „Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst". Dann kam eine andere Stelle, bei der die Anwesenden alle aufstanden, und der Gouverneur erklärte mir, das sei das ‚große Halleluja'. Ich kann dieses Singen nicht beschreiben, aber ich habe nachts darauf nicht geschlafen. Ein deutscher Mann, namens Händel, habe diese Musik ausgedacht und aufgeschrieben. Er lebe heute noch in England. Da haben wir den Anfang zu einer deutschen Literatur."

„Wie denkt der Gouverneur über die Ansiedler?"

„Er ist ein falscher Mann, ich traue ihm nicht. Freilich bin ich in seinem Dienst, weil er mich gebraucht als Unterhändler mit den Indianern. Ich habe schon erwähnt, daß die Preußen mit den Franzosen einen Krieg führen. Aus irgend einem Grunde sympathisieren die Engländer mit den Deutschen. Deswegen ist der Krieg auch in Amerika ausgebrochen. Ich soll versuchen, die sechs Nationen der Indianer auf unsere Seite zu bekommen. Das hält schwer, weil die Indianer die Franzosen lieber haben als die Engländer. Die Franzosen mögen nicht arbeiten und nehmen den Indianern darum ihr Land nicht weg, wie Engländer und Deutsche das tun. Sie heiraten Indianerweiber und sinken mit diesen auf dieselbe Stufe hinab. Ich traue den Wilden diesmal nicht und habe dem Nikolaus Herchheimer geraten, das Pulver trocken zu halten. Denn es wird zum Kampfe kommen, ehe das Jahr um ist."

„Er ist ein tüchtiger Mann, der Herchheimer; wenn ich daran denke, wie er mir half, den ersten Altar zu zimmern, dann merke ich, daß ich alt werde."

„Vor dem Gouverneur haben wir zunächst Ruhe, denn er hat die Hilfe der Deutschen nötig. Sobald er aber siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, wird er uns wieder Schwierigkeiten machen. Warum jagen wir nicht Franzosen und Engländer aus dem Lande und regieren selber?"

„Ein großer Gedanke! Die Deutschen sind bereit ihn durchzuführen, aber wir sind zu schwach. Mein Gott, wenn ich das noch erlebte!"

„Wer weiß, was die Zukunft bringt? Doch wir müssen den Pferden die Sporen geben, sonst ereilt uns die Nacht, ehe wir ans Ziel gelangen!"

Schon von weitem bemerkten wir eine ungewöhnliche Aufregung auf den Bergen; Lagerfeuer brannten und gellend tönten Kriegssignale durchs Tal.

„Ist's ein Ueberfall, der uns droht?" fragte ich.

„Geben Sie dem Pferde die Sporen, gleich sind wir dort!"

Man hatte uns von den Bergen aus bemerkt. Ein großer, selbstbewußt auftretender Mann trat an Weiser heran und unterhielt sich mit ihm in englischer Sprache. Es war Sir William Johnson, der Mann, der, ohne es zu wissen, mir in Amerika die schwerste Enttäuschung bereitet hatte. Hunderte mit Flinten bewaffnete Bauern waren versammelt und immer noch strömten neue Ankömmlinge hinzu. Sir Johnson erklärte den Sachverhalt. Zwei Kinder sahen heute etliche bewaffnete Indianer durch den Schoharie schwimmen, welche dann mit lautem Geheul gegen ihr Haus gesprungen seien, worauf die Kinder zu ihren Eltern ins Feld flohen. Man fürchtete darum einen Ueberfall der Wilden, wie solche in letzter Zeit von verschiedenen Orten gemeldet worden sind. Während Johnson dieses erzählte, trat plötzlich ein Indianer unter den Bäumen hervor und redete Weiser an:

„Warum versammelt der weiße Häuptling seine Krieger und gräbt die Streitaxt aus dem Boden?"

„Rote Krieger sind über das Wasser gekommen mit dem Kriegsruf der roten Männer! Wir wollen den Frieden," antwortete Weiser.

„Nicht Krieger, arme Indianer, zu viel Feuerwasser, keine Streitaxt," erklärte der Häuptling.

Also betrunkene Indianer haben die Aufregung verursacht. Sofort löste sich die Spannung, unbändiges Gelächter und lauter Jubel brach aus. Aus dem Lumber Camp kamen die geputzten Weiber heraus und sofort begann unter dem leichtfertigen Volk ein ausgelassener Tanz.

Drinnen in einer Erdhöhle lag die Kranke, die ich besuchen sollte. Ich habe als Waldpfarrer mancherlei erlebt, aber diese Szene werde ich doch nie vergessen. Es war ein noch junges Weib, nicht ohne Schönheit, das sich da auf dem elenden Lager wälzte. Sobald die Kranke meiner ansichtig wurde, schrie sie wild auf: „Hier kommt der Pfarrer, helft mir, ich bin besessen, ich habe sieben Teufel, hier — hier — hier — sind sie!" Die Rasende packte mich krampfhaft am Arme und wollte, ich solle die sieben Teufel betasten. Hilf- und ratlos schaute ich mich um. Es war kein Mensch in der Höhle, die eine rauchende Fettlampe etwas erhellte.

„Mein Mann ist draußen," schrie sie, „der ‚Irish Murphy', juhe, das ist er, juhe, schon wieder, das ist seine Stimme, er tanzt mit den Weibern. Da sind die Geister, hier — hier" — sie riß ihr zerlumptes Kleid vom Leibe. „Verflucht, verloren — verflucht vom eigenen Vater! Hier — hier sind sie schon wieder. Herr Pfarrer, beten Sie, treiben Sie die Teufel aus!" Sie weinte und schluchzte; nach etlichen Minuten schlief sie vor Ermattung ein.

„Sie ist besessen!" Es war Weiser, der so sprach. Ich fragte ihn über das Vorleben des Weibes. Er wußte wenig. Als Knabe sei er mit dem Irish Murphy bei den Indianern gewesen. Der habe ihm einmal das Leben gerettet und er hätte aus Dankbarkeit ihm gerne einen Dienst getan. Darum habe er mich hierhergebracht.

„Sie ist ohne Zweifel besessen," schloß er seine Erzählung.

„Die Geschichten über Besessene in der Bibel in Ehren," entgegnete ich, aber ich glaube, wir haben es hier mit einer einfachen physischen Krankheit zu tun. Eine junge Mutter, vernachlässigt in der wichtigsten Stunde ihres Lebens, und deshalb eine Krankheit, welcher wirksam zu begegnen es im Walde bei uns kein Mittel gibt. Das kann nicht mehr lange währen und sie hat ausgelitten!"

Plötzlich fuhr die Kranke in die Höhe, schaute mich wild an und rief: „Sechs Teufel sind ausgefahren, aber einer ist noch hier — hier!"

Um sie einigermaßen zu beruhigen, simulierte ich Schwerhörigkeit, sie müsse darum langsam und laut mir ihre Geschichte erzählen, ehe ich ihr helfen könne. Das half; ruhig und verständlich erzählte sie:

„Mein Vater hat gemeinschaftlich mit einem reichen Manne ein Verbrechen begangen; um es zu verheimlichen, zwang der mächtige Mann meinen Vater zum Selbstmord. Unbemerkt war ich Zeuge des Herganges. Die beiden Männer stritten sich heftig, aber mein Vater unterlag; unter Flüchen und fürchterlichen Ver-

wünschungen starb er. Das Schreckliche verließ mich nie! Ich verlor allen sittlichen Halt. Erst sechzehn Jahre alt, lernte ich in New York den Irish Murphy kennen. In einer Schlägerei, der ich zusah, blieb er Sieger. Wie ich ihm meine Bewunderung zeigte, hat er mich gepackt: ‚Komm mit mir, ich habe zwei starke Arme und werde dich versorgen,' sagte er. Ich ging mit ihm in den Urwald, in diese Hölle. Der Fluch des Vaters — o mein Kind!" Sie sank wieder zurück.

Ich habe mit ihr gebetet und versprach, für ihr Kind zu sorgen. Sie schaute nach der Tür, ob ihr Mann nicht nach ihr sehe. Man vernahm sein Juherufen, wobei die Kranke jedesmal zusammenfuhr. Er kam nicht. Ich betete den Glauben und die Beichte; ihre Lippen bewegten sich. Sie wurde schwächer; ich segnete sie, indem ich ihr die Hände auflegte. Neben mir kniete Konrad Weiser. So starb sie.

Wir gruben neben der Höhle ein Grab, dann wickelten wir den Körper in ein Tuch und begruben ihn. Es war eine mondhelle Nacht.

Wie wir zurückkamen, war ihr Kind aufgewacht und weinte und verlangte nach seiner Mutter.

„Wie heißt du?"

„May!"

„Willst du mit mir gehen?"

„Ich will Mama," weinte sie.

„Deine Mama ist weit fort und wir gehen auch dorthin."

Ich schlug meinen Mantel um das Mädchen und hob sie auf mein Pferd. Die Tanzmusik war verstummt, am Boden lagen Betrunkene; wir ritten ohne Abschied von ihnen hinweg.

Nach einer Weile unterbrach Weiser die Stille:

„Herr Pfarrer, ich ziehe das Mädchen auf."

„Lassen sie es mir, ich bin ein Kinderfreund und will es behalten."

Wieder schwiegen wir und ritten rasch durch die Nacht hin.

„Wird der Irish Murphy morgen sein Weib vermissen?"

„Kaum."

Im Osten stieg die Morgenröte auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach einigen Tagen ritt Weiser nach seiner Heimat in Pennsylvanien. Den Sommer hindurch waren die Leute zu sehr mit ihrer Farmarbeit beschäftigt, als daß sie viel auf die Gerüchte achteten, welche von blutigen Kämpfen erzählten, die zwischen Franzosen und Engländern in Kanada stattgefunden hätten. Heiß und schwül war der Sommer und ich konnte das Gefühl der Unsicherheit nicht los werden.

Schon färbte der Herbst die Blätter, die Eichhörnchen sammelten früher als andere Jahre die Waldnüsse in ihre Nester: deutliche Vorzeichen eines rauhen Winters. Da trat ganz aufgeregt Jonathan Schmul eines Tages in mein Zimmer. Es litt ihn nicht im Stuhl. Auf- und abgehend in der Stube, sprach er:

„Wir sind verraten und verlassen. Die Rothäute sind im Anzug und was Jahrzehnte aufgebaut, wird in einer Nacht vernichtet und zerstört."

Ich machte Einwendungen: „Den Häuptling Brant habe ich gesehen im Lumber Camp. Sein Mund floß über von Versicherungen ewiger Freundschaft gegen Weiser und Sir Johnson."

„Is ein falscher Mensch, hat gelebt unter den weißen Leuten, gebraucht die Schulung der Europäer und die Verschlagenheit der Wilden gegen uns!"

Als ich weitere Zweifel äußerte, sagte Schmul:

„Sie wollen nicht glauben, was gesehen hat ein Jud' mit seinen Augen, sollen selber sehen und auch hören. Morgen Nacht halten die roten Teufel Kriegsrat, sobald aufgehen wird der Mond im Walde; müssen diesmal hingehen! Ich find' Weg und Steg und will sein Ihr Führer."

Auf seinem Gesicht waren zu deutlich die Sorgen um unser Wohlergehen zu lesen. Sollte der Mann sich getäuscht haben? Sicher ist sicher, ich gehe mit ihm.

Nördlich vom Mohawkfluß, manche Meile von der nächsten Ansiedlung entfernt, standen wir in der folgenden Nacht. Ueber dem Waldesdunkel lag ein leichter Herbstnebel.

Nur da und dort sah man durch den Nebel hindurch einen vereinzelten Stern am Himmel.

Die Stille unterbrachen die Eulen des Urwaldes. Es klang ihr Rufen fast geisterhaft. Mir bangte! Ob Schmul wirklich von Sinnen ist, wie manche Leute in der Ansiedlung behaupten? Im Dunkel einer Tanne stand er; nach vorn gebeugt, horchte auf jeden Laut. Ich trat neben ihn:

„Kein Mensch hier, man will uns narren!"

Blitzschnell legte er seine Hand über meinen Mund:

„Still, ein lautes Wort wird uns töten, sobald der Mond aufgeht," flüsterte er. Mit der Linken zeigte er nach der leichten Röte, welche am Horizont das Aufgehen des Mondes ankündigte, in seiner Rechten blitzte ein langes Messer.

Eine Viertelstunde vergeht, eben zeigt sich die Mondscheibe, da bewegt sich das Unterholz. Wie Schlangen schleichen geräuschlos gegen dreißig Gestalten über das Moos. Es waren bemalte, mit Adlerfedern geschmückte Mohawkkrieger. Sie stießen einen kurzen Laut aus als Gruß oder Erkennungszeichen. So weit von einer menschlichen Ansiedlung entfernt, halten es die Indianer für unnötig, Wachen auszustellen, zumal bei Friedenszeiten.

Eben war der Mond voll über dem Walde aufgestiegen, als schweigend ein Häuptling unter die Indianer trat. Eine große schlanke Gestalt, ein klein wenig nach vorn gebeugt, mit festgeschlossenen Lippen und unheimlichem Auge, stand er da, während die Indianer sich schweigend im Halbkreis lagerten. Prasselnd schlug jetzt eine Flamme über einem Reisighaufen empor und beleuchtete die ganze Gruppe. Kein Wort war bis jetzt gewechselt worden. Stumm schauten die Wilden auf ihren Häuptling. Es war Brant, der Häuptling, welcher jetzt das Wort ergriff. Er war nicht nur geistig der bedeutendste unter ihnen, sondern auch der beste eindruckvollste Redner. Seine Stimme zitterte, als er anfing.

„Der große Geist hat gesprochen, daß die tapferen Mohawks ausgerottet werden und kein Sohn aus ihrem Stamme seines Vaters Asche suchen solle!"

Bei diesen Worten, in welchen Religion und Patriotismus schlau verwertet waren von dem klugen Brant, sprangen die Indianer auf von ihren Sitzen; sie schlugen die Streitäxte gegen einander, die im Mondlicht grell aufleuchteten, und ihre Augen funkelten.

„Das ist der Spruch, den die Bleichgesichter ihren Kindern lehren und den ich gelernt habe auf ihrer Schule. Mein Herz ist hart geworden wie Stein, mein Arm stark wie Eisen. Wer soll ausgerottet werden, die Mohawks oder die Bleichgesichter? Wem gehört das Land, den Mohawks oder den Bleichgesichtern?"

Nun erzählte er die Leiden der Indianer, er nannte jeden Anwesenden mit Namen, rühmte ihre Heldentaten und die ihrer Väter. Seine Stimme wurde weich. Er sprach in jenem feierlichen Ton, der so leicht das Herz der Zuhörer ergreift. Die Indianer stöhnten!

„Was haben die Deutschen getan? Das Mohawk- und Schoharietal nahmen sie uns weg! Dort grasen ihre Herden auf dem Lande der Mohawks. Sie bauen große Wigwams mit den Bäumen, die den Mohawks gehören, sie holen die Fische aus unseren Wassern und Flüssen. Sie schmälern unsere Jagdgründe, sie drängen uns nach der untergehenden Sonne. Wir wollten ihre Squaws und ihnen geben unsere Squaws. Aber die Deutschen schüttelten die Köpfe. Sie wollen uns ausrotten! Nach den großen Seen der sinkenden Sonne treiben sie uns. Wollen die Mohawks dort sterben? Wer vergräbt die Asche ihrer Krieger?"

Aufs neue sprangen die Wilden in die Höhe und schlugen an die Streitaxt. „Mohawks hört," fuhr Brant fort, „was der große Vater von Kanada (Gouverneur des Königs Louis XV. von Frankreich) tun will. Ich war in seinem Wigwam und habe gegessen aus dem Teller seiner Squaw. Der große Vater schickt Krieger, Flinten und Pulver, auch Brot und Reitpferde. Dann überfallen wir die Bleichgesichter, töten sie oder jagen sie in die Wasser der aufgehenden Sonne (Atlantischen Ozean)." Er entwickelte seinen Plan. Sie wollten in die Täler schleichen, morden und plündern. Die Franzosen sind im Anmarsch.

„Ehe die Sonne zum sechsten Mal setzt, erfolgt der Kriegszug."

Schmuls Hand legte sich auf meine Schulter, er winkte mir, ihm zu folgen. „Sie beschließen den Einfall und stellen dann sofort Wachen aus, darum müssen wir beizeiten uns zurückziehen. Wir haben genug gehört."

Es galt nun die Ansiedler zu alarmieren. Schmul sollte nördlich vom Mohawk diese Arbeit besorgen, während ich durch das Schohartetal ziehen wollte. Besonders fiel mir die Aufgabe zu, Sir Johnson, den Vertreter der englischen Regierung, zu benachrichtigen, damit beizeiten Soldaten nach den Tälern geschickt wurden.

Das Herz klopfte mir doch, als ich in Johnsons Haus trat. Hier also waltete Katherine Weisenberg. Jeden Augenblick kann sie aus einer Tür treten und ich vor ihr stehen. Ein Sohn Johnsons — er mochte zwölf Jahre alt sein — , mit den Augen seiner Mutter, trat mir höflich entgegen und führte mich zu seinem Vater. Er litt an einem heftigen Gichtanfall und lag im Bett. Wie das Blut des Ritters kochte, wie er sich verwünschte, daß er gerade in dieser Zeit auf keinem Fuße stehen konnte! Auf der Stelle diktierte er einen Brief an den englischen General und fertigte in meiner Gegenwart den Boten ab, ihn nach Albany zu tragen, noch an demselben Tag. Dann befahl er, Herchheimer solle die zwei alten Kanonen auffahren lassen und sie südlich vom Mohawk aufstellen, bis Verstärkung durch englische Truppen erfolgte, mit diesen vereint dann den Mohawk überschreiten und die Feinde in ihrem Lager aufsuchen und angreifen.

„Wir wollen den roten Teufeln einen Denkzettel erteilen, daß ihnen nicht mehr lüstert nach unserem Gut," sprach er.

Er ist doch ein Mann von altem Schrot und Korn, dachte ich, als ich wegging. Seine Familie sei wohl; seine zwei Söhne traten herzu und gaben mir die Hand. Ihre Mutter aber zeigte sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Elternkämmerlein.

Ich hab' gebaut ins Herz hinein
Mir heimlich traut ein Kämmerlein,
Wo meine Eltern wohnen,
Wo Tod und Grab sie schonen.

Mein Vater schafft da wohlgemut
Wie einst, und wenn er frohsam ruht,
Dann läßt er sich Geschichten
Hochstaunend gern berichten.

Die Mutter lächelt süß und mild,
Ein sanftes, liebes Frauenbild,
Und weiß zu ihrem Rocken
Mit Märlein mich zu locken.

Hab' etwas Rechtes ich vollbracht,
Da sagen sie: „Hast's gut gemacht!"
Und bei des Unheils Bränden:
„Es wird sich wieder wenden."

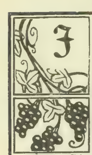
So kehr' ich oft und gerne ein
In dies mein Elternkämmerlein;
Ob Freud' ob Sorgen walten,
Wird Zwiesprach' traut gehalten.

Drum sind die Eltern mir nicht tot.
Sie leben mir in Glück und Not,
Bald Lust mit mir zu teilen,
Bald Wunden sanft zu heilen.

Konrad Ettel.

Die gelbe Gefahr.

Humoreske aus dem Soldatenleben von R. Boddenhusen.



Im Regimentsbüro stockten heute die Geschäfte. Sergeant Batschko war schon zweimal zurückgewiesen worden, als er versucht hatte, mit der Unterschriftenmappe in das Zimmer des Kommandeurs einzudringen. Das zweite Mal war man ihm sogar grob geworden. Er solle sich zum Deibel scheren, hatte der Oberst gesagt. Dabei war es ein gutes, durch Ueberlieferung und Gewohnheit geheiligtes Recht des Sergeanten Batschko, vormittags zehn Uhr die ersten Unterschriften einzuholen. Um zehneinviertel Uhr war seine Frühstückszeit — und danach hatte er reichlich zu tun, mittels einer sinnreichen Kombination von Klatsche und Leimrute die Fliegen wegzufangen, die ihn bei der Arbeit beunruhigten.

Jetzt war's halb elf. Die Ordonnanz, die mit der großen Postmappe antrat, schnauzte Sergeant Batschko nun seinerseits an, sie solle sich zum Deibel scheren. Zwischendurch kontrollierte er begehrlich den Belag seiner riesigen Klappstulle, die schon aufgewickelt in der Schublade lag, und fing aus freier Hand — blos durch ein paar rasche Griffe in die Luft — zwei Brummer. Das machte Uebung.

Im Allerheiligsten aber schritt Oberst von Riegersdorff immer noch sinnend hin und her, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das Haupt sorgenvoll geneigt.

Die militärische Laufbahn ist ja nicht arm an unterschiedlichen Ueberraschungen, und wenn man länger als dreißig Jahre den Flamberg geschwungen hat, dann ist man gegen alles Verwunderliche so ziemlich abgehärtet.

Der vorliegende Fall aber....

„Sehn Se mal, Heinstätten," wandte sich der Oberst nach längerer Gesprächspause an seinen Adjutanten, „ich hab' ja garnichts dagegen, daß Ausländer zu uns kommen und was lernen. Das hat sogar was für sich. Die Kanaken werden dadurch zu einer gewissen Kultur, insonderheit zu einer geordneten Kriegsführung erzogen. Nachher, wenn man den Kerlen vielleicht mal selbst aufs Leder knieen muß, kommt einem das zugute. Man wird nicht skalpiert, die Verwundeten werden nicht abgemurkst und die Toten nicht gefressen. Aber daß die hohen Götter ausgerechnet gerade uns hier solch einen Kerl an den Frack hängen, das ist mir unverständlich. In einer Festung haben meines Erachtens Ausländer nichts zu suchen. Dafür gibt's doch in Berlin und Umgegend Regimenter genug, die den Exotensport treiben. Sagen Se — wie heißt der Fritze eigentlich, der uns angedroht ist?"

Oberleutnant v. Heinstätten ließ die Monokelschnur, an der er nachdenklich gespielt, fahren und griff nach einem großen, amtlich aussehenden Schreibebrief. „Der Herr heißt — — heißt — Prinz Yumashi Tululaki."

„Um Gotteswillen!" stöhnte der Oberst, indem er sich verzweifelt hinterm Ohr kratzte.

„Tulululu-laki. Und ein Prinz ist der Mensch auch noch? Steht das wirklich so da, Heinstätten? Ein richtig gehender Prinz? Man kann nämlich in der Richtung gar nicht vorsichtig genug sein — wissen Se. Es gibt selbst in Europa Gegenden, wo jeder bessere Hammeldieb sich so nennt."

„In diesem Falle scheint's in Ordnung zu sein, Herr Oberst. Die Brigade selbst gibt ihm das Prädikat Durchlaucht und betont, daß höheren Orts auf eine wohlwollende Behandlung in dienstlicher und gesellschaftlicher Beziehung Wert gelegt werde."

„Na — dann können wir ja Ehrenkompagnie aufstellen," knurrte der Oberst verbissen. „Oder die Stadt pumpt uns einen Satz weißgekleideter Jungfrauen. Das ist ihm vielleicht noch lieber. — Nee, Heinstätten — je länger ich über den Segen nachdenke, desto ekliger wird mir. Namentlich wenn man so in die Einzelheiten geht. Wo stecken wir den Kerl überhaupt hin?"

„Da der Prinz regulären Dienst tun soll, dürfte es sich empfehlen, ihn dem dritten Bataillon zuzuweisen. Da sind momentan zwei Ba-

kanzen. Außerdem spricht Herr Major v. Kolster perfekt Englisch und Französisch."

„Meinen Se? Aber wenn der Asiate weder Englisch noch Französisch, noch Deutsch und blos Kanakisch kann?"

„Das ist wohl kaum anzunehmen, Herr Oberst. Dann hätten wir den Herrn schwerlich bekommen."

Oberst v. Riegersdorff nickte. Er war seinem Adjutanten dankbar für jeden Lichtblick in dieser Bedrängnis. „Das sollte man ja meinen," sagte er erleichtert. „Aber mit dem Major Kolster ist das so 'ne Sache. Der ist höllisch scharf im Dienst, und ob jemand Prinz ist oder von einer hinterpommerschen Klitsche stammt, ist ihm bei seinen Offizieren ganz egal. Gehört sich auch so. Hier aber hat das seinen Haken. Solche Fremdlinge stellen sich doch immer unbeholfen und dämlich an oder wollen ihre Landessitten auf unsere Verhältnisse übertragen — was natürlich nicht geduldet werden darf. Schließlich spunnt mir der Major den Jap ein — und ich sitz drin mit dem Wohlwollen."

„Wenn der Herr Oberst vielleicht mit dem Herrn Major Rücksprache nehmen wollten."

„Das werde ich natürlich tun, lieber Heinstätten. Und Sie können mal im Casino ein bißchen Stimmung machen, namentlich bei den jungen Dachsen, daß sie mit der gelben Durchlaucht kein Schindluder treiben. Wer den Mann veräppelt, schmückt auf drei Tage sein Heim — verstanden! Es wird mir ja 'n bischen schwer, denn im Grunde kann ich es den Herren nicht verdenken, wenn sie sich scheckig lachen. Die Leute sehen doch alle 'n bißchen den Gorillas ähnlich. Und stelle sich einer so 'nen Menschen in der Uniform eines königlichen preußischen Leutnants vor! Können Sie sich da 'n Bild 'von machen?"

„Herr Oberst, ich habe mal in Kiel einige Japaner gesehen — die machten sich recht manierlich."

„In Kiel! Das ist doch ganz was anderes. Das waren Mariniers. In so ein Halbzivil können Sie ein Känguruh stecken, und da ist noch nichts verdorben. — Was ich sagen wollte, Heinstätten — ob der Mann auch bei uns gebratene Regenwürmer und faule Eier verlangen wird? — Sie lachen, Kindchen! Die Sache ist aber doch verdammt ernst!"

„Verzeihen Herr Oberst. Habe aber bisher nur von Chinesen gehört, daß sie solche Delikatessen bevorzugen."

„Na, das ist doch egal. Rasseneigentümlichkeiten in der Fütterung sind nicht immer an Grenzpfähle gebunden. — Und was solche Leute trinken, davon haben Sie wohl keine Ahnung, Heinstätten — he?"

„Ich wüßte nicht, daß das was Besonderes!"

„Wüßte nicht! Wüßte nicht!" polterte der alte Herr. „Wozu sin Se denn auf Kriegsakademie gewesen, Menschenskind! Ich bin bloß ein gewöhnlicher Troupier und weiß, daß zum Beispiel die Samoaner von ihren Weibern eine Wurzel kauen lassen und aus dem Brei ein Gesöff bereiten, das Kowa heißt — oder so ähnlich. Die Botokuden wiederum bevorzugen Palmwein, mit dem sie sich auf ihren Tanzvergnügen die Nase begießen. Und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auch die Japaner —"

„Herr Oberst meinen vielleicht Raki."

„Sehr richtig! Was ist denn das eigentlich — Raki?"

„Ein aus Reis gebrannter Schnaps. Ich glaube aber, daß nur das niedere Volk in Japan ihn trinkt."

„Kenne sich einer aus bei diesen Japs! Jedenfalls soll der Casinovorstand dafür sorgen, daß Raki da ist. Und nicht zu knapp. Wissen Sie sonst noch ein bißchen was Japanisches?"

Der Adjutant hob die Schultern. „Mir ist von Kiel her noch ein Wort erinnerlich — banzai."

„Und das heißt?"

„Die Japaner wenden es recht häufig an. Es bedeutet so viel wie Prosit oder Hurrah, und wenn's jemand — mit Verlaub zu sagen — aufstößt, dann sagen sie auch banzai."

„Das ist ja ausgezeichnet! Dann wird dem Jap also Raki eingefüllt und dazu wird egal weg banzai gesagt. Es müßte doch mit dem Deibel zugehen, wenn wir nicht das gewünschte Wohlwollen 'rauskriegten. Ich verlasse mich im übrigen auf Sie, Heinstätten. — Batschko!!" rief er mit Stentorstimme durch die Tür, die er geöffnet hatte.

Der Sergeant ließ erschrocken den Rest seiner Stulle fallen, ergriff die Mappe und schoß, heftig an seinem letzten Bissen würgend, ins Zimmer.

Oberst von Riegersdorff unterschrieb, wie immer, im Stehen, heute aber so schnell und gedankenlos, daß er sein Abschiedsgesuch mit unterfertigt hätte, wenn es ihm dazwischen geschmuggelt worden wäre. Die drohende gelbe Gefahr nahm sein ganzes Denken in Anspruch.

Erst gegen Schluß der Arbeit, als der Sergeant die Mappe bereits am Zipfel hielt, um sofort damit zu verschwinden, besann sich der Oberst auch auf anderes.

„Am nächsten Mittwoch ist also die größere Uebung auf dem Mutzbacher Gelände. Den Plan gebe ich noch bekannt. Da können wir dem Jap gleich einmal zeigen, was altpreußischer Mumm ist. Und dann — — ehe ich es vergesse, Heinstätten — wenn Se heute Abend nichts Gescheiteres vor haben, dann trinken Se eine Tasse Tee bei uns. Die Annelies ist wieder da — unsere Zweitjüngste, wissen Se. Hat sich kolossal 'rausgemacht in den zwei Jahren Charlottenburger Pension. Bloß ein bißchen hintersinnig kommt mir das Mädel vor. Ob das unsere Kleinstadt ist — oder was? Bringen Se mal 'n bißchen Leben in die Bude, lieber Heinstätten."

* * *

Prinz Yumashi Tululaki war angekommen und bedeutete auf der ganzen Linie eine bodenlose Enttäuschung. Wenigstens in der Richtung der erwarteten exotischen Eigenarten. Er sah weder wie ein Affe aus, noch gab er sich als solcher. Der etwas vorlaute Fähnrich von Namerski stellte sogar unter der Hand fest, daß Oberleutnant Brettschneider vom ersten Bataillon viel japanischer aussehe wie dieser Prinz aus dem Lande der aufgehenden Sonne.

Durchlaucht sah eigentlich gar nicht leberkrank aus. Das kleine dunkle Schnurrbärtchen stand dem schmalen, aber ausdrucksvollen Gesicht recht gut. Und die Augen standen nur ganz unmerklich schräg. Dabei bediente er sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit eines großen, randlosen Einglases, und zwar ohne Notleine — was nicht einmal der Regimentsadjutant sich getraute.

Auch sonst versagte der Jap in all den Hoffnungen, die jugendlicher Uebermut auf ihn gesetzt hatte.

Er hatte überhaupt ein ganz merkwürdiges Lächeln: liebenswürdig und entgegenkommend, dabei nahm sich's doch immer aus, als wenn er sich über irgend etwas lustig mache.

So beispielsweise auch, als man ihm ein handliches Weinglas voll Raki reichte. Unter diesem Namen war das Getränk übrigens nicht aufzutreiben gewesen. Der Delikatessenhändler am Markt hatte aber geschworen, daß nur Arrak gemeint sein könne, der bekanntermaßen auch aus Reis gebrannt werde.

Der Japaner roch am Glase, lächelte sein Lächeln und reichte das Glas der Ordonnanz zurück. „Trinken Sie selbst!" sagte er kurz.

Der Casinoganymed zierte sich grinsend.

„Na — wird's bald?!" erinnerte der kleine exotische Leutnant in so echtem Gardeton, das alles überrascht aufhorchte und die Ordonnanz das scharfe Zeug mit Todesverachtung hinabschluckte. Die Augen quollen ihr heraus, daß man sie auf eine Knopfgabel hätte ziehen können.

Durchlaucht klemmte sein Glas ein, nickte dem Manne freundlich zu und bestellte eine Flasche Sekt. Später noch eine und noch eine — und bei diesem Getränk blieb er, bis auch die Seßhaftesten nach dem Bettzipfel schnappten und der dicke Graf Romrodt seiner Sinne so wenig mächtig war, daß er dem Japaner um den Hals fiel und ihn unter heißen Tränen seiner ewigen Freundschaft versicherte.

— — — — — — — — — — — —

Nach vierzehn Tagen war es eigentlich nur noch Oberst von Riegersdorff, der dem Fremdling mit unverhohlenem Mißtrauen begegnete. Und das um so eigensinniger, je weniger ein greifbarer Anlaß dazu vorlag.

Major von Kolster bezeichnete den Exoten als eins „schneidiges Kerlchen", was bei der geringen Begeisterungsfähigkeit des grimmen Bataillonkommandeurs ein Lob war, das von Mund zu Mund ging und auch dem Obersten zu Ohren kam.

„Meinetwegen," äußerte der alte Herr zu Heinstätten, der ihm das eben hinterbracht hatte. „Soll ja auch wahr sein. Hat sich bei der letzten

Felddienstübung ganz stramm gehalten. Und springen kann er wie ein Vierhänder. Ich hab' ihn da mit seinen zwei kurzen Beinen einen Graben nehmen sehen, vor dem mein alter „Stoßvogel" erst eine Anzahl Komplimente gemacht hat, ehe er zum Hopsen angekitzelt werden konnte. Und die Kommandos hat er auch weg — 'n bischen quäkig, aber forsch korrekt. Trotzdem, Heinstätten — oder vielleicht gerade deshalb — was will der Kerl eigentlich bei uns? Er soll schon als Siebzehnjähriger den Krieg in der Mandschurei mitgemacht haben. Also kann er doch schon was! Und da er auch unseren Drill weg hat, so frage ich: weshalb schleift er nicht in Yokohama oder Tokio seine schlitzäugigen Landsleute? Sehn Sie — das ist das Verdächtige. Hier steckt —" der alte Herr dämpfte die Stimme und machte geheimnisvolle Augen — „meines Erachtens etwas von der gelben Gefahr! Diese Japs sind eine ganz hinterlistige Bande — und passen Sie mal auf, es gibt noch einen Kladderadatsch!"

„Herr Oberst, bei den Protektionen und Empfehlungen, die der Prinz hat —"

„Lieber Heinstätten," unterbrach ihn der Kommandeur ernst und eindringlich, „unsere hohen Götter sind auch bloß Menschen, die oft erst schlau werden, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist. Es gibt da Exempel von Beispielen aus der Zeit vor sechsundsechzig und siebzig. Sie dürfen nicht vergessen, daß das hier eine Festung ist! Mehr sage ich nicht. Jedenfalls habe ich für meinen Teil schon genug, wenn ich den Kerl blos grienen sehe. Haben Se 'n schon einmal grienen sehn, Heinstätten? — Was da so alles drin liegt! ‚Ihr könnt mir mal für'n Sechser den Buckel 'raufsteigen' oder noch was anderes. Das ist in dem Grienen deutlich ausgesprochen."

„Dienstlich tritt das wohl nicht in Erscheinung, Herr Oberst."

„Das wäre auch noch schöner! Da würde ich Dorchläuchting die Karbonade scheuern, daß er Oel schwitzt. Ich lauer blos darauf! Und ganz unverständlich ist mir der Kultus, den die Frauensleute mit dem Menschen treiben! Die ganze hiesige Walkürenschaft ist rein aus der Tüte. Sozusagen vom gelben Fieber befallen. Auch meine Weiber scheinen davon schon angegangen. In den letzten acht Tagen war er nicht weniger als dreimal eingeladen. Ich habe nun aber 'nen Riegel vorgeschoben. Der Mann kommt zum Pekko wie jeder andere; alle sechs, acht Wochen — und damit Schluß! Das gesellschaftliche Wohlwollen geht doch nicht so weit, daß ich mich jeden dritten Abend von dem Kerl angrienen lassen muß! Und — unter uns, Heinstätten — ein scharfes Auge werde ich auf ihn haben, ein seeeehr scharfes Auge!"

* * *

An einem schönen Sonntag Morgen, um die Kirchzeit herum, ließ sich der Oberst mit allen Anzeichen von Eile und starker Erregung bei seinem alten Freunde und Kriegsschulkameraden, dem Festungskommandanten Generalmajor v. Deckart melden.

„Na, Riegersdorff, was gibt's? Du siehst ja aus, als wenn Du gelaufen wärst wie 'n Rennpferd. Nimm mal 'nen Stuhl und verpuste Dich."

„Herr General, ich habe eine dienstliche Meldung," schnaufte der Regimentschef.

„Eine dienstliche. So. Na — dann erlaube mal, daß ich mir erst den Rock zuknöpfe. — Was wünschen Sie also, Herr Oberst?"

„Melde gehorsamst, daß der Leutnant Prinz Yumashi Tululu — — verflucht nochmal —"

„Laß man, Riegersdorff. Mach keine Zungenwurst. Ich weiß schon, wen Du meinst. — Also, was ist mit dem Leutnant, Herr Oberst?"

„—daß der Leutnant seit einiger Zeit sich in sehr verdächtiger Weise für die Fortifikationen dieses Platzes interessiert!"

„Was?"

„Jawohl, Herr General. Er ist wiederholt beobachtet worden, daß er zu verschiedenen Tages- und Abendstunden in Uniform sowohl wie in Zivil in den inneren Glacis sich bewegt, das Gelände mittels Karten recognosziert und sich vielfach Notizen macht."

„Hm,— — sag mal, Riegersdorff, bist Du gestern nach unserem Skat noch weiter gegangen?"

„Herr General —"

„Ach so — wir sind ja dienstlich! Na, dann entschuldigen Sie, Herr Oberst. Im übrigen bemerke ich, daß Sie eben einen großen Hammeltalg zusammengeredet haben, Herr Oberst. Der Prinz ist zur Zeit Leutnant im Fußartillerieregiment König Alfred und hat als solcher in seiner dienstfreien Zeit die Berechtigung, spazieren zu gehen, wo er will. Auch Notizen machen kann er sich, wo er will. Und wenn er sich verlaufen hat, steht ihm das Recht zu, diese Tatsache auf der Karte festzustellen — sogar mittels Kompaß, wenn er will. Was also wollen Sie da eigentlich, Herr Oberst?"

„Ich mache darauf aufmerksam, Herr General — der Mann ist Japaner! Ich mache weiter darauf aufmerksam, daß er heute, vor etwa einer halben Stunde, auf dem Fußwege durch den Birkbusch nach Fort 1 gegangen ist — mit einem photographischen Apparat!"

„Alle Wetter, was meinen Sie wohl, was er da knipsen wird? Die beiden Kugelpyramiden, die dort von anno 1802 stehen? Oder die Schießscharten? Oder den alten Ziegenbock, der dort weidet? — Alter Junge," fügte der General gemütlich hinzu, indem er die Linke auf die Schulter seines Freundes legte und mit der Rechten seinen Uniformrock wieder undienstlich machte, „wir werden alt und wunderlich. Aber verdreht braucht man doch nicht zu werden. Daß Du die fixe kleine Quitte nicht ausstehen kannst, weiß ich. Eine Aversion darf jedoch nicht in Unvernunft ausarten. Unsere Festung ist hier doch sozusagen schon auf Abbruch verkauft — nicht wahr? In ein paar Jahren steht vielleicht bloß noch der Storchenturm und zeugt von verschwundener Pracht. Wer also hätte da noch ein Interesse, unsere Burg zu durchschmökern! Und ausgerechnet die Japse!! Meinst Du wirklich, daß die hier plötzlich erscheinen und mir den Hausschlüssel abverlangen werden?"

„Das ist Unsinn!" begehrte der Oberst ungeberdig auf. „Jedenfalls ist es unsere und ganz speziell Deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, den Ausländern auf die Finger zu passen!"

„Auch wenn es sich um einen Offizier Deines Regiments handelt?"

„Auch dann. Der Kanake drückt sich übrigens wieder in Zivil 'rum — wofür ich ihn noch gesondert bei den Hammelbeinen kriegen werde."

„Das ist Dein gutes Recht. Alles andere aber ist eine Ausgeburt des schlechten Punsches, den wir gestern Abend genossen haben."

„Ich bestehe aber darauf, daß Du der Sache nachgehst."

„Geh Du ihr lieber nach, Riegersdorff. Blamiere Dich so schön Du kannst— und nachher erzähle mir, wie's gewesen ist."

„Du willst also nicht?"

„Nein — zum Donnerwetter nochmal!" schnauzte der General nun auch gereizt.

„Deckart," mahnte Oberst von Riegersdorff mit einer Eindringlichkeit und erzwungenen Ruhe, die etwas Unheimliches hatten, „vergiß nicht, daß der Jap einen photographischen Apparat bei sich führt. Das Photographieren im Bereiche der Festungswerke ist verboten — unter allen Umständen verboten!"

„Na, schön! Damit Du Ruhe kriegst und ich auch, werde ich nach Fort 1 telephonieren und Acht geben lassen. Da der Prinz in Zivil ist, mag der Wachthabende sich dämlich stellen und ihm den Knipskasten abnehmen. Bist Du nun zufrieden?"

„Vorläufig ja."

„Dann geh jetzt zu meiner Frau und sage ihr guten Tag. Aber erzähle nichts von den acht Mark siebzig, die ihr Buschräuber mir gestern im Skat abgeknöpft habt. Und auf Seine Durchlaucht darfst Du auch nicht schimpfen. Sie liebt ihn."

— — — — — — — — — — — — —

Durch die dichten Laubkronen, die ineinandergreifend die lauschigen Wege des Glacis überwölbten, warf die Sonne vereinzelte Lichter. Wo sie das Unterholz und die hochwuchernden Farnen trafen, blitzten die an den Blattspitzen hängenden letzten Tautropfen wie Diamanten. Auch der Kristallknopf an dem Sonnenschirm eines schlanken Mädchens funkelte hier und da in dem zitternden Lichterspiel auf.

Die junge Dame wandelte am Arme des japanischen Prinzen — hingebend und vertraulich, aber mit einem ernsten, nachdenklichen Zug

im Gesicht, den Prinz Yumashi durch drollige Bemerkungen nur selten zerstreute.

„Du spottest meiner Sorgen," sagte sie schmollend. „Aber es wird ganz unmöglich, daß wir uns hier öfter treffen. Bedenke, was auf dem Spiele steht. Wenn uns jemand sieht, sind wir verloren."

„Nicht doch. Dann sind wir gefunden," scherzte der Prinz. „Die deutsche Sprache ist eine verwickelte Sprache, darling. Man sagt damit so viel Umzukehrendes. Aber sei nicht böse. Ich meine, wenn wir sind hier gefunden, sind wir doch nicht verloren, wenn wir werden sehr glücklich sein — uns heiraten müssend."

„Nicht auf dem Wege eines Eklat! Um Gotteswillen nicht, Yuma!"

„Was ist — — dieser Eklat?"

„Ein öffentliches Aufsehen, Liebster, das mit übler Nachrede verbunden ist."

Der Japaner schüttelte lächelnd den Kopf. „Nicht bloß Eure Sprache ist verwicklicht. Auch ihr selbst. Aber das ist die große Kultur. Die Menschen werden immer besonderlicher bei eine große Kultur. Zu Hause in Osaka steht vor dem Nipongtor ein groß-riesiger Garten mit viele Tausend Kirschbäumen und Mandelbäumen. Und wenn zwei Leuten sich lieb habend, der Vater sagt: Nein, und die Mutter und die Tantens alle zusammen sagen: Nein — dann warten die zwei Leuten, bis die bunte Lampen an alle Türen hängen und die Kinder Pfirsichblumen im Haar tragen und in dem Garten am Nipongtor alles weiß ist und rosarot von Blüten. Dann gehen da die zwei Leuten heimlich hinaus und stellen sich unter einen Kirschbaum von viele, viele Jahr, wo alle Menschen vorbeispazieren zum Frühlingsfest und den Baum ansehen. Auch der Vater und dieMutter und alle Tantens kommen. Und diese, die zwei Leuten dort sehend, werden gerührt sagen: Sie sollen sich heiraten zusammen, weil ihre Liebe ist größer als ihre Furcht vor uns und vor den Menschen. Und die Mutter schüttelt den Baum, und es fallen viele weiße Blüten auf die zwei Leuten — und sie sind geheiratet."

Er legte den freien Arm um ihre Taille — in dem anderen hielt er eine Camera mit Stativ — und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

Errötend entwand sie sich ihm und schaute verstört um sich. Sie ordnete das krause Blondhaar und rückte ihren Hut zurecht. Dann raffte sie leicht die Falten des weißen Kleides und schritt voran.

„Komm! In längstens einer Viertelstunde muß ich fort. Drüben auf dem Wall ist wohl das beste Licht, wenn Du noch eine Aufnahme machen willst."

Auf dem Wall angelangt, erstiegen sie eine kleine Anhöhe. Der Prinz baute seinen Apparat auf. Die Wahl der Stellung überließ er der jungen Dame. Sie hielt sich im Schatten einer Kastanie. Die Augen groß und sehnsüchtig in die Ferne gerichtet — als sehe sie den blühenden Wundergarten vor dem Nipongtor in Osaka.

Eben hatte er abgeknipst, als eine Patrouille herankeuchte, den Apparat mit Beschlag belegte und beide festnahm.

— — — — — — — — — — — —

Gegen Mittag betrat Generalmajor von Deckart das Arbeitszimmer seines Freundes Riegersdorff und warf sich erschöpft in den nächsten Sessel.

„Hast recht gehabt, mein Junge," druckste er eigentümlich belegt hervor. „Die Sache ist brenzlig, außerordentlich brenzlig!"

„Ha — !" triumphierte der Oberst, indem er sich erwartungsvoll von seinem Schreibtisch erhob.

„Jawohl, der Apparat ist konfisziert und sein Träger verhaftet worden — — mit einer Dame, die sich in seiner Gesellschaft befand."

„Mit einer Dame?" hauchte Riegersdorff aufs äußerste gespannt. „Die natürlich auch der Spionage verdächtig ist?"

„Das glaube ich weniger. Aber Du kannst Dir ja die Aufnahmen mal ansehen."

Oberst Heino Balthasar von Riegersdorff besah das eine, das andere und das dritte Bild. Dann rieb er sich die Augen und trat dichter an das Fenster, um die Besichtigung in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. Schließlich zerrte er unter dem Uniformrock einen verbogenen Klemmer hervor, ein Alterszeichen, das noch niemand bei ihm gesehen, da er sich dessen nur

im höchsten Notfall und in völliger Weltabgeschiedenheit zu bedienen pflegte.

Nachdem er das Glas auf die Nasenspitze gedrückt und nochmals die Bilder betrachtet, setzte er zu einer Mundsperre ein. Und diese hielt an, als er sich mit großen, runden, entgeisterten Augen dem Freunde zuwandte.

Dieser schmunzelte aus allen Gesichtsfalten. „Na — was sagst Du zu dieser photographischen Leistung? Alle Achtung, was? Unter Bäumen und doch diese feine Lichtverteilung!"

„Deckart, ich lasse mich fressen, wenn das nicht Annelies ist!"

„Ganz meine Meinung. Und gut getroffen ist sie. Sehr gut — "

„Und das sind die Platten, die dem Jap abgenommen wurden?"

„Die nämlichen. Daß beim Fort getypt worden ist, kannst Du auf Nummer zwei deutlicher sehen. Da posiert Fräulein Annelies an einer der Kugelpyramiden. Und hier an der Kastanie auf den Enceinte. Macht sich reizend — das Bildchen! So poetisch, so lenzlustig, so —"

„Aber ich bitt' Dich um tausend Pfund Mondschein," stöhnte der Oberst fassungslos, „wie kommt mein Mädel in den Apparat?"

„Hienieden geht alles natürlich zu. Auch dafür gibt es eine Erklärung — sogar eine schriftliche. Aber setz Dich erst mal nieder. Du bist schon ein bißchen klapperig und könntest Dir weh tun, wenn Du umfällst. So. Nun klemm Dir wieder Dein Fernrohr auf und lies diesen Zettel."

Der Oberst tat mechanisch, wie ihm geheißen. Jedes Wort murmelte er langsam und halblaut vor sich hin, als müßte er es erst aus einer fremden Sprache übersetzen: „Lieber, guter, einziger Onkel Deckart, komm — ich flehe Dich an! Komm gleich nach Fort 1! Die Soldaten haben uns eingesperrt — mich und den Prinzen Yumashi, mit dem ich seit länger als einem halben Jahre heimlich verlobt bin. Bei Exzellenz Selling in Berlin haben wir uns kennen und lieben gelernt. O Gott — wie sehr! Er hat es durchgesetzt, in Papas Regiment zu kommen — bloß um mir nahe zu sein. Papa ist aber so hart und leidet's nicht, daß er uns öfter besucht, und da haben wir uns eben ein paarmal heimlich getroffen. Auch heute, wo Yuma mich aufnehmen wollte für seine Angehörigen in Osaka. Und nun haben uns diese entsetzlichen Menschen eingesperrt! Komm bloß schnell, lieber Onkel Deckart, und befreie ihn — ihn und Deine in Angst sterbende

Annelies v. Riegersdorff."

Als der Oberst das Blatt sinken ließ, bemerkte der General v. Deckart trocken: „Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir sagen, daß sie noch lebt und sich mit ihrem Yuma unter der Obhut meiner Frau ganz wohl befindet."

„Deiner Frau?"

„Nun ja. Nachdem ich die Arrestanten befreit hatte, habe ich sie zu mir genommen, um Dir hier zunächst die Giftzähne auszuziehen."

„Das ist ja ein Skandal!"

„Noch nicht. Aber es kann einer werden, wenn Du nicht vernünftig bist."

„Was soll ich denn tun, Menschenskind?"

„Das ist sehr einfach: Stiefel anziehen und segnen kommen. Die Droschke wartet unten. Deine Frau ist schon voraus — und wenn Du Dich nicht beeilst, segnet sie womöglich ohne Dich."



Amerika und die Religion der Zukunft.*)

Kulturvergleichende Fernsichten.

Von Adolf Harpf.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte und vielgereiste Schriftsteller Dr. Adolf Harpf ein sehr lesenswertes Buch, das man dem Titel nach leicht für ein religiöses Werk zu halten geneigt ist. Ein religiöses Werk ist das Buch aber nicht, denn es behandelt in erster Linie kulturelle Probleme, indem der Verfasser — sehr richtig — die Religion als von dem Kulturstande der Völker abhängig betrachtet. — Für Amerika sieht er die Zukunft vielleicht etwas zu schwarz, während er sie für Europa etwas zu rosig zu schauen scheint. Jedenfalls beurteilt er die Lage richtiger als viele andere Schriftsteller, die berufen oder unberufen sich mit derartigen Fragen beschäftigten. Ist das Werk auch nicht in dem schimmernden Stile des Geheimen Kommerzienrats Goldberger geschrieben, erscheint es auch nicht in dem prunkenden Gewande jenes Buches, so steht es der Wirklichkeit doch um ein gut Teil näher als jenes. Und wir stimmen dem Autor bedingungslos bei, wenn er sagt: „Das deutsche Schrifttum bietet eine ganze Reihe hervorragender Werke dar, die einzelne Seiten der nordamerikanischen Erscheinungswelt zu ergründen suchen. Nicht nur hat uns Baedekers Verlag das beste Reisebuch über „Nordamerika", — zusammengestellt von dem tüchtigen englischen Reiseschriftsteller James F. Muirhead, — in die Hand gelegt, — deutsche Reisende haben uns auch ihre Eindrücke von Land und Leuten aus den verschiedensten Gesichtspunkten geschildert, wozu einer der Unbefangensten, v. Unruh, richtig bemerkt, daß weder zu kurzer, noch zu langer Aufenthalt im Lande das Erfordernis der nötigen Urteilsfähigkeit bildet.

Ein lehrreiches Beispiel dieser letzteren Art scheint mir Hugo Münsterberg, der Verfasser eines umfassend angelegten zweibändigen Werkes über „Die Amerikaner" zu sein. Er versucht den Nordamerikaner volkspsychologisch zu ergründen, die kennzeichnenden Erscheinungen nordamerikanischen Lebens aus der amerikanischen Volksseele zu verstehen, — und alles verstehen heißt ihm zugleich — alles vergeben. So kommt er bei der Erörterung der Korruption, dieser bekannt schlimmsten Seite amerikanischen Parteilebens, zu dem merkwürdigen Schlusse, daß das sogenannte amerikanische Spoilsystem, jenes Beutesystem, wonach die im Wahlkampfe siegende Partei die einträglichsten Beamtenstellen des Staates als willkommene Beute an ihre Wahlmacher und Helfer, die bereits oben von uns gebührend gekennzeichneten „Bosses" verteilt, um sie damit für ihre Parteibemühungen schadlos zu halten, — keineswegs „unehrenhaft und verächtlich" sei. Ja es habe (nach Münsterberg) niemand ein Recht, die Berufs- und Geschäftspolitiker als charakter- und prinzipienlos zu verdammen, weil sie bereit sind, von der Partei, für die sie gearbeitet haben, lohnende Staatsstellungen anzunehmen. Kurz, „unsittlich sei diese Verbindung von Partei- und Beamtentum nicht"! — (Wenn ein Lehrer der heranwachsenden Jugend — Hugo Münsterberg ist bekanntlich Professor an der Harvard-Universität — einer solchen Weltanschauung huldigt, dann ist es allerdings nicht verwunderlich, daß die Korruption fortgesetzt blüht und stinkende Früchte zeitigt. — Prof. Münsterberg stand s. Zt. der deutschen Botschaft in Washington sehr nahe. Ob er auch dem gegenwärtigen Deutschen Botschafter in Washington, Grafen Bernstorff, sehr nahe oder überhaupt nahe steht, läßt sich aus den uns bekannt gewordenen Tatsachen nicht ohne weiteres folgern, wir geben uns aber im Interesse der Deutschen Botschaft und der guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche der Hoffnung hin, daß keine Beziehungen bestehen, wie sie früher unter den Vorgängern des Herrn Grafen von Bernstorff bestanden, denn wir entsinnen uns noch sehr deutlich schlimmer Vorgänge aus der Zeit vor etwa zehn Jahren oder etwas länger; überdies haben wir in dem gegenwärtigen Deutschen Botschafter in Washington einen Diplomaten kennen gelernt, der ganz gut ohne „Hilfe hinter den Kulissen" fertig werden kann. Die Schriftl.)

*) Verlag der k. k. Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubenberg zu Graz.

Der Verfasser des Buches nennt dann Herrn Professor Münsterberg „einen echten deutschen Philosophieprofessor". Hier müssen wir berichtigend einfügen, daß Professor Münsterberg allerdings ein deutscher Philosophieprofessor ist, insofern er in Deutschland (Danzig) geboren wurde, deutsche Schulen besuchte und der deutschen Sprache mächtig ist. Aber einen echten deutschen Philosophieprofessor möchten wir ihn denn doch nicht nennen, denn Herr Professor Münsterberg ist nicht germanischen, sondern semitischen Stammes. Als echter Deutscher kann doch nur Der gelten, der auch aus dem deutschen Volksstamme hervorgegangen ist, und dies trifft bei Herrn Münsterberg nicht zu.

Sehr richtig fährt der Verfasser dann fort: „Wer den echt amerikanischen Eigendünkel und die ganz unglaubliche Selbstanbetung seiner Brotgeber kennen gelernt hat, dem wird es von vornherein vollkommen ausgeschlossen erscheinen, daß ihnen der wohlbestallte Professor einer ihrer ersten Landesuniversitäten die volle Wahrheit ins Gesicht sagen könnte, selbst wenn er noch nicht durch allzulangen Aufenthalt im Lande seiner Wahl für die offenkundigen ethischen Minderwertigkeiten und Schäden des Amerikanismus unempfindlich gewesen wäre.

Aber allen, ob sie nun mit schwarzen oder rosa Brillen in die Welt der Gegensätze amerikanischer Wirklichkeiten schauten, fehlt bisher der Blick für das Rassenhafte in den Zügen der noch jungen und doch gerade in ihren kennzeichnenden Lebensäußerungen schon so greisenhaft erscheinenden Menschheit: Von ihren kritiklosen Bewunderern so gut, wie von ihren gänzlich absprechenden Verkleinerern und Verkennern hat noch keiner die volle Wucht erwogen, mit der sich die neuen Rassenzüge des Amerikanertums immer ungestümer Raum zu schaffen wissen.

Ja, Münsterberg nimmt in seiner Einleitung vorweg Stellung gegen alle rassenmäßige Erklärung und Ergründung nordamerikanisch-völkischer Lebensäußerungen. Er meint, solche Erklärungen führten überhaupt zu keinem Verständnisse, denn die Menschen müßten nicht nach ihren Ursachen erklärt, sondern aus ihren Zwecken begriffen werden, — als ob diese Zwecke selbst beim wirklichen Handeln der Menschen anders denn als Ursachen des Willens wirksam würden und in die Erscheinung träten, als ob endlich Münsterbergs zweibändiger Versuch, den Amerikaner nicht aus seinem Rassengehirne heraus erklären, sondern aus seinen Zielsetzungen verstehen zu wollen, überhaupt etwas anderes erreichen könnte, als besten Falles eine allerdings immer unzureichend bleibende Art von Erklärung des Tuns und Strebens der amerikanischen Menschheit.

Mit solch müßigen Spitzfindigkeiten und echt professoralen Wortklaubereien, — Schopenhauer würde sie „Windbeuteleien" genannt haben, — wie sie uns da der Philosophieprofessor von der Harvard-Universität auftischt, wird nichts anderes erreicht, als höchstens eine neue Abart für die vielerlei Bemäntelungsversuche der viele zwar unbequemen, aber gleichwohl offenkundigen Unzulänglichkeit aller Erklärungen menschlichen Wollens und Tuns, Denkens und Fühlens, sowie der Zielsetzungen, — oder was im Wesen dasselbe ist, — der bewußten Auswahl von Beweggründen oder Ursachen des Wollens aus anderen, wie rassepsychologischen Urgründen. Und eine neue Rasse, eine Menschenspielart ganz eigener Art, wenn auch nur eine Mischrasse aus allen europäischen und noch einigen anderen fremdblütigen Bestandteilen auf das Innigste durcheinander gequirlt, ist in Nordamerika in der Bildung begriffen."

Jeder, der sich für das Werden der amerikanischen Nation und die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem alten Vaterlande interessiert, wer logisch begründete Blicke in die Zukunft tun will, wird dieses Buch mit dem höchsten Interesse lesen. —

Fred. R. Minuth.



Bezugsstellen für den „Deutschen Kulturträger“ in Amerika.

New York, N. Y.: International News Company, 83—85 Duane Str.
Bernhard Klug, 227 East 49. Str.

Chicago, Jll.: Wartburg Publishing House, 623—633 Wabash Ave.

Aurora, Jll.: Chas. A. Walter, 671 Fourth Str.

Cincinnati, O.: Gustav Mühler, 1328—1330 Main Str.

Chillicothe, O.: Charles Albert Fromm.

Indianapolis, Ind.: Henry Sprengpfeil, 1103 Madison Ave.

San Francisco, Cal.: Gustav Schenk, 2007a Fillmore Str.

Los Angeles, Cal.: Valentin Bühner, 718 W. 43. Place.

Antigo, Wis.: Carl Ohlen.

Dubuque, Jowa: C. W. Katz.

Tacoma, Wash.: Emil Kliese, 2120 S. E Str.

Aberdeen, S. D.: W. Heynacher, 318 Citizens Bank Building.

Logansport, Ind.: John Day, Freie Presse.

Inhaltsverzeichnis

des zwölften Heftes der Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger“.



Wuenschenswertes Hoteleigentum

zu verkaufen.

Sommer- und Winter-Luftkurort in der ,,texanischen Schweiz", wunderschoene Gebirgslage, direkt an einem Bach und eine Meile von einem grossen fischreichen Fluss gelegen; 300 Schritt von einer Haltestation an einer soeben erst vollendeten Eisenbahn. Drei grosse, eingerichtete Hotelhaeuser mit 20 Zimmern. Ferner Haus fuer Kueche, Speisezimmer und Privatraeume, grosse Scheune, Wasserleitung ueberall, gutes und reichliches Wasser. Logier-Rate $30.00 per Monat und Person. Umfang des Geschaefts $10,000 per Jahr. Der Platz umfasst [illegible]00 Acker, wovon 75 Acker in sehr ergiebiger Kultur sind, weitere 75 können noch in [illegible]ld verwandelt werden; viel Holzland. Preis $17,000; $10,000 bar, Rest auf Zeit. Nachfragen sind zu richten an die ,,KULTURTRAEGER PUBLISHING COMPANY, Fredericksburg, Texas.